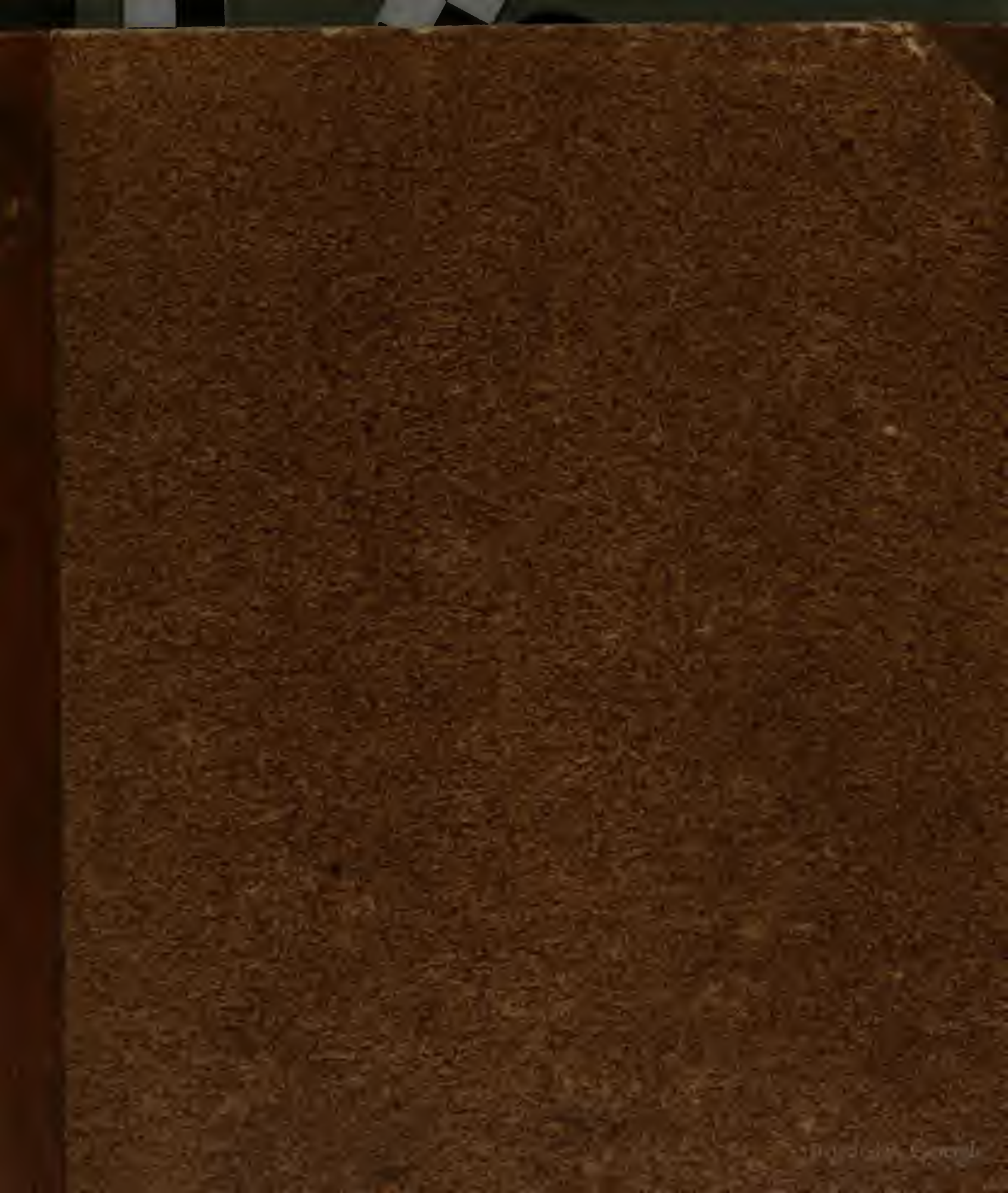

1 Eph Pol. Streit

39

Digitized by Google

<36604558400011

<36604558400011

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Streit der Kritik

mit den

Modernen Gegensätzen.

Mit Beiträgen

von

Bruno Bauer, Edgar Bauer, Ernst Jungnitz, Szeliga und Anderen.

Zweite Ausgabe.

Charlottenburg.
Verlag von E. Bauer.

In Commission bei Voigt und Fernau (Separat-Conto)
in Leipzig.
1847.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Inhalt.

Erstes Heft.

I. Neueste Schriften über die Judenfrage.

II. Schriften über den Pauperismus. Von Carl Reichardt.

III. Hinrichs politische Vorlesungen. Band I.

Zweites Heft.

I. Schriften über den Pauperismus. Von Carl Reichardt (Schluß).

II. Die Geheimnisse von Berlin.

III. Die deutschen Jahrbücher und Dr. Ruges Beschwerde.

IV. Die Romane der Verfasserin von Godwie Castle.

V. Oppermanns Göttinger gelehrte Anzeigen. Von Ernst Jungnitz.

VI. Carl Reichardt über das preußische Bürgerthum.

Drittes Heft.

I. Carl Reichardts Vertheidigung des ersten Bogens seiner Schrift: das preußische Bürgerthum.

II. Correspondenz von Zerrleder in Bern.

III. Die drei Biedermänner. Erstes Capitel.

Viertes Heft.

I. Jungnitz über Biedermanns deutsche Monatsschrift.

II. Die neuesten Schriften über die Judenfrage.

III. K. Kuttenberger über das Landwehrbuch.

IV. Jungnitz über Nauwerks Theilnahme am Staat.

V. Correspondenz aus Breslau von Emil Fleischhammer.

Digitized by Google

VI. Marheineke, die Reform der Kirche durch den Staat.

VII. Correspondenz aus Zürich von Hirzel.

VIII. Die drei Biedermänner. Zweites Capitel.

IX. Lied eines Schneiders. Von Fritz Berk in Charlottenburg.

Fünftes Heft.

I. Die drei Biedermänner. Drittes Capitel.

II. Bruchstücke aus dem Leben des Stubenmalers Koppe. (von Koppe.)

III. Correspondenz aus Zürich von Hirzel.

IV. Gustav Wachenhusen. An die deutschen Studenten (von G. v. Förster).

V. Union ouvrière. Par. Mme. Flora Tristan.

VI. Hinrichs politische Vorlesungen. Zweiter Band.

VII. Beraud über die Freudenmädchen.

VIII. Schlözer von Adolph Bock.

IX. Proudhon.

X. Miscellen.

Sechstes Heft.

I. Carl Reichardt über Preußens Beruf in der deutschen Staats-Entwickelung, und die nächsten Bedingungen zu seiner Erfüllung. Von C. Brüggemann.

II. C. R. über Katechismus für Wahlberechtigte Bürger in Preußen. Von Dr. A. Benda.

III. Gedicht von Fritz Berk.

IV. Herr Rauwerk und die philosophische Facultät. Von E. J.

V. Correspondenz aus der Provinz.

VI. Erkenntniß des Obercensurgerichts in Betreff der zwei ersten Bogen des Briefwechsels zwischen Bruno und Edgar Bauer.

VII. Die Zeitung macht frei und gleich.

VIII. Correspondenz von Zerrleder in Bern.

IX. Miscellen.

Mit diesen sechs Heften ist der erste Band abgeschlossen und der Preis desselben beträgt 2 Thlr. 20 gGr.

Digitized by Google

Inhalt.

Siebentes Heft.

I. Engliſche Tagesfragen. Von Julius Faucher.

II. Eugen Sue: die Geheimniſſe von Paris. Kritik von Szeliga.

Achtes Heft.

I. 1842.

II. Löſer, das Entwickelungsgeſetz des Zeitgeiſtes. Eine Einleitung in die Philoſophie der Geſchichte. Von Szeliga.

III. Was iſt jetzt der Gegenſtand der Kritik?

IV. Leben und Wirken Friedrich von Sallet's, nebſt Mittheilungen aus dem literariſchen Nachlaſſe Deſſelben. Herausgegeben von einigen Freunden des Dichters.

V. Engliſche Tagesfragen. (Fortſetzung. Lord Aſhley's Amendement.) Von Julius Faucher.

VI. Weimars Muſenhof in den Jahren 1772 bis 1807. Hiſtoriſche Skizze von Wilhelm Wachsmuth, ordentl. Profeſſor der Geſchichte zu Leipzig ꝛc. ꝛc. Von Johann Ernſt Lehmann.

VII. Thiers, Geſchichte der franzöſiſchen Revolution.

VIII. Miscelle.

Neuntes Heft.

I. Thiers, Geſchichte der franzöſiſchen Revolution. Zweiter und dritter Artikel.

II. Ghillany. 1) Das Judenthum und die Kritik. 2) Die Menſchenopfer der alten Hebräer. 3) Karl Grün: Die Judenfrage. Von E. Jungnitz.

III. Pecqueur. De la République de Dieu. Von G. v. Förſter.

IV. Berlins Armenweſen. Von Julius Faucher.

V. Engliſche Tagesfragen. (Fortſetzung. Ricardo's Motion in Betreff der Einfuhrzölle). Von Julius Faucher.

Digitized by Google

Zehntes Heft.

I. George Sand.
II. Neueste Schriften über Oestreich, im Verlag von Reclam jun. in Leipzig 1844.
III. Königsberger Broschüren-Literatur im Verlag von H. L. Voigt in Königsberg.
IV. W. Böhmer: der confessionelle Streit. Von E. Jungnitz.
V. J. Marx, Geschichte des heiligen Rockes in der Domkirche zu Trier. Von J. E. Jungnitz.
VI. F. C. Dahlmann: Geschichte der englischen Revolution. Leipzig. Von E. Jungnitz.
VII. Die Gattung und die Masse.
VIII. Zusatz zu der im 9. Heft enthaltenen Anzeige von Pecqueur de la République de Dieu. Von G. v. Förster.
IX. Populäre Broschüren. Von G. v. Förster.
X. Andachtsübungen bei der feierlichen Aussetzung des heil. Rockes in der Domkirche zu Trier.

Elftes und zwölftes Heft.

I. Innere Geschichte des Illuminaten-Ordens.
II. Die Kritik. Von Szeliga.
III. George Sand. Zweiter Artikel.
IV. Th. Oellers, Bewegung des Socialismus und Communismus. Von F. v. G.
V. Berlins Armenwesen. Zweiter Artikel. Von J. Faucher.

Digitized by Google

Allgemeine Literatur-Zeitung.

Monatsschrift,

Herausgegeben

von

Bruno Bauer.

Heft 1. Ausgegeben im December 1843.

I.

1) Die Judenfrage von Bruno Bauer näher beleuchtet von Dr. Gustav Philippson. Dessau, Fritzsche und Sohn. 1843. S. 30.
2) Briefe zur Beleuchtung der Judenfrage von Bruno Bauer, von Dr. Samuel Hirsch. Leipzig, Hunger. 1843. S. 117.
3) Literaturblatt des Orients. 1843. Nr. 25 flgdd. (Recension der Judenfrage von B. Bauer und der Briefe von Hirsch.)
4) Der Israelit des neunzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben von Dr. M. Heß. 1843. Nr. 4. 7. folgdd. (Anzeige der Judenfrage von B. Bauer.)
5) Dr. Gotthold Salomo, Bruno Bauer und seine gehaltlose Kritik über die Judenfrage. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke 1843.
6) Ueber die Autonomie der Rabbiner und das Princip der jüdischen Ehe, von Dr. Samuel Holdheim. Schwerin, Kürschner (Berlin, Plahn) 1843. S. 263.
7) Zur Judenfrage in Deutschland; herausgegeben von Dr. Wilhelm Freund. Berlin, Veit und Comp. Erste bis vierte Lieferung. S. 228.
8) Darf ein Jude Mitglied einer Obrigkeit seyn, die über christliche Unterthanen gesetzt ist? von Treumund Wahrlieb. Siebente Auflage. Minden, Eßmann. 1843. S. 16.
9) Ueber die Möglichkeit der Juden-Emancipation im christlich-germanischen Staat, von H. E. Marcard. Minden, Eßmann. 1843. S. 69.

u. s. w. u. s. w.

In einer Zeit, in welcher unter allen Völkern eine Menge gescheiterter Existenzen von der Schwäche menschlicher Vorsätze und Absichten Zeugniß ablegen und die Armuth der bisherigen Weltbildung sich in aufgespreizten Worten und in Vorschlägen verräth, die überall anders nur nicht in dieser Welt ihre Ausführung finden können, muß man sich fast schämen, mit dem Bewußtsein eines soliden Willens aufzutreten oder gar ein ausgeführtes Werk in die Oeffentlichkeit hinzustellen.

Digitized by Google

Eine der ausgebreitetsten jener geſcheiterten Exiſtenzen iſt die Maſſe — die Maſſe in jenem Sinne, in welchem das Wort auch die ſogenannte gebildete Welt umfaßt — dieſelbe Maſſe, deren Einfluß und Wirkſamkeit dann am heilſamſten genannt werden müſſen, wenn ſie dazu beitragen, daß ein gediegenes Werk ſo gut wie nicht da iſt. Das ſchlimmſte Zeugniß gegen ein Werk iſt der Enthuſiasmus, den ihm dieſe Maſſe ſchenkt.

Die Niederlage, welche dieſer maſſenhafte Held in der letzten Zeit erlitten hat, war ein ſchlagender Beweis ſeiner inneren Schwäche, ſeiner Muthloſigkeit und ſeiner nutzloſen Poltronnerie: es iſt nur zu wünſchen, daß ſie wirklich entſcheidend war und daß die Lehre, die ſie enthält, ihre richtige Aufnahme und Anwendung finde.

Noch vor wenig Monaten glaubte ſich die Maſſe rieſenſtark und zu einer Weltherrſchaft beſtimmt, deren Nähe ſie an den Fingern abzählen zu können meinte. War ſie doch im Beſitz ſo vieler Wahrheiten, die ſich ihr ſo ſehr von ſelbſt verſtanden, daß ſie keines Beweiſes, keiner Prüfung, keines Studiums zu bedürfen ſchienen. Der Kritiker, der ſich um Beweiſe bemühte, gab ſich in ihren Augen eine nutzloſe Mühe — eine Mühe, an der ſie alſo auch keinen Theil zu nehmen brauchte, deren ſie ſich leicht überheben durfte und die weit unter ihrem erhabenen Standpunkte lag. Alles verſtand ſich ihr ja von ſelbſt.

Eine Wahrheit beſitzt man aber — zumal in der Epoche, wo ſie ſich Bahn brechen und durchkämpfen ſoll — erſt wirklich und vollſtändig, wenn man ihr durch ihre Beweiſe hindurchfolgt: die Maſſe beſaß alſo nicht einmal Wahrheiten, die ihr hätten entriſſen werden können. Wer ſich immer nur rühmt, er gehöre zu denen, die den Muth haben, eine Meinung zu hegen und ſie auszuſprechen, und bei alle dem nur dabei ſtehen bleibt, dieſen ſeinen Selbſtruhm auszurufen, hat nicht einmal eine Meinung, die der Rede werth wäre, geſchweige denn, daß er den Muth hätte, eine Meinung durchzuführen und geltend zu machen. Es gehört nur ein leichter Schlag dazu, um ihn mundtodt zu machen.

Wahrheiten, die ſich am Ende von ſelbſt verſtehen, ſind allerdings keine Kleinigkeit: die Geſchichte hat ihre größten Anſtrengungen darauf verwandt, ſie geltend zu machen, und es ſind im Ganzen genommen nur ein Paar ſolcher Wahrheiten, welche die Geſchichte bis jetzt beſchäftigt haben: aber welche ungeheueren Anſtrengungen und welchen Aufwand von Geiſt und Kraft hat es gekoſtet, auch nur Eine dieſer Wahrheiten — — z. B. daß die Erde ſich um die Sonne bewegt — für einen kleinen Theil der menſchlichen Geſellſchaft ſo weit ſicher zu ſtellen, daß ſie ſich von ſelber verſteht. Wozu wäre die Geſchichte, wenn es nicht ihre Aufgabe wäre, gerade dieſe einfachſten aller Wahrheiten zu beweiſen?

Wahrheiten aber, die der Maſſe ſo ſonnenklar zu ſeyn ſcheinen, daß ſie ſich von vornherein von ſelber verſtehen, Wahrheiten, die der Maſſe in dem Grade einleuchten, daß ſie den Beweis für überflüſſig hält, ſind nicht werth, daß die Geſchichte noch ausdrücklich ihren Beweis liefert; ſie bilden überhaupt keinen Theil der Aufgabe, mit deren Löſung ſich die Geſchichte beſchäftigt.

Die Maſſe iſt zwar bisher immer in ihrer Weiſe d. h. in oberflächlicher Weiſe von den Wahrheiten berührt worden, welche die Geſchichte auf's Tapet gebracht hat; geſetzt aber den Fall, daß eine ſehr entſcheidende Wahrheit, die durchaus nicht oberflächlich gefaßt ſeyn will, die vielmehr bis ins Innerſte der menſchlichen Seele hineingezogen und durch und durch

Digitized by Google

erfahren werden muß, auftritt: wird dann nicht das Verhältniß der Maſſe zum geſchichtlichen Fortſchritt ein anderes, als es bisher zum Theil der Fall war, ein völlig anderes, als es ſich die Maſſe vor ſehr kurzer Zeit ſelbſt noch vorſtellte? Ihre eigene Indolenz, Oberflächlichkeit und Selbſtzufriedenheit, in der ſie ſo eben noch ſich an der Spitze des Fortſchritts zu befinden glaubte, bedurfte nur eines unbedeutenden und ihr ſelber unerwarteten Schlages, um ſich als den hauptſächlichſten Gegner des Fortſchritts zu beweiſen.

In der Maſſe — nicht anderwärts, wie ihre früheren liberalen Wortführer meinen — iſt der wahre Feind des Geiſtes zu ſuchen.

Alle großen Actionen der bisherigen Geſchichte waren deshalb von vorn herein verfehlt und ohne eingreifenden Erfolg, weil die Maſſe ſich für ſie intereſſirt und enthuſiasmirt hatte — oder ſie mußten ein klägliches Ende nehmen, weil die Idee, um die es ſich in ihnen handelte, von der Art war, daß ſie ſich mit einer oberflächlichen Auffaſſung begnügen, alſo auch auf den Beifall der Maſſe rechnen mußte. Sie ſcheiterten, weil ihr Prinzip oberflächlich, alſo auch nicht gegen die Oberflächlichkeit der Maſſe gerichtet war.

Der Geiſt weiß jetzt, wo er ſeinen einzigen Widerſacher zu ſuchen hat — in den Phraſen, in den Selbſttäuſchungen und in der Kernloſigkeit der Maſſe.

Die von mir veröffentlichte Behandlung der Judenfrage iſt ein Beweis von der Hohlheit der Declamationen, mit denen die liberale Parthei eine Frage behandelt hatte, deren wahre und allgemeine Bedeutung ſie nicht einmal zu ahnen wußte; die Aufnahme, die meine Arbeit gefunden hat, iſt der Anfang des Beweiſes, daß gerade diejenigen, die bisher für Freiheit geſprochen haben und noch jetzt dafür reden, gegen den Geiſt am meiſten ſich auflehnen müſſen und die Vertheidigung, die ich ihr jetzt widmen werde, wird den weitern Beweis liefern, wie gedankenlos die Wortführer der Maſſe ſind, die ſich wunder wie groß damit wiſſen, daß ſie für die Sache der Emancipation und für das Dogma von den „Menſchenrechten" aufgetreten ſind.

Man muß ſich ſchämen, einen Satz aufzuſtellen, wenn man nichts als Phraſen zur Antwort zurückerhält. Doch um ſo nothwendiger iſt die Beleuchtung dieſer Antwort.

Meine Schrift konnte nicht in Sachſen erſcheinen, weil die chriſtliche Regierung, auf deren Cenſur es ankam, ihre Auffaſſung der Judenfrage, namentlich die Art und Weiſe, wie ſie die Frage aus ihrer bisherigen beſchränkten Faſſung herausführte und als eine allgemeine faßte, anſtößig fand; — — auf jüdiſcher Seite dagegen, wo man in jeder nur einigermaßen vorurtheilsfreien oder beſchränkteren Beurtheilung des jüdiſchen Weſens eine „Unbill" zu ſehen gewohnt iſt, wundert man ſich in demſelben Augenblicke, wo alle disponiblen Federn in Thätigkeit ſind, um die Unbill zurückzuweiſen, daß man „nur in den ſeltenſten Fällen die beſtehenden Geſetze dagegen angerufen habe;" (zur Judenfrage; herausgegeben von Freund p. 228) man machte ſich daraus ſogar einen Vorwurf — natürlich, um künftigen Vorwürfen auf der Stelle zuvorzukommen. In Minden ſind z. B. im Verlauf der letzten Monate einige Broſchüren erſchienen, in denen man ſich vom chriſtlichen Standpunkte aus gegen die Emancipation der Juden erklärt: ſogleich heißt es nun in den gewöhnlichen Wendungen der Denuncianten, es ſeyen nur „einige wenige Individuen, deren judenfeindliche Geſinnung in jener Stadt ihr arges Spiel treibe" (a. a. O.); „auf jeder Seite" jener Broſchüren ſeyen „Ueberſchreitungen der beſtehenden Preßgeſetze zu finden," „es ſey eine falſche Schaam, eine

Digitized by Google

übel angebrachte Duldsamkeit, wenn man solches gesetzwidrige Treiben gewähren lasse," der Gemeinde-Vorstand zu Breslau habe im vorigen Jahre in einem ähnlichen Falle den richtigen Weg eingeschlagen, als er „am gehörigen Orte gegen solches preßwidrige (!) Verfahren Klage führte", und sein Schritt habe in der That „das erfreuliche Resultat" gehabt, daß der schuldige Autor „amtlich zum Schweigen gebracht wurde."

Und mit solchen Leuten, die mit den ärmsten und gefahrlosesten ihrer Gegner nicht anders, als durch Anrufung des amtlichen Beistandes fertig zu werden wissen, soll man sich in eine Auseinandersetzung einlassen?

Allerdings ist es nothwendig, denn sie stehen mit dieser Maxime nicht allein und es ist doch immer ein Gewinn, wenn eine Frage, die weiter greift, als man sich gewöhnlich zugestehen pflegt, wieder in ihre richtige Stellung gebracht wird.

Etwas Censurwidriges hat man mir zwar in den Schriften und Aufsätzen, die vor mir liegen, nicht vorgeworfen, dafür hat man aber an meiner Auffassung der Frage Uebelstände und Mängel entdeckt, die sie zu einer völlig verfehlten machen.

Herr Marcard, der im Namen des „christlich-germanischen Princips" den Ansprüchen der Juden entgegentritt, muß sich natürlich auch gegen mich erklären. Er vermißt an mir — in der Vorrede zu seiner Schrift wirft er nämlich auch auf mich einen Seitenblick — nun was vermißt er an mir? Das charakteristische Symbol des Weisen — das „Gleichniß des Vollbrachten" — den Auswuchs, mit welchem man im Alterthum das Bild eines Weltweisen zierte, um damit zu bezeichnen, daß er erst „geschaffen" habe, ehe er es sich herausnahm, ein Philosoph zu seyn — kurz und gut: er vermißt an mir den „grauen Bart." Wäre er weniger der bärtigen urgermanischen Zeit ergeben, so würde er an mir wahrscheinlich den Zopf vermissen.

„Die verneinende Kritik" — „die verneinende!" als ob sie nicht Menschen schüfe! — nennt er „ein beliebtes und bequemes Handwerkzeug derer, welche zum Erschaffen zu schwach oder zu versplittert sind." Ein Blick in die deutsche Literatur der Gegenwart würde ihn belehrt haben, daß ihre Liebhaber eben nicht auf allen Gassen zu finden sind, ein Versuch hätte ihm zeigen können, ob ihr Schwerdt in der That so leicht zu regieren sey, und was das Schaffen betrifft, so hätte ihm der nächste Arzt in seiner Nachbarschaft darüber Auskunft geben können, ob man einem Kranken wieder auf die Beine helfen kann, ehe man ihn geheilt hat.

Auch Herr Freund sucht in dem Vorwort zu seinen Blättern „zur Judenfrage" p. IV. so schnell wie möglich, also im Vorbeigehen mit meiner Arbeit fertig zu werden. Nachdem er so eben gegen „die Selbstsucht und Unreife mancher deutschen Liberalen in den Kammern und auf den Kathedern, unter den Publicisten und unter den Poeten," einen Ausfall gethan, der in Nichts Anderm als in diesem Ausruf über ihre Selbstsucht und Unreife besteht, sagt er ohne allen Uebergang: „Bruno Bauers Schrift: „die Judenfrage," war nicht bloß unreif, sondern auch undeutsch." Also wieder der Bart!

Hat er denn aber aus meiner Schrift gar nicht gesehen, daß ich mich unter Anderm auch gegen die „liberale" Auffassung der Judenfrage in einer weitläufigen Auseinandersetzung erklärt habe? War es nicht sehr nothwendig, daß er wenigstens mit Einem Worte — mochte es passend oder unpassend seyn — den Un-

Digitized by Google

terſchied meiner Unreife von der der „deutſchen Liberalen“ angab? Und wenn ich ihm undeutſch bin, wie iſt er mit dem ächt germaniſchen Marcard zufrieden? Warum ruft man in ſeinen Heften p. 228. gegen die deutſche Auffaſſung der Frage in Minden den amtlichen Beiſtand zur Hilfe?

Der Verfaſſer der Bemerkungen in der Zeitſchrift „der Israelit“ (Nr. 4. p. 13.) iſt ganz erſtaunt darüber, daß ich die Judenfrage nicht „im freieſten und humanſten Sinne,“ wie Jedermann hätte erwarten müſſen, beantwortet habe. Es iſt ihm befremdend, daß der Kritiker, der für das Princip der Humanität arbeitet, nicht für das Weſen des Judenthums zu ſchwärmen vermag. Freilich weiß er ſich ſogleich zu tröſten und die Sache zu erklären: „dem Fanatismus der Dialektik,“ mit welchem eine Seite der alten Hegelſchen Schule „gegen Alles, was nicht in ihren Schematismus paßt, förmlich wüthet,“ habe ich die Juden als Opfer dargebracht. Der Künſtler, in deſſen Anſchauung eine vollendete Menſchengeſtalt lebt, iſt alſo nach dieſer Anſicht ein Fanatiker, der „gegen Alles, was nicht in ſeinen Schematismus paßt, förmlich wüthet,“ wenn er dem Triebe ſeines Formſinns folgt und an dem Marmorblock arbeitet, daß die Ecken in Splitter zu Boden fallen. —

Auf jüdiſcher Seite hält man kein anderes Verhältniß zu meiner Auffaſſung und Beantwortung der Judenfrage für recht und erlaubt als ein feindliches. Wer ein Judenfreund ſeyn will, muß nach jüdiſcher Anſicht gegen mich auftreten. „Wir wiſſen es nur zu gut, ſagt Herr Philippſon p. 3., mit welchem Kämpfer wir es zu thun haben ..... Dennoch müſſen wir den Handſchuh aufnehmen, den er in (!) unſere wichtigſten und heiligſtſten Intereſſen geworfen. Die Ehre des Judenthums, die Ehre der Juden ſteht auf dem Spiel.“

D. h. es iſt eine Ehrenſache des Juden, meine Kritik und die Kritik überhaupt als einen perſönlichen Feind zu betrachten und ſein Möglichſtes gegen ſie zu thun. Er muß ſie bekämpfen, es mag gehen, wie es will. „Wir wollen uns vertheidigen, ſagt Herr Philippſon, ſo gut es gehen will“ — vertheidigen, aber ja nicht lernen, nicht ſtudiren, nicht einmal leſen, alſo auch nicht mit- und fortarbeiten.

Herr Philippſon fährt fort: „wie aber, das ſoll und muß unſere erſte Frage ſeyn, müſſen wir zu Werke gehen, um eine ſichere Stellung in dieſem Streite zu gewinnen? Und die Antwort kann nur die ſeyn, daß der Jude vorurtheilsfrei und unbefangen aus ſeinem Judenthum heraus alle die Reſultate in Frage ſtellt, die Herr Bauer aus ſeiner Arbeit gewonnen.“ Der Unterſchied zwiſchen meiner „Arbeit“ und der Blätter, die man jüdiſcher Seits, die z. B. ein Philippſon voll ſchreibt, muß dann auch ſo beſchaffen ſeyn, wie er in der That beſchaffen iſt und die Gegner des Kritikers in manchem Augenblick der Angſt ſich auch gewiß geſtehen werden. Der Kritiker arbeitet, der verletzte Jude ſtellt ſeine Reſultate bloß in Frage und ängſtigt ſich ab, ſich ſo gut, wie es gehen will, zu vertheidigen. Der Kritiker hebt im Intereſſe der Menſchheit das Judenthum aus ſeinem alten Schwerpunkt, der Jude glaubt immer noch ſicher zu ſeyn, wenn er „aus ſeinem Judenthum heraus“ die Bewegung und Erſchütterung läugnet; der Kritiker löſt die Feſſeln, der Jude nennt ſich ihm gegenüber „vorurtheilsfrei,“ indem er behauptet, er ſey durchaus nicht gefangen, wenn er ſich nur ſo weit bewegt, als ihm ſeine bisherige Wohnung erlaubt.

Die Weltkenntniß, die ſich der Gegner der Kritik bei ſeiner preßhaften Lebensart allein erwerben kann,

Digitized by Google

ist unter diesen Umständen überraschend groß. So sagt Herr Philippson von mir (p. 5.), ich denke mir „einen Staat ganz eigner Art — ein philosophisches Ideal von einem Staat, wo der Souverän Logik und Metaphysik publice vorträgt und die Glieder des Staats vom ersten Minister bis zum Lampenputzer der königlichen Hofbühne jedes Wort des gekrönten Professors eifrig nachschreiben" u. s. w.

Auch die Geschichts-Kenntniß, wenn man die Geschichte der Menschheit „aus dem Judenthum heraus vorurtheilsfrei und unbefangen" ansieht, ist eine höchst wunderbare. „Wer hat den christlichen Theologen die Bahn zu einer Kritik des alten Testaments geöffnet? fragt Herr Philippson p. 6.; war es nicht Mendelssohn?" „Wer hat Ihnen diese Lüge aufgebürdet, fragte er mich in Beziehung auf meine Bemerkung über den Horror des weisen Moses vor dem Spinozismus, und wenn Sie sie gelesen, wie war sie motivirt?" Einem solchen Gegner gegenüber wäre es tollkühn, wenn man auf die Literatur hinweisen wollte, die über diesen Punkt zusammengeschrieben ist.

Daß die Sprache auf diesem „vorurtheilsfreien" Standpunkte der Gegner der Kritik eine höchst wunderbare Eigenschaft hat — die Eigenschaft nämlich, daß sie zwei Gedanken, die sich auf der Stelle gegenseitig vernichten müßten, als innige Freunde unmittelbar neben einander zu stellen vermag, habe ich öfters bemerkt. Ein neues Beispiel wird hier aber nicht am unrechten Orte seyn.

„Du weißt es, schreibt Herr Hirsch im ersten seiner Briefe p. 3. 4., daß von jeher jeder Jude, was auch sonst seine bürgerliche Beschäftigung seyn mochte, vermöge seiner Religion sich für verpflichtet hielt, Theolog zu seyn. (Welche Neuigkeit!) Selbst forschen, selbst prüfen, der eigenen Einsicht in religiösen Dingen vertrauen — freilich nicht der, die so (!) leicht zu haben ist und daher Jedermanns Sache seyn mag, sondern der, die nur nach schwerer und mühevoller Geistesarbeit gewonnen wird — war von jeher das Charakteristische der Juden. (Man höre!) Der Rabbiner war nur der amtliche Erste unter seines Gleichen. (Er hatte nur den Ehrenplatz des ersten Philosophen unter lauter vollendeten Philosophen!) Die Rabbiner thun daher ganz recht, wenn sie bei ihrer wissenschaftlichen (!) Beschäftigung nie ihre Gemeinde aus dem Auge verlieren und Fragen behandeln, die eben für diese momentan wichtig sind. (Recht schön! Ausgezeichnet schön! Aber nun höre man auch, welche Folgen dieses Selbstlob hat, — Folgen, die mit der reinsten Naivität von der Welt unmittelbar nach diesem Satze ohne Entschuldigung, ohne Anmeldung auftreten!) Freilich ist es traurig, wenn man die Fragen ansieht, die behandelt werden, und noch trauriger, wenn man die Art und Weise ihrer Behandlung ins Auge faßt. Es sind meistens solche, die längst entschieden sind, und an ihrer Lösung (!) nehmen die Gemeinden meistens nur auf die grobmateriellste Weise Antheil."

Habe ich Unrecht, wenn ich sage, man müsse sich fast schämen, eine Satz aufzustellen, wenn man Nichts als Declamationen von dieser Art auf sich eindringen sieht?

Nachdem Herr Hirsch die Juden als freie Männer gerühmt hat, die „von jeher" Selbstforscher waren, klagt er auf einmal ..... doch die Widersprüche gehen ins Endlose fort ..... ich weise nur noch darauf hin, wie er am Schluß dieser Declamation es beklagt, daß die Rabbiner „jetzt meistens die Unwissenheit und deren Folgen, den Indifferentismus u. s. w. zu bekämpfen haben und daß dieser Kampf auch nothwendig auf ihre wissenschaftliche Beschäftigung nachtheilig wirken müsse."

Digitized by Google

Als ob es für die Wiſſenſchaft etwas Vortheilhafteres geben könne, als den Kampf gegen die Unwiſſenheit!

Nach der Anſicht des Herrn Hirſch giebt es in der That etwas Vortheilhafteres: — den Kampf gegen die Wiſſenſchaft ſelbſt.

(Beiläufig bemerken wir noch, wie Herr Hirſch die Gemeinden, die er ſo eben zu Boden declamirt hat, bald darauf (p. 8.) durch ein eigenthümliches Lob wieder aufzurichten weiß. „Sieh doch, ſchreibt er ſeinem Freunde, wie Alles bei uns, was ſich auf das abſtract Religiöſe bezieht, kränkelt, wie unſere Gemeinden auch ohne geiſtlichen Führer ſich ſo wohl befinden, wie dieſe gar nicht angeſtellt werden würden, hoffte man nicht durch ſie vom Staate Zugeſtändniſſe zu erlangen.")

Dieſen preiswürdigen Declamationen kann die Art und Weiſe, wie man auf der entgegengeſetzten Seite, beſonders in den Minden'ſchen Producten poltert, nur ebenbürtig genannt werden. Jüdiſcher Seits will man, daß die Herren in Minden „amtlich zum Schweigen gebracht" werden. Herr Marcard und ſeine Genoſſen in Minden klagen dagegen, daß die Juden „ſich faſt ganz der Zeitungen und öffentlichen Blätter bemächtigt haben," und da ſie ſich wahrſcheinlich nicht die Kraft zutrauen, ſie durch tüchtige Kritiken oder „Schöpfungen" aus den Spalten derſelben zu vertreiben, ſo kann ihr wahrer Herzenswunſch kein Geheimniß ſeyn.

„Ihnen, nämlich den jüdiſchen Beherrſchern der deutſchen Zeitungen und öffentlichen Blätter, klagt man auf der Mindenſchen Seite weiter, ſchließen ſich die an, die entweder ihren Glauben an Chriſtus abgeſchworen haben oder durch jüdiſches Geld bewogen worden, im jüdiſchen Sinne zu ſchreiben."

Herr Marcard, der in dieſe Klage einſtimmt und meine Arbeit geleſen hatte, ehe er ſeine „Schöpfung" ans Licht ſtellte, hätte ſich durchaus bemühen ſollen, in Bezug auf meine Perſon wenigſtens eine neue Wendung zu erfinden. Meine Arbeit kam ihm aber wahrſcheinlich zu unerwartet; er fand an ihr keine faßliche Handhabe, weil ihr Urheber unglücklicher Weiſe noch nicht das Recht hat, ſich mit „einem grauen Bart" abbilden zu laſſen.

Noch ein Nothruf der Mindener: wenn die Juden jetzt ſchon in den Zeitungen das große Wort führen, ſo werden ſie, wenn die Emancipation durchgeſetzt werden ſollte, bald im Beſitz aller öffentlichen Staatsämter ſeyn; den Sturm auf die Aemter werden ſie förmlich organiſiren, ſie werden unfehlbar einen „Studir-Actien-Verein" bilden. Nun — können die Mindener nicht concurriren? Können ſie nicht einen Gegen-Verein bilden?

Unſeliger Kampf, wo man ſich auf beiden Seiten ſolcher Declamationen und Denunciationen bedient! Unſeliger Kampf! würden wir ausrufen, wenn nicht die Waffen, deren man ſich hüben und drüben bedient, der Beweis wären, daß man auf beiden Seiten bereits erſchöpft iſt und nicht mehr lange kämpfen — wenigſtens keinen Kampf mehr durchführen kann, der der Aufmerkſamkeit werth wäre.

Wenn ich meine Beantwortung der Judenfrage nicht im Intereſſe des Fortſchritts mitgetheilt hätte, wenn ich mir alſo nicht eine Beſtätigung derſelben von einer erfreulicheren Art gewünſcht hätte, ſo könnte ich mir keine ſchlagendere wünſchen, als diejenige, die mir in den Erwiederungen von Seiten der vermeintlich verletzten Parthei zu Theil geworden iſt.

Digitized by Google

Ist wohl an eine Verständigung im Interesse der Menschheit zu denken, wenn der Gegner auf die Kritik seines Princips weiter Nichts zu erwidern weiß, als daß er sich hinstellt und sagt: mein Princip ist Alles gewesen und bleibt das All und Eins der gesammten Geschichte? Heißt das antworten und auf die Frage eingehen, wenn z. B. Herr Hirsch (p. 30) sich in Worten bis ins Maaßlose übernimmt und declamirt: „die Principien, die sowohl den Mosaismus als auch die übrigen Erscheinungen im Judenthum producirt haben, sind die einzige treibende Macht in aller bisherigen Geschichte gewesen und werden dieses auch bleiben?" Hält der Gegner die Kritik wirklich der Schwachheit für fähig, daß sie ein Wort erwidern könnte, wenn er ausruft (p. 27): „die Wissenschaft der Wahrheit ist das einzige Lebenselement des Judenthums" oder daß sie ihn auf die wirkliche Geschichte verweisen könnte, wenn er betheuert: „der Protest" des Judenthums, nämlich „sein Protest gegen den abstracten Spiritualismus war es, welcher aus der mittelalterlichen jenseitigen Welt auf den concreten Boden neuerer Wissenschaft zurückführte?"

Wenn ich die Juden auffordere, ihr besonderes Privilegium aufzugeben, welches sie von den socialen Bestrebungen der Menschheit bisher absonderte, so meint Herr Hirsch, ich thäte es in der Ueberzeugung, daß sie die wichtigsten kritischen Fragen der Zeit „am gründlichsten, weil am vorurtheilslosesten lösen würden" (p. 11); es sei meine Absicht, „die jüdischen Theologen zu nöthigen, die Zeitfragen von ihrem Standpunkte aus zu lösen" (p. 6). Ich müßte mich wiederum fast schämen, wenn ich auf meine Arbeit verweisen wollte.

Wir müssen die Emancipation erzwingen! ruft Herr Hirsch: „der Weg ist wahrlich leichter, als man so obenhin meinte (p. 9 10). Haben wir vor dem Staate fest und bestimmt, nicht blos behauptet, — wie z. B. das weiland französische Sanhedrin — sondern bewiesen, gründlich bewiesen, durch eingehende Kritik bewiesen, daß wir ein nothwendiges Moment in seinem Lebensorganismus bilden .... dann möge der Staat, der Religion hat, der sich von der Religion bis in seine feinsten Nervenspitzen durchdrungen weiß, dann möge der christliche Staat zusehen, wie er ohne sich selbst und seinem Lebensprincip zu widersprechen, uns die Emancipation vorenthalten mag." Hätte der Declamator doch lieber statt diesen anstrengenden Satz niederzuschreiben meinen Beweis widerlegt, daß der christliche Staat, weil sein Lebensprincip eine bestimmte Religion ist, den Anhängern einer andern bestimmten Religion jedwede Vergünstigung und Duldung, nie aber vollkommene Gleichartigkeit mit seinen Ständen zuzugestehen vermag! Hätte er doch, statt zu declamiren, wenigstens nur mit Einem Worte angedeutet, welches der Gegenstand ist, durch dessen „eingehende Kritik" er den christlichen Staat so über alles Erwarten zu beschämen sich im Stande glaubt!

In der dritten Lieferung „zur Judenfrage in Deutschland" hat Herr Stern den Gedanken auszuführen gesucht, daß das Judenthum in dem gegenwärtigen Stadium seiner Entwickelung ein Recht habe, als Glied des Staats-Organismus anerkannt zu werden. „Jetzt will das Judenthum, sagt er (p. 125 a. a. O.) durch sein Aufgehen in die nationale und politische Existenz der Völker unserer Zeit als ein integrirendes Glied in den verschiedenen Staats-Organismen der Gegenwart wieder zur geschichtlichen, aber nicht zur volksgeschichtlichen sondern zur völker- und weltgeschichtlichen Existenz gelangen." Es will? Wir suchen vergebens nach den Thaten und Schöpfungen, welche die durchgreifende Kraft dieses Willens garantiren könnten. Es will in die nationale und politische Exi-

Digitized by Google

ſtenz der Völker u. ſ. w. aufgehen? Schwerlich wird ihm das möglich werden, wenn es nicht aufhört, Judenthum zu ſeyn und von ſeinen großen Eigenſchaften ſo viel Rühmens zu machen, als man von ſeinen Apologeten gewohnt iſt.

Dieſelben Apologeten, die gegen die Abſonderung des Judenthums von den Intereſſen der geſchichtlichen Völker proteſtiren, proteſtiren zugleich im Namen des Judenthums dagegen, daß es ſein Privilegium, in welchem ſeine Abſonderung bisher begründet war, aufgeben ſolle. „Das Judenthum proteſtirt dagegen, ſagt Herr Hirſch (p. 45), daß es ſich nach denſelben Kategorien entwickelt habe, nach denen ſich die Völker des übrigen Alterthums entwickelt haben." „Es verlangt nach ſeinen eigenen Kategorien beurtheilt zu werden." Dieſer Proteſt und dieſes Verlangen ſind aber, ſollte man meinen, lange genug als gültig anerkannt und reſpectirt worden, ſo lange reſpectirt worden, daß es endlich Zeit geworden war, ſie einmal auch zu kritiſiren. „Will" das Judenthum ſich nicht denſelben menſchlichen Maaßſtab gefallen laſſen, mit dem Griechen und Römer gemeſſen werden, ſo würde es ſich doch vor Allem erſt fragen, ob ſein Wille wahrhaft menſchlich und ſittlich ſey. Will es ſich nicht denſelben Maaßſtab gefallen laſſen und declamirt es dennoch über ſeinen Vorſatz, daß es die Gleichſtellung mit den andern geſchichtlichen Völkern erzwingen wolle, ſo iſt es einfach auf ſeinen eigenen Proteſt gegen eben dieſelbe Gleichſtellung zu verweiſen. Es will eine Gleichheit mit Andern erringen, die ihm ſelber im Grunde ſeiner Seele als ein ſehr unbedeutendes und ſogar unwahres Ding gelten muß, wenn es dieſelbe mit ſeinem wahren, Alles überragendem Privilegium vergleicht.

Nachdem die Kritik ſo oft den Beweis geführt hat, daß das religiöſe Bewußtſeyn des Juden zugleich ein nationales iſt — ein politiſches im wahren Sinne kann man kaum ſagen — daß die jüdiſche Gemeinde nicht eine rein religiöſe Vereinigung, ſondern zugleich weſentlich eine Stammes-Genoſſenſchaft iſt, bemüht man ſich in neuerer Zeit auf jüdiſcher Seite damit zu helfen, daß man die Abſicht ausſpricht, das religiöſe Element des Judenthums von allem nationalen Beiſatz zu reinigen. So heißt es in der Anzeige der Holdheimiſchen Schrift (zur Judenfrage in Deutſchland p. 168): „das vorhandene Politiſche im Judenthum muß losgetrennt werden, damit das wahrhaft Religiöſe und Ewige darin ſeinen Einfluß geltend machen könne, die freie Bewegung im bürgerlichen Leben, der volle Anſchluß an den Staat auch für die Juden möglich gemacht werde." Dieß „wahrhaft Religiöſe und Ewige" nennt Herr Holdheim (in der Vorrede zu ſeiner Schrift) das „Allgemein-Gültige" im Judenthum. Allein geſetzt den Fall, daß dies ſogenannte Ewige, Allgemein-gültige, wir wollen ſagen: die reine Religions-Kategorie aus dem Judenthum herausgezogen würde, ſo iſt dieſe Kategorie ja nur das letzte Sublimat eines ſehr beſtimmten Standpunkts, des jüdiſchen Standpunkts, ſie wird alſo immer noch der Ausdruck — wenn auch der allgemeinſte, abſtracteſte Ausdruck für die Beſtimmtheit dieſes Standpunkts ſeyn. Die Natur der Quinteſſenz kann unmöglich eine andere ſeyn, als diejenige, die den ausgepreßten Stoffen eigen war. Das Religiöſe kann überhaupt nie als ein rein Allgemeines, als etwas vermeintlich Allgemein-Gültiges da ſeyn — die Verſuche, eine allgemeine Wahrheit aufzuſtellen, werden nach dem geſchichtlichen Standpunkte, nach der Form des Bewußtſeyns, von welchem ſie ausgehen, immer verſchieden ausfallen und ein anderes Reſultat zur Folge haben — Niemand kann nämlich aus ſeiner Haut heraustreten, Niemand etwas Anderes erfahren als ſich ſelbſt,

Digitized by Google

Niemand einen allgemeinen Satz aufstellen, der mehr umfaßt, als er im Einzelnen selber ist, weiß und erfahren hat — wollten daher die verschiedenen Religions-Partheien den Vorsatz fassen — den Vorsatz, welchen das Bewußtseyn ihrer Verschiedenheit nicht einmal zu einem wirklich ernsthaften werden lassen wird — den Vorsatz, aus ihren Religions-Systemen „das Allgemein-Gültige" herauszuziehen, um darin ihren Einheitspunkt zu finden: sie würden doch nie zusammentreffen, da die Summe, die jede Parthei am Schlusse der Rechnung haben wird, immer nur soviel betragen kann, als der Schatz, über den sie in Wirklichkeit gebietet. Der Versuch eine Durchschnitts-Formel aufzustellen, würde nur der Stoff zu neuen Streitigkeiten seyn; die Aushilfe, daß die eine oder die andere Parthei, um der andern gleichzukommen, ihre Summe declamatorisch übertriebe, würde kaum für einen Augenblick ausreichen — — doch setzen wir diesem Gerede über Unmöglichkeiten seine Gränze: jene Partheien schließen sich aus und werden sich immer ausschließen, weil sie sich in verschiedener Weise gegen die Interessen der Gesellschaft — so weit sie fähig sind, dieselben aufzufassen, und demnach zu perhorresciren — ausschließend verhalten. Ihr „Protest" gegen dieselben wird demnach je nach dem verschiedenen Standpunkt der Gesellschaft und je nach ihrer Fähigkeit, dieselben aufzufassen ein sehr bestimmter und demnach verschiedener seyn. Die gegenwärtig herrschende Bestimmtheit ist die Unbestimmtheit, mit welcher die neue Entwickelung der Gesellschaft selbst noch innerlich zu kämpfen hat und die sich nun auch als eine besondere äußere Macht gegen die Tendenz der Entwickelung richtet: — aber auch diese Unbestimmtheit kann die bisher getrennten Partheien nicht vereinigen, da die Unbestimmtheit einer jeden je nach ihrer Verwicklung mit der Geschichte, also auch je nach ihrer Fähigkeit, die Tendenz der Entwicklung aufzufassen und zu fürchten, einen sehr verschiedenen Umfang und einen sehr verschiedenen Grad der Intensivität besitzt. —

Wir geben einige Beispiele der Unbestimmtheit, mit der man sich von jüdischer Seite her gegen meine Auflösung der Judenfrage gerichtet hat.

Was ich über die Schuld der Juden an ihrem eigenen Schicksal gesagt habe, bemerkt Herr Hirsch (p. 24), hebe sich selbst auf, da die beiden Theile meiner Ausführung sich gegenseitig vernichten. Wenn die Juden nämlich, wie ich mich ausdrücke, durch den Druck gegen die Springfedern der Geschichte den Gegendruck hervorgerufen haben, so müßten sie also, erinnert dagegen Herr Hirsch, für die Geschichte Etwas gewesen seyn, und wenn ich dieß selbst behaupte, so hätte ich andererseits Unrecht zu behaupten, daß sie Nichts für die Bildung der neuern Zeit beigetragen hätten. Allein: ein Dorn im Auge ist auch Etwas — trägt er nun deßhalb zur Entwicklung meines Gesichtssinnes bei? Fördert er mich in der Läuterung meines Kunstsinnes? Die Juden haben den schaffenden Völkern des Mittelalters und der folgenden Zeit durch ihren Widerstand und ihre Absonderung gegen die treibenden Ideen der Geschichte den Druck abgedrungen — folgt aber daraus, daß sie schöpferische Heroen gewesen seyn müssen?

Meine Bemerkungen über die Stabilität, den orientalischen Charakter und die Zähigkeit des Judenthums, sagt Herr Hirsch p. 17, „haben nicht mehr und nicht weniger Sinn, als wenn man dem Christenthum Stabilität vorwirft, weil dieses seit 2000 Jahren Christenthum geblieben ist und wohl noch lange Christenthum bleiben will" — allein dagegen habe ich ja längst in dieser Angelegenheit auseinandergesetzt,

Digitized by Google

woher es kommt, daß gerade das Chriſtenthum dieſe große Geſchichte ſeit 2 Jahrtauſenden gehabt hat, daß es die Kritik erzeugt hat, daß es dieſelbe erzeugen mußte und daß ſie nur von ihm in dieſer entſcheidenden Form hervorgebracht werden konnte.

Auf Anlaß meiner Bemerkungen über das Schickſal der Juden in Spanien, wo ihre Vertreibung und die conſequente Durchführung des katholiſchen Princips zuſammenfiel, betheuert Herr Hirſch, die Juden hätten ſich überhaupt „nur immer in Ländern heimiſch gefühlt, wo Freiheit herrſchte" — das iſt zum Theil wirklich der Fall, aber nur deshalb, weil die Freiheit dieſer Länder noch die inconſequente, barbariſche oder unklare war. Was die polniſche Freiheit zu bedeuten hatte, iſt bekannt und mit welcher Barbarei und jeſuitiſchen Hinterhaltigkeit die franzöſiſche Freiheit ſich gegen die Juden noch in der letzten Zeit benommen hat, habe ich klar genug nachgewieſen.

Meine kritiſchen Ausführungen über die geſetzliche Vorſtellung von der Reinheit und Unreinheit glaubt Herr Hirſch vollſtändig zu vernichten, indem er mir zu Gemüthe führt: „Bauer weiß ſo gut, wie Jeder, der die Bibel einmal geleſen, daß dem Juden nicht ſein Mitmenſch, ſondern gewiſſe Speiſen für unrein gelten." (p. 56). Mir aber, das muß ich geſtehen, iſt dieſe Unterſcheidung unbekannt und ſie wird mir ſo lange unbekannt bleiben, bis man mir im Geſetze auch nur die Möglichkeit dieſer Unterſcheidung, d. h. die Kategorie des „Mitmenſchen" nachgewieſen hat. Das aber weiß ich aus dem Geſetze, daß nach ſeiner Vorſtellung — (ſiehe z. B. 3 Moſ. 11, 43) — durch jene Speiſen „die Seele zum Scheuſal" wird, daß alſo das Volk Gottes — (z. B. 5 Moſ. 14, 21) — ſich derſelben enthalten ſoll, weil es „ein heiliges Volk" iſt. Durch die unreinen Speiſen ſind die andern Menſchen ganz beſonders verunreinigt — ſie ſind ja mit denſelben aſſimilirt.

Ich habe gezeigt, daß die Colliſion, zu welcher das Sabbathsgeſetz Anlaß gibt, ſelbſt unter den franzöſiſchen Geſetzen noch weit von ſeiner Löſung entfernt iſt. Herr Holdheim ſieht dagegen die Sache in den Ländern, wo dieſe Colliſion möglich iſt, für ſo entſchieden an, daß es nach ſeiner Meinung nur noch auf die theoretiſche Beſtätigung der Entſcheidung ankommt. Die Frage, ob jüdiſche Staatsbeamte die Sabbathsfeier dem Staatsdienſte nachſetzen dürfen, „dieſe Frage, ſagt er (p. 109. Anmerk. 71), muß, nachdem die Praxis über ſie entſchieden hat, hinterher auch theoretiſch vom Standpunkt der jüdiſchen Theologie beantwortet werden." Alſo das Beiſpiel Frankreichs hat ihm nicht die Lehre gegeben, daß ſie nimmermehr entſchieden werden wird, wenn ſich nicht beide ſtreitende Theile von vornherein auf dem menſchlichen Standpunkt der Geſellſchaft befinden? In Frankreich iſt bis jetzt die Antwort auf dem praktiſchen Gebiete nur eine Gewaltſamkeit: nach der Anſicht des Herrn Holdheim wäre alſo Alles, was noch zu thun übrig bliebe, das Eine, daß der Zwang der Praxis zu einem Zwange gegen die Theorie würde d. h. die Theorie hätte nur die Aufgabe, die Pforte zu finden, durch welche das durch die Praxis geängſtigte Gewiſſen ſich retten könnte.

„Es kommt lediglich darauf an, ſagt Herr Holdheim, daß dem Juden die Erfüllung ſeiner Bürgerpflichten ebenſo von der Religion als religiöſe Obliegenheit geboten iſt — (iſt? wo? im Geſetze?) — wie die Sabbathfeier und andere religiöſe Gebräuche." Unmöglich, ſo lange das geſetzliche Gebot der Sabbathsfeier das umfaſſende Verbot jeder Beſchäftigung iſt, welche die geſetzliche Ruhe und Stille ſtören könnte!

Digitized by Google

Der Gewinn wäre aber auch nicht besonders hoch anzuschlagen, wenn dasjenige wirklich der Fall wäre, worauf es nach Herrn Holdheims Ansicht „lediglich ankommt." Wird die Bürgerpflicht als religiöse Pflicht gegen eine Gemeinde gesetzt, so ist der Staat unter die Curatel der religiösen Gemeinde gestellt und die Gemeinde gibt in den einzelnen Fällen nur für einen *Augenblick nach*, um gerade in diesem Augenblick und *nur in diesem* Augenblick einer unangenehmen Collision aus dem Wege zu gehen. Herr Holdheim sagt in seiner Weise dasselbe: „dadurch aber, daß das jüdische Religions-Gesetz in Collisions-Fällen dem bürgerlichen Gesetze untergeordnet wird, wird es keineswegs vom Staate aufgehoben, wozu der Staat nicht das Recht haben kann, sondern für alle übrigen Fälle seiner Anwendbarkeit zurückgeschoben."

Meine Kritik der Verhandlungen der französischen Deputirten-Kammer versteht Herr Holdheim so, als ob ich gefordert hätte, daß aus Rücksicht auf das alttestamentliche Gesetz und dessen Bekenner die Kammer und die Regierungssäle am Sabbath eben so geschlossen seyn müßten wie am Sonntage und allen christlichen Feiertagen. Er hat die Arbeit des Kritikers sehr mißverstanden. Als Kritiker hatte ich nicht die Pflicht, mich als Gesetzgeber bloß zu stellen, sondern das Bestehende und die Versuche, die Collisionen desselben zu vertuschen, vielmehr zu charakterisiren, um der entscheidenden Gesetzgebung reinen Boden zu verschaffen. Als Kritiker werde ich in dem folgenden Artikel auch den Stand der jetzigen deutschen Gesetzgebung darstellen, nachdem ich an den Verhandlungen des letzten rheinischen Landtages gezeigt habe, wie weit zu den Berathungen unserer westlichen Landschafts-Abgeordneten die neueste Ansicht von der Judenfrage sich Zugang verschafft hat.

(Diese Verhandlungen sind unter Anderm in der zweiten Lieferung „zur Judenfrage in Deutschland" abgedruckt.)

Der Referent, welcher „den Bericht des ersten Ausschusses, betreffend die Anträge von sieben Deputirten wegen Aufhebung des sogenannten Juden-Decrets vom 17. März 1808 und der ferneren Gleichstellung der Juden mit den übrigen Einwohnern des Staats in politischen und bürgerlichen Rechten" vortrug, geht in der Einleitung seines Referats ziemlich weit in die Vergangenheit zurück. Nachdem er die Geschichte vom barmherzigen Samariter vorgetragen, weist er darauf hin, wie die Juden „nach der Zerstörung Jerusalems unter Titus und mehr noch nach der späteren Empörung unter Hadrian in alle Theile des römischen Reichs zerstreut und viele derselben auf den Militärgränzen des Reiches unter der Aufsicht der Cohorten angesiedelt wurden." „Fremdlinge wären also die Juden am Rheine schon lange nicht mehr, als unsere Vorfahren seine Ufer von den römischen Fesseln befreiten und ihre Herrschaft dort begründeten; allein unter der neuen Herrschaft ward ihnen kein freudigeres Loos zu Theil als unter ihren Unterdrückern, den Römern." Es ist klar: die Sache selbst zwingt den Referenten, den wichtigen Satz, auf den er seinen Antrag auf Emancipation gründet, durch jedes seiner Worte selber umzustoßen. Wurden die Juden unter Aufsicht der römischen Cohorten angesiedelt, so konnten sie sich schwerlich in der Zerstreuung heimisch fühlen; waren die Römer ihre Unterdrücker, so werden sie das Land, wo sie unter der Unterdrückung lebten, eben nicht als neues Vaterland gesegnet haben — und was nun gar ihre neueren Unterdrücker, die modernen Völker betrifft, so tritt sogar der schlimme Fall ein, daß sie von diesen nicht unterjocht, nicht bekriegt,

Digitized by Google

nicht unterworfen, ſondern nur als etwas Unvermeidliches geduldet wurden. Eine vollſtändige Unterjochung, zu der aber die Juden keinen Anlaß gaben, da ſie eben kein Heimathsland beſaßen und an den Kämpfen der Völker nicht den geringſten Antheil nehmen konnten, würde es nicht zur heutigen Judenfrage haben kommen laſſen. (Ein Abgeordneter der Städte, welcher die Nothwendigkeit der Emancipation darauf begründet, daß „die Unterjochung der jüdiſchen Nation — Nation? — in größter Vollſtändigkeit erreicht ſey," hat ſeinem Beweiſe alſo auch kein ſehr feſtes Fundament gegeben).

Der Herr Referent biegt endlich von dem Wege, den er Anfangs als den geradeſten zu betrachten ſchien, etwas ab, um auf einem andern zum Ziele zu gelangen: „Durch das Edict vom 11. März 1812, ſagt er, ſind die Juden zu Staatsbürgern geworden, wenn auch bis dahin ein mehr als ein anderthalbtauſendjähriges Domicil den Charakter der Fremdlinge ihnen nicht genommen haben ſollte" — allein ein bloßes Edict kann die Menſchen nicht umſchaffen!

Einem Abgeordneten der Städte, der über die Tagesfrage eine andere Meinung hat als der Referent, iſt dieſer nicht weit genug in die Vergangenheit zurückgegangen. „Ich müßte noch etwas weiter in die Geſchichte zurückgehen, als der Herr Referent gethan, ſagt er, mindeſtens mit der Erſcheinung des Herrn und mit der Paſſion anfangen." „Die Geſchichte des Volkes nennt er ein bedeutungsvolles Zeichen."

„Allerdings, erwiedert ein anderer Abgeordneter deſſelben Standes, ſey ein Strafgericht Gottes über die Juden verhängt worden, dieſes Strafgericht ſey aber nach dem alten und neuen Teſtament an eine beſtimmte Zeit geknüpft. Dem Menſchen ſtehe es nicht zu, dieſe Zeit zu erforſchen oder überhaupt in den Rathſchluß Gottes einzudringen. Er ſtimme deshalb mit voller Ueberzeugung für die Anträge des Ausſchuſſes." Wenn aber jenes Gericht, unter dem die Juden leben, ein „Strafgericht Gottes" iſt, ſo haben bloße Menſchen nicht das Recht, es aufzuheben; wenn der Menſch in den Rathſchluß Gottes nicht eindringen kann, ſo hat er noch weniger die Macht, ihn zu verändern, und wenn man wiſſen will, an welche „beſtimmte Zeit das alte und neue Teſtament dieſes Strafgericht knüpfen," ſo iſt ihre einſtimmige Antwort: es iſt die Zeit, wo das Volk ſich bekehren wird.

Ein Abgeordneter der Ritterſchaft geht noch weiter in die Vergangenheit zurück als der erſte Abgeordnete der Städte. Er iſt für die Emancipation: „wie würden wir es auch bei dem Stifter unſerer Religion, den wir alle anbeten und verehren, verantworten können, daß eine Nation, wozu ſeine Mutter gehörte, ſich noch und mit Recht über das Verfahren der Chriſten beſchweren könnte?"

Ein anderer Abgeordneter deſſelben Standes hatte ihn aber ſchon im voraus zu überflügeln geſucht, indem er bemerkte, er „erlaube es ſich, vom Anfange der moſaiſchen Geſetzgebung zu beginnen." Das Geſetz ſey von der Art, daß es keine völlige Emancipation zulaſſe. „Er wolle die Juden wie Brüder von ganzem Herzen lieben, jedoch nur auf gewiſſe Diſtance" — dann wird ihre Sache aber ſchwerlich das Herz berühren können. —

Die gründlichen Arbeiten, die von chriſtlicher Seite über den Talmud geliefert worden ſind, waren für die Abgeordneten der Stände ein Anlaß, auf die Vorwürfe der „Judenfeinde," zu welchen der Talmud Gelegenheit gegeben hat, öfter zurückzukommen. „Die Behauptung, daß die Religion der Juden Grundſätze enthalte, die der ſocialen Ordnung im Staate widerſprechen, ſagt der Berichterſtatter in ſeinem Referat, wird gewöhnlich auf die Ausſprüche einiger (!) Tal-

Digitized by Google

mudisten (!) gestützt; allein wenn wir dagegen die Vorschriften des mosaischen Gesetzes, in welchem auch wir den göttlichen Ursprung nicht verkennen, wenn wir die Aussprüche so vieler anderer jüdischen Autoritäten, wenn wir die officiellen Erklärungen des im Jahre 1806 in Paris versammelten Sanhedrins nicht unbeachtet lassen wollen, — (man vergleiche aber auch meine Kritik dieser Erklärungen des Sanhedrin!) — so dürfen wir die Meinungsäußerungen jener Talmudisten wohl eben so wenig dem ganzen Judenthum in Anrechnung bringen, als wir uns selbst und dem ganzen Christenthum die Zurechnung von antisocialen Aeußerungen christlicher Schriftsteller wollen aufbürden lassen."

Ein Abgeordneter der Städte geht noch weiter: „die genauesten Forschungen haben dargethan, daß jene Behauptungen, wenn nicht auf Böswilligkeit, doch auf Mißverständnissen beruhen, Mißverständnissen, die durch das Herausreißen einzelner nur im Zusammenhang erklärlicher Sätze herbeigeführt wurden."

Am weitesten geht endlich ein Abgeordneter der Ritterschaft, der uns zugleich über „Auflagen und Uebersetzungen" des Talmud belehrt, von denen bisher die Literatur-Historie noch nichts gewußt hat. „Nach vielseitigen Erkundigungen, sagt er, ist es mir klar geworden, daß der Talmud nicht das Gesetz selber, sondern nur als ein Commentar zum Gesetze angesehen werden kann. Der Talmud in seiner Urschrift ist nie bindend für die Juden gewesen, am allerwenigsten aber kann es die Uebersetzung (!) desselben seyn. Wenn angeführt worden, daß der Talmud schlechte Grundsätze enthalte, so bestreite ich nicht, daß eine Uebersetzung (!) desselben manches Verwerfliche enthalte; allein es ist auch allgemein bekannt, daß der Verfasser (!) dieser (!) Auflage (!) Namens Eisenmenger, dieses Buch bloß aus Rache (!) gegen die reichen Juden in Frankfurt geschrieben, die ihm eine große Summe Geldes verweigert hatten, welche er von ihnen begehrt hatte. Hier liegt also eine böse Absicht dieser Schrift zu Grunde. Dieses Buch wird auch von allen jüdischen und christlichen Gelehrten verworfen. Dagegen giebt es aber viele andere Auflagen (!) oder besser (!) gesagt Uebersetzungen (!) des Talmud, welche nur die Lehre der reinsten Moral enthalten."

Eine Berichtigung wäre an diesem Orte übel angebracht.

Ich wiederhole nur, was ich in meiner Schrift gesagt habe: Eisenmenger ist noch lange nicht widerlegt und wird in theologischer Weise nie widerlegt werden.

Ich bemerke nur noch: wenn ein Gesetz einen Commentar nothwendig gemacht hat, so ist der Commentar die Hauptsache, der Ort der letzten Entscheidung, so ist der Text ohne Commentar Nichts. —

Eine Emancipation, wenn sie nur durch die Unkunde über das wahre Wesen und die Geschichte des Gedrückten, der emancipirt werden soll, möglich ist — falls sie überhaupt unter diesen Umständen möglich seyn könnte — würde nicht den mindesten Erfolg haben: der scheinbare Friede würde im nächsten Augenblicke sicherlich wieder gestört werden.

Eine Emancipation ferner, die nur als Interimisticum, nur als ein Ausweg für den gegenwärtigen Augenblick, oder nur aus Mitleiden angerathen wird, sollte von denjenigen, denen sie zu Gute kommen soll, anders gewürdigt werden, als es bisher der Fall gewesen ist.

Der Referent hob in seinem Berichte die Gründe hervor, die dem Christen die Ueberzeugung geben, daß

Digitized by Google

das Chriſtenthum „unfehlbar dereinſt die wahrhaft allgemeine, die Welt-Religion ſeyn wird.“ „Möge die Vorſehung, fährt er fort, dieſen Zeitpunkt nicht mehr fern ſeyn laſſen.“ „Mittlerweile — (d. h. bis es und damit es zuletzt keine Bekenner eines Geſetzes mehr giebt, die zu einer ſo ſchwierigen Frage Anlaß gegeben haben) — mittlerweile mögen wir uns beſtreben, alle Mitmenſchen zu uns zu erheben, ſie uns gleich zu ſtellen.“

Ihre richtige Analyſe fand dieſe Wendung ſogleich durch den Abgeordneten der Städte, der nach dem Referenten auftrat. Die Wendung nämlich, daß die Emancipation nur als eine interimiſtiſche Maßregel, nur als eine Maßregel bis zur allgemeinen Bekehrung des Volkes Iſrael angerathen wird, wird im Munde der chriſtlichen Gegner der Emancipation zur Wendung: dann iſt es ſicherer, wir warten, bis das Volk als Ganzes in die Kirche eintritt, und wir laſſen bis dahin nur diejenigen an unſerer Freiheit Theil nehmen, die uns gewiſſe Proben ihrer Würdigkeit gegeben haben. „Auch ich, ſagt jener Abgeordnete, erkläre mich für eine Emancipation der Juden, aber für eine allmählige, ſtufenweiſe, je nachdem ſie in der Bildung fortſchreiten — alſo nach perſönlicher Qualification“ — d. h. für eine Emancipation, die nur als perſönliche zufällige Ausnahme anzuſehen iſt.

Nachdem die Wendung des Referenten auf der Seite der Gegner der Emancipation dieſe conſequente Umänderung erlitten hatte, konnte ſie ſich zuletzt nur noch wieder in der Form erheben, daß ſie als eine Wendung des Mitleids auftrat. „Je tiefer wir uns von der Göttlichkeit des chriſtlichen Glaubens durchdrungen fühlen, ſagte der Abgeordnete der Städte, welcher den längſten Vortrag gehalten hat, deſto mehr müſſen wir es für ein Unglück halten, ſeiner Segnungen nicht theilhaftig zu ſeyn. Wollen wir denn diejenigen, die dieſe Wohlthat entbehren, durch Bedrückung und Kränkungen noch unglücklicher machen? wollen wir nicht vielmehr durch ein gerechtes liebevolles Benehmen die höheren Vorzüge unſerer Religion an den Tag legen?“ —

Wir haben noch einige Wendungen anzuführen, die der reinen Aufklärung angehören.

Der Referent beruft ſich auf den Grundſatz, „daß alle Menſchen, wie vor Gott, ſo auch vor dem Geſetze gleich ſeyn ſollen,“ — auf einen Grundſatz alſo, der völlig unbrauchbar iſt, wenn es ſich um die Frage handelt, ob „die Juden“ und „die Chriſten“ gleichgeſtellt werden ſollen. Der Grundſatz hat nur Geltung, wenn dieſe Frage in einer oberflächlichen Weiſe beſeitigt iſt und jene beiden Religions-Partheien auf dem Boden des Deismus und einer Aufklärung, die längſt ihre geſchichtliche Bedeutung verloren hat, ſich geeinigt haben. Daß ſie ſich aber auf dieſem Boden nicht einmal gründlich einigen können, beweiſt der Erfolg, den die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts gehabt hat. —

Im Munde eines Abgeordneten der Landgemeinden ſpricht ſich die Aufklärung etwas derber aus. „Der Umſtand, ſagt der Abgeordnete, daß die Juden nach ihrer jüdiſchen und nicht nach unſerer ſogenannten chriſtlichen Weiſe verſchroben ſind,“ ſey kein Grund gegen ihre Emancipation. Ich weiß nicht, ob der Abgeordnete für den Gebrauch dieſes Arguments zur Ordnung verwieſen iſt, aber das ſcheint mir gewiß zu ſeyn, daß nur zwiſchen ordentlichen und klaren Köpfen Verſtändigung und Friedensſtiftung möglich iſt. Das Argument des Abgeordneten war daher, wenn nicht ordnungswidrig, doch wenigſtens nicht ſehr paſſend gewählt. —

Digitized by Google

Ueberſehen wir die Wendungen, die von den Vertheidigern der Emancipation gebraucht ſind, ſo war keine einzige im Stande, die Schwierigkeit zu löſen und die Kritik, die ſie freilich nicht im Auge zu haben brauchten, zu widerlegen. Sie haben auch nicht die Einwendungen zurückgeſchlagen, die in der Verſammlung ſelbſt erhoben ſind.

Beſonders ein Abgeordneter der Ritterſchaft hatte darauf hingewieſen, daß „das Judenthum etwas Anderes als eine Religion, daß es eine Genoſſenſchaft von Stammverwandten, daß das Lebensprinzip dieſer Nationalität ſelbſtſtändige Fortentwickelung ohne Rückſicht auf den Staatsverband, in welchem ſie lebt, daß dieſe Gemeinſchaft alſo ein fremdes Element iſt, welches der Staat nicht aufnehmen kann." „Bürgerliche Gleichſtellung der Juden kann nur da Statt haben, wo das Judenthum ſelbſt nicht mehr exiſtirt." Richtig! Dann nämlich richtig, wenn die andere Wendung der Kritik nicht fehlt, die ich in meiner Schrift durchgeführt habe.

Derſelbe Abgeordnete der Ritterſchaft hat auch die Berufung auf das Beiſpiel Frankreichs in ihre richtigen Gränzen zurückgewieſen.

Der Referent hatte nämlich an die Maaßregeln erinnert, die man in Frankreich ſeit dem Beginn der Revolution zu Gunſten der Juden getroffen hatte. Der Abgeordnete der Städte, der ſogleich nach ihm das Wort erhielt, hatte bereits bemerkt: „der Herr Referent bezieht ſich auf ein Decret eines fremden Volkes, erlaſſen in den Stürmen der Revolution im Jahre 1791, wo das Chriſtenthum von demſelben verläugnet wurde. Damals gebot es die Conſequenz, den Juden gleiche Rechte zu ertheilen. Warum ſich aber immer und immer auf einen fremden Staat beziehen, der ſo gar fern ſteht von deutſcher Sitte und Gründlichkeit?" Ja wohl, „ein fremder Staat," wenn er mit der Durchführung der Ideen, die den Juden die Freiheit gaben, allein ſteht.

Die Emancipation der Juden war aber nicht einmal während der Revolution in Frankreich conſequent und klar durchgeführt, weil der Idee, der man folgte, noch die wahre Conſequenz und Klarheit fehlte.

Jener Abgeordnete der Ritterſchaft bemerkt am Schluß ſeines Vortrags: „Daß vielleicht Frankreich oder Belgien bei der Organiſation ſeiner politiſchen Verhältniſſe gerade durch beſondere Klarheit im Erkennen der Principien ausgezeichnet wäre, iſt noch von Niemanden behauptet worden."

Es iſt im Gegentheil von ſehr Vielen behauptet worden; aber eine gründliche Erforſchung der Geſchichte wird den Beweis führen, daß auch nach den großen Arbeiten Frankreichs für die Erkenntniß der Principien noch viel zu leiſten iſt.

Zuletzt, am Schluß der Verhandlungen, nahm der Referent noch einmal das Wort, um auf die Einwendungen jenes Abgeordneten der Städte zu antworten. „Man habe angedeutet, ſagt er, daß ein irreligiöſes Princip der Revolution die Emancipation in Frankreich hervorgerufen habe. Er bemerke hierauf, daß der allerchriſtlichſte König, daß Ludwig XVIII. die Aufhebung der Beſchränkung der Juden veranlaßt habe." Die Geſchichte antwortet einfach: er that es, weil ſein ganzes Verfaſſungswerk eine nothwendig gewordene Conceſſion an die Revolution war.

Das Lob, welches einige Abgeordnete den Vorträgen ihrer Vorgänger in einem reichlichen Maaße geſpendet haben, wird nach den obigen Bemerkungen nicht wenig von ſeiner Ueberſchwenglichkeit verlieren müſſen.

Digitized by Google

„Nach den Vorträgen, die wir vom verehrten Referenten und von einem Abgeordneten der Städte gehört, bleibt mir Nichts mehr zu ſagen übrig, bemerkt ein Abgeordneter der Städte, als daß wir entweder dieſe herrlichen Produkte der geiſtreichſten Humanität verbrennen, oder durch den Druck der Unſterblichkeit überliefern müßten. Vermodern oder verſchimmeln dürfen ſie in unſeren Archiven nicht." Man konnte aber noch etwas Anderes mit ihnen anfangen — ſie prüfen und einer Kritik unterwerfen.

Ein Abgeordneter der Städte, der ſpäter für die Emancipation auftrat, hielt dieſe Kritik für ſo unnöthig, daß er ſogar bemerkte: „die politiſche und religiöſe Seite der Frage über die Emancipation glaube ich nach dem Trefflichen, das hierüber in unſerer Verſammlung geſagt worden iſt, nicht ferner beleuchten zu müſſen."

Nachdem endlich noch ein Paar Abgeordnete dem ‚Vortrefflichen, was für die Emancipation geſagt iſt" und „den glänzenden Vorträgen ausgezeichneter Redner," die vor ihnen aufgetreten, eine Lobrede gehalten hatten, erklärte ſich der Herr Landtagsmarſchall mit den Worten: „die Gründe, die dafür ſprechen, den Juden die Gleichſtellung in bürgerlichen Rechten zu gewähren, ſind vollſtändig vorgetragen," für den Antrag des Ausſchuſſes.

Mit 54 Stimmen gegen 19 erklärten ſich die Stände dafür, daß die „völlige Gleichſtellung der Juden in bürgerlicher und politiſcher Hinſicht mit den chriſtlichen Unterthanen Sr. Majeſtät" wünſchenswerth ſey. Die Majorität vereinigte ſich demnach dahin, Seine Majeſtät zu bitten, „die Wegräumung aller noch beſtehenden Hinderniſſe zur völligen Gleichſtellung u. ſ. w. vorzubereiten und deren Beſeitigung herbeiführen zu wollen." —

II.

Schriften über den Pauperismus.

Publiciſtiſche Abhandlungen: von Wöniger, Doctor beider Rechte und der Philoſophie. 1843. Berlin bei Hermes.

Nach des genannten Herrn ſelbſteigner Ueberzeugung hat in kurzer Zeit die deutſche Publiciſtik ſehr bedeutende Fortſchritte gemacht; ſie ſey im Bewußtſeyn der Zeitbedürfniſſe mit raſchem Schritte vorwärts gegangen, obgleich ſie großentheils auf den Schultern der jüngern Literatenwelt ruhe u. ſ. w. Was uns betrifft, ſo haben wir dieſelbe Bemerkung und zwar nicht ohne freudige Regung eines gewiſſen Selbſtgefühls; daß die Deutſchen, welche nach Herrn Wönigers Ausdruck den Fremden „zu einer Zielſcheibe des Spottes dienen," nicht ganz ungerechte Vorwürfe einſtens nach Gebühr beantworten werden. — Freilich iſt unſer Wiſſen auf Koſten unſerer Exiſtenz erkauft; aber wir wollen, ſo viel unſerer geringen Einſicht Urtheil zu Gebote ſteht, in dieſem Urtheil nicht vorſchnell ſeyn, da man bei Concentrirung der Verhältniſſe ſich ſehr leicht irren konnte, um ſo mehr, als man durch die Anſtalten, die man zu treffen für nöthig fand, für die Befeſtigung der politiſchen Macht zu einem Hauptreſultate gelangte.

Die neuere Zeit gebahr Volksnoth: ſchon lange äußerte dieſe auf die geſellſchaftlichen Verhältniſſe ihre verderblichen Einflüſſe, ohne daß man ſich über die eigentlichen Urſachen ihrer Erſcheinung, wie auch über ihren Charakter zu verſtändigen gewußt hätte. In ihrem Gefolge, ſey beiläufig geſagt, ſchritt das Bewußtſeyn vorwärts, das Volk erlangte Aufklärung und dieſe Aufklärung, welche in der beſſern Erkenntniß wiederum

Digitized by Google

ihre Würdigung findet, nennen die Gelehrten Intelligenz.

Also ein intelligentes Volk.

Herrn Doctor Wönigers ungemeine Thätigkeit, die Intelligenz durch Oeffentlichkeit zu befördern und ihr durch öffentliche Vorträge den eigentlichen Impuls zu verleihen, legitimirt sich auch in seinem Aufsatz: „über die Gründe des wachsenden Pauperismus." Er wurde, wie er selbst in der Vorrede mittheilt, durch specielle Aufforderung des königlichen Regierungs-Präsidiums in Potsdam ins Leben gerufen. Auch erwähnt er gleich am Eingang seiner Schrift zwei anderer Preisfragen, die wir, um ihn über seine Absicht recht zu verstehen, gleichfalls mit anführen.

Diese Preisfragen sind gestellt: 1stens von der königlich preußischen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt im Jahre 1835, welche wissen will, „ob die Klage über die zunehmende Armuth und Nahrungslosigkeit gegründet sey."

2. Von der pariser Akademie de Sciences morales 1839; sie frägt „nach den Ursachen und Kennzeichen der Verarmung."

3. Von dem königlich preußischen Regierungspräsidium in Potsdam 1842, welches wissen will: „durch welche Mittel der Staat einer überhandnehmenden Armuth steuern könne."

Dieses außerordentlich fruchtbare Feld für literarische Abhandlungen ersah sich der genannte Herr zum Schauplatz seiner wissenschaftlichen Strategie, um mit eminenter Sprachfertigkeit die gegenwärtigen Zustände mit Hinweisung auf die Ergebnisse der Universalgeschichte zu verarbeiten!

So verschiedenartig der Inhalt dieser drei Fragen für eine Discussion beschaffen ist, so verschiedenartig ist das Studium, welches auf ihre Beantwortung, auf ihre Lösung verwendet werden muß. Wer sich in einer Reihe von 25 Jahren theils nicht um des Volkes Daseyn bekümmern konnte, theils es vermöge seiner gesicherten Existenz nicht für nöthig fand, wer innerhalb weniger Monate alle Ursachen eines furchtbar gewachsenen Uebels zu ergründen gedenkt, um dadurch eine Preisfrage zu lösen, der möchte wohl, selbst mit dem besten Willen daran scheitern, seiner Aufgabe zu genügen, und Klarheit in das Chaos menschlicher Irrthümer zu bringen.

Volksnoth! bedrohte Existenz! sind für das Gesammtverhältniß inhaltschwere Worte: sie können wohl besonders durch Aufforderung: „Durch welche Mittel dem Uebel abzuhelfen sey:" academisch gezogene Federn in Bewegung setzen; aber die Frage ist, da die Lenker der Menschheit sich nun einmal veranlaßt fanden, das materielle Element unbeschränkt herrschen zu lassen, leichter zu bereden, als eine positive Entscheidung über dieselbe zu geben. Das begreift Herr Doktor Wocniger sehr wohl, eben deshalb berührt er auf seiner flüchtigen Reise durch das Reich des menschlichen Elends den Mechanismus der modernen Staatskunst sehr leise, giebt nach einem merkwürdigen Aufwand von Redensarten einige Andeutungen über das wo und wie, und stellt sein System auf. Indem nun Herr Doktor Wöniger von Seiten der Königl. Regierung in Potsdam eine direkte Aufforderung erhielt, die Frage zu lösen:

„Wie und durch welche Mittel der Volksnoth zu begegnen sey:"

so hätte er in der Antwort speciell und entschieden seyn müssen, selbst auf die Gefahr, daß seine Vorschläge von der Regierung als unanwendbar erklärt worden wären. — Er sagt in seiner Vorrede selbst: Daß es Noth thue vorwärts zu streben sonder Furcht und Tadel! Daß der Geist dem seine

Digitized by Google

Blätter dienen ein Geist des lebendigen und entschiedensten Fortschrittes sey. Um so mehr muß man ohne Rückhalt sonder Furcht und Tadel rund herausſagen was man meint und weiß; denn daß nur durch eine ernſte Reform unſerer politiſch ſocialen Lebensverhältniſſe geholfen werden könne, das iſt nach dem gegenwärtigen Stand der Dinge eine ſehr gewöhnliche Rede, die ein jeder gebraucht; ſelbſt dann noch, wenn man der Geſammtintelligenz der Zeit ein mahnendes Wort zuruft, hat man noch keinen Schritt für die Linderung einer Volksnoth gethan. Worte die auf die Felſenherzen des Egoismus wirken ſollen, müſſen in Vulkans Werkſtätte geſchmiedet ſein. —

Herrn Wönigers Schrift erhielt laut ſeiner Vorrede eine anderweitige Beſtimmung, indem er durch eingetretene Umſtände verhindert wurde, die Beantwortung des aufgegebenen Themas an die Regierung in Potsdam abzuliefern. Dieſe ſpecielle Veranlaßung war es jedoch, welche den Verfaſſer oben bezeichneter Schrift nach ſeinem eigenen Ausdruck zu einer genauern Bekanntſchaft mit dem Zeitübel führte. Er iſt allerdings beſcheiden genug, einzuſehen, daß einige Monate nicht hinreichen, deſſen ganzen Umfang kennen zu lernen, ſelbſt wenn man Bodz und alle Quellenſchriftſteller des Pauperismus zu Hülfe nimmt: Indem er von ſeinem wiſſenſchaftlichen Standpunkt jedem das Feld einräumt, wird es auch dem geſtattet ſeyn, der mit dem Zeitübel ſeit Jahren Schritt um Schritt gethan, ſeine Meinung über daſſelbe auszuſprechen, der, um es zu charakteriſiren, weder Bodz, noch Franz Baur, noch alle andern braucht.

Wenn man ſich aber einmal bewogen findet, nicht für die Fachgelehrten, ſondern für das große Publikum zu ſchreiben, dann iſt es jedenfalls beſſer, alle fremdartigen ja ſelbſt unverſtändlichen Ausdrücke aus ſeiner Schrift, Buch oder Werk zu entfernen.

Uebrigens iſt es keine Kleinigkeit, auf eine Ausforderung, wie ſie das Regierungscollegium in Potsdam erlaſſen als Kämpfer in die Schranken zu treten; denn die Motion iſt ſo eigenthümlicher Natur, daß ſie nicht allein einen berühmten Publiciſten, ſondern auch die Vertreter unſerer ſtaatsrechtlichen Inſtitute in Verlegenheit ſetzen würde. Wie kann wohl ein einzelner, ſey er Publiciſt, Hofrath oder Miniſter über die Frage eine wirklich entſchiedene Auskunft geben:

„Durch welche Mittel der Volksnoth zu ſteuern ſey!"

Und beſäße er Kühnheit und Schärfe des Verſtandes alle abnormen Begriffe über Beſitzthum zu regeln, würde er durch ſeine Documente zu beweiſen wiſſen, daß die Volksnoth weniger das Mitgift unſerer aufgeklärten Zeit ſey, als ſie unbemerkt durch eine ſyſtematiſche Erziehung ihr Daſein erlangte und nun gegenwärtig die Majorität repräſentiren kann, ſo kann dies nebſt der Frage über ihre Heilung nur mit einem außergewöhnlichen Aufwand von Zeit und Mitteln geſchehen; denn ſolche Materialien ſind nicht mit gewöhnlichen Mitteln herbeigeſchafft. Würde ein ſolcher Mann den Motions-Stellern eine gleiche und für eine mühſelige Arbeit gerechte gegenüberſtellen, ſo kann er ſchon halb überzeugt ſeyn, daß ſeine Sache nach den modernen Grundſätzen keinen Glauben erhielte; man würde ihn wahrſcheinlich für incompetent, für einen Verſchwender erklären. — Wie geſagt: Herr Dr. Wöniger hat ſich oder konnte ſich aus ſeiner Bücherſtube auf eine ſolche mißliche Unterſuchung nicht einlaſſen; dennoch war der Drang, die gegenwärtige Volksnoth als Baſis zu einer allgemeinen Zeitſchilderung zu verwenden zu groß, um nicht die einmal von der Königl. Regierung in Potsdam angeregte Frage zur öffentlichen Kenntniß zu bringen, und die „allgemeinere Aufgabe dem Publikum durch

Digitized by Google

ein völlig abgeschlossenes und abgerundetes Ganzes vorzulegen." (Vorrede Seite 12.)

Der Verfasser stellt nun nicht die Mittel der Abhülfe, sondern die Gründe des wachsenden Pauperismus zum Gegenstand seiner Untersuchung und gelehrten Abhandlung auf.

In einer Vorrede, einem Inhalt, und zwei Hauptabschnitten, welche letztere in 22 §. eingetheilt sind und zusammen etwa 150 8. Druckseiten enthalten, hat der Herr Verfasser sein Gemälde über eine der wichtigsten Zeitfragen skizirt, und ihre Charaktere aus den Thatsachen der Geschichte zu modelliren gesucht.

Es wird im Verlauf unserer begleitenden Darstellung ein jeder Hauptabschnitt oder auch ein §. mit der Ueberschrift im Original bezeichnet werden, um eine genauere Uebersicht seines publicistischen Vortrags zu gewinnen, wie auch auf eine bequeme Manier seinem Ideengange folgen zu können. In dem beißen Kampf der Meinungen sagt Herr Wöniger selbst, kann man sich nicht auf Rosen betten. Wahr. — Darum sorge ein jeder, daß er in der Hitze des Gefechtes seine Position zu behaupten weiß. Was in der Sache gut ist, das wird es auch für uns seyn. Was schlecht und für den Zweck unbrauchbar ist, wird verworfen, denn hier hilft kein Zittern vor'm Frost.

Die Vorrede zur ersten Auflage fängt also an: Nicht für die Fachgelehrten, für das große Publikum sind diese Abhandlungen geschrieben.

Jedenfalls sollen literarische Abhandlungen, mögen sie für die Fachgelehrten, oder für das große Publikum bestimmt seyn, ihrem Zweck entsprechen; Belehrung über eine so wichtige Sache wie hier, wo die Gründe der Volksnoth nachgewiesen werden sollen, ist doch der reelle Maaßstab, welchen vor allem der Publicist gebrauchen muß. Mit Beseitigung aller Rücksichten muß er so verständlich wie möglich in seinem Vortrag seyn: vor allem aber in der Diction eine ruhige Haltung beobachten, um nicht von Extremen berührt zu werden und in Inconsequenzen zu verfallen. In dem weiteren Verlauf der Vorrede tritt Herr Wöniger sehr behutsam und schwärmerisch auf. Seine Prosa erscheint beinahe als lyrische Dichtung. „Die Zeit der Freiheitskriege ist den Koätanen noch sehr wohl im Gedächtniß" ꝛc. Dies klingt gleichsam als eine Anklage gegen die Philister. Laßt ihnen doch die Erinnerung an ihren Indifferentismus ihre Partei- und Urtheilslosigkeit. Denn mit Schaudern und Grauen beobachten sie, wie sie vibrirt, diese Intelligenz, sie finden den Preis, um den sie verkauft, zu hoch, sie lassen sich nicht durch den Paroxismus eines Publicisten bestechen, wenn er die Summe der deutschen Völker multiplicirt und 44 Millionen herausbringt, die nach gewohnter Weise dem Franzmann ingrimmig die Zähne zeigen. — Aber, „das Nationalbewußtsein ist aus einem langen Winterschlaf erwacht." Nein! Er zweifelt, er wagt es kaum, zu denken, denn er fährt sehr geheimnißvoll fort: „sollen wir es unsererseits dabei bewenden lassen? sollen wir wiederum die Hände in den Schooß legen? O wir sind ein großes Volk; wir sind ja das Herz Europa's." — So viel ich von Herrn Wönigers politischen Schriften gelesen habe, so hat er eine ganz eigenthümliche Methode, indem er die Deutschen immer beim Namen nennt. Da nun die Deutschen sehr schwerhörig sind und im Ohre ein dickes Trommelfell haben, so kann er sich gewiß darauf verlassen, daß sie ihn nicht verstehen, wenn er flüstert. „Aber gerade im Herzen darfs nicht stille seyn, denn darüber möcht es am Ende selbst stille stehn, und dann — ja dann werden wir den dritten

Digitized by Google

Pariſer Frieden ſchließen, nur nicht in Paris. — Säen wir denn ſo lange es noch Zeit iſt, auf daß wir ärnten über ein Kleines."—

Sowohl das Regierungscollegium in Potsdam, wie auch das große Publikum müſſen ſeine Sentimentalitäten in der Behandlung der wichtigſten Zeitfrage für überflüſſig finden, ſelbſt dann noch, wenn er nach langem Winterſchlaf am politiſchen Horizont die Mayſonne aufgehen und über die Gefilde eines dreißigjährigen Friedens ſcheinen läßt. Das temporiſirte deutſche Volksthum erregt in unſerm Dichter ein unbehagliches Gefühl, er ſieht auf den ſtabilen Naturen ein Geſpenſt des Schreckens. „Wenn es im Herzen ſtille ſteht, werden wir den dritten Pariſer Frieden ſchließen, — nur nicht in Paris." — Welches iſt nun der Sinn ſeiner Rede! wahrſcheinlich ſoll es mit dem dritten Pariſer Frieden ſo viel heißen: „wenn das deutſche Volk noch nicht begreifen lernt, daß es durch ein feſtes Anſchließen an das beſtehende Princip durch 44 Millionen Köpfe unüberwindlich ſey, wenn es gleichgültig gegen Nationalität und alle vaterländiſchen Intereſſen nur ſeines materiellen Vortheils wegen leben will, wenn es jede Autorität, welche eine geſicherte Exiſtenz verbürgt, für competent hält, dann ſteht es mit der politiſchen Freiheit gegen die Doctrinen Frankreichs wieder auf dem Punkt von 1806; man wird uns in überrumpeln, man wird uns in Berlin fränkiſche Geſetze dictiren."

Anſtatt die deutſche Nation durch eine kleinliche Furcht vor der fränkiſchen Bevormundung zu warnen, anſtatt ſie zu erinnern, daß ſie ſich hüten ſolle vor einem abermaligen Winterſchlaf von 25 Jahren, ſo redet ohne Phraſen und Deklamation männlich mit ihr: ſagt ihr, daß ſie ſich waffnen ſolle gegen die Intriguen der Fremden, waffnen gegen Anmaßung und ungerechte Raubgier: ſagt ihr daß es ein Volk ſey, kräftig und ſtark, um alle europäiſchen Pentarchien zum Lande hinaus zu werfen. — Dann wird es endlich dem engliſchen Krämergeiſt — dieſem chriſtlichen Judenwucher die Spitze bieten.

Noch einige Andeutungen, die überhaupt gar nicht zu einer Kritik der gegenwärtigen Volksnoth paſſen, zeigen von einer peinlichen Befangenheit, die Zeit, in welcher die Urſachen des modernen Pauperismus liegen, zu ſchildern. Er ſpricht nicht von der Volksnoth in hieſigen Landen, ſondern im allgemeinen von der Volksnoth als einer folgenrechten Bedingung des Fortſchrittes in der Cultur. Deßhalb macht er auf ſein Wiſſen künſtlich beſcheidene Anſprüche und überläßt geübtern Federn durch neue Geſichtspunkte die Grundzüge ſeiner Auffaſſungsweiſe zu erweitern.

Herr Dr. Wöniger iſt in der Darſtellung mit mehr als gewöhnlichen Mitteln begabt, hätte er ſeinen Stoff nicht aus ſeinem Studierzimmer, aus einer Büchermaſſe herausholen müſſen, hätte er ihn inmitten des Volkes gefunden, dann hätte es ihm vermöge eines guten Urtheils gelingen können, die Elemente eines täglich um ſich greifenden Uebels zu ordnen, und ſie für Jedermanns Nutzen zu einer faßlichen Anſchauung zu bringen, beſonders da ihn die königliche Regierung autoriſirt hatte, einen ſogar hiſtoriſch merkwürdigen Auftrag zu erfüllen.

Sicher wäre ihm ein erſprießlicherer Vortheil entſtanden, wenn er das Getriebe des Volkslebens, deſſen fortdauernde Geldnoth im gewöhnlichen Geſchäftsgange, einige von den kleinen Leiden der Miethsbürger, die verzweifelten Gänge der unglücklichen Hausfrauen mit den Reſten ihrer eingebrachten Habe nach Leihhäuſern, die rabuliſten Kniffe der Kauf- und Miethscontracte ꝛc. nur einigermaßen aus der Wirk-

Digitized by Google

lichkeit kennen gelernt hätte: er hätte der Sache einen größern Dienst leisten können. Wie anders kann man lernen als aus der nackten Wirklichkeit? Wie anders kann man den Inhalt dieses Capitels begreifen, als wenn man ihn aus den Thatsachen des Lebens herausliest? Aber auch hier in dieser Manier von Quellenstudien kann man sich täuschen. Man kann für Wahrheit halten was Lüge ist, und für Lüge was Wahrheit ist. Obgleich hier auf einzelne Fälle nicht viel ankommen kann, so können sie doch dazu beitragen, Verwirrung in die Reglements der Administration zu bringen; dem, dessen Erfahrungen nicht aus den manigfaltigsten Wechselfällen des praktischen Lebens hergeleitet sind, wird es schwer werden, in speciellen Untersuchungen der Sache auf den Grund zu kommen. Deutschlands augenblicklich politische Uebergangs- und Durchgangsperiode ist leichter herauszukalkuliren, als in einzelnen Fällen die Ursachen zu finden, wodurch die Familien verarmen. Uebrigens hat es mit der Durchgangsperiode seine Richtigkeit; wir brauchen in den Gang des Prozesses weder den Fall eines Irthums noch Beweisgründe einzuschieben, was da werden wird, wissen wir freilich nicht. Denn es ist ein geheimnißvoller Kampf der da vorwärts schreitet, in welchem mancher Strich durch die gescheitesten Rechnungen gemacht werden kann. —

Herr Wöniger stellt die wichtigste Zeitfrage auf geschichtliche Grundlagen, „damit nicht eine Zukunft ohne Vergangenheit haltlos schwebe in der Luft.“ Wir haben gegen geschichtliche Beweisführung nicht im mindesten etwas einzuwenden: wenngleich in der analogischen Zusammenstellung ein bedeutender Unterschied zwischen gestern und heut nicht zu verkennen ist, so sind doch die Beispiele, wodurch in frühern Zeiten die Völker verarmten, auch für uns wichtig genug, besonders da sie das meiste zum Sturze der Staaten und gewaltigen Reiche beigetragen haben.

Griechenland, Rom und Carthago fielen als Opfer einer innerlich gereiften Selbstsucht: der geehrte Herr will nicht, daß solche Stoffe mit vorschnellem Eifer weggeworfen werden; er will nicht, daß die stillgereifte Frucht der Zukunft durch Erzielung einer tabula rasa mit Stumpf und Stiel vernichtet werde. Schon gut! wenn nur diese gesuchten Kunstausdrücke dem Verständniß des großen Publikums nicht zu sehr entfernt lägen, da doch dieses nicht aus lauter Primanern bestehen kann, und es oft sehr beschwerlich ist, zur Erklärung einer »tabula rasa« einen solchen herbeizuschaffen; vielleicht würde die Diction etwas verständlicher geworden seyn, wenn der berühmte Publicist anstatt des lateinischen Calculs in ihr rasirte Tafel verwendet hätte; überhaupt, da er selbst sagt, daß die Presse bisher lediglich den Zunftgelehrten gedient hätte, deren eigenthümlicher Jargon für das Volk unverständlich blieb: wenn also unsere Journalistik durch ihre Fadaisen noch dürftig und oberflächlich ist, so soll er doch selbst zuerst anfangen gründlich populär zu schreiben.

Es sind ihrer in folgenden Abschnitten eine solche Menge vorhanden, daß man vor lauter „Negationen“ nicht weiß, was man damit anfangen soll. Wir wissen recht wohl, daß sich ein solches Uebel in der Behandlung eines so wichtigen Gegenstandes, den Mangel an selbsteigner Erfahrung ganz bei Seite gesetzt, hierselbst sehr leicht herausstellen läßt: wenn ein Schriftsteller schon mehr als oberflächlich ist, muß man seine Leistungen anerkennen, da es eine Kunst ist zu schreiben, und ein solcher in der Wahl seiner Ausdrücke mit hundert Rücksichten und Bedenklichkeiten zu kämpfen hat. Sein Eifer, für die Sache über öffentliche Dinge öffentlich zu verhandeln, damit das Volk gebildet werde, um für die Engländer nicht immer zu einer

Digitized by Google

Zielscheibe des Spottes zu dienen — bleibt in diesem Machwerk sein größeres Verdienst. Daß aber die vaterländischen Schriftsteller nach seiner Meinung es gleichsam verschmähen, über öffentliche Zustände öffentlich und populär zu verhandeln, darüber braucht sich der geehrte Herr nicht so oft zu wundern. Was heißt überhaupt populär schreiben? Das allgemeine Interesse unter Beschränkungen durch bloße Andeutungen ohne Kritik oder bestimmten Nachweis zu verhandeln, ist doch gewiß nicht der rechte Weg der Oeffentlichkeit! Sind meine Entschuldigungen, die ich bloß deshalb anbringe, weil ich entweder nicht überzeugend seyn kann, oder unter Bedingungen nicht seyn darf, etwa für den Dienst der Popularität geschaffen. Wie kann ich ohne Kritik, ohne Auseinandersetzung des Stoffes, den ich bearbeite, eigentlich verständlich und populär seyn. Mit einem Wort, wir wollen ihm das Verdienst, welches in seinem Eifer für die Sache liegt, nicht schmälern, aber das verdenken wir ihm, daß er am Schluß seiner Vorrede noch abgenutzte Redensarten gebraucht; „wenn auch ohne das moderne typographische Räuspern eines Schriftstellers, der den Muth hat, eine politische Schrift herauszugeben" ꝛc. Wer weder eine politische Meinung, noch den Muth hat, sie öffentlich auszusprechen, der mag einen Katechismus schreiben.

II.

Die Einleitung.

Herrn Wönigers Schrift erlebte bei der großen Dürftigkeit, in welcher der deutsche Buchhandel mit literarischen Abhandlungen über die wichtigste Frage aller socialen Verhältnisse versehen ist, bald nach ihrem Erscheinen eine zweite Auflage. Wir glauben es gern, daß sich der Verfasser über dieses Ereigniß sehr geschmeichelt fühlte: daß demselben jedoch, nach Plan und Anlage der vorliegenden Schrift noch besondere Mittel zu Gebote gestanden hätten, für sehr nöthige Verbesserungen im zweiten Abdruck Sorge zu tragen, das möchten wir anstatt seiner schmerzlichen Entschuldigung über Zeitbedrängniß unbedingt zu vertrauen, bezweifeln. — Wir gehen zunächst auf die Einleitung über, in welcher sich nach litterarischen Gesetzen die Ansichten entwickeln sollen, die im Verlauf der öffentlichen Diskussion specificirt werden und zu einem System sich gestalten sollen.

Es wäre Verläumdung wenn man von dem Verfasser, nach dem Lesen seiner Schrift sagen wollte, daß er nicht innig von der Existenz der Volksnoth überzeugt sei, ja sogar den Charakter ihres Fortschrittes, ihres möglichen Resultates vollkommen erkannt hätte: daß diese Schrift aber durch ihre problematische Construktion, für des Volkes Belehrung nichts weiter als ein Problem geworden ist, erlauben wir uns nach näherer Anschauung zu erklären. Die ersten Seiten sprechen mit Wärme über Thatsachen die aus den Familienleben entnommen nur zu wahr sind. „Die Stimmen des Jammers sind große publicistische Autoritäten, die übereinstimmend zusammentreffen in der furchtbarsten Zeit der Noth. Schaut um euch ihr Zweifler die ihr Augen habt zu sehen und Ohren zu hören; wo giebt es ein Leihhaus, dessen Hallen nicht überladen sind von Pfändern, wo ein Gericht, bei dem die Schuldenklagen nicht täglich zunehmen, wo eine Armendirektion deren Pflichten sich verminderten!!?" Eben weil diese Thatsachen zu wahr sind, kostet es auch keine große Mühe dieselben ausfindig zu machen: an sie reiht sich das

Digitized by Google

Rechnungs-Exempel eines Franzosen, welcher in Europa im Durchschnitt auf 194 Personen einen Bettler stellt. — Solche Unrichtigkeiten müssen zur Stelle widerlegt werden. Nach diesem Verhältnisse wäre keine Armuth in der civilisirten Welt, denn es wäre eine Schande für Israel, wenn hundert Begüterte nicht einen Lazarus sättigen wollten. Die bessere Erkennung der Noth, fern von selbstgeschafften Täuschungen wird in der Abhandlung auf eine ganz eigenthümliche Manier nachgewiesen. Sehr richtig wird das Leben in seiner Totalität betrachtet, und der Mensch als Mittelpunkt desselben hingestellt. — Seine Verhältnisse welche durch die Totalität des Lebens geprüft werden können, dienen als Wegweiser um die Quellen des ihn verfolgenden Uebels aufzufinden. Wer diese Seiten anschlägt, der wird auch ihre Harmonie bis zu ihren Grundton verfolgen, ohne durch Sprünge sich in dem Reich der Töne zu verirren wie es dem Verfasser mit seiner Composition ergangen ist. Seine Frage hat in der allgemeinen Fassung keinen bestimmten Staat vor Augen, sondern sie setzt den Staat in seiner empirischen Erscheinung in die Staatenwelt. „Es ist nicht Frankreich, nicht Preußen, nicht England, sondern es ist der Zeitgeist im ganzen, oder wenn man will die moderne Weltgeschichte worin die Volksnoth liegt." — Es scheint als ob der Verfasser im Staatssystem die Volksnoth begründet sieht! — Da nun dieselbe eine Folge physischer oder moralischer Revolutionen ist, welche ihre Existenz schon in Urstaaten gegründet haben, so wäre von dieser Seite dem System des Verfassers nichts entgegen zu stellen, besonders da der Gedanke seinen wissenschaftlichen Standpunkt bekundet. Gut! wenn in der Staatenwelt Noth herrscht, dann werden die Quellen der Armuth alle im praktischen Leben vorhanden sein, demnach würde man immer im Gleiße der Wirklichkeit ihre Ursachen verfolgen können, ohne daß man zu befürchten hätte, auf Abwege zu gerathen.

Wir aber sehen uns nach dem Verlauf der Abhandlung bewogen zu bemerken: Daß der Verfasser bei seinem projektirten Entwurf die ganze Tiefe des Gedankens nicht erfaßt hat, denn wäre dies im eigentlichen Sinne geschehen; so möchte es ohne bedeutende Collisionen mit den bestehenden Principien nicht abgegangen sein. — Ist der Gedanke schon an und für sich schwer zu erklären, überhaupt da er so lange nur Staaten existiren nicht documentirt werden darf — so wird derselbe in Wönigers publicistischer Schrift noch dadurch haltlos; da derselbe eine selbstgeschaffte Täuschung mit begünstigt, und in der Beklemmung über den Gegenstand etwa etwas Unwahres oder auch zu viel zu sagen, zu weiter nichts dient, als eine Ausflucht von dem Unmittelbaren zu den Mittelbaren zu erlangen. Nach Aufforderung einer hohen Staatsbehörde befremdet es uns allerdings, daß der Verfasser der Volksnoth keinen bestimmten Staat anweist, jedenfalls sind die Ursachen, wodurch die Menschheit in Frankreich England oder Spanien verarmt, von denen in Preußen verschieden; und es ist möglich, daß sich dort in der realen Wirklichkeit die Volksnoth besser in zwei Klassen reduziren läßt als hier. Nehmlich: „in eine durch liederliches oder luriöses Leben selbstverschuldete" — und in eine durch die Macht der Verhältnisse verfallene Concurrenz-Armuth, wie wir sie nennen wollen.

Es werden hier eine ansehnliche Menge Schriftsteller vorgeführt, welche zum Theil große Werke über Pauperismus geschrieben haben. Einige sind nach des Verfassers Urtheil mit bemerkenswerther Tiefe abgefaßt, dennoch ermangeln sie alle in den Grund-

Digitized by Google

gedanken einer reellen Ansicht. Ich habe sie nicht gelesen, ich weiß daher auch nicht, was dieselben über die Fragen der Volksnoth für unrealisirte Begriffe enthalten. Franz Baur hat die von der Erfurter Academie gekrönte Preisschrift angefertigt. — Ueber Sie sagt der Verfasser — „was den Grundgedanken betrifft — so wäre dieselbe mit bemerkenswerther Tiefe geschrieben; ihr Verfasser sei aber im Irrthum, daß wenn das deutsche Volk schon große Leiden überstanden habe, wenn es aus Kriegen Hungersnöthen u. s. w. sittlich unverdorben hervorgegangen sei, auch diesmal der Hungersnoth durch seine physischen Kräfte wiederstehen werde. Herr Doctor Wöniger nennt jedoch diese unglückliche Constellation, sehr treffend: „einen selbstgefälligen Irrthum". — Mit Manier wird hierauf erwiedert: „höchstens ist der Menschenfreund zu einer tröstenden Hoffnung berechtigt: aber dabei sich zu beruhigen, geziemt dem Staatsmann um so weniger, als er weiß, daß keine Zeit in der Geschichte der andern gleicht, daß die Vergangenheit nicht Bürge sein kann für die Zukunft. — „In unserer Zeit und der frühern liegt ein sehr bedeutender Unterschied. Der moderne Pauperismus hat einen politischen Charakter usurpirt, und in denselben ein staatsgefährliches Element aufgenommen: während der alte Bettler sein Loos mit Ergebenheit trug und es als eine göttliche Schickung ansah; frägt der neue Lump, ob er gezwungen sei, armselig durchs Leben zu wandern, weil er zufällig in Lumpen geboren wurde! Ueber dieses Räsonnement läßt sich bis auf einige für den großen Haufen unverständliche Fremdwörter nichts einwenden: auch ist die Benennung des Zeitübels („Der schwarze Tod") nicht so ganz unrecht: anstatt aber auf drei Seiten Text eine direkte Mahnung an die modernen Staatsregierungen folgen zu lassen, daß sie sich „vornehmlich und aus innern Gründen rüsten sollen gegen den gemeinsamen Feind," wäre es vorerst besser gewesen die Gründe des wachsenden Pauperismus an's Tageslicht zu bringen, und sie so einfach als möglich dem allerhöchsten Forum auseinander zu setzen. So lange dies unterbleibt, nützen alle diese Redensarten nichts. Sehr leicht ist gesagt, daß der gesellschaftliche Staatsverein die Armuth geboren, auch sehr leicht hinzufügt, daß es für die Regierungen die heiligste Aufgabe sei gegen das Uebel einzuschreiten: daß es überhaupt ihre Pflicht ist, wissen die Regierungen besser als dies ihnen ein Publicist sagen kann. Sie haben Anstalten zu treffen gesucht, die Armuth durch Beihülfe zu mildern, sind sie mangelhaft, unzulänglich, werden sie schlecht verwaltet, so weise man ihnen die Fehler nach: liegen die Hauptquellen der Volksnoth in den Institutionen des Staates selbst, so wird der Staat jedenfalls eine gründliche Nachweisung als ein nöthiges Argument anerkennen. Herr Wöniger kömmt aber durch seine Dissertation für sein vorgestecktes Ziel zu sehr auf Abwege, und wird bei dem öftern Citiren des sehr geliebten Sprachgebrauches — „der Sache durch ein tiefes Eingehen" auf den Grund zu kommen — dennoch so unklar, daß der Leser bei allen guten Reflexionen, welche seine Schrift enthält, nichts weiter als ein Abstractum, eine eigens vorgenommene Absonderung von dem bestimmten Gegenstand selbst findet, wodurch ihm die ganze Gedankenfolge als eine Dichtung erscheint.

Seine Kritik über die Quellenschriftsteller des Pauperismus ist für das große Publikum noch fürchterlicher als sein projektirtes System. — Seite 15 wird über Buret gesagt, „daß er der einzige sei der in der Auffindung der Gründe systematischer zu Werke gegangen sei. Die allgemeinen Gründe zerfallen dem Buret in historische und politische, die besondern da-

Digitized by Google

gegen in, imputable und nicht imputable. — Besser wäre es gewesen, wenn die Worte des Franzosen Buret, welche so viel als verschuldet und unverschuldet heißen sollen, gleich übersetzt wären. Denn für einem Deutschen steckt in dieser Zusammenstellung von Worten entweder der Stoff einer furchtbaren Revolution: oder gar nichts. — Eine Kritik in eine selbstständige Abhandlung mit aufzunehmen wird auf den Gang der Sache immer einen nachtheiligen Einfluß ausüben; fremde Meinungen oder historische Facta als Vergleichs-Citate anzuwenden ist praktischer, und für eine populäre Darstellung geeigneter, besonders da des Herrn Wönigers Schrift eine solche sein soll. Darum wird schwerlich jemand in einer vorherrschend praktischen Erörterung einen genauern Nachweis über seine Bücherkunde verlangen. — Uebrigens sind die Quellen nach des Verfassers Urtheil fast alle mit bemerkenswerther Tiefe geschrieben, sie würden aber, wie die Schriften von Baur und Schmidt (Seite 16), zusammengenommen nicht einmal ihrem Thema genügen, geschweige denn daß dies noch unvollständigern Bemerkungen wie bei Posek und dem Ungenannten gelungen wäre. — Was wir nach diesen Manifestationen herausfinden, so sollte die Schrift nach ihrer Anlage so überzeugend wie möglich sein. Der Verfasser vertraute seinen praktischen Erfahrungen, seinen philogischen Untersuchungen, und wollte durch ein ungeheures Quellenstudium das Gebiet der Pauperismus-Lüteratur im „kreisenden Schooße der Zeit" mit einer reichlichen Aussaat befruchten.' — Bald mußte er wahrnehmen, daß das Gebiet ein felsiger Boden sei, worauf das Unkraut seit Jahrtausenden wuchert — daß es hier auf einen Kampf ankömmt mit menschlichen Leidenschaften: auf einen Kampf, wo Leben um Leben gefordert wird, wo jedes Glied der organischen Kette wird springen müssen ehe dem Bettler, dem Niedriggebornen wie auch dem verzweifelten Spieler sein besseres Ich ist wiedergegeben. Die Staaten selbst haben sich in allen politischen Stürmen nur mit der äußersten Anstrengung erhalten können. Was sich in allen Zeiten mit den Menschen zugetragen hat erzählt uns die Geschichte, und da kommt dann freilich mancher Widerspruch zum Vorschein in welchem die Unzulänglichkeit der moralischen Hülfsmittel deutlich genug zu erkennen sind. Der Staat hat eine doppelte Aufgabe zu erfüllen; die erste betrifft die Erhaltung seiner politischen Existenz. — Die zweite des Volkes Wohlfarth. Das Recht der Selbsterhaltung ist das erste, darum handhabt es der Staat mit Vorsicht und hält jedes Opfer welches von Seiten des Volkes dazu nöthig wird für ein bestimmtes Recht. Weil und die innere Verwaltung ungleich mehr Geschicklichkeit erfordert als die äußere Bewahrung der Grenzen, so sind Collisionen nicht zu vermeiden. Wir führen aus der Regierungsgschichte Friedrichs des Großen ein Beispiel an, um nachzuweisen wie sich der Monarch und eine Gesammtverwaltung in der Organisation der Gesetzgebung über des Volkes Wohlfarth irren kann. Der König wollte nach den Zeiten des sieben jährigen Krieges das Volk nicht mit direkten Steuern drücken, dennoch wurde gegen die Mächte welche Preußens Eroberung mit Eifersucht betrachten, eine achtungsgebietende Staatsmacht nöthig und dazu Geld gebraucht. Der König bestimmt, daß Taback, Zucker, Kaffee überhaupt alle Colonialartikel mit einer hohen Steuer belegt werden sollen, es solle das gemeine Volk anstatt Kaffee zu trinken, Mehlsuppe essen.

Dem Volke will aber die Mehlsuppe nicht schmecken, es klagt daß die Mehlsuppe kein Ersatz für den Kaffee,

Digitized by Google

als ein bei Tages Last und Arbeit unentbehrliches Genußmittel sei. — Das Klagen hilft nichts — und das Volk muß sich in des Königs Anordnungen fügen. Jetzt aber ward erst Kaffee getrunken und dazu Tabak geraucht! Die Leute bezahlten für das beliebte Getränk wie in unserer Zeit für eine Lotteriennummer ihren letzten Groschen: — und nun floß das Vermögen des Volkes trotz der kostspieligen Verwaltung des Steuersystems in den Staatsschatz. An der Spitze der neuen Einrichtung standen Franzosen. Ein gewisser Herr von Launay wegen seiner Gewandtheit von dem König Jupiter genannt, war General-Controlleur der Finanzen, und verdiente in einer Reihe von 20 Jahren nach Mirabeaus Werke über Fridrichs des Großen Verwaltung ½ Million. Mirabeau selbst, der mit Mauvillon über Preußen und die Verwaltung Friedrichs des Großen ein ganz ausgezeichnetes Werk herausgegeben hat, will der Sache über Nationwohlfahrt noch besser auf den Grund kommen. Er weiß für die beschränkte Zunftbürgerschaft im Königreich kein besseres Mittel als die völligste Losreißung aller Fesseln, eine radikale Gewerbefreiheit. Er sagt: „nun aber ist ein Schuster so gut ein Fabrikant als ein anderer, zwar kann er auch selten mit der Hoffnung anlocken, seine Arbeit außer dem Lande zu verkaufen: allein was liegt daran? wird er nicht durch seine Concurrenz den Arbeitslohn für sein Handwerk im Lande heruntersetzen? wird er nicht auf diese Weise das Seinige dazu beitragen, eure Unterthanen reicher zu machen?"

Ist das nicht eine ganz vortreffliche Staatswirthschaftlehre? wir möchten doch wissen, was der Graf Mirabeau dies Mitglied eines Nationalcongresses sich eigentlich unter dem Volk gedacht hat! Mit dem Schuster meint Mirabeau doch alle Schuster, und alle Producenten sämmtlicher Gewerbe, und Fabriksinstitute. „Was liegt daran!? Der Mann wird durch seine Concurrenz den Arbeitslohn im Lande heruntersetzen, er wird auf diese Weise das seinige dazu beitragen, daß euer Volk reich werde." Wahrhaftig! das ist eine glänzende Staatstheorie. Gewiß hat der Herr Graf nicht gewußt daß die Producenten die größere Masse der Staatsbürger ausmachen, und daß sie sonach noch die Hauptconsumenten zugleich sind. Wenn nun Friedrich der Große auf das Projekt einging: die ganze Commune wäre an den Bettelstab gelangt. Was hätte der Herr Graf wohl erwiedern können? vielleicht hätte er gesagt: „ich wollte die Freiheit, und durch diese Freiheit Nationalglück mit Ausnahme der Schuster." —

Gegen die Säumigkeit wird in Herrn Wönigers Schrift durch ein niederschmetterndes Dilemma processirt; übrigens scheint die Ansicht etwas für sich zu haben: „Daß entweder der Pauperismus den Staat zertrümmern, oder daß sich der Staat durch die Volksnoth zu einer höhern Cultur aufschwingen kann." Ganz einfach ist hingegen zu erklären, daß eine Regierung die Quellen der Armuth nicht stopfen kann, wenn sie die Quellen des Reichthums öffnet; überhaupt wenn die Sache schon so weit gediehen ist, daß kaum noch Hülfe möglich ist. Auf welche Weise soll eine Regierung die Quellen des Reichthums öffnen? Soll sie plötzlich durch ein Prohibitivsystem der inländischen Industrie auf die Beine helfen? soll sie ihre Deposito-Gelder unter das Volk vertheilen? soll sie zugleich an alle Kapitalisten ein Gebot ergehen lassen, daß sie so und so viel Procente an die Communalkasse für des Volkes Unterhaltung liefern müßten? Daß überhaupt alle Arbeiten mit einem mal besser bezahlt würden, daß das Volk reeller existiren kann? eine solche Krankheit verlangt auch ein radical Mittel. Das Wortspiel Seite 10 mit den Quellen des Reichthums will also nichts sagen, um so weniger da es als Basis dienen soll,

Digitized by Google

den Geiſt zu begreifen, in dem die Frage geſtellt iſt, durch welche Mittel der Staat einer überhandnehmenden Armuth wehren könne.

Wir haben vorhin geſagt: daß der Staat eine doppelte Aufgabe zu leiſten hat; erſtens für ſeine Integrität, und zweitens für des Volkes Wohlfarth zu ſorgen. Seine Selbſtſtändigkeit nach außen hat er zunächſt im Auge. Wird ſie von innen durch irgend eine Erſcheinung gefährdet, dann iſt ihm jedenfalls damit gedient, hinter die Urſachen zu kommen, um ihren Effektiv-Beſtand durch mitgetheilte Wahrheiten meſſen zu können. Geſchieht dies: dann läßt ſich eher ſagen, daß durch nackte Darſtellung der Grundübel die Heilmittel ſich gewiſſermaßen ausſprechen können. Ich hätte gegen das Syſtem der vorliegenden Schrift in der Behandlung der Volksnoth gar nichts einzuwenden, wenn es in der Behandlung der Elemente conſequent durchgeführt wäre.

Da es ſich aber auf den Grundgedanken des Communismus beruft, welcher ausdrücklich darin liegt, daß die Staatenwelt die Volksnoth erzeugt, ſo war vorauszuſetzen, daß bei der erſten ſchwierigen Stelle durch einen Sprung das ganze Gebäude mit über den Haufen gerennt werde. Wir laſſen den Grundgedanken buchſtäblich folgen, dann wird ſich bald zeigen, ob ſich für Jedermanns Anſchauung die nackten Thatſachen vorfinden und wie viel noch zu thun ſein wird, ſie alle ans Tageslicht zu ſtellen.

„Die Quellen der Armuth entſpringen dem Geſammtzuſtande der modernen Zeit: Das Leben mit allen ſeinen complicirten Verhältniſſen in Familien-, Staat- und Volksweſen gebiehrt den Pauperismus; die Tendenzen der Gegenwart vielfach verſchieden nach Grund und Richtung ſind ſeine Weihe. Mit dieſer Grundanſicht treten wir der erſten Methode der Literatur entgegen, indem wir uns losſagen von jeglichem aprioriſtiſchen Princip und an die Stelle der halbwahren idealen, deshalb ſubjektiven Gedankeneinheit, das praktiſche objektive und einheitliche Weſen der Dinge ſetzen. Wir entfernen uns aber gleich ſehr von der zweiten Richtung, indem wir, anſtatt regellos hineinzu ſpähen in die menſchlichen Verhältniſſe, und für erſchöpfend zu erachten, was zufällig dem Auge begegnet, das Leben in ſeiner Totalität zur Grundlage unſerer Unterſuchung machen. Hierbei ſtoßen wir allerdings auf eine Schwierigkeit. Die Schwäche der menſchlichen Denkkraft zeigt ſich unfähig, die Natur in ihren zahlloſen Uebergängen zu verfolgen: Der Geiſt würde ſich ohne das Hülfsmittel künſtlicher Grenzmarken in ihren Labirynthen verlieren, er bedarf eines Führers, der ihn durch das Chaos der Eindrücke hindurch leite. Wo ſind dieſe Hülfsmittel, wie dieſer Führer zu finden? — Sie bietet das Syſtem."

Die Erläuterung ſolcher populairer Redeweiſe wäre nun folgende: „Da es der menſchlichen Unzulänglichkeit nicht gelingen kann, in den Fragen der Volksnoth den Weg eines vorgeſteckten Ziels, ohne ſich zu verirren, verfolgen zu können, ſo iſt es nothwendig, daß man ſich in den dunkeln Gängen eines Führers bedient, der einem gleichſam die Laterne trägt. Sobald ich eines Führers bedarf, kenne ich den Weg, die Richtung meines vorgeſteckten Ziels natürlich zu wenig um die Strecke ohne Gefahren wie ich ſie mir vorſtelle, allein durchlaufen zu können. Die Begleitung kann mir allerdings nützen, wenn auch des Führers Laternenlicht oder Kienfackel in den Irrgängen des menſchlichen Elendes nicht als lebendige Flamme brennt, ſondern durch die in geſchloſſenen Räumen zuſammengepreßte Luft ein magiſches Halbdunkel, einen verzweifelten Reflex auf mich wirft, ſo müſſen meine Augen mit organiſcher Kraft bewaffnet ſein, das Chaos zu durchdringen, um ſich unverſehrt in der freien Wirk-

Digitized by Google

lichkeit wiederzufinden. Der Litteraten-Weg wird aus mehr als einer Urſache immer ein krummer bleiben, wenn das Subjekt, das ihn betritt, nicht den Muth hat ihn zu ebnen; oder wenn die Hinderniſſe ſeine Kräfte überſteigen. Das Reſultat ſeiner mathematiſchen Operation concentrirt ſich auf den Punkt: daß ein Schriftſteller die vorhandenen litterariſchen Produkte nothwendig zu benutzen habe, um dieſelben mit ſeinen eignen Ergebniſſen zu vergleichen. Auf dieſe Weiſe ließe ſich die „approximative Richtigkeit" im Syſtem am beſten aufſtellen. Die angeführten Quellen ſeien faſt alle durch Unterſuchungen aus den wirklichen Leben mit falſchen Anſichten durchkreuzt, indem ſie wie Wöniger ſagt: nicht aus dem Weltſyſtem, ſondern unmittelbor aus ihrem Wirkungskreiſe die Fragen der Volksnoth zu entziffern ſuchten. — Und dies will mir auch nach unſern Verhältniſſen viel zweckmäſſiger erſcheinen, da erſtens die Localverhältniſſe unendlich verſchieden ſind, und zweitens aus dem Syſtem des Herrn Wöniger nur dann etwas großes allgemeines hervorgehen kann, wenn ein Schriftſteller das Leben mit allen ſeinen complicirten Verhältniſſen kennt, wenn er alle Nationalitäten, alle Geſetzgebungen, wenn er alle die Einwirkungeu auf dieſe Erſcheinung im Staatenſyſtem herausgefunden hat; dann kann ſein Machwerk einen welthiſtoriſchen Werth erhalten, durch den Dienſt den er dem Geſammtintereſſe in der ſchwierigſten Frage der modernen Staatenwelt geleiſtet hat. So lange aber die große Aufgabe die Kräfte überbietet, iſt es beſſer man ſucht ſich der Wahrheit zu bemeiſtern auf Weg und Steg, und ſucht durch Darſtellung derſelben der Regierung wie dem Volke nützlich zu ſein.

Carl Reichardt.

III.

Hinrichs, politiſche Vorleſungen. Band I. p. 332. Halle 1843. Bei Schwetzſchke und Sohn.

„Es ſcheint ſo, als wenn unſere Zeit ſich politiſch weiter entwickeln will, ſagt Herr Hinrichs in der erſten dieſer politiſchen Vorleſungen. Da ſollten beſonders unſere Gelehrten politiſchen Sinn haben u. ſ. w. — es folgen einige Phraſen — . . . Aber ſie ſind leider Kosmopoliten, die ſich für Alles eher intereſſiren, als für Politik. Sie wiſſen Beſcheid in der ganzen Welt, nur nicht bei ſich zu Hauſe."

Wir können Herrn Hinrichs ſehr leicht eines Beſſern belehren und ſeine Phraſen vielleicht ſogar in ſeinen Augen ſelbſt um allen Credit bringen. Die Gelehrten — offenbar meint er doch vor Allem die Univerſitäts-Gelehrten, die ihm ſelbſt indem er ſie anklagt, das Höchſte in der ganzen Welt ſind, — die Gelehrten ſollten keinen politiſchen Sinn haben, ſie ſollten ſich nicht für Politik intereſſiren? Wer iſt im Stande, die neuankommende Nummer der früheren Staats-Zeitung mit lebhafterer Wißbegierde in die Hände zu nehmen als ein Gelehrter?

Die Gelehrten wären Kosmopoliten? Solche Schwärmer waren ſie im achtzehnten Jahrhundert — da Herr Hinrichs in den folgenden Vorleſungen die ganze Weltgeſchichte mit der Vertrautheit durchläuft, mit der ein großer Herr durch die Säle ſeines Schloſſes promenirt, ſo hätte er im Eingang ſeines Werkes ſich vor einem ſolchen Fehltritt achtſamer hüten ſollen — der Kosmopolitismus iſt eine Erſcheinung, die allein dem achtzehnten Jahrhundert angehört: die Gelehrten unſerer Zeit, welche dem amtlichen Theil der inländiſchen Zeitungen ein tägliches eifriges Stu-

Digitized by Google

dium widmen, haben ganz andere reellere Interessen als die Phantasten, die vor ihnen auf ihren Lehrstühlen gesessen haben.

Das größte Unrecht hat aber Herr Hinrichs seinen Collegen angethan, wenn er ihnen vorwirft, sie „wüßten Bescheid in der ganzen Welt nur nicht bei sich zu Hause." Der Kritiker hat dagegen alles Recht dazu, die Aufgabe zu stellen, daß man ihm auch nur Eine die Cultur und Entwicklung der Menschheit betreffende Frage nenne, die unsere Gelehrten von Profession gelöst hätten. Wo, Herr Hinrichs, wissen unsere Gelehrten Bescheid? Wo ist der Eine, der einzige Punkt, wo der freie Kritiker nicht erst die Frage, mit deren Lösung man sich bisher vergeblich beschäftigt hat, richtig zu stellen hätte?

Und „es scheint so, als ob unsere Zeit sich politisch weiter entwickeln will?" Ein schlimmes Zeugniß dieses „es scheint so!" Ein schlimmes Zeugniß gegen einen Gelehrten, der seinen Collegen einen Vorwurf daraus macht, daß Sie überall anders nur nicht bei sich zu Hause Bescheid wissen — gegen einen Gelehrten, der die ganze Weltgeschichte übersieht und die Formeln, auf die sie nach seiner Ansicht zurückzuführen ist, an den Fingern abzählt! „Es scheint so, als ob . . . . ."? Das ist nicht die Rede des Mannes, der bei sich zu Hause Bescheid weiß! „Politisch?" Wer der Entwicklung der neueren Zeit gefolgt ist und die Geschichte kennt, wird es auch wissen, daß die politischen Regungen, die in der Gegenwart vorgehen, eine ganz andere Bedeutung haben, als eine politische — sie haben im Grunde eine gesellschaftliche, die bekanntlich von der Art ist, daß alle politische Interessen vor ihr als bedeutungslos erscheinen.

Wir werden an einigen wichtigen Punkten zeigen, daß Herr Hinrichs weder bei sich zu Hause noch sonst wo anders in der Welt Bescheid weiß — daß er nirgends zu Hause sein konnte, weil die Kritik, die in den letzten vier Jahren ihr keineswegs „politisches" sondern gesellschaftliches Werk begonnen und betrieben hat, ihm völlig unbekannt geblieben ist. Seine Philosophie der Weltgeschichte, die er in vorliegendem Bande bis zur Restauration fortführt, ist ein unordentliches Zusammenwürfeln der bannalen Redensarten, die nun einen so ermüdenden Kreislauf durch alle Bücher der Hegelschen Schule gemacht haben, daß man hoffen darf, die Ermattung, in der wir sie in vorliegenden Vorlesungen antreffen, werde ihrer weiteren Reise bald ein Ziel setzen.

„Wodurch wurde die Reformation hervorgebracht?" fragt Herr Hinrichs. „Vor Allem, antwortet er p. 102, durch die innere Gewißheit und Freiheit des Geistes von sich selbst, die gegen alle Aeußerlichkeit in sich ging, das Wesen in sich (!) selbst suchte und fand (!) und in der Schrift (!) den Ausdruck dafür (!)." Ich verweise auf die neueren Schriften, in denen das Princip der Reformation untersucht und dargestellt ist.

„Friedrich II., sagt Herr Hinrichs p. 182, litt nichts Particuläres, sondern vernichtete es." Die kritische Untersuchung des achtzehnten Jahrhunderts kommt zu andern Resultaten; ehe dieselben Herrn Hinrichs bekannt werden, mag er zunächst den von dem Herrn von Carmer veröffentlichten Entwurf eines allgemeinen Gesetzbuches studiren und die eigenen Anmerkungen des genannten Herrn von Carmer selbst als Fingerzeig benutzen.

Daß das Wort „Pathos" in dem Buch eines ächten Hegelianers nicht fehlen darf, versteht sich von selbst: Herr Hinrichs hat er aber noch dazu sehr übel angebracht: Mirabeau ist ihm „das Pathos der Revolution" (p. 200), Mirabeau ist ihm „der große Held der Revolution" (p. 201) — also Mirabeau, der

Digitized by Google

vom Hof erkaufte Mirabeau, Mirabeau der royalistische Mirabeau! „die Bastille wurde gestürmt, construirt und declamirt Herr Hinrichs (ebend.), Weiber führen die Kanonen nach Versailles . . . . . Mirabeau donnert, das ganze Volk proclamirt die Rechte der Menschen u. s. w." Ein Gelehrter, der in der Geschichte „zu Hause" ist, der die Chronologie der Debatten über die Menschenrechte, der Mirabeaus Opposition während der Berathungen über die Menschen-Rechte kennt, würde den Bericht über die Octobertage wahrscheinlich etwas anders angeordnet haben.

Sogleich im nächsten Satze nach dieser philosophischen Declamation über die Octobertage heißt es: „es folgt eine sogenannte Constitution" — „hierin sehen wir die absolute Monarchie nicht mehr absolut" — das ist Alles, was im nächsten Satz über eine Constitution gesagt wird, mit deren Vollendung das französische Volk sich fast noch zwei Jahre lang nach den Octobertagen beschäftigen mußte und die es nachher noch ein Jahr bis zum 10. August beschäftigte. Herr Hinrichs macht es sich aber leichter: „am 10. August 1792, an welchem Tage die erste Sitzung (!) des Convents (!) gehalten wurde, sagt er im folgenden Satze, hörte auch diese (die Constitution) auf" — das französische Volk war froh, als es den Convent am 21. September im Sitzungssaale der bisherigen gesetzgebenden Versammlung zum erstenmale begrüßen konnte: Herr Hinrichs macht die Zeiten kürzer, weil er nicht Zeit hat, den Moniteur zu lesen oder die Geschichts-Compendien etwas genauer, als er gethan hat, anzusehen — ihm kam es allein darauf an zu zeigen, daß er „politischen Sinn" hat und nicht bloß ein „Gelehrter" ist.

Dem Referenten aber, der eben als Kritiker weiß, was es mit der bisherigen Gelehrsamkeit für eine Bewandtniß hat, der also auch das Seinige dazu thun muß, daß der Stolz der Unwissenheit auf eine gründlichere Weise bloß gestellt wird, wird man es nicht verdenken, wenn er es nicht für seine Aufgabe hält in der Arbeit eines einzelnen Gelehrten Seite vor Seite, Zeile vor Zeile jeden Schnitzer anzuzeigen. Er giebt nur noch Eine Probe der politischen Gelehrsamkeit und gelehrten Politik des Hegelschen Philosophen. „Die Freiheit hatte sich ohne Gesetz geltend gemacht" sagt Herr Hinrichs (p. 210) von der Revolution bis auf Napoleon, „das ist das Ungeheuere der Revolution, daß man gar kein Recht will und die Willkühr proclamirt" — — was aber in der That „ungeheuer" ist, ist die Anstrengung des gesetzgebenden Corps, während der Bürgerkrieg und der Kampf mit Europa — — — doch jedes Wort ist zu schwach gegen das „ungeheure" Zeugniß des Moniteur. Dem Hegelschen Philosophien sind aber die Jahrgänge desselben zu schwer.

Von politischer Bedeutung ist keine Rede mehr, wenn auf die wahre Tendenz der neueren Geschichte gesehen wird; aber gesellschaftliche Bedeutung wird den Gelehrten gewiß sein, wenn sie es dahin gebracht haben, daß sie wirklich etwas Ordentliches wissen.

Verlag von Egbert Bauer in Charlottenburg. Berlin, gedruckt bei F. Rietack.

Digitized by Google

Digitized by Google

Allgemeine Literatur-Zeitung.

Monatsschrift,

Herausgegeben

von

Bruno Bauer.

Heft 2. Ausgegeben im Januar 1844.

I.

Schriften über den Pauperismus.

Die Gründe des wachsenden Pauperismus von A. T. Wöniger.

(Schluß.)

Im Decemberheft der Literaturzeitung habe ich über eine von Herrn Wönigers publicistischen Abhandlungen „die Gründe des wachsenden Pauperismus" einen Aufsatz geliefert, welcher des Verfassers Methode in der Behandlung der wichtigsten Zeitfrage keinen Beifall zollen konnte

Ich habe ihm zum Vorwurf gemacht, daß er als Doctor der Philosophie und beider Rechte selbst über die Punkte, mit welchen er, vermöge seiner Stellung zur Intelligenz, vertraut sein muß, nicht klar ist, und mit seinen Ideen über Volksthum und Staatswirthschaft in den völligsten Widerspruch geräth.

Das jetzige gesellschaftliche Verhältniß bringt es mit sich, daß die Sprache, welche über dasselbe geführt wird, offen und bezeichnend sey. Und wenn Jeder in der Klarheit der Gedanken und in der Offenbarung derselben, den Character des Radicalismus wieder erkennen muß, so ist zu sagen, daß gerade der Radicalismus berufen ist, den Pauperismus zum Gegenstand seiner Besprechung zu machen. Um so mehr wundere ich mich, daß Herr Wöniger als Politiker über Volksnoth das radikale Auftreten, welches sich nie durch Schmähungen einer oder der andern Parthei geltend zu machen sucht, bei jeder Gelegenheit schmäht, während er doch seines Gegenstandes wegen selbst radical seyn, wenn auch nicht möchte, doch müßte. Davon hält ihn aber eine gewisse Aengstlichkeit wegen Rücksichten ab, die geringen Kenntnisse selbst, die ihm über die Gründe der Volksnoth zu Gebote stehen, in einem öffentlichen Vortrage zu entwickeln. Er verwirrt sich in Widersprüche, verdammt die Radikalen, will liberal seyn, und stellt durch ein sonderbares Gemisch von Principien in seiner Person ein wahres Muster von Prinziplosigkeit auf.

Dr. Wöniger hat durch seine Thätigkeit als

Digitized by Google

Publicist einen gewissen Namen. Dies gilt mir aber bei der Sache gleich viel. Ein größeres Interesse entspringt für mich aus der Ueberschrift seines Aufsatzes, da dieselbe einen Gegenstand berührt, welcher in jetziger Zeit mit Recht die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt in Anspruch nimmt.

Die deutsche Literatur ist in diesem Zweige so arm wie der größte Theil des Volkes selbst.

Von dem Wenigen, was mir mehr als Fragment über die gegenwärtige Volksnoth zu Gesichte gekommen ist, finde ich Dr. Wönigers Schrift noch am geeignetsten, an sie anzuknüpfen und sie eitatweise bei dem weitern Verlauf meiner Abhandlung zu verwenden.

Ich will jedem Menschen den Besitz der völligsten Freiheit, seine Gedanken über die Sache, die er zum Gegenstand seiner Erörterung erwählt, der Oeffentlichkeit zum Besten zu geben, gern gönnen. Die Kritik hat aber ihre bestimmten Gesetze, eine Meinung zu verwerfen, welche auf keiner selbstständigen Ansicht beruht; — eine Meinung, die zu corrupt ist, daß sie überhaupt als Meinung gelten kann. Zum Exempel wenn ich sagen wollte, daß die Noth nur eine Bestimmung sey: — daß alle Unglücksfälle, welche den Menschen, das Volk und den Staat treffen können, nur eine Bestimmung der Vorsehung sey: so ist das corrupt, denn dann wäre es möglich, daß zuletzt alle Reichen mit Namen im Kalender angeführt würden, da diese ihr Besitzthum als eine Gnade des Himmels für ihre Frömmigkeit ansehen müßten. — Dagegen werden Ansichten, welche aus der Wirklichkeit entnommen sind, unter den Augen jener Gedankenpolizei passiren, und das Interesse, wenn sie auch nicht vollkommen richtig sind, mit befördern helfen.

Dr. Wönigers Ansicht, daß durch nackte Darstellung der Grundübel in vielen Fällen sich auch die Heilmittel aussprechen können, ist ganz richtig, nur müssen die Ursachen nun auch aufgefunden und ohne alle Färbung hingestellt werden. Künstlich verborgen darf nichts werden, sonst ist es gar nicht anders möglich, als daß man sich mit sammt der Oeffentlichkeit täuscht. —

Dr. Wöniger theilt die Armuth in verschuldete und künstlich unverschuldete. Vorerst nimmt die verschuldete Armuth unsere Aufmerksamkeit in Anspruch.

„Glaubensarmuth, — Sittenlosigkeit — Prachtliebe — Vornehmthuerei — politische Unzufriedenheit ist der Character des heutigen öffentlichen Lebens."

Es bedarf keiner Beweise, daß sich die Sache so verhält. Die Sittenlosigkeit im Gegensatz zu der früheren so gewöhnten kindlichen Frömmigkeit ist bei uns immerhin eine merkwürdige Erscheinung. — Darum ist die Frage über ihre Abstammung sehr wichtig. Hat das Volk die Schuld der Glaubens- und Sittenlosigkeit selbst auf sich geladen; oder kann es gegen die Anklage protestiren, und dieselbe von sich abwälzen?!

In der bestimmten Richtung der Neuzeit geht die Hauptbewegung von der protestantischen Kirche aus. Herr Wöniger sagt über diese Richtung folgendes: St. Peter wird kaum noch zusammengehalten durch das gewaltige Dogma, welches den heiligen Vater zum Stellvertreter Gottes auf Erden setzt. In der protestantischen Kirche, wo es so an sichtbarer Einheit fehlt, beginnt alles auseinander zu fallen. Die Union und das Altlutherthum, die Wiedertäufer und die Brüdergemeinden, der Orthodoxismus und der Rationalismus, der Atheismus und der Pietismus, was sind sie anders als Zeichen, daß die Glaubenswärme erloschen sey."

Allerdings muß mit diesem Volke eine merkwürdige Veränderung vorgegangen seyn, daß es mit dem

Digitized by Google

alten Glauben, der sich Jahrhunderte von allen materiellen Interessen schied, und höher als Gut und Leben geachtet wurde, zerfallen ist. Die Alt- und Neugläubigen, der Pietismus und der noch eigenthümlichere Standpunkt der Glaubensmenschen, welche den Glauben an die Geschichte der sieben Brüder und den Märtyrertod eines heiligen aus der Apostelgeschichte als eine absolute Bedingung für das Erlangen der ewigen Seligkeit betrachten; diese sehen in der Gegenwart die ganze Offenbarung Johannis sich furchtbar gestalten, man höre ihre Reden! Ihr höchstes Ideal liegt in dem Ruhm, die Vernunft für ihren Glauben zu opfern. Mit einer merkwürdigen Naivität erzählen sie von ihren Visionen — alte elende Wunderbücher dienen als Wegweiser für ihre Berechnung, daß der jüngste Tag im Jahr 1850 bestimmt erscheint. Die letztere Classe ist in einen völlig sinnlosen Taumel verfallen. Im Gegensatz zu diesem religiösen Taumel existirt — wer will läugnen — der materielle Taumel oder besser Schwindel. Menschen, die sich um Nichts bekümmern, als wie sie ihre Nebenmenschen betrügen können, Menschen, die nur die Zinsen ihres Geld-Capitals berechnen und sich wenig darum bekümmern, ob sie durch gute Thaten einen andern Schatz sammeln, der ihnen im Himmel seine Interessen tragen wird; Menschen auch, die über die drückende Noth, die sie täglich erdulden und die in ihnen nur die Sorge für die Existenz des nächsten Morgens aufkommen läßt, nichts weiter denken, als welchen Schnaps sie am Sonntag trinken: Ja, das sind alles Atheisten. Ist aber etwa der Atheismus Schuld an ihrer Armuth? nein er ist das sie begleitende. Doch davon später. Hier nur recht gern zugegeben, daß der Begriff der Sittenlosigkeit auf die Mehrzahl derer, die vom Gelde, sey es des Reichthums, sey es der Armuth wegen, abhängen, anwendbar ist.

Bei solchen Erscheinungen wird gewöhnlich zuerst gegen die Wissenschaften zu Felde gezogen. Es treten schnell überkluge Moralisten auf und wissen der Literatur, welche sich mitterweile gebildet hat, die Hauptschuld des Unglücks auf den Hals zu wälzen.

„Eine durch Voltaires lare Grundsätze, von einem geistreichen Monarchen begünstigte Freigeisterei, ferner die Entwickelungen der Philosophie, die Fortschritte in den Naturwissenschaften und ein materieller Zeitanflug haben die Glaubensopposition ins Leben gerufen."

Die Opposition ist da. Wir wollen die Meinung gar nicht widerlegen, daß die Wissenschaften das ihrige dazu beigetragen haben, die Ideen des einen Theils der Menge über die eigentliche Bestimmung des Menschen aufzuklären und sie über ihren früheren Standpunkt zu erheben, des andern aber, in eine totale Finsterniß zu stürzen.

Gewöhnlich ist Voltaire der Sündenbock, welchem die Schuld des Unglaubens aufgebürdet wird. Man thut diesem fast zu einer Fabel gewordenen Menschen am Ende ganz unrecht. Voltaire war nichts weniger als Atheist. Er glaubte an ein höchstes Wesen; er war zwar nach gewöhnlichen Begriffen ungläubig, dies verhinderte ihn aber nicht, ein Wohlthäter der Menschheit zu werden.

Die berühmten Uhrenfabriken in den Schweizer-Landschaften sind theilweise seine Schöpfungen, auch soll er viel Geld für anderweitige Unterstützungen verwendet haben. Er selbst hat davon, so viel ich weiß, außer in den Briefen, welche er an den König von Preußen geschrieben hat, in seinen Werken kein Geschrei erhoben; auch haben andere, wie sich leicht erklären läßt, bei seinen Lebzeiten, aus Neid gegen ihn nicht gleich publik gemacht, wenn er an die Armen dreißig, hundert oder tausend Thaler geschenkt hat.

Digitized by Google

Will man solchen Handlungen auch Absichten zu Grunde legen? will man sie auch auf Rechnung des Egoismus setzen? so vertragen sie sich mit der christlichen Humanität jedenfalls besser, als wenn gegen die Noth gar nichts geschieht, oder das, was geschieht, den Herzenswunsch nach einer traurigen Berühmtheit befriedigen soll.

Anders als wie mit Voltaires, von Friedrich dem Großen begünstigter Freigeisterei und den Naturwissenschaften verhält es sich mit dem materiellen Zeitanflug. Das ist kein Anflug, das ist eine vollständige Reformation des deutschen National-Charakters. Leben, und zwar reell leben, ist jedes Volkes und also auch des deutschen Volkes erste Bedingung: sie war es auch in dunklern Zeiten, wo der Glaube an eine absolute Bestimmung das Volk allerdings noch fester wie jetzt an die Bande des Gehorsams fesselte; man glaube aber nicht, daß die Nation bei ihrem stärkern Glauben einer wahrhaften Antinational-Oeconomie in Friedenszeiten lange vertraut hätte.

Dies Volk hat eine zu bestimmte Gewohnheit, eine Sache bedächtig zu prüfen, ehe es sich auf dieselbe einläßt. Deshalb können wir dreist behaupten, daß die Philosophen in Sanssouci über gewisse Dogmen der christlichen Kirche und ihre Vertreter auf ihre Manier lange kritisiren konnten, ehe sie das Fundament der alten Religion in den Herzen des Volkes erschütterten.

Als es aber mit der Zeit immer verständiger wurde, und sah, daß der Glaube nicht für Hungersnoth schützte, als es inne wurde, daß die edelsten Empfindungen des menschlichen Herzens von dem Gewicht des Geldes in Sumpf und Morast gedrückt werden, da geschah es, daß es gegen diesen Glauben erkaltete, der ihr durch eitles Wortgepränge nicht wiedergegeben werden konnte.

Sind die Menschen ausgeartet, will einer dem andern nicht mehr glauben, beobachten sie sich mit einem gegenseitigen Mißtrauen, dann wird der Stab über die Wissenschaften gebrochen. Dann heißt es, diese tragen die größere Schuld. Was hatte wohl in Deutschland das arbeitende Volk mit der Natur- und Rechtswissenschaft zu thun?! Bete und arbeite war und blieb dessen Wahlspruch, trotz der Kritiker in Sanssouci.

Die Nation hat sich, so lange sie arbeiten konnte, und für die Arbeit angemessen belohnt wurde, stets dem Bestehenden und den Gesetzen desselben zugewandt. Sie war bei aller Verfinsterung der Gemüther stolz auf den deutschen Namen. Er repräsentirte das Wort, die Ehrlichkeit! Jetzt gilt kein Wort und kein gegebenes Versprechen mehr. Woher kömmt also dieser Unglaube, diese Freigeisterei, kommen sie durch die Wissenschaften? Wenn dies der Fall ist, wenn das Volk durch die Wissenschaften verarmt, kann man sie dann als Ursachen selbstverschuldeter Armuth ansehen? Diese Lebensanschauung entspringt also einer ganz verschrobenen Ansicht.

Wäre die Nation politisch selbstständig, dann ginge auch jedes Unheil, was sie betrifft, von ihr selbst aus. So aber ist sie von den Regierungen abhängig, sie wird durch die Regierungen gleichsam erzogen und geleitet, sie hat zu den Gesetzen das vollkommenste Vertrauen, weil sie nach civilisirten Begriffen partheilos über das Gesammtinteresse wachen, weil sie persönlichen Schutz und reellen Unterhalt gewähren. Ja, das deutsche Volk will nichts weiter als unter dem Schutz solcher Gesetze leben. Die Nation war bisher mit dem Loos einer gesicherten Abhängigkeit ganz zufrieden gestellt; ihre politischen Wünsche sind sehr bescheiden: aber eine größere Aufmerksamkeit

Digitized by Google

verwendet ſie auf reelle Grundſätze in ihren bürgerlich geſellſchaftlichen Verhältniſſen.

Sieht das Volk vermöge ſeines geſunden Sinnes ſeine Exiſtenz bedroht, wird der Verſtand durch die Erfahrung geläutert, daß ſelbſt die Religion zum Deckmantel der Selbſtſucht dient; was wunder wenn es gegen einen ſolchen Glauben erkaltet?

Wahrlich, es iſt nicht einerlei, durch welche Mittel die Nation ihre Exiſtenz findet. Es iſt ihr einzigſter Wunſch, vernünftig leben zu wollen, darum kömmt auch alles darauf, daß ſie durch Anordnungen und Beiſpiele erzogen werde, die des Vertrauens werth ſind. Mit einem Wort; was will Civiliſation im Angeſicht von Noth und Elend bedeuten; iſt aus der Civiliſation ein ſolches Reſultat erfolgt, dann iſt es erbärmlich, wenn noch von Humanität geredet wird. Denn niemals kann Humanität in der Wirklichkeit zu finden ſeyn, wenn ſich die Menſchheit gezwungen ſieht, durch charakterloſe Grundſätze ihre Exiſtenz zu erkämpfen.

Dr. Wöniger ſagt im erſten Abſchnitt über ſelbſtverſchuldete Armuth, „das erſte Bedürfniß des denkenden Menſchen, ſo wie er über die Natur hinausgeht, iſt das Bedürfniß zu einem höhern Weſen ꝛc.“ Man ſtelle nur die phyſiſche Seite des Menſchen auf keine zu harte Probe, ſonſt möchte dem Geiſt die Luſt, an Hohes, Höheres und Höchſtes zu denken, benommen werden.

Weiter. „Je feſter und inniger ſich der Menſch an ſeine Gottheit ſchließt, um ſo nüchterner und beſonnener, weil geiſtiger, wird derſelbe in allen Lebensverhältniſſen. Die Arbeit geſtaltet ſich zur Luſt, Befriedigung nach Innen, Wohlſtand nach Außen. Dies iſt zugleich der Communialpunkt der Staaten. Mit dem ſteigenden Luxus, dem Wiſſen, den vermehrten Bedürfniſſen und der Cultur naht ſich der Wendepunkt ꝛc.“ Gut! weiter wird geſagt, daß die Weltgeſchichte groß und deutlich aufgezeichnet hätte, was für die Staaten ſelbſt von den Uebergängen aus dem religiös-einfachen Zuſtande der Völker in das Reich der höheren Cultur zu erwarten ſey. Wenn man aber ſo große Beiſpiele vor Augen hat, dann zeigt ſich dem aufgeklärten Verſtande als nothwendige Schlußfolgerung, daß die Nationen zwar nicht der Civiliſation zu berauben, daß ſie aber mit ihr vor Hunger und Elend zu bewahren ſind. Der Magen iſt ein fürchterlicher Mahner. Wenn der Magen bei jedem weltgeſchichtlichen Act die Hauptrolle geſpielt hat, dann hätte man beſſere Tractate mit ihm ſchließen müſſen, man hätte ſich ſeiner nach dem zweiten pariſer Frieden verſichern ſollen.

Ein jeder Arzt möchte übel berathen ſein, wenn er, ohne die Urſachen der Krankheit zu kennen, die Kur mit dem Patienten auf ihre äußerlichen Kennzeichen unternehmen wollte. Erſt muß er die Urſachen, den Stoff wiſſen, wodurch die Krankheit herbeigeführt wurde: Dann erſt kann er ſich über das Zunehmen derſelben die richtige Anſicht verſchaffen und ihre Heilmittel vorbereiten.

Ich gehe mit beſonderm Bedacht auf Dr. Wönigers Motive in der Behandlung der ſelbſtverſchuldeten Armuth jetzt über. Er will die Gründe des wachſenden Pauperismus nachweiſen, und glaubt durch Darſtellung der äußerlichen Kennzeichen die Gründe erforſcht zu haben, und dem leidenden Volke durch Aufſtellung der nackten Thatſachen in ſo fern nützlich zu ſeyn, als ſie in vielen Fällen die Heilmittel des Uebels ausſprechen könnten.

Die Abſicht wird immer ſehr gut ſeyn, wenn ſie auch durch den Schein der Selbſtgefälligkeit getrübt wird, welcher ſich in der Schrift zu deutlich durch eine ſich vordrängende Meinung zu erkennen giebt. Unterſuchung ſolcher Gründe, wovon hier die Rede

Digitized by Google

ist und Beobachtung der Sache, ist durchaus zweierlei. Die bloße Beobachtung findet allerlei Ausflüchte, dem Dinge eine mögliche unschädliche Richtung zu geben, wie sie in seiner Abhandlung häufig vorkommen, gleich wie der Arzt, wenn er sich bei schwierigen Umständen nicht besser zu helfen weiß, als den Patienten mit tröstenden Worten zu Tode zu füttern.

Des Verfassers Ideen schweifen förmlich in der Neuzeit, und finden aus den Handlungen der Menschen die ganze Immoralität, die ganze Zerrissenheit in den jetzigen gesellschaftlichen Verhältnissen, ohne sich anders helfen zu können, als auch die Ursachen auf die Opfer der Verzweiflung fallen zu lassen.

Seine Abhandlung über selbstverschuldete Armuth ist voll von redeflüssigen Schilderungen im Allgemeinen wie im Einzelnen. Die Demoralisirung der Gemüther ließe sich bis auf das Kleinste nachweisen und aus Beispielen des Tages erhärten." Leicht ist über das gefallene Subject der Fluch eines unvernünftigen Urtheils geschleudert — Er hat es nicht besser verdient. —

Da nun in dieser Zeit das Vorurtheil als Leichtsinn seinen Sitz aufgeschlagen hat, so dauert es erstens sehr lange, ehe man sich über die Ursachen solcher Erscheinungen zu belehren sucht, und dann ist es überhaupt schwer, dieselben ausfindig zu machen.

Das Zunehmen der Sittenlosigkeit nnd die daraus entspringenden Thatsachen sind nur die Zeichen der Volksnoth, die Gründe gehen von den falschen Vorstellungen aus, welche sich die Verwaltung über die Art der Unterhaltung und über den Erwerb des Besitzthums in staatsbürgerlichen Verhältnissen gemacht hat. Gewöhnlich gehen dann die Fehler Hand in Hand; die Klagen des Volkes werden nicht gehört, weil man in der Stimme des Volkes nicht geneigt ist, ein Urtheil zu erkennen. Wir haben Vertreter, es konnte durch diese jeder Distrikt in den Städten wie auch auf dem flachen Lande beaufsichtigt und der Zustand des Volkes ermessen werden. Man hat bei jeder Sache den Grundsatz: „was einmal nicht geht, das geht nicht." Um so mehr muß derselbe in der Staatswirthschaft heilig gehalten werden, da es wahrlich keine Kleinigkeit ist, wenn das Volk an den Bettelstab gelangt. Der Staat hat sein Recht, aber das Volk auch: und das wird jeder Vernünftige einsehen. Wir werden an seinem Ort die Sache mit allem Respect, der uns zukommt, weiter besprechen. Wenn wir aber nicht geneigt sind, die Schuld der Sittenlosigkeit nach Dr. Wönigers Betrachtung, aus den täglichen Beispielen, auf die gefallenen Opfer des Egoismus zu wälzen, und bei diesem Capitel von dem Grundsatz ausgehen: „daß der elendeste Schuft sich über die Ursachen, wodurch er ein solcher geworden ist, vertheidigen kann, und daß es nicht dem Menschen, sondern nur einem tadellosen Gesetz zusteht das Subjekt der Sünde zu verdammen": — wird man sich nicht wundern.

Wir beschäftigen uns hier mit Deutschland! Eben deshalb werfen wir die bestimmte Frage auf; „ob es eine verschuldete Volksarmuth giebt oder nicht." Es giebt andere Völker, oder wie man, ohne eine Ungerechtigkeit zu begehen, sagen muß: ganze Stände bei andern Völkern, welche instinktmäßig faul sind, die in ihrer Faulheit sich fortwälzen. Bei dem Deutschen bleibe man aber mit solchen Urtheilen weg, selbst wenn man sich Mühe giebt, durch das Einwirken dieser oder jener Umstände das Urtheil zu mildern. Wir und alle unsere Zeitgenossen wissen recht wohl, was Herr Wöniger in seiner Schrift sagt; „daß die Grundsatzlosigkeit nicht allein in den größern Städten eingebürgert sey, sondern daß sie sich auch über die Provinzen ausgebreitet habe, und daß dort

Digitized by Google

unter den Menſchen bereits der Lebensernſt fehle." Aber auf einzelne Beiſpiele von Sittenloſigkeit ſich zu berufen, geziemt weder dem Politiker, noch dem Staatsmann.

Herrn Wöniger hat ein erfahrener hochbejahrter Arzt aus einer unbedeutenden mecklenburgiſchen Landſchaft geſchrieben: „daß ſich Leichtſinn und Sittenloſigkeit zu den ergiebigſten Quellen ſeiner Praxis geſtalteten. Venerie und Trunkſucht ſeien die größten Leiden der Geſellſchaft."

Die Correſpondenz des mecklenburgiſchen Arztes über den dortigen Zuſtand der Kranken, iſt an ſich ſelbſt keine Erheblichkeit: erſt aus Herrn Wönigers Folgerung wird dieſelbe verdächtig. Die Folgerung lautet: — „Wer wird läugnen, daß dieſe Thatſache, die für den ernſten Beobachter des Lebens keiner weitern Ausführung bedarf, mit dem Glaubensverfall im engſten Zuſammenhange ſteht? Allmähliches Verſchwinden der Wohlhabenheit in den mittlern Klaſſen und gänzliche Verarmung der arbeitenden Volksklaſſe war und bleibt die Folge."

Venerie und Trunkſucht ſeien jetzt die größten Leiden der Geſellſchaft, in einer mecklenburgiſchen Landſtadt.

Das iſt ſchlimm! ſehr ſchlimm! Ueberhaupt, da die Folgen dieſer kleinen Local-Unmäßigkeit im Allgemeinen mit dem Glaubensverfall, und endlich mit der Verarmung der mittlern und untern Volksklaſſen in engſten Zuſammenhang geſtellt wird. Die obern Klaſſen bleiben natürlich von der Seuche verſchont, da ſich der Fall in einer kleinen Stadt zutrug.

Herr Wöniger nennt zum Beiſpiel die Fahrt eines reichen Hollſteiner Bauern, mit einer vierſpännigen Equipage nach der Kirche, oder die feine Tracht ſeiner Frau, eine „Abnormität!" Ich ſelbſt habe mich überzeugt, daß im Altenburgiſchen die Bauern bei Ehrenfeſten eine zahlreiche Geſellſchaft mit echten Silber-Service bewirthen laſſen. Ich habe mir dabei gedacht, dieſe Leute beſitzen keine gemeine Selbſtſucht, ſonſt würden ſie uns auf Holztellern eſſen laſſen, wie es früher Mode war. — Was ich nun eine Abnormität nenne, das iſt, wenn ich aus dem Bericht eines mecklenburgiſchen Arztes, der vielleicht gerade an einigen veneriſchen, trunkſüchtigen Kuren gemacht hat, gleichſam das Leben in dieſer Zeit zu charakteriſiren gedenke und die Urſachen des Elends nachweiſen will.

Wenn Herr Wöniger überhaupt die Kranken im Mecklenburgiſchen nicht ſelbſt geſehen hat, dann möchte es der öffentlichen Meinung geſtattet ſeyn, den Arzt für keinen großen Praktikus zu halten, der durch ſeine Kuren ganz Mecklenburg in Verruf bringen kann.

Wer wohlhabend oder reich iſt, und macht bei den beſtehenden Verhältniſſen einen nützlichen Gebrauch von ſeinem Vermögen, der iſt ein Freund der Geſellſchaft, indem er den Ueberfluß ſeines Vermögens mit Anſtand unter ſeine Mitmenſchen zu bringen ſucht. Weder Hollſtein noch Altenburg werden an dem Luxus der Bauern verarmen. Dort hat ſich unter den wohlhabenden Leuten die Sitte, „viel Geld auszugeben" nur verfeinert. Erſt wenn ſie in ihren Handlungen filzige Geizhälſe und gefliſſentliche Gauner geworden ſind, wollen wir weiter über ſie reden. —

Wir wollen jetzt über mehrere deutſche volksthümliche Eigenheiten eine nähere Betrachtung anſtellen, die eben jetzt, wo durch die complicirten Verhältniſſe allgemeine Vertrauensloſigkeit und großer Nothſtand herrſcht, dem Menſchen, der nichts hat, als Verbrechen angerechnet, und in Herrn Wönigers Schrift als die eigentlichen Gründe der ſelbſtverſchuldeten Armuth hervorgehoben werden.

„Faulheit — Speculation — Tanz — Spiel — Hoffarth — Trunkſucht — ſind an der Tagesordnung."

Digitized by Google

Beſſer wäre es, man ließe den Poſſenreißer Abraham a Sancta Clara über alle dieſe Untugenden eine Rede halten, da er von allen, die bis jetzt gelebt haben, die Menſchen in ihrem Thun und Treiben am ſorgfältigſten beobachtete und über ſie zu kritiſiren wußte. Das Raiſonnement des Herrn Wöniger über das neue Spiel der Leidenſchaften iſt gerade auch nicht das ſchlechteſte, aber es ermangelt der Schärfe und Beſtimmtheit im Ausdruck, zu welchen jener berühmte Mann durch ſeine pſychologiſchen Studien gelangen konnte.

Zuerſt „Faulheit und Speculation." Beides ſcheint heute mehr oder weniger vorzuherrſchen und dadurch nicht geringe Quelle der Armuth geworden zu ſeyn. „Scheint!" iſt gar nichts geſagt. Es iſt, oder es iſt nicht vorherrſchend. Keins von Beiden. Wir wollen hier die Umſtände, welche aus dem bürgerlichen Geſchäftsgange auf den Nothſtand hinführen, etwas näher betrachten, um gewiſſen Meinungen, die gegen das Wollen der jetzigen Generation ſprechen, entgegen zu treten.

Die Leichtigkeit, mit welcher die hieſige Gewerbefreiheit den Selbſtbetrieb eines Gewerbes oder Handels geſtattet, trieb in einer Reihe von Jahren die Concurrenz der Producenten gegen die Conſumtion der Bedürfniſſe zu einer furchtbaren Majorität. Bis auf den Punkt, wo die Conſumtion mit der Production im ziemlichen Verhältniß ſtand, ging alles gut, indem der Arbeiter Beſchäftigung fand und für gute Arbeit auch guten Lohn. Wir wollen im preußiſchen Staat die Zeit, wo Fabrikanten und Profeſſioniſten ihre Rechnung fanden, vom Schluß des Friedens bis zum Jahr 1830 feſtſetzen, wenngleich die Blüthenzeit bis etwa 1825 dauerte, weil von da an ſich ſchon Symptome einſtiger Noth im Bürgerſtande zeigten. Hier iſt zu bemerken, daß, da in den übrigen Staaten Deutſchlands die Legitimation bei einem ſelbſtſtändigen bürgerlichen Geſchäftsbetrieb beibehalten wurde, ſich alle Ausländer, die weder Geld noch Fähigkeiten hatten, unter ſolchen Bedingungen einen eigenen Heerd zu gründen, ſich alle nach Preußen als den neuen Heerd der Freiheit wanden. Ich ſelbſt bin ein Ausländer, bin mit der Lawa dieſes Völkerſtroms geſtiegen und gefallen, bin durch die Schule, welche man anſtatt Erfahrungen, mit Schickſal bezeichnen kann, gewandert; um dieſes hier ſchreiben zu können. Hier ſelbſt findet bei der bürgerlichen Aufnahme gegen baares Geld keine große Bedenklichkeit ſtatt. Es wird zwar über alle Bewerber des Bürgercreditivs durch Bezirksvorſteher eine Controlle geführt, welche die Ehre und die Würdigkeit des Subjectes beim Magiſtrat nachweiſen ſoll, da aber dieſe Leute weder die Exiſtenz des Supplicanten, noch ihr Verhalten in der Commune kennen, ſo ſage ich nur ſo viel, daß der Nachweis, den die Bezirksvorſteher geben können, ſo viel wie nichts bedeutet.

Uebrigens iſt bei dieſer Einrichtung die Volljährigkeit des Subjects, welches einen Handel oder ein Gewerbe betreiben will, gar nicht nothwendig. Es wird auf ein ſchon anſäßiges Mitglied in der Comune ein Gewerbeſchein gelöſt und auf dieſen das Gewerbe oder der Handel betrieben, was ſich ein Jeder zum Nahrungszweig gewählt hat.

Dieſe Einrichtung iſt zu willkührlich, als daß nicht der größte Mißbrauch damit getrieben werden ſollte. Ohne das Weſen dieſer Einrichtung zu kennen, begiebt ſich jeder junge Bürger in ſie hinein und da iſt es denn das erſte, daß er auf Concurrenz ſtößt, das heißt, daß er ſeines Gleichen in Menge vorfindet, welche ſchon in Folge ihrer ſelbſtſtändigen Praxis mit den Maximen der Zeit beſſer fertig werden können als der Neuling. Alle diejenigen, denen die Geſchicklichkeit

Digitized by Google

abgeht, sich von Hause aus der materiellen Conflicte zu bemächtigen, verlieren unter lauter fruchtlosen Versuchen, mit ehrlichen Grundsätzen die Balance zu behalten, das Gleichgewicht und stürzen in den Strudel der Leidenschaften hinein, worin sie entweder umkommen: oder sie besitzen nach diesem ersten Schlage noch Kraft genug, in einem Höllenkampf mit allen Zweifeln fertig zu werden. — Man wundere sich nicht, wenn sich diese Sorte in einer ganz andern Gestalt wieder auf der Oberfläche zeigt. — Die Wahrheit ist keine leichte Eroberung. — Welche Mittel dann ein Jeder gebraucht, einen neuen Feldzug, und zwar nicht für, sondern gegen materielle Interessen zu unternehmen; dies speciell zu erörtern, füllt den Inhalt eines Buches, deshalb kann ich in dieser Abhandlung nicht darauf eingehen. Die Hauptsache richtet sich hier gegen das Urtheil der gesicherten Corporationen über das Wollen und nicht Wollen der existenzlosen Handels- und Gewerbetreibenden Classe.

Untersucht bei allen denen, welche nach erlangter Volljährigkeit ein bürgerliches Crediiv präsentiren, ob sie durch Ermangelung des guten Willens, reell existiren zu wollen, eure Bettler geworden sind. Ich will selbst die Classe, welche vermöge ihrer Minderjährigkeit den Verstand zu ernsten Lebensverhältnissen gar nicht haben kann, nicht ausschließen, daß sie anfänglich den guten Willen an den Tag legte, durch mehr als geregelte Thätigkeit und reelle Grundsätze die Existenz zu behaupten. — Untersucht findet den Grund ihrer Verarmung, und dann sagt, ob die Leute verschuldet oder unverschuldet an den Bettelstab gelangt sind. —

Betrachtet die gegenwärtige Volksnoth auch von der Seite, daß bei der ganzen arbeitenden Classe der gute Wille gemangelt hätte, durch geregelte Thätigkeit dem existenzlosen Elend zu entgehen, so geht doch die Einrichtung, welche dem Volke die Mittel zur Faulheit und Speculationssucht gab, nicht von diesem aus, da es in den complicirten Verhältnissen der gehorchende Theil und für keine Neuerung in der Staatswirthschaft verantwortlich ist. — Mögen sich jetzt die Fälle im Einzelnen oder in der Gesammtmaße zeigen, daß die Menschen mit Faulheit und Speculation die große Strecke eines ganz verfehlten Lebens durchwandern wollen, so sind es bei diesem Volke die Folgen der neuern Einrichtung, nicht aber die Gründe und Ursachen, wodurch es in Noth und Elend geräth.

Ich habe schon oben gesagt, daß man bei den deutschen Völkerschaften mit den vorschnellen Urtheilen wegbleiben soll, mit Urtheilen, welche diese Völker der Nachlässigkeit und Faulheit in ihren rein bürgerlichen Verhältnissen bezüchtigen wollen.

Ich lege auf das Urtheil der gesicherten Corporation über den gegenwärtigen Nothstand nicht den mindesten Werth.

Was können die Geldmenschen, welche theils durch Glücksumstände, theils durch Raffinnement in den Vorzug eines gemächlichen Lebens gesetzt sind, von ihren unterdrückten Mitmenschen für ein anderes Urtheil haben; als — „wer weiß, was an ihrem Unglück schuld ist — oder: sicher! sie haben ihr Loos nicht besser verdient, sie sind faul, nachlässig u. dgl. m. gewesen."

Noch jetzt, wo die Majorität der productiven Gewerbeklasse durch tägliche Zunahme eine drohende Stellung eingenommen hat, wo, wie Herr Wöniger sagt, der Pauperismus einen politischen Character usurpirt hat, herrscht die Meinung: „daß der geschickte Arbeiter schon gesucht und sein Brod finden würde." Selbst diejenigen, welche im praktischen Geschäftsgange selbsteigen mitwirken und Erfahrung haben sollten, glauben der Regierung keinen bessern Dienst er-

Digitized by Google

weisen zu können, als wenn sie dieselbe in einer falschen Meinung bestärken.

Nein! es wird keiner mehr gesucht, denn ein oder zwei solcher Fälle können kein Gewicht in die Waageschale des Völkerschicksals legen. Nicht seit gestern und heut — sondern seit Jahren ist jeder junge Staatsbürger darauf angewiesen, sein Brod selbst zu suchen; und dies ist oft ein gar elendes Geschäft, da es mit Aufopferung aller edeln Charakterzüge vollzogen wird, welche dem gebildeten Menschen in bessern Verhältnissen keinen Augenblick fehlen dürfen.

Wie die Sachen stehen, so hat die jetzige Generation für ihre erste Bedingung, für ihre Unterhaltung weder Schutz, noch kann sie für ihre Existenz eine andere Hoffnung in Aussicht stellen, als dieselbe auf den Untergang ihrer Mitbürger zu gründen. Jetzt gilt das Recht des Stärkern — das heißt: des größten Heuchlers oder Betrügers.

Es wird nicht mehr darnach gefragt: wie hast du dein Besitzthum erworben; das gilt bei der Sache gleich viel. Wenn ich es nur habe und mich darin zu behaupten weiß, dieser Materialismus läßt keine andern Grundsätze gegen den Jesuiten-Glauben aufkommen, „der Zweck heiligt die Mittel."

Noch einmal! — die jungen Leute des Handels- und Gewerbestandes bringen immer den guten Willen, durch mehr als geregelte Thätigkeit sich Unterhalt und Brod zu verschaffen, mit. Bald werden sie aber gewahr, daß man ihrer nicht bedarf, und daß, wenn sie leben wollen, dies nur auf Kosten ihrer Concurrenten geschehen kann, indem sie die Arbeit, deren Ertrag sie und ihre Familien ernähren soll, stets billiger herstellen müssen, als dies der Consument von seinem frühern Arbeiter verlangte. Durch diesen seit Jahren getriebenen Wechsel sind die Preise für die Arbeiter so gestellt, daß sich jetzt eine ganz natürliche Opposition gegen ihre noch weitere Herabsetzung gebildet hat, indem die Menschen von dem Ertrag der Arbeit nach Abzug der Kosten kaum leben, noch viel weniger auf Ersparung und reellen Unterhalt rechnen können.

Dann kömmt in dieser willkührlichen Gewerbeeinrichtung auch noch häufig der Umstand zum Vorschein, daß der Arbeitsfähige dem Ungeschickten und Unfähigen sehr oft das Feld räumen muß, da diesem letzteren entweder mehr Geld oder eine größere Geschwätzigkeit zu Gebote steht, über seine Rivalen einen Triumph zu erlangen.

Mit einem Wort! es sind eine solche Menge von Ursachen vorhanden, die Unzufriedenheit der arbeitenden Classe zu steigern, daß es mir für diese Blätter unmöglich wird, alle, die ich aus Erfahrung kennen gelernt und die ich als positive Einwirkung auf die Vernichtung des allgemeinen Wohlstandes aufstellen kann, anzuführen.

Die Menschen verfallen in Extreme. Der eine tanzt, der andere spielt, der dritte säuft, der vierte hurt ꝛc. Ein jeder Schwindler, ein jeder Gaudieb nach seiner Art. In dieser socialen Misere wird Schnaps eine wahre Wollust. Wenn aber die Menschen auf diesen Standpunkt von Cultur gelangt sind, dann kommen die Moralisten und sprechen das Verdammungsurtheil über die ganze Sippschaft aus.

Ueber Spiel, Tanz, Speculation und alle diese Leidenschaften, welche sich des unglücklichen Volkes nach bittern Erfahrungen bemächtigt haben, entwirft Herr Doctor Wöniger ein wirklich schwarzes Gemälde. Jedes Vergnügen, welches sich fortan alle Besitzlosen erlauben, enthält ein schädliches Element und fördert des Volkes Verzweiflung.

Uebrigens nimmt dieser Herr sich sehr in Acht,

Digitized by Google

in dieſen Ausgeburten, welche in der Claſſe ſelbſtverſchuldeter Armuth angebracht ſind, eine ſelbſteigene Meinung auszuſprechen, denn ich finde, daß ganz andere Autoritäten, wie Luther und Locke zu Hülfe gerufen werden müſſen, um die Anſicht des geehrten Herrn zu beſtätigen, daß die ganze Kategorie in die Claſſe der ſelbſtverſchuldeten Armuth gehöre.

Nach vorliegender Schrift hat ſchon Luther über den Saufteufel geklagt, welcher in Deutſchland umhergehe, und ſuche, wen er verſchlinge. Darauf ſagt Herr Wöniger, „gegenwärtig könnte man von Legionen Saufteufeln reden.“ Endlich hat der geehrte Herr ſich mehr als einmal überzeugt, „daß es keine beſuchtern Orte giebt als etwa die Weinſtuben am Rhein, die Bierkeller in Bayern und die Liqueurläden in Preußen.“

Die moraliſche Schlußfolge des Herrn Dr. Wöniger auf dieſe Betrachtung iſt: „Zeit iſt die erſte Bedingung der Arbeit; — Arbeit iſt Reichthum: welche ungeheure Verarmung muß nicht entſtehen, wenn man nur die verlorene Muße der Zechgelage veranſchlagt! ꝛc.“ Im Königreich Hannover ſollen jährlich 90 Tauſend Orhoft Schnaps fabricirt werden, welcher 1½ Million Thaler koſtet, und welcher in Hannover faſt allein verzehrt wird.

Immerhin! die dortige Verwaltung wird ſich dabei gewiß beſſer befinden, als wenn die Leute ſich an das nüchterne Getränk des Waſſers gewöhnt hätten.

Ueberhaupt hätte ich bei ſolchen Beobachtungen an Herrn Wönigers Stelle die Leute gleich gefragt, warum ſie nicht arbeiteten und ihre Zeit in den Schnapsläden zubrächten. Möglich, daß ihm einer oder der andere von dieſen Ehrenmännern zur Antwort gegeben hätte, wie jener Spitzbube in einer neu erſchienenen Berliner Novelle. „Herr! die Arbeit, die ich machen will, kriege ich nicht: und die ich kriegen kann, die will ich nicht.“ —

Ehe man über das Treiben ſolcher Leute urtheilt, iſt es immer beſſer, man ſucht ſich über die Veranlaſſung ihres Treibens zu unterrichten, denn in dieſer Veranlaſſung liegen meines Erachtens auch die Gründe ihres Handelns.

Klagt ein verunglückter Geſchäftsmann einem reichen Nachbar ſeine Noth, ſo erhält er in der Regel zur Antwort: „Guter Freund! es iſt heutiges Tages auf dem gewöhnlichen Wege nichts mehr zu verdienen, man muß ſpeculiren, raffiniren u. ſ. w.“ das heißt auf deutſch: man ſoll ſeinen Nebenmenmenſchen übervortheilen, betrügen.

Es ſtreitet anfangs gegen das Ehrgefühl der geſtürzten Claſſe, von den wohlgemeinten Rathſchlägen ihrer guten Freunde, welche noch alle Tage ein regelmäßiges Mittagseſſen zu ſich nehmen und nach dieſem ihr Schläfchen halten können, Gebrauch zu machen.

Auch findet ſich nicht immer gleich eine Gelegenheit, ein indirektes Attentat auf den Mehrbeſitz eines beſſer Geſtellten zu unternehmen. Die Noth zwingt aber einmal zu handeln, der Verſtand wird durch allerlei wagehälſige Speculationen geſchärft, und ſo finden wir denn am Ende, daß ein Mann, deſſen Wille ſich anfangs gegen eine Laufbahn ſträubte, welche alle ſeine idealen Vorſtellungen über Gott und Welt aufhob, vermöge ſeiner Pfiffigkeit den klugen Rathgeber übertölpelt und ihn nach unſerm gemeinlichen Localausdruck „nackt und blos auf die Straße ſetzt.“ Dergleichen Fälle kommen nicht etwa im Einzelnen zum Vorſchein, es würden ſich ihrer ſchon in Berlin genug aufzählen laſſen, um ein ganz anſtändiges Regiſter damit anzufertigen.

Wir nehmen den erſten beſten Handwerker, der das, was er gelernt hat, verſteht und ſelbſt als mecha-

Digitized by Google

nischer Künstler gelten kann, für eine höchst abentheuerliche Laufbahn als Modell. Mit einem mäßigen Betriebscapital soll ein Geschäft eingerichtet und wo möglich auch gleich geheirathet werden. Solche Leute glauben, — daß sie in ihrem Wirkungskreis noch eine Lücke ausfüllen können. Sie wissen, oder müssen es recht wohl wissen, daß es von ihren Concurrenten eine Menge giebt, denen es an technischer Geschicklichkeit nicht fehlt, die aber dennoch in Elend leben. Allein solche Beispiele schrecken den Neuling nicht ab, denn er weiß sich das Unglück seiner Collegen nicht anders zu enträthseln, als daß sie durch ihre Nachlässigkeit dahin gelangt wären. Bald jedoch wird sich zeigen, was aus ihm dem Anfänger wird, wenn er nicht als ein verschlagner Pfiffikus mit den Maximen der Neuzeit fertig zu werden weiß.

Die Arbeit läuft ihm, mit dem gewöhnlichen Volksausdruck zu reden, nicht ins Haus, er muß sie sich erbetteln. Erlangt nun der gute Mann durch vieles tiefgebeugte Schwätzen von den Consumenten oder Fabrikanten wirklich Beschäftigung, dann muß er sich Bedingungen gefallen lassen, welche geeignet sind, den jungen Staatsbürger zu dem ersten Gang in einen Schnapsladen zu verleiten. — Unter allerlei unnützen Versuchen, die Balance zu behalten, nehmen die Mittel ein Ende, alsdann ist der sich Kraftbewußte Neuling auf demselben Fleck, wie seine Collegen, auf deren Nachlässigkeit er selbst die Schuld ihres Unglücks schob.

In diesen verzweifelten Zuständen genießen noch alle junge Männer, welche die Vorsicht gebrauchen, nicht zu heirathen, den meisten Vortheil. Natürlich ist es immer besser allein zu hungern als Frau und Kinder noch mit leiden zu sehen. Wer aber wird in einer Junggesellen-Republik eine Grundlage zu einer neuen Staatstheorie entdecken wollen, da der eigentliche Zweck des Lebens verfehlt ist. Die Spartanische Gesetzgebung schied jeden Junggesellen oder Hagestolz aus der Gemeine und verweigerte ihm das Bürgerrecht. Die neuen Bürger wollen keine Opposition gegen die Naturgesetze bilden, sie werden aber durch ihre Vorstellung, der Nothwendigkeit ein Opfer bringen zu müssen, welches unter günstigern Umständen nicht gebracht würde, große Kleinigkeitskrämer, welche dem Gesammtintresse keine besonderen Dienste leisten können.

Daß der allgemeine Nothstand in dem Familienglück der Bürger eine totale Zerstörung hervorgebracht hat, ist zu natürlich, als daß ich mich veranlaßt finden sollte, in diesen Blättern auf einzelne Schilderungen von Vorfällen einzugehen. Wer die innern Verhältnisse der Handel- und Gewerbetreibenden Bürgerklasse nicht genauer kennt, der stellt die Frage, „ob hier die Noth eigentlich ihren Sitz aufgeschlagen hat" noch sehr in Zweifel, denn ein jeder ist gewohnt, diese Leute nach ihrer äußerlichen Erscheinung zu tariren, wo denn gemeinlich beobachtet wird, daß die Handwerker noch so ziemlich in der Kleidung einhergehen. Das aber wird nicht berücksichtigt, daß derjenige, der keinen guten Rock mehr auf dem Leibe trägt, auch die Gunst der öffentlichen Meinung verloren hat.

Lassen wir das gut sein! einen schlechten Rock zu tragen, ist noch lange keine Schande. Ein anderer Punkt ist es, der hier nicht unerwähnt bleiben darf. Und dieser ist: wenn eine Familie außer Stand gesetzt ist, sich ihrem Beruf gemäß zu ernähren, so werden ihr die unvernünftigsten Zumuthungen gemacht, sich, wie man sich gewöhnlich ausdrückt, auf eine andere Weise zu ernähren. — Diese andere Weise ist erstens nicht leicht gefunden, und zweitens sind die

Digitized by Google

Vorschläge oft solcher Natur, daß ein Mann, der auf das was er gelernt hat in seinem Unglück immer noch stolz sein darf, Bedenken tragen kann, auf dieselben sich geradeweg einzulassen.

Man vergißt ganz, daß die Erziehung eines solchen Menschen Geld und Zeit gekostet hat, und daß dem praktischen Handwerker das, was er gelernt hat, lieb und werth ist. Es findet derselbe es schon unter seiner Würde, die Erzeugnisse seiner Thatkraft für einen Bagatell-Lohn zu verschleudern, wie viel mehr muß nicht sein Ehrgefühl verletzt werden, wenn ihm die Proposition gestellt wird, durch Holz- oder Steinkarren eine elendige Existenz zu fristen. Daß dies geschieht, wo bei dem Ueberfluß an Menschen auf diese kein Werth mehr gelegt wird, wird mir niemand als eine Lüge nachweisen wollen.

Ich aber will bei diesen schwankenden Verhältnissen jedem guten Freund, sei er Staatsbeamter oder Rentier den Rath geben, jeden legitimirten Städtebürger mit Anträgen zu verschonen, zu deren Ausführung sich solche Philosophen, welche dergleichen Propositionen stellen, am besten passen würden. — Die Civilisation hat bereits sehr viel gethan: es mag ihr überlassen bleiben, auch noch diese Differenz auszugleichen.

Ich habe hier bei dem bürgerlichen Geschäftsgange über einige directe Umstände geredet, welche gegen das Gemeinwohl dieser Klasse in eine offene Feindschaft getreten sind. Ich weiß es wohl, es wird lange dauern, ehe man sich mit dem Gedanken verständigen wird, daß die Menschen in ihren gesellschaftlichen Verhältnissen oft das wenigste von dem, was ihnen gerade für ihre Lage gut und passend scheint, in Ausführung bringen dürfen. Betrachtet die Sache wie ihr wollt ihr Philosophen, drückt selbst dem Kind in der Wiege das Verbrechen welches es später an sich selbst oder den Nebenmenschen begehen wird, auf die Stirn, laßt es in Noth und Elend zur Welt kommen, laßt es in Noth und Elend heranwachsen, und ihr werdet sehen, daß ihr einen natürlichen Feind gegen den Uebermuth des Reichthums ohne sein Verschulden mehr habt.

Bis dahin, wo sich der Bettler noch nicht die bestimmte Frage aufwerfen konnte, ob er in Noth seine ganze Lebenszeit hinbringen sollte, weil er zufällig in Noth geboren sey, da war es keine Kunst, die Stände zu sondern und ihnen einen bestimmten Wirkungskreis anzuweisen; jetzt aber hat man es nicht mehr mit einem unwissenden, sondern mit einem vornehmen Pöbel zu thun, welcher auf eine reelle Existenz bestimmte Ansprüche macht; warum: weil er ein eiliges theoretisches Gesetzgeben nach gewissen allgemeinen Begriffen ohne Rücksicht auf das besonderste Bedürfniß und den eigenthümlichen Zustand der Gesellschaft nicht anerkennen will.

Was ich über das Gewerbegesetz, über die Form dieses Gesetzes und über bürgerliche Selbstständigkeit gesagt habe, das glaube ich, wird beiläufig genug seyn, um nicht einen einzigen, der von der Zugänglichkeit dieses Gesetzes Gebrauch macht, des Leichtsinns anzuklagen. Die meisten jungen Handwerker, welche einen eigenen Heerd in der bürgerlichen Gesellschaft gründen wollen, haben von dieser Einrichtung keine so hohe Meinung, als daß sie sich nicht die Gefahren lebendig vorstellen sollten, welche ihnen in ihrem neuen Wirkungskreise begegnen müssen.

Was aber sollen sie thun! es ist einmal ihr Beruf, und wenn sie darnach streben, ihn zu erfüllen, wird hoffentlich kein Publicist, besonders wenn er in sicherm Gehalt steht, an den Bestrebungen der jungen Bürger ein Aergerniß nehmen, überhaupt da die Sache den Leuten so leicht gemacht ist.

Digitized by Google

Wir kehren hier zu der Schrift des Herrn Wöniger zurück und sehen, was noch für Zeichen selbstverschuldeter Armuth vorhanden sind, welche gleichsam als Ursachen die gegenwärtige Volksnoth. so furchtbar fördern

Ja, es ist das eheliche Verhältniß — die Kinderzucht mit dem Verhältniß der Dienstboten zu ihren Herrschaften. Ueberall Gewissens- und Vertrauenslosigkeit, Unzucht und Sclaverei. Auch sind die Folgen des Tanzes, des Gebrauchs der Leihbibliotheken, der Bänkelsängereien u. dgl. m. nicht vergessen. — Im Ganzen ein brutaler Zustand. —

Ich setze voraus, daß die meisten, welche Herrn Wönigers Schrift gelesen haben, zu der Klasse gehören, die heute wissen, wovon sie morgen leben sollen; deßhalb zweifele ich nicht, daß alle diese Leute mit des Verfassers Ansicht über das Treiben des Volkes vollkommen einverstanden sind. Nehmlich das Volk taugt nichts! es ist an seinem Unglück selbst schuld. —

Gewiß! ich habe mir das Gemälde des Herrn Dr. Wöniger über die Sittlichkeit der Menschen in dieser Zeit mit Aufmerksamkeit betrachtet. Man beobachtet Menschen und moderne Lustbarkeiten im Uebermaaß..... könnte der Natur in einer Sache nur zehn Jahre Stillstand geboten werden, dann würde kein vornehmer Herr mehr genöthigt seyn, als Sittenrichter einen Mißbrauch gegen seine Stellung zu begehen; einen Mißbrauch dadurch — daß er einer armen Familie, welche Trost und Unterstützung erwartet, anstatt Geld — die Kinder aufzählt. —

Ich wundere mich selbst, wenn, wie ich in Herrn Wönigers Schrift lese, im Monat Mai vergangenen Jahres in Berlin 200 uneheliche Kinder zur Welt gekommen sind, die alle von den Tanzböden herstammen sollen, daß immer wieder welche da sind, die forttanzen; überhaupt ist der Staat, den die Mütter dieser Kinder auf den Tanzböden machen, oft so groß, daß eine Beschreibung davon kein Edelmann glauben würde, wenn er sich nicht mit eigenen Augen überzeugte. — Es scheint beinahe so, als ob der Teufel unter die Mädels gefahren ist..... Die jungen Männer legen sich die abentheuerliche Frage vor; wo sie unter bewandten Umständen noch eine ordentliche Frau hernehmen sollen. — Leicht mag es nicht seyn, eine solche zu kriegen. — Uebrigens wird diese kleine Bedenklichkeit auch noch bei Seite geschoben, wenn die junge Dame mit dem Kinde oder ohne das Kind nur Geld hat. Es ist für das Ganze eine brutale Geschichte, daß das Geld der Hauptgötze geworden ist und daß dieses Geld auf dem alten ehrlichen Wege nicht mehr zu verdienen ist. Wenn das noch wäre, dann möchte ich die Meinung des ganzen vorigen Jahrhunderts als Zeuge auffordern — ob man wohl bei dem selbstthätigen deutschen Volke Ursache hätte, über selbstverschuldete Noth und Sittenlosigkeit zu klagen. — Nun aber, da der Egoismus mit dem Gelde so gewirthschaftet hat, daß der ganze Mittelstand vernichtet und an den Bettelstab gelangt ist, weiß man sich nicht besser zu helfen, als die Schuld von des Volkes Verzweiflung auf dessen Leichtsinn zu schieben, sind sogar die Leihbibliotheken und Liebhabertheater die Pestbeulen des bürgerlichen Wohlstandes geworden. Bücherlesen und Schnapstrinken ist noch kein Grund der Verarmung. Das Beispiel aber, was die Selbstsucht zu geben weiß, das ewige Reden von Solidität und dabei doch so rücksichtslos und erbärmlich handeln, daß selbst dem Dümmsten, welcher über das allgemeine Interesse nicht zu politiren weiß, endlich die Augen aufgehen, daß selbst, sage ich, der Dümmste sich die Frage vorlegt, „ob es mit rechten Dingen zugeht, — daß der eine Alles hat und der andere gar nichts, daß der eine schwelgt und

Digitized by Google

der andere verhungert," darüber eilt man bei einer Untersuchung über die Gräuel der Armuth schnell hinweg.

Jeder der Geld hat sucht den Mittellosen zu überreden, daß die Sache so seyn müsse, die Bestimmung von Arm und Reich läge in der Weltordnug u. s. w. Mehr aber als diese weltlichen Gesetze nachweisen, „daß der Mittellose überhaupt noch froh seyn müsse im Staate geschützt zu werden" macht man religiöse Versuche, das Volk in dem Glauben an den Unterschied der Stände zu erhalten und zu befördern. Finstere Vorstellungen von ewiger Verdammniß sollen die Gemüther, welche sich an den Gedanken wagen, daß sie dasselbe Recht zu leben haben, als jene, die im Besitz der eigentlichen Gottheit dem Gelde schwelgen, erschüttern. Die Dogmen, Gott sieht — Gott hört — Gott weiß — und Gott straft — werden mit Fanatismus über die sündigen Häupter der Unglücklichen geschleudert. Aber, ich sage euch: je mehr daß ihr eifert, je weniger werdet ihr bezwecken, wenn erst den Menschen das Brod vom Tische genommen ist, dann hören alle Vorträge auf, und der Versuch — die Vernunft, das heißt „die Erkenntniß der Menschenwürde" zu bekehren, ist eine vergebliche Mühe.

Fortwährende Täuschung bringt die meiste Gefahr. Auch Herr Wöniger sucht sich, wie alle, welche das Steigen civilisirter Begriffe nur oberflächlich betrachten, zu überedn, daß der brutale Stolz, die Hoffahrt der sogenannten vornehmen Welt, der eigentliche Magnetismus zu des Pöbels Nacheiferung sey.

Schöne Kleider zu tragen, wurde bei der arbeitenden Classe, welche vermöge ihres Geschäftsbetriebs mit dem Geburts- und dem Geldadel in nähere Berührung kam, ein Gesetz der Nothwendigkeit. Der Handwerker, dessen Rock nicht nach der neuesten Mode gemacht und nicht wenigstens mit Seide gefüttert ist, kann mit wenigen Ausnahmen nicht darauf rechnen, von dem gnädigen Herrn oder der gnädigen Frau gnädig aufgenommen zu werden; überhaupt muß er, wenn der Rock nicht ganz nach der Mode gemacht ist, gewärtig seyn, wenigstens um zehn Procent schlechtere Geschäfte zu machen.

Noch schlimmer ergeht es den armen Mädchen oder den armen Frauen, wenn sie nicht ganz vorzüglich nobel angekleidet sind, wenn sie nicht wenigstens einen Fetzen um sich hängen haben, dessen Geburtsort Kaschemir oder meinetwegen Cochinchina ist; sonst steht sehr leicht zu erwarten, von der hochedlen Dame abgewiesen oder doch sehr schnöde behandelt zu werden.

Alle, die ihre Blöße nicht mehr mit guten Kleidern bedecken können, werden nicht gehört. Die Sippschaft taugt nichts — sie ist liederlich — faul — ꝛc. Denn wenn das Volk arbeiten wollte und mit seinem Verdienst sparsamer umginge, dann wäre es nicht möglich, in einen solchen elenden Zustand zu gerathen. Unter diesen heillosen Mißgriffen, welche den innern Werth des Menschen zu einer Zielscheibe des Spottes sich genommen haben, muß jeder ehrliche Mann auf seine Rettung bedacht sein. Er muß den Maaßstab des alten deutschen Biedersinns von sich werfen, um sich einer künstlichen Schlauheit zu bemächtigen, welche im gemeinschaftlichen Beisammenleben das Wort „Vertrauen" nur noch als einen Geist längst verschollener Zeiten anruft, in welchem dieses Wort durch die That eine hohe Berühmtheit erlangte. Noch jetzt, wo die Speculationssucht die Ehre anrüchig gemacht hat, bedient man sich bei jedem Abschluß eines Geschäfts der Form, „ich kann mich doch darauf verlassen." Sehr wohl — Sie haben mein völliges Vertrauen — Wort und Hand — gut. Jetzt geht die Sache vorwärts. Da es jedoch

Digitized by Google

nicht mehr Mode ist, auf ein Wort zu glauben — so beobachtet der Weltbürger den Gang des Prozesses, (denn ein Prozeß ist schon positiv durch den Vertrag der Parteien gegeben) mit dem größten Interesse, indem man ihm vergönnt, über die oft tölpelhafte Führung der Streitigkeiten seine Bemerkungen zu machen. Man klagt sich gegenseitig des Verrathes und der Treulosigkeit an. Das Merkwürdigste bei der Sache ist, daß diese Geschichten alle Tage vorkommen und dennoch weiß sich Niemand Rechenschaft zu geben, von wo diese Vertrauenslosigkeit, dieser Schwindelgeist herrührt.

Natürlich kommt derjenige, der immer noch eine gewisse Scheu vor indirektem Diebstahle hat, bei dem Handel am schlimmsten weg. Denn der wirkliche Gauner versteht nichts besser, als das Materielle von dem Ideellen zu sondern. Jedes Mittel, welches ihm Vortheil bringt, hält er für erlaubt. Er denkt gar nicht daran, daß der Jesuiter-Grundsatz seiner Seele Schaden zufügen könne.

So sind die Zeiten in Deutschland geworden. Wenn nun das Gewissen als ein Wechselbalg der Mode hingestellt ist: wie viel weniger kömmt alsdann auf die Kleidermode an.

Man lebt ja doch nur einmal, sagt das Volk: Und wenn die Wahrheit gesagt werden soll, so verdenkt es, ihr Publicisten — ihr Moralisten — ihr Sittenlehrer den Leuten nicht, wenn sie nach solchen Ansichten, solchen Grundsätzen leben wollen. — Denn ihr, die ihr eure Hauptwünsche erfüllt seht, ihr versteht das gelehrige Volk, welches dergleichen Ansichten nicht aus der Luft gegriffen, erstens nicht: und zweitens wird man sich wohl besinnen können, mit welcher Manier gewisse Sittenlehrer von den armen Kindern den Lohn für ihre Mühe forderten. O ja! solche Dinge müssen endlich dem Selbstbewußtsein die förderlichsten Dienste leisten.

Nun endlich wird über Impietät und moralische Gesetzlosigkeit in allen Verhältnissen des gemeinschaftlichen Zusammenlebens geklagt. Es heißt, die Kinder gehorchen den Aeltern nicht, und die Aeltern geben den Kindern schlechte Beispiele. Bei dem deutschen Volke ist weder der Leichtsinn noch Faulheit, welche Untugenden doch die eigentliche Grundlage moralischer Gesetzlosigkeit seyn sollen, das Lebenselement gewesen. Wenn aber den Kindern in den letzten Religionsstunden durch materielle Maximen der Unterschied der Stände beigebracht und zwar sehr deutlich den Bemittelten der Vorzug in der staatsbürgerlichen Gesellschaft eingeräumt wird, da ist es wohl kein Wunder, wenn der Unbemittelte auch seines Vortheils gedenken lernt, um sich später in der rein sinnlichen Welt durch seine äußere Erscheinung eine Stellung zu verschaffen. Wahrlich! aus allen diesen Conflicten des Materialismus ist eine Sorte Menschen zusammengebacken, von welchen, gerade zu gesagt, kein Teufel wüßte was er mit ihnen anfangen sollte. Ich suche diese Sorte weder unter den Dieben noch Mördern. — Nein! sie gehen frei und unangefochten durch die Welt, sie sind die Muster der modernen Tugend und Ehre geworden.

Impietät herrscht in den Familien; Impietät zwischen Dienstboten und Herrschaften. Wenn wir jedoch über die materielle Existenz der erstern Classe reden wollen, so ist ihr Loos gegen das der selbständigen Bürgerklasse, welche sich durch einen Handel oder Gewerbe ernähren will, noch lange nicht so schlimm, wie es von Weitem aussieht. Ihre abhängige Stellung wird ihnen zuweilen durch eine böse Hausfrau freilich noch drückender gemacht: das meiste, worüber diese Leute klagen können, ist — daß ihre Zunft durch die Söldlinge der Industrie einen sehr bedeutenden Zuwachs erhält, welche letztern mit Hausknech-

Digitized by Google

ten sehr bald auf einem freundschaftlichen Fuße stehen. Denn in unsern großen luxuriösen Städten ist es eine ausgemachte Thatsache geworden, daß ein Hausknecht eher in den Besitz eines unbeweglichen Eigenthums gelangt, als der besteuerte Handwerker oder Kaufmann.

Zwei Dinge sind es, auf welche der Mensch mit seiner selbstverschuldeten Armuth in Herrn Wönigers Staatssystem gestellt und in seiner Wirksamkeit als Mensch zu seinen Mitmenschen beobachtet wird.

„Die Gründe der selbstverschuldeten Armuth sind auf dem Felde des öffentlichen wie des Privatlebens zu erforschen; es sind die beiden Tummelplätze, auf welchen sich der freie Wille des Individuums bewegt. Hier aber sind die allgemeinen und die besondern Seiten zu trennen, unter welchen letztern Ausdrücken nämlich die Scheidung zwischen den obschwebenden Ideen und Tendenzen der Zeit, und den Neigungen der Menschen wie sie sich auf Grund jener Neigungen und Richtungen consolidiren — verstanden werden sollen."

Nun heißt es weiter!

„Das erste ist ein Abstraktum, etwas Unsichtbares, gleichsam in der Luft schwebendes. — Das andere ein Concretum, etwas Sichtbares, Körperliches in der Persönlichkeit ausgeprägtes."

Also, auf den Tummelplätzen des öffentlichen und Privatlebens bewegt sich der freie Wille des Individuums.

Wie weit jedoch auf diesen Tummelplätzen der freie Wille und die Neigung des Individuums gehen darf, wird nicht weiter gesagt. Könnte der Mensch alle seine Neigungen und Wünsche befriedigen, dann möchte dem Publikum in Herrn Wönigers Schrift über die Gründe selbstverschuldeter, und unverschuldeter Armuth, ein „völlig abgeschloßnes, abgerundetes Ganzes" vorgelegt worden seyn. Herr Wöniger hat vielleicht gerade, wie er den Menschen mit freien Willen in die Welt setzte, Hobbe's Geschichte über die Erzväter gelesen, oder wie sich nach Byrons Gesicht der Engel Gabriel mit Noahs Töchterlein Sillah aus freyem Antriebe vermählte. —

Es wird §. 5. mit der Ueberschrift, „Der Charakter des modernen häuslichen Lebens' erstes Capitel — allgemeine Färbungen, ... eine Genealogie der menschlichen Tugenden aufgenommen, welche in vier verschiednen Hauptepochen der Geschichte aufgestellt ist.

Diese Epochen sind bezeichnet: das Patriarchalwesen — die Gentilität — das Feudalsystem — und die Negativität.

Die letztere — die Negativität bildet den Charakter der Gegenwart. Das heißt so viel, als — „jede bestimmte Frage, ob noch gute Sitten frommer Wandel, Glaube u. s. w. existirt, muß verneinend beantwortet werden:" es ist eine völlige Lockerung der Verwandtschaftsbande, Impitietät, Egoismus und Mißtrauen entstanden.

Das wäre alles, was ein Mann sagen kann, der selbst mit dem Reichthum des Herzogs von Buccleugh die christliche Barmherzigkeit um Gnade für seinen nothleidenden Bruder anflehen würde, um doch wenigstens einmal ein Exempel eines freien Willens zu statuiren. — Der freie Wille ist wohl ein unbestrittnes Eigenthum des Menschen, aber die Ausführung des freien Willens ist durchaus etwas ganz anderes. Wenn die Ausführung des freien Willens in einer Zeit der Weltgeschichte leichter gewesen ist, dann will ich es recht gern glauben, selbst wenn Noah der einzige gewesen sein sollte, der machen konnte was er wollte. —

Wenn ich aber in der vierten Periode: d. h. in der Periode der Negativität oder der weltgeschicht-

Digitized by Google

lichen Kriſis noch einen andern freien Willen als den, der ſich ſelbſt auf den bloßen Gedanken des freien Willens reduzirt oder, was noch mehr ſagen will, reducirt wird, für beſtimmt annehme, und in dem Beſtreben der Völker für ihre Glückſeligkeit feſtſtelle, dann mache ich mir von den gegenwärtigen Verhältniſſen und der Sache ſelbſt, welche ich zum Gegenſtand meiner Unterſuchung gewählt habe, eine ſehr falſche Vorſtellung.

Ich glaube, ich habe zur Genüge dargethan, daß die Menſchen nicht machen können was ſie wollen, wenn alſo in Herrn Wönigers Schrift der Herrſchaft des Willens keine Grenzen geſetzt ſind, ſo iſt dieſem Herrn der Menſch und ſeine Handlungen ein bloßes Motiv philoſophiſcher Betrachtung, welches ſich im praktiſchen Leben nicht verwenden läßt. Hier iſt der Menſch etwas anderes, als wozu ihn ein theoretiſcher Begriff macht. Die Geſchichte beweiſt, daß das deutſche Volk bis jetzt noch nicht ſelbſtſtändig und mit Bewußtſeyn ſeine politiſchen und geſellſchaftlichen Schickſale bereitet hat. Wenn man nun alſo dem Deutſchen als Mitglied eines Volks, und als Hausvater einen Vorwurf macht, wenn man ſagt: daß die alte deutſche Geſinnung verloren gegangen ſey, ſo muß man doch vor allem die Geſchichte befragen, man darf nicht den einzelnen Menſchen, wie er heute iſt, ſo oben hin vornehmen, und wegen ſeiner Leidenſchaften, ſeiner Zuſtände tadeln: man darf, ſage ich, dies nicht unter der Vorausſetzung, daß der heutige Menſch ſeinen freien Willen habe, das heißt: daß die Art ſeines Wollens ſeine eigne Schöpfung ſei.

Hat dieſer Wille eine gefährliche Richtung genommen, dann iſt er nicht ſicher geleitet — von ſich ſelbſt hing er bis auf die Zeit, wo ein paar Menſchen den Erdboden bewohnt haben können, nie ab. Wie kann ich alſo die Freiheit des Menſchen feſtſtellen, wo ſie nicht bewieſen werden kann, da wo der Menſch nur unter Vormundſchaft ſteht, wo ſelbſt der Gedanke, der mir meine ganze Glückſeligkeit bringen kann, vor lauter Umſtänden und Widerſtand ein bloßer Gedanke bleibt. Auf dieſen unſichern Grund ſollte doch kein Gelehrter, kein Doctor der Philoſophie und beider Rechte die Bauſteine zu ſeinem Gebäude ſchleppen. Es fällt ein — es iſt ſchade um die ganze Arbeit.

O über das ewige Reden und keine Gedanken, das bringt uns alle noch zur Verzweiflung. Früher habe ich wirklich geglaubt, die liberalen Politiker das wären Kernmenſchen mit geſunden Anſichten und feſten Grundſätzen. Nun aber ſehe ich ein, daß dieſe das Staatsſchiff, wenn es ſchwankt und von den Wellen empörter Leidenſchaften geſchleudert wird, niemals vom Untergange zu retten vermöchten. Das merkwürdigſte iſt, daß dieſe Leute ſich immer mit dem Gedanken an eine durchgreifende Reform der beſtehenden Geſetzgebung herumſchleppen: daß ſie von Conſtitution und Oeffentlichkeit reden, von Heil und Segen der Conſtitutionen, ohne davon eine Ueberzeugung erlangt zu haben. Sie wiſſen nicht, unter welchen Umſtänden allein ein öffentliches Leben möglich iſt, ſie wiſſen auch nicht, aus welchem Princip der Gedanke der Conſtitution hervorgeht und wohin er conſequenterweiſe führen muß. Conſtitution, Oeffentlichkeit ſind ihnen Schemata, mit denen ſie ihre Furcht vor der Gründlichkeit verbergen.

Wenn aber die Liberalen ihre Beſtrebungen bei ihrem projektirten Machwerk von Conſtitution nicht weiter führen können, als wie Herr Wöniger mit ſeiner Unterſuchung über die Gründe der Volksnoth gelangt iſt, dann möge es uns, die wir uns in der That die Frage vorlegen, ob dieſe Herren wohl verſtehen was eine Conſtitution bedeutet — vergönnt ſein, abermals an Handlungen für der Völker Glückſeligkeit zu zweifeln; dann wird uns der ganz einfache

Digitized by Google

logiſche Satz: daß die Sache ihren Gang gehen muß um durch ſich ſelbſt die höhere Vollendung des Menſchengeſchlechts zu erzielen, als ein erobertes Eigenthum unſerer Forſchungen unbenommen bleiben. Wir ſind nun einmal nicht geneigt, unſer und des Volkes Schickſal unmündigen Gedanken preiszugeben. Wir ſehen, daß derjenige, welcher von einer praktiſchern Noth heimgeſucht iſt, als nicht an der Geſetzgebung theilnehmen zu können, von den Redensarten der Liberalen, von ihrer Repräſentantenwürde, ebenſowenig ſeinen Hunger wird ſtillen können, als jetzt, wo man der Centralregierung zur Laſt legt, daß ſie des Volkes Wohlfahrt nicht genug Aufmerkſamkeit erwieſen habe.

Wenn ich in meiner Betrachtung über die Urſachen der gegenwärtigen Volksnoth, über ſpiesbürgerliche Beſchränktheit hinausgegangen bin, dann bin ich weit entfernt, eine Anſicht oder eine politiſche Meinung, welche nicht all und jeder Künſtler, jeder Marktſchreier mit den Werkzeugen ſeines Verſtandes fabricirt, für etwas Außerordentliches zu halten. Denn jeder vernünftige Menſch ſoll wiſſen, was er in der Welt zu thun hat, und auf den Gang der Sache, auf welchem ſein Wohl und ſein Wehe zu Tage gefördert wird, ſeine Aufmerkſamkeit zu richten ſuchen.

Beſonders merkwürdig erſcheint mir die Methode, welche die Wiſſenſchaft bei der Stellung des Menſchen in ſtaatlichen Verhältniſſen gebraucht, indem ſie ihm bei ſeinem beſchränkten Daſein und Wirkungskreiſe ein freies Feld für ſeinen Willen und ſeine Thaten giebt. Wie die Kritik mit einer ſo unreifen Frucht der Speculation ihre Gedanken realiſiren will, wäre ſchwer zu begreifen, wenn nicht die ganze Generation durch den Geiſt der Speculation erfaßt und von ihr völlig abhängig geworden wäre.

Die Claſſe, von der hier die Rede iſt, beſitzt nichts als den Willen zur vernünftigen Handlung. Die Ausführung des Willens wird mehr oder weniger durch die Verhältniſſe, worin ſie lebt, begränzt oder unausführbar gemacht, je nachdem ſie im Beſitz von Hülfsmitteln ſich befindet, um für ihr materielles Wohl handeln zu können. Es hat alſo der Kritiker nichts weiter zu thun, als alle Wechſelfälle, welche dieſe Claſſe betrifft, von dem materiellen Standpunkt, worauf ſie geſtellt wurde, zu beobachten. Hier findet er jede perſönliche Freiheit in der Handlung beſchränkt. Niemand außer dem Souverain, außer dem König kann machen was er will. Hier iſt es die Erziehung, welche dem Menſchen ſeine Stellung in der bürgerlichen Geſellſchaft anweiſt, welche ihn lehrt, was er politiſch und religiös zu glauben hat, hier iſt jede perſönliche Freiheit durch eine Form, ſei ſie eine conventionelle oder Geſetzesform, begränzt. Hier iſt zu unterſuchen, wie weit die Freiheit zu handeln dem Menſchen geſtattet iſt; was ihm für Mittel geboten ſind, von dieſer Freiheit Gebrauch zu machen, und ob er durch dieſe Mittel auf einem ehrenvollen Wege ſein Wohl und das allgemeine Wohl mit beſtellen kann.

Dieſe Fragen ſind auf ein Fundament geſtellt, auf welchem ſich niemals eine ſelbſtverſchuldete Noth conſtituiren läßt.

Wir betrachten die Sache, wie ſie iſt und nicht wie ſie ſeyn könnte: Das iſt der Unterſchied zwiſchen unſerer und der Kritik der Liberalen.

Da es uns darauf ankommt, in einer ſo hochwichtigen Angelegenheit eine Verſtändigung zu erzielen, ſo iſt es allerdings rathſam, daß ein jeder, welcher das Intereſſe der ganzen Menſchheit theurer hält, als dem elenden Eigennutz einzelner oder einer Faction zu fröhnen, in ſeiner innern Anſchauungswelt einen männlich reifen Verſtand gebähren und ſich geſtalten

Digitized by Google

läßt, ehe er es wagt, ſein Scherflein zu der Erkenntniß der Menſchenwürde beizutragen.

Dieſe Erkenntniß ging nicht aus den Anſtalten hervor, welche zur Erziehung der Menſchheit getroffen waren, in ihnen wurde die Fähigkeit eines geſunden Urtheils niedergehalten. Erſt die Erfahrung, oder beſſer die Noth konnte ein ſelbſtſtändiges Urtheil zur Welt bringen und aus dem Menſchen dasjenige machen, was er ſein ſoll.

In den Anſtalten der Erziehung wird das Intereſſe der Autoritäten, welche dieſe getroffen, gelehrt; wir würden nichts gegen dieſe Lehre einwenden, wenn ſie genugſam popular wäre, das Intereſſe aller zu berückſichtigen und eine ſtrenge Aufmerkſamkeit darauf verwendeten, daß dies alſo geſchehe. Wenn nun die Methode, mit welcher man lehrt, ein Tadel trifft, ſo trifft dieſer Tadel nicht die frühere Methode, als in einer Zeit, wo man es nicht beſſer wußte als daß ſie gut war, ſondern die jetzige, wo man es wiſſen könnte, daß ſie nichts taugt, indem ſie eine reine Geldlehre geworden iſt.

In der guten alten Zeit ſuchten uns unſere Lehrer durch Biebelſprüche und Lehren der Tugend zu bilden. Das ganze öffentliche Leben hatte ſchon deshalb den Anſtrich der Biederkeit, weil es jeder für einen unpaſſenden Uebergriff hielt, wenn er den Intereſſen deſſelben eine allzugroße Aufmerkſamkeit widmete. So erkannten wir in der Religion die alleinige Grundlage eines geſitteten Staatsbürgerthums. Wir ſahen ſo viel ein, daß nicht alle Menſchen gleiche Fähigkeiten für das Gute, für das Edle haben konnten, aber wir ſahen auch ein, daß die, welche uns bevormundeten, keineswegs zu der Claſſe gehörten, welche durch lauter materielle Speculationen ſchlecht geworden waren. — Wir ſahen das Unvollkommne, dennoch wurde eine gewiſſe Solidität nicht verkannt, mit welcher man das allgemeine Beſte zu beſtellen glaubte. Es herrſchte Glaube und Vertrauen ſo weit wie ihn der Geiſt einer mittelalterlichen Feudalität zuließ. Es erſchien uns die Strafe, welche das Geſetz an einem Böſewicht vollzog, als eine Handlung der oberſten Gerichtigkeit: ſchon der Gedanke, welcher die Befugniß der richterlichen Gewalt in Zweifel gezogen hätte, wurde von dem großen Haufen als ein Verbrechen gehalten, deſſen Verantwortlichkeit wohl wenige auf ſich genommen hätten.

Als nun die neuere Zeit für das Beſtehen des Ganzen materielle Intereſſen anheiſchig machte, da mochte man wohl glauben, daß das Volk als der gehorchende Theil immer die weiſe Mäßigung beobachten würde, wie es bisher gethan, daß es immer an der Unterthanen-Treue feſthalten würde. Dies wäre vielleicht auch geſchehen, wenn die Vortheile, welche die Civiliſation ohne Zweifel auch dem materiellen Wohlſtand der Völker geben kann, ſich allgemeiner verbreitet hätten, wenn die Civiliſation und der materielle Wohlſtand nicht ausſchließlich geblieben wären, und wenn ſich die niedrigſten ſo wie die höchſten Kreiſe der Geſellſchaft gleich ſehr der fortſchreitenden Bildung hätten bequemen können.

Fernerhin galten nur noch Grundſätze, von welchen man ſich Vortheile ſtiften konnte, und dieſe wurden von allen denen ſehr bald verſtanden, welchen die Mittel gegeben waren ſich Vortheile zu ſtiften.

Speculation war alſo der erſte Begriff, welchen man aus der Civiliſation herausnahm.

Wie ich aber ſchon geſagt habe, ſo heißt Speculation auf deutſch Uebervortheilen, Betrügen.

Als dieſe Maxime zur Zeit als Prinzip aufgeſtellt wurde, da konnte man den Begriff der Speculation noch nicht realiſiren; man ſtellte dies Prinzip ohne Bewußtſein, ohne Ahndung ſeiner Folgen auf.

Digitized by Google

Denn hätte man es mit Bewußtſein gethan; dann hätte man ja auch gewußt, daß man ſich gegen die zugleich ſo ſehr zur Schau getragene Religion richte, indem ſie zu dem Begriff der Speculation den grellſten Gegenſatz liefert.

Man hat dieſe Maxime ohne Bewußtſein eingeführt, oder man hat ſie für nothwendig gehalten und aus der Nothwendigkeit eine Tugend zu machen gewußt.

Wie dem auch ſei, ſo zeigt die ganze Einrichtung von der Unzulänglichkeit menſchlicher Vorſtellungen über allgemeines Wohl; denn das Wohl Einzelner iſt doch kein reeller Begriff. Ich wüßte nicht, wo man denſelben hernehmen ſollte — weder aus der Schöpfung, noch aus der chriſtlichen Religion.

Man hat ſich getäuſcht, wenn man den Vortheil aller überſehen zu können glaubte: oder man hat ſich über den Vortheil getäuſcht, welchen man dem Volke zu geben glaubte. — Und daß man ſich getäuſcht hat, das iſt das Wahre an der Sache, darauf beruht das ganze Uebel, von welchem hier die Rede iſt.

Die Täuſchung ſelbſt, weil ſie auf menſchlichem Irrthum beruht, iſt noch nicht ſo ſchlimm, als die Sicherheit, welcher man ſich hingegeben hat, daß das Volk ohne Exiſtenz daſſelbe bleiben würde was es immer geweſen iſt. Daß das Volk aber nicht bleiben konnte, was es geweſen iſt, das konnten die, welche ſich ſelbſt täuſchten, nicht einſehen. Deßhalb die geringe Aufſicht über des Volkes Bildungsanſtalten, denn ich nenne eine Aufſicht, welche durch einen conventionellen Act abgemacht wird, gar keine Aufſicht.

Bald riß unter den Lehrern der Kirchen und Schulen die eigentliche Immoralität ein. Wenn auch nicht alle von der Seuche der Habſucht erfaßt wurden, ſo war es doch nicht anders möglich, als daß das Volk über ſie alle ein ſchlimmes Urtheil fällen lernte, da viele von ihnen, indem ſie das Wort des neuen Teſtamentes lehrten, wo geſagt wird: „es iſt leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher ins Reich Gottes komme" oder „daß die Armen, nur die Armen, das Himmelreich ernten könnten ꝛc." da viele von ihnen doch zu ſehr durchblicken ließen, daß die Wahrheit dieſer Dogmen ihres Herzens Gelüſten ſelbſt feindſelig entgegenſtänden, und ein innerliches Wohlbehagen nicht unterdrücken konnten, doch zum Glück etwas mehr zu beſitzen, als wie der Herr Jeſus beſeſſen hat. Wir können es einem armen Schelm nicht verdenken, welcher den Kindern das Evangelium um einen Spottpreis lehren ſoll, wenn auch er ſeine Haut ins Trockene zu bringen ſucht — wenn er hört, daß ein viel beſſer geſtellter Seelenſorger, einem armen Catechumenen, deſſen Mutter kein Geld hat, ihren Fiſchkeſſel oder einen ſilbernen Eßlöffel als Preis für ſeine Mühe abfordern läßt. — Gewöhnlich herrſcht während des Examens die Mode, den Kindern von reichen Aeltern eine größere Aufmerkſamkeit zu erweiſen als den Kindern von Armen. Sie werden wohl auch auf den Sitzbänken von einander geſondert, gleichwie auf den Bildern des jüngſten Gerichts die Böcke von den Schafen geſondert ſind.

Das Geld hat einen zu hohen Preis, um nicht die innere Seelenruhe, die Weihe der Unſterblichkeit damit abwägen zu müſſen. Wundern wir uns daher nicht, wenn einer oder der andere proteſtantiſche Prediger kein Kind mehr ohne Geld taufen will, wenn es ohne Geld in den Schooß der katholiſchen Kirche getragen wird, da es hier noch eines reichen Pathengeſchenks gewärtig ſeyn kann. — Aber wundern wir uns auch nicht, wenn das Volk eine Mißgeſtalt von Religionsgrundſätzen verwirft, welche unter lauter Geldſpeculationen ein wahres Unthier geworden iſt.

Herr Wöniger ruft, nachdem er ſein Gemälde

Digitized by Google

über verschuldete Armuth theilweise construirt hat, nachdem er die Menschen an den Spieltischen, in den Schnapskneipen und auf den Tanzböden, statt bei der Arbeit findet, mit dem Staunen der Verwunderung: „Aber hat denn noch niemand entdeckt, was hier geschrieben steht? oder ist die Menschheit zu taub, die Lehren zu vernehmen, welche ihr gepredigt werden?!" Was Herr Wöniger entdeckt hat, das haben schon sehr viele entdeckt. — Daß aber gerade die Lehren, welche der Menschheit zu einem sittlich frommen Wandel gepredigt werden, diese verdirbt, daß die Maxime, wie gelehrt wird, auf die Schüler einen größern Eindruck macht, als die Lehre selbst, das haben noch nicht viele entdeckt: sonst möchte unseres Erachtens kein Prediger, welcher die Kinder nicht ohne Geld taufen will, fortpredigen dürfen.

Jetzt kommen Herrn Wönigers und aller Publicisten Lehren, welche dem Volke seine Sündhaftigkeit vorhalten, zu spät. Wir glauben es gern, daß die Worte der Liberalen ehrlich gemeint sind, und daß sie ohne Hinterhalt gesprochen den willkührlichen Frevel nicht vermehren wollen, welcher jedes Mittel der Bereicherung für geheiligt hält, worüber kein Paragraph im allgemeinen Landrecht angeführt ist. — Wenn man sich aber einbildet, das Volk könne noch auf Worte des Trostes und der Mahnung hören, dann ist man in demselben Irrthum befangen, mit dem man an die Möglichkeit glaubt, daß der Noth durch eine Verfassung, durch Oeffentlichkeit und öffentliche Verträge gesteuert werden könne.

Nicht die Armen, die bereits da sind, werden in wenigen Jahren das ungeheure Deficit der neuen Staatswirthschaftslehre aufdecken, sondern alle, welche jetzt noch um ihre productive Existenz ringen, müssen dem Schwindelgeist und der Nichtswürdigkeit als ein Opfer fallen. Glaubt man, es handele sich hier um die Unterstützung von einigen Tausend Armen? und glaubt man, man dürfe nur zu diesem Zweck die christliche Barmherzigkeit zu Hülfe rufen? Dieser Glaube war der Deckmantel der Bereicherung und Selbstsucht. Er war es, der die Kunstgriffe der Speculation gestützt hat. Giebt es nach dieser moralischen Umwälzung noch Mitglieder der Gesellschaft, welche Mittel und Kraft besitzen, Helfer in der Noth zu seyn, so ist diese Kraft das Ergebniß einer in der Liebe zu seinen Mitmenschen geläuterten Erfahrung. Noch einmal — nicht die Noth, welche bereits herrscht, ist das größte Uebel, wir dürfen hier nicht mit den Statistikern rechnen, daß sich in Deutschland, oder vielmehr im preußischen Staate das Verhältniß der Armen wie 1 zu 25 herausstelle: das Geld rückt mehr und mehr in kleinere Kreisen ein: wer es zuletzt hat, der mag es festhalten. Doch ehe es entschieden ist, wer den Talismann der irdischen Glückseligkeit besitzen soll, werden Kaufleute, Fabrikanten, Oekonomen, Handwerker und Kapitalisten in Massen stürzen, um zuletzt die Knechte derer zu werden, deren Herren sie waren.

So sind die Aussichten! so ist die Zeit, in welcher wir leben, ohne Beispiel in der Weltgeschichte. Wenn sich in frühern Zeiten mit dem Wissen und den vermehrten Bedürfnissen der Höhepunkt der Staaten nahte; dann sind wir keineswegs geneigt, die Gegenwart mit ihrem vorgeschrittenen Einfluß der Civilisation in irgend einen Vergleich mit frühern Perioden und Verhältnissen zu stellen. Auch wird es den Organen der höhern Politik nicht aus dem Gedächtniß entschwunden seyn, daß man ihnen nach dem Sturz des französischen Kaisers mahnende Worte zurief: „das deutsche Volk habe den Beruf, durch eine ungeheuchelte Lehre der Moralität ein glückliches Volk zu werden." Aber man antwortete aus Karlsbad und Aachen mit diplomatischer Weisheit: „Man müsse

Digitized by Google

die Sache beſſer verſtehen." Wir wiſſen recht wohl, daß nach Wiederherſtellung des Friedens eben ſo große Opfer nöthig waren, als im Kriege gegen den Zwingherrn ſelbſt. Eine ungeheure Schuldenlaſt drückte das Vaterland und um es von dieſer Laſt zu befreien, hielt man jedes Mittel für gerecht. Natürlich erhielt die ganze Einrichtung, der wir unſere Kräfte weihen ſollten, eine materielle Baſis. Auf dieſe gründete ſich die unbeſchränkte Herrſchaft der Leidenſchaften, welche allen Erziehungs- und Bildungsanſtalten zum Trotz ſich fortan materieller Intereſſen bemächtigten und mit dem Grundſatz — „Haben iſt beſſer als nicht haben" zu leben ſich gezwungen ſah.

Der geneigte Leſer wird den Standpunkt, auf welchen ich den Menſchen in ſtaatlichen Verhältniſſen geſtellt und von dem aus ich ſeine Schickſale unterſucht und beobachtet habe, mit hellſehenden Augen gewiß nicht verkennen. Daß bei dieſer unglücklichen Erſcheinung weder im Einzelnen noch im Ganzen von einer ſelbſtverſchuldeten Noth die Rede ſeyn kann, wird keiner, welcher die Sache betrachtet, wie ſie iſt und nicht wie ſie ſeyn könnte; keiner, der die Verhältniſſe, welche den gegenwärtigen Nothſtand erzeugten, zu würdigen weiß, in Zweifel ziehen. So lange die Menſchheit keine Reflexionen für ſich hatte, ſo lange ſie ſich über den Zweck ihres Daſeins keine Fragen vorlegen durfte noch konnte, da konnte den hiſtoriſchen Rechten aus dem Innern ihrer Wirkungskreiſe keine Oppoſition entgegen treten, welche dem Beſtehenden gefährlich — endlich mit Sturz und Vernichtung drohte. Wer den Zuſtand der Noth, wie er bereits iſt, und ohne alle Widerrede noch werden wird, wer die Gefahren dieſes Zuſtandes in ihrem ganzen Umfange ermißt, der leider, der weiß kein Mittel anzugeben, welches dieſer moraliſchen Umwälzung einen Damm entgegenſtellen könnte.

Wenn wir dieſe Meinung offen und unumwunden ausſprechen, dann mache man uns nicht den Vorwurf der Böswilligkeit, denn wir ſelbſt haben nichts gegen die Autorität des hiſtoriſchen Princips einzuwenden, wenn es Anſtalten zu treffen weiß, welche jedem fähigen Staatsbürger Gelegenheit geben, durch Grundſätze der Ehre ſich und ſeine Familie zu ernähren.

Wir ſchließen dieſes Kapitel mit dem erſten Artikel unſeres politiſchen Glaubensbekenntniſſes: „wo Menſchen ſchwelgen, ſoll der Menſch nicht leiden und vor Hunger und Elend umkommen. Nicht ein einziger ſoll es: — denn laſſe ich erſt einen mit Gleichmuth verhungern, dann bin ich ſchon der gleichmüthige Schuft, auch noch zehn verderben zu laſſen."

Carl Reichardt.

II.

1) Mysterien von Berlin, von Schubar. Erster Theil.
2) Die Geheimnisse von Berlin. Aus den Papieren eines Berliner Kriminalbeamten. Berlin 1844. Erster Band.

Die Titel dieser Bücher sind Beweise für die Bescheidenheit und für die Anmaßung ihrer Verfasser. Für die Bescheidenheit, weil die Verfasser sich durch sie als Nachahmer ankündigen: für die Anmaßung, weil sie sich mit Eugene Sue, Berlin mit Paris zusammenstellen. Und wie die Anmaßung immer kurzsichtig ist, so hat sie auch hier nicht eingesehen, daß es nicht genug sei, eine große Stadt zu haben, um auch gleich Geheimnisse zu haben; sie hat nicht bedacht, ob nicht vielleicht der Ausdruck Geheimnisse blos auf Paris paßt.

Ein Geheimniß ist nur da, wo sein Gegensatz, das Oeffentliche ist. Unser ganzes Leben ist ein geheimes. Unsere geheimen Verhältnisse sind nicht im Voigtlande, nicht unter Dieben und Räubern zu suchen. Der Dieb muß vor Allem seiner selbst gewiß, er muß eine in sich abgeschlossene Persönlichkeit, eine reelle Existenz sein: das ist er vielleicht in Paris, wo er mit Bewußtsein einem gleißenden, öffentlichen bewegten Leben gegenübersteht: da ist er vielleicht ein Charakter, eine Romanenfigur, hier in Berlin nicht: hier ist er der kriechende, inhaltslose Lump.

Die Beschränktheit, die verehrte, heilig gehaltene Beschränktheit, das ist das echte Geheimniß in den Lebensverhältnissen: die Unfreiheit, welche die Besprechung und die Untersuchung scheut, die charakterisire und du wirst mehr gethan haben, als wenn du dich blos mit der einen Erscheinungsform dieser Beschränktheit und Unfreiheit, mit dem Diebs- und Hurenleben auf eine moralisirende Weise beschäftigst.

No. 1. hat eine „das Voigtland" überschriebene Einleitung, in welcher der Verfasser sagt, daß er in seinen Mysterien nicht blos die Lebensverhältnisse der elenden Verbrecher, sondern auch das Leben höherer Stände beschreiben werde: wir glaubten ihn auf der rechten Spur. Was aber ist der Sinn dieser Worte? Daß die „Immoralität," die Gaunerei, die Betrügerei auch in „höheren Kreisen" herrsche. Nur in dieser „Immoralität" findet er das Band, den Zusammenhang zwischen oben und unten.

Wir kennen eine Berliner Novelle, in welcher der Verfasser die Charakteristik des Geheimen Rathes liefert, in welcher er die Hohlheit des ehelichen Verhältnisses zwischen einem frommgewordenen Baron und einer frivolgewordenen Geheimerathstochter schildert, in welcher er von einem Schriftsteller erzählt, der im Anfange enthusiastischer Freiheitsfreund, am Ende durch die Censur, die Intrigue und den Hunger in das Berichtigungsbüreau geschickt wird. Indem der Verfasser dieser Novelle die Lebensverhältnisse nicht mit der Elle der Immoralität mißt, sondern in ihrem Wesen aufzufassen und zu schildern sucht, glaubt er gewiß viel eher „Geheimnisse Berlins" gegeben zu ha-

Digitized by Google

ben, als wenn er den Leſer in eine Schnapsſpelunke führte.

Man ſtudire unſere Schule, unſere Ehe, unſere Erziehung, unſere Gefängniſſe; man ſchildere dieſe vor Allem auf gründliche Weiſe: aber dann wird man keinen Roman ſchreiben.

Die Kunſt iſt nicht berufen, den Kampf, den Widerſpruch, welcher in unſeren Verhältniſſen liegt, zu löſen: Bildung und Bildungsloſigkeit, Beſitz und Beſitzloſigkeit, dieſe Gegenſätze, die auch den vorliegenden Romanen zu Grunde zu liegen ſcheinen, müſſen, wenn ſie nicht verrückt, ja entweiht werden ſollen, ganz und gar der Kritik anheimfallen. Die Kunſt ſtrebt am Ende immer nach ſentimentaler Verſöhnung: die Heirath des reichen Mannes mit der armen, frommgewordenen Hure, die Erbſchaft, die der arme Schlukker macht, oder das Schaffot, oder der Selbſtmord, oder das Gefängniß, oder Amerika, wohin der entſprungene Verbrecher flieht, um Biedermann zu werden: das ſind die Antworten, welche die Kunſt für die Räthſel der Zeit in Bereitſchaft hat. Es kann und darf ihr nicht gelingen, die wahrhafte Auflöſung dieſer Räthſel zu geben.

Gar zu gern nimmt die Kunſt, wie in beiden vorl. Romanen, die Tugend, die Moralität zum Maasſtab, und braucht ſie als verſöhnendes Element. Die Tugend betrachtet Alles, was ihr fremd iſt, als einen Abfall von ſich; ſie faßt den Verbrecher nicht als ein Ganzes für ſich auf, ſondern ſie berechnet nur, wie weit er von ihr ſelber abgewichen und auf welchem Wege er zu ihr zurückzuführen ſei: ſie hat keinen allgemeinen Blick für die Zuſtände und Verhältniſſe, ſie findet in ihnen keine Schuld, ſondern eben nur in dieſer einzelnen laſterhaften Perſon, und ſie iſt zufrieden, wenn ſie dieſe eine Perſon bekehrt hat.

So verfällt die Kunſt mit ihrem Tugendprincip in No. 2. in rohe Abgeſchmacktheiten. Wir hören hier von dem jüngſten Säuglinge als „Prügelinſtrument," von dem „edlen" Elternpaar, worunter ein Paar arme Voigtländer, denen der Executor das Bischen Habe genommen, verſtanden ſind, von der „edlen Kunſt des Bettelns" und Aehnlichem. Das iſt die gemüthliche Redeweiſe des menſchenfreundlichen Romanſchreibers.

Sonſt iſt es, was nicht ſchwer war, den Verfaſſern vorſtehender Romane gelungen, Eugene Sue in dem äußeren Mechanismus ſeines Romans nachzuahmen. Etwas Diebsſprache, Gensdarmen, nächtlicher Ueberfall, Judenpack, Diebskneipe, Lumpenſammlerin, Hurerei in No. 2., eine geheimnißvolle Prügelſcene, Raubanfall, Diebskneipe und edle Armuth in No. 1.: ganz die äußerlichen Ingredienzien, denen aber das Sueſche Gewürz, die Sueſche Kunſt zu charakteriſiren fehlt.

Schließlich ſage ich es noch einmal. Bei Beſprechung ſolcher Lebensverhältniſſe, wie die Verf. der vorl. Romane zu behandeln wagen, hat man mit ſchärferen Waffen, ſchärferen Worten, ſchärferen Gedanken zu kämpfen, als den Verf. zu Gebote ſtehen. Vor Allem hüte man ſich, in jeder Lumpenſammlerin eine romantiſche Perſon zu ſehen und über der Perſon die Sache zu vergeſſen, welche nichts Anderes iſt, als die Sache der Menſchheit.

3) Das Auge der Polizei. Aus dem Leben Berlins. Von J. Lasker. Berlin 1844. Berliner Verlagsbuchhandlung.

In dieſem Romane finden wir Nichts weiter als die Beſtandtheile aller gewöhnlichen gefühlvollen und moraliſchen Erzählungen. Ein Grafenſohn, der von

Digitized by Google

einem Kunstreiter gestohlen und endlich zum Dieb und Mörder wird, ein betrügerischer Jude, Schnapssäufer, Hurer und Philister. — Alles schon dagewesen. Wie kommts, daß man jetzt dergleichen Sachen für Merkwürdigkeiten und Originalitäten nimmt? Wie kommts, daß man jede Erzählung, in welcher die Nothzucht und die Dieberei eine Rolle spielen, für modern ansieht?

Die Gesellschaft betrachtet den Landstürzer, die Hure nicht mehr mit unbefangenen Blicken; sie sieht in den Erscheinungen der Noth und „Verworfenheit" keine Ausnahme mehr, sondern eine Regel, die ihre Gründe, ihre Principien hat; sie erschrickt bei dieser Wahrnehmung: und indem sie die Gefahr ahnt, die ihr durch die immer größere Erweiterung der „niederen Sphären" droht, sieht sie sich nach Hilfsmitteln um; sie sucht sich eine genauere Kenntniß von jenen Erscheinungen zu verschaffen. Kann sie aber dieselben richtig begreifen? Hat sie die Einsicht und die Mittel, um denselben ein Ende zu machen?

Die Gesellschaft, die natürlich nichts Höheres kennt als sich selber und die Lebensanschauungen, in denen sie sich bewegt, sieht in dem Elend und dem Verbrechen bald eine Abweichung von ihr selber, die man zu den Gesetzen der Gesellschaft zurückführen, bald ein Martyrium, das man lindern müsse. Durch die Kategorien der Ordnung, der Tugend und der Anständigkeit glaubt sie jene Zustände heilen zu können. Im Gegensatz zu ihr haben sogenannte communistische Schriftsteller nur für die arbeitenden und leidenden Klassen der Menschheit Augen, und meinen die Gesellschaft nach den Hauptkategorien dieser Klassen, nach denen der Arbeit und der Noth reformiren zu müssen. Beide Gegensätze sind gleich beschränkt, gleich einseitig.

Das Elend und das „Laster" sind eben so exclusiv, eben so aristokratisch, wie die tugendhafte und wohlhabende Gesellschaft. Wohlleben und Elend, Tugend und Laster sind Gegensätze, die einander nicht begreifen, Ergänzungen, die sich bekämpfen. Aus demselben Gesetze der Ausschließlichkeit hervorgegangen, kann sich weder das Eine noch das Andere ganz zur Herrschaft bringen, kann Keines dem Anderen helfen, sind sie die beiden Pole der modernen Gesellschaft, die einander anziehen und abstoßen und deren keiner ohne den andern existiren kann. Man kann dem einen Pol nicht seine Existenz nehmen, ohne dem andern zugleich die seinige zu rauben: und man muß die Lebensbeschaffenheit des ganzen Körpers verändern, wenn man ihm seine polarischen Eigenschaften nehmen will.

Schilderungen der Noth und Verworfenheit, welche, wie der Roman Nro. 3. von den Kategorien der Ordnung, Tugend und Anständigkeit ausgehen, werden, da sie ohne kritische Einsicht in die Lebensgesetze des Ganzen sind, nie etwas anderes sein, als Zusammenwürfelungen, und insofern nicht einmal den Anforderungen der Aesthetik genügen. —

III.

Die deutschen Jahrbücher und Dr. Ruges Beschwerde.

An die Hohe Zweite Kammer der Sächsischen Ständeversammlung. Beschwerde über die durch ein Hohes Ministerium des Innern angeordnete und am 3. Januar ausgeführte Unterdrückung der Zeitschrift: „deutsche Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst," überreicht von dem Redacteur Dr. Ar-

Digitized by Google

nold Ruge in Dresden und dem Verleger Otto Wigand in Leipzig. Braunſchweig, Druck und Verlag von Friedrich Otto 1843.

Die Sächſiſche Regierung motivirte ihr Verbot der deutſchen Jahrbücher durch folgende Gründe: dieſe Zeitſchrift habe aufgehört, eine reinwiſſenſchaftliche zu ſein, ſie ſei auf das praktiſche Gebiet des Lebens übergetreten; ſie habe ſichtlich eine allem Beſtehenden feindſelige Tendenz angenommen: „ſie ſtellte ſich nach allen Richtungen hin zur Aufgabe die Negation, ein Verneinen ohne Maaß und Ziel, ein Unterwühlen aller Fundamente des chriſtlichen Staates. Die Jahrbücher verwerfen alle und jede monarchiſche, ſelbſt die conſtitutionelle Regierungsgewalt. Alle Theologie iſt ihnen Anthropologie.“

Herrn Ruge iſt es gelungen, dieſe Behauptungen zu widerlegen.

Nicht als ob er die Vorſtellungsweiſe, auf welche ſich die Verbotsmotivirung gründet, charakteriſirt und nachgewieſen hätte, daß ſie nicht hinreiche, um durch ſie die Kritik, welche die deutſchen Jahrbücher übten, zu beurtheilen. Da würde er ja die Anklage beſtätigt, er würde gezeigt haben, ſeine feindſelige Tendenz gegen das Beſtehende gehe ſo weit, daß er ſogar die Behauptungen der beſtehenden Gewalt der unterwühlenden Kritik unterwerfe, daß ſeine Wiſſenſchaft ſich nicht um das Geſetzlich-Anerkannte bekümmere, daß ſie folglich Staat und Religion ſtürze.

Vielmehr beweiſt Herr Ruge, daß er das Beſtehende, daß er den Staat, das Geſetz, die Religion achte: nur ſei ſein Beſtehendes, ſein Staat, ſein Geſetz, ſeine Religion anders, als was die ſächſiſche Regierung unter dieſen Sachen verſtehe. Im Allgemeinen ſtimme er alſo mit den herrſchenden Anſichten überein: denn auch er erkenne ja die Kategorien des Beſtehenden, des Staates, des Geſetzes, der Religion an: im Einzelnen nur walte eine Verſchiedenheit ob. Und da das ſo iſt, ſo hofft Herr Ruge, die Repräſentanten des beſtehenden Volkes werden ſich mit ihm und ſeiner Sache auf Unterhandlungen einlaſſen und ihm am Ende Recht geben.

Erſtens, meint er, wiſſenſchaftlich, auch im Sinne des ſächſiſchen Miniſteriums wiſſenſchaftlich, ſeien die deutſchen Jahrbücher gewiß geweſen, denn die Sprache der Jahrbücher „iſt nur den philoſophiſch Gebildeten zugänglich.“ Das heißt: nach eurer Anſicht iſt die Wiſſenſchaft nur für einen kleinen Kreis von Gelehrten da, ſoll nur auf die Köpfe von Gelehrten wirken; nun für wen waren die deutſchen Jahrbücher anders als für 600 Gelehrte? Zwar kann man Herrn Ruge nun einwenden, das Gefährliche der kritiſirenden Wiſſenſchaft liege nicht in ihrer Redeweiſe, ſondern in den Dingen, die ſie verneint, durchdenkt und charakteriſirt. Aber auch hierauf antwortet Herr Ruge: die Philoſophie, ſagt er, muß doch nun einmal einen Gegenſtand haben, ſie kann doch „nicht in der blauen Luft bleiben“: folglich denkt die Philoſophie nur in ihrer Verlegenheit um einen Gegenſtand „über den Menſchen oder über die Natur, alſo über die Geſchichte der Menſchheit, über Staat und Welt nach.“ „Was iſt nun Unreines daran?“ Praktiſch angewandt zu werden, ſo weit gingen zunächſt die Anſprüche der Philoſophie gar nicht.

Und wenn man nun Herrn Ruge weiter einwirft, man nehme an der Kritik nicht blos des Inhaltes ſondern auch der Form wegen, mit der ſie ihr Geſchäft verrichtet, Anſtoß, ſo erwiedert er: das könne er ſich gar nicht denken; vielmehr: „Wir haben Gedanken zu Wege gebracht, die denen der Herren von der alten Welt etwas ſtark widerſprechen; dies ſoll nicht ſein.“ Es ſei alſo nur eine Art Gelehrten-Eiferſucht,

Digitized by Google

welche das Verbot der deutschen Jahrbücher zu Wege gebracht hat.

Was nun den Vorwurf der Negation des Bestehenden und des Gesetzes betrifft, so widerlegt Herr Ruge denselben durch seine Beschwerde selber und durch den Gerichtshof, vor den er die Sache der Jahrbücher gebracht hat. Er wendet sich an die constitutionellen Repräsentanten des sächsischen Volkes, er begründet vor ihnen sein Recht, sich frei aussprechen zu dürfen, nicht aus dem Wesen der Wissenschaft, die er zu vertreten meint, sondern aus dem Gesetze. Herr Ruge beklagt sich darüber, daß das Gesetz so sehr mit der Praxis des Lebens in Widerspruch stehe: in der Praxis herrsche die Willkür der Censur, das Verfassungs-Gesetz wolle eine geordnete und geregelte Preßfreiheit. Auf das Gesetz berufe er sich, auf gesetzlichem Wege wolle er sein Recht erlangen, auf den Boden des Gesetzes sollen sich auch die Repräsentanten des sächsischen Volkes stellen.

Indem nun Herr Ruge die Macht des Gesetzes heraufbeschwört, so unterrichtet er sich natürlich nicht über das Wesen dieses seines Gutes: wie ja jegliche Macht Gehorsam, nicht aber Untersuchung fordert. Herr Ruge stellt nicht die Betrachtung an, daß er die Kategorie Gesetz zu einer unklaren Wendung gebraucht, daß diese Kategorie keinen absoluten, von vorn herein feststehenden Inhalt hat und daß die Praxis des Lebens, wenn sie sich allgemeine Geltung verschafft hat, eben so gut die Benennung Gesetz in Anspruch nehmen darf, wie das todte, noch nicht zur Anerkennung gebrachte „Gesetz." Herr Ruge denkt ferner nicht daran, daß die Repräsentanten des Sächsischen Volkes auch Repräsentanten der Sächsischen Lebenspraxis, also auch der Sächsischen Censur sind und daß es ein Fehler ist, sich vor ihnen auf das todte und „unpraktische" Gesetz zu berufen.

Diesen Gedanken kann aber Herr Ruge nicht haben, weil er sich einmal vorgesetzt hat, auf die Schutzmacht des Gesetzes zu vertrauen, und folglich auf dem Boden des Gesetzes zu verbleiben. Da geben wir ihm das Zeugniß, daß es einen günstigeren Erfolg versprach, wenn er jenes „Gesetz" zu Hilfe rief: denn es ist eine bekannte Sache, daß, wenn wie in Sachsen das Gesetz und die lebendige Praxis in Gegensatz stehen, das Gesetz sich manchmal durch einen liberalen Act, zu dem es Veranlassung giebt, für seine sonstige Unthätigkeit Genugthuung verschafft. Bei alle dem sehen wir aber nicht ein, warum Herr Ruge, wenn er einmal die eine Seite des Gegensatzes das Gesetz anerkennt, so viel Anstand nimmt, auch die andere Seite, die Censur, als gleichberechtigt anzuerkennen.

Den Vorwurf, daß die deutschen Jahrbücher allem Bestehenden feindselig gewesen seien, kann Herr Ruge so wenig begreifen, daß er ihn unmöglich, „unwahr" einen „Wahnsinn" nennt. Er, Herr Ruge, sei Bürger zweier Städte, sei Stadtverordneter in Halle gewesen, Dresden habe ihm gleiche Ehre angethan: „und nun soll das Publikum glauben, er sei allem Bestehenden feindselig?" Und welches seien denn die Fundamente des christlichen Staates, die er unterwühlt haben solle? „die Ehe, die Familie, das Eigenthum, Recht und Gesetz, die bürgerliche Gemeinschaft der Stadt- und Landgemeinden." Er, Herr Ruge, habe gewiß keinen schlechten bürgerlichen Ruf, die Mitarbeiter der deutschen Jahrbücher seien gewiß weder schlechte Eheleute, noch Diebe, noch Friedenstörer. Kein Glied der Familien des Redacteurs und des Verlegers würde gegen ihren sittlichen Ruf zeugen. Nun sollen die deutschen Jahrbücher noch dem Bestehenden feindselig gewesen sein.

Und wenn sie es nicht praktisch waren, so seien

Digitized by Google

ſie es noch viel weniger theoretiſch geweſen. Herr Ruge und ſeine Mitarbeiter ſeien doch ganz vernünftige Leute geweſen, die nicht daran denken konnten, gegen das Heiligſte und Theuerſte, gegen die Gerechtigkeit, gegen die Wahrheit, gegen die Vernunft, gegen die Sittlichkeit, gegen die Freiheit der Menſchen und gegen die oben genannten Fundamente des Staates zu predigen. Dies alles aber ſei das wahrhaft Beſtehende.

Herr Ruge alſo unterwirft nicht den Begriff des Beſtehenden einer Unterſuchung, nein er ſtellt nur ſein Beſtehendes, ſein Heiligſtes dem Beſtehenden und Heiligſten des ſächſiſchen Miniſteriums gegenüber. Und wenn wir der Sache recht auf den Grund gehen, ſo thut er nicht einmal das. Denn auch das ſächſiſche Miniſterium glaubt die Gerechtigkeit, die Vernunft, die Wahrheit, die Freiheit, die Sittlichkeit als heiligſte und theuerſte Fundamente ſeines Beſtehenden zu beſitzen. Alle dieſe Kategorien von Recht, Wahrheit ꝛc. haben, wie jenes „Geſetz," von dem wir oben ſprachen, keinen abſoluten Inhalt, ſie ſind die Hypoſtaſen, die Gottheiten, welche dem, was exiſtirt, das Recht der Exiſtenz, die Weihe, die Kraft geben. Es iſt alſo Herrn Ruge gelungen, zu zeigen, daß er mit dem ſächſiſchen Miniſterium auf einem gleichen Standpunkt des Denkens ſich befindet. Auch er verehrt ſein Beſtehendes, ſein Heiligſtes, ſein Höchſtes: zwar will er von dieſem aus gegen das concrete Beſtehende polemiſiren, er macht es wie jene Communiſten, die im Namen des höchſten Weſens die Gleichheit predigen: aber der Erfolg lehrte Herrn Ruge, daß die Gottheiten, welche er hat, zugleich die Gottheiten des concreten Beſtehenden und des ſächſiſchen Miniſteriums, lieber das Concrete, gegen das er kämpft, ſchützen, als ſich von Herrn Ruge zu bloßen Abſtracten erheben laſſen wollen.

In ſeiner Vertheidigung gegen den Vorwurf, daß die deutſchen Jahrbücher den monarchiſchen und conſtitutionellen Staat angreifen, iſt Herr Ruge conſequent. Die Exiſtenz des Staates, mit ſeinen Inſtitutionen, erkennt er als eine theuere, heilige, ganz und gar berechtigte an: und da ſei es denn auch gleichgiltig, in welcher Form dieſer abſolute Staat auftritt, ob als monarchiſcher, conſtitutioneller, republikaniſcher, wenn nur das Volk frei und gebildet ſei. „Keine einzige unter allen Aufgaben (welche die deutſchen Jahrbücher ſtellten) iſt eine Gefährdung der Verfaſſung, ſondern nur ihre Fortbildung, noch eine Abſchaffung des Königthums, ſondern nur eine Verſtärkung ſeiner Macht, denn kein König iſt mächtiger, als der, welcher an der Spitze eines freien Volkes ſteht."

Freilich ſagt Herr Ruge kurz vorher, daß die Form des Staates von dem Bewußtſein des Volkes abhängig ſei. Wenn ihm nun das ſächſiſche Miniſterium vorhält: „folglich macht Herr Ruge den Staat mit ſeiner Form von dem Bewußtſein des Menſchen abhängig: kann da nicht der Fall eintreten, daß der Menſch ſich überhaupt eine andere Form des Zuſammenlebens als die ſtaatliche denkt und ſchafft?" was antwortet Herr Ruge hierauf? daß er ein für allemal den Staat für ſein Heiligſtes, ſeine Gottheit, für die Gottheit der Philoſophie hält.

Denn nach Herrn Ruge ſoll die Philoſophie ihre Gottheit haben: ſo wird ſie zur „Religion der Freiheit." Und mit dieſer „Religion der Freiheit", welche der Inhalt der neueſten Philoſophie ſei, und welche natürlich jene Abſtracta, wie Recht, Geſetz, Beſtehendes, Sittlichkeit, Vernunft, Wahrheit als ihre höchſten Weſen verehren muß, wahrt ſich Herr Ruge auch gegen den Vorwurf, daß die deutſchen Jahrbücher die Religion untergraben hätten. Aber das Chriſtenthum! Dieſe Religion der Freiheit iſt eben nach Herrn Ruge

Digitized by Google

das wohl verstandene, das „begriffene" Christenthum.

Die deutschen Jahrbücher führten ihrer Zeit den Gedanken aus, daß ich mich in der Religion zu meiner Gottheit, die mein mir entfremdetes Wesen sei, demüthig, gebunden, unfrei verhalte. Herr Ruge selber führte uns diesen Satz wer weiß wie oft gedruckt vor. Er muß ihn doch nicht recht durchdacht haben. Sonst müßte er wissen, daß, wenn ich die Freiheit zu meiner Gottheit erhebe, ich ihr also auch als einem Höheren, Fremden, Heiligen, unfrei gegenüberstehen muß.

Wenn wir hiermit unsere Anzeige von Dr. Ruges Beschwerde schließen, so wollen wir zugleich ein lange bestehendes Vorurtheil oder vielmehr eine von den vielen Phrasen, die man heutzutage anwendet, von uns weisen. Man wird sagen, ich habe nun also Herrn Ruge den Vorwurf zu machen, daß er nicht weit genug gegangen sei. Aber wir haben hier gar keinen Vorwurf zu machen: der Kritiker kennt überhaupt die Kategorie des Vorwerfens, mit der er sich an das Gemüth des Anderen wenden würde, nicht: der Kritiker will eben nur charakterisiren, will den Standpunkt ergründen, er hat blos das Interesse an der Auffassung der Sache. Und wenn er, wie das nicht anders möglich ist, eine Person als Vertreterin eines Standpunktes aufgreift, so ist diese Person als solche ihm zu gleichgültig, als daß er von ihr etwas, wie das „Weitergehen" fordern sollte, vielmehr weiß er, daß Jeder so weit geht, als er gehen kann.

IV.

Die Romane der Verfasserin von Godwie Castle.

Du kannst ungeschickt schreiben, ohne daß dein Styl unschön zu nennen ist. Dein Styl ist vielleicht wie ein stätiges Roß: es bäumt sich und will nicht vorwärts; aber endlich muß es doch wieder zur Erde und dann zwingst du es, eine Zeit lang eben fortzugehen. Solch ein Styl mag oft genug halsbrechend sein, doch hinterläßt er keinen unangenehmen Eindruck. Oder deine Schreibart ist steifgliederig; sie holpert bei jeder Unebenheit: sieht man aber nur, daß du trotz allen Holperns dein Ziel unverrückt im Auge behältst, so läßt man sich das Bischen Aufenthalt schon gefallen. Oder dein Styl fährt daher wie ein ungleichmäßiger Wind, bald heult er, dann ist er wieder sanft und dann legt er einmal in einzelne Rucke seine ganze Kraft.

Die Verfasserin von Godwie Castle schreibt auch einen schlechten Styl, aber ihr Styl gleicht keinem der oben beschriebenen. Man hat Alles an ihr aristokratisch finden wollen und folglich auch ihre Schreibart. Im Gegentheil finde ich ihren Styl recht hausmütterlich, recht mittelständisch. Wer abgebrochen schreibt, ohne Construction den Satz hinwirft und am liebsten das Verbum ganz vorn oder an das Ende des Satzes stellt, gleich als müsse diese Seele des Satzes immer auch die Spitze desselben bilden, wer das Adjectiv gern hinter das Hauptwort bringt, gleich als wolle er hiermit die Subordination des Beiwortes andeuten, kurz wer, wie ein Herr dem Diener, es dem Leser überläßt, in den hingeworfenen Worten einen Sinn, ein Ganzes zu finden und sich die Worte unterthänigst zurechtzusetzen; der schreibt stockaristokratisch:

Digitized by Google

die Geſetze, an welche der Troß der Schriftſteller gebunden iſt, exiſtiren für ihn nicht: er hat ſeine Schreibart als Naturgabe von Gottes Gnaden und würde es für gar zu bürgerlich halten, durch eigenes Verdienſt, eigene Mühe, die Sprache zu unterwerfen.

Die Verfaſſerin von Godwie Caſtle ſcheint nur nachläſſig zu ſchreiben: bei genauer Betrachtung ihres Stiles finde ich aber, daß ſie ſich große Mühe giebt, als gute Hausfrau mit den eingebildeten Reichthümern ihrer Sprache zu ſchalten: nicht als ob ſie ſparſam mit Worten und karg mit Anſichten wäre: im Gegentheil: ſie ſtellt ihre Prunkſachen gern zur Schau, bei jedem Beſuch, den wir ihr machen, ſucht ſie uns durch Ueberladung von Putz zu blenden; oder, um zu der proſaiſchen Schulſprache von Beckers Grammatik zurückzukehren, faſt jeder Satz in ihren Romanen leidet an einer allzugroßen Fülle von Beiwörtern und Nebenbeſtimmungen, welche für den hausmütterlichen Sinn der Verfaſſerin vielleicht Bedeutung haben mögen, dem Leſer aber überflüſſig und ſtörend erſcheinen. Faſt jeder ihrer Sätze macht auf uns den Eindruck jener bürgerlichen Putzſtuben, in welchen die Hausmutter alle Pretioſen, die ſich in grader Linie vom Urälterwater herab vererbt haben, aufgeſtellt hat. Da muß denn natürlich die rechte Verbindung und Beziehung fehlen, oder, um wieder mit Becker zu reden, die Satztheile entſprechen ſich nicht, die Conſtruction fällt auseinander. Die Verfaſſerin von Godwie Caſtle iſt ſo beeifert, uns ihre Reichthümer einzeln und pretentiös zuzuzählen, daß ſie am Ende die Reihenfolge vergißt, in der ſie das thut. Man leſe folgenden Satz: „Leiſe aufhorchend ſo vielen Wundern, ſie alle belauſchend mit kindlich wachſamem Auge, ſo vertraut damit, ſo beſeligt dadurch und zugleich ſo ſchüchtern, ſo behutſam, als könne ein zu kühnes Hinblicken oder Berühren die kleinen fleißigen Arbeiter (die Waldblumen nämlich) in ihrem Aufblühen, Duften und Reifen ſtören — ſo glitt Fennimors leichter Fuß durch die Pracht des Sommers.“ St. Roche II. 195. Iſt nicht dieſer Weiberfuß, welcher Ohren und Augen und Seeligkeit und Schüchternheit und Hände hat, werth, in dem Spiritus dieſer Literaturzeitung aufbewahrt zu werden, dieſer ſentimentale Weiberfuß, welcher geeignet iſt, eine Erfindung Matthiſſons zu ſein?

Ueberhaupt iſt die Verfaſſerin von Godwie Caſtle nicht ſehr glücklich, wenn es gilt, eine vernünftige Beziehung und Verbindung der Ausdrücke herzuſtellen. Sie iſt zwar überreich an Wörtern, wie: dagegen, während, doch, darüber u. ſ. w., Wörtern, welche den Satzbildungen unſerer Verfaſſerin den Schein geben, als ob ſie in vollſtändig geſchloſſener Verbindung dahergingen, aber man betrachte nur folgenden Satz: „Ihre einzige Tochter, in einer ſo vollendeten Schönheit, ſo abweichend von Allem, was man vor ihr „darunter“ verſtanden hatte“ (Godwie Caſtle I. 24): und man wird finden, daß die Verfaſſerin auch mit dieſen Worten nur eine geſchwätzigbehäbige Unbeſtimmtheit erreicht. Wie großartig der S. 109 mit „dagegen“ eingeführte Gegenſatz: „dagegen mußte Lovelace den Thee. auffetzen.“ Wie bezeichnend das „eigentlich“ in Thomas Thyrnau, I. 37: „dieſes war ein „langes“ Beſitzthum der „eigentlich“ venetianiſchen Urſprungs ſich rühmenden Familie Morani.“ Ein wie klares Bild von der Phantaſie der Verfaſſerin giebt uns, St. Roche, Theil II. S. 207, die Häufung der Participien, in welcher ſatzartigen Mißgeburt die Verfaſſerin einige gewöhnliche Anſichten über die Phantaſie anmaßungsvoll zum Beſten giebt. Welch gewichtiger Gedanke in dem Ausſpruch einer als geiſtvoll charakteriſirten Fürſtin: „vielleicht gelingt uns noch Manches“ (Thomas Thyrnau I. 397). Wie gemüthlich ſtimmen uns die „doch“ und, „auch“ die

Digitized by Google

„wenn" und „da" ꝛc. in folgendem kunſtreich verſchlungenem Satze. (Godwie Caſtle I. 80.) „Graf Archimbald verſäumte dagegen nie, das Opfer der Mutter wohl erkennend, eine Gelegenheit, den Sohn ihr zuzuführen und die Herzogin war endlich auch nicht gleichgiltig gegen die Ausſicht, ihren Sohn in die Rechte des Grafen Archimbald treten zu ſehen, da, wenn es auch unentſchieden blieb, ob der Oheim aus Liebe zum Neffen der Ehe entſage oder die Entſagung der Ehe ihn zum Neffen geführt, doch die Hauptſache entſchieden ſchien, daß der Graf ſich nicht vermählen und Richmond ſein Erbe ſein werde."

Wir werden noch im Verlauf dieſer Abhandlung Gelegenheit haben, den Leſer durch Anführung einiger Satzconſtructionen heiter zu ſtimmen.

Möge aber der Leſer bei ſeiner Heiterkeit nicht überſehen, daß die „Stilfrage," die wir hier anzuregen verſuchten, auch ihre ernſte Seite hat. Die Verfaſſerin von Godwie Caſtle ſteht mit ihrem gedankenloſen Stile nicht allein: die Häufung ungehöriger Beiwörter, die ſchlotterige Verbindung der Satztheile, das Sichgehenlaſſen in der Zuſammenſtellung von Begriffen, die gar nicht zu einander paſſen, findet ſich heutzutage nur gar zu ſehr in Zeitungsartikeln, gelehrten Abhandlungen und Romanen: überall eine geringe Aufmerkſamkeit auf ſich ſelber: überall der Beweis, daß man es nicht der Mühe werth hält, dem Publikum einen klaren Gedanken zu bieten. Und man hält es nicht der Mühe werth, weil man ſich ſelber von ſeinen Gedanken keine Rechenſchaft giebt, weil man ſich ſelber ſo reich glaubt im Denken und Sprechen, daß dieſer Reichthum weder der Beaufſichtigung, noch der Oekonomie bedürfe, und weil man auch das Publikum für ſo klug und gedankengeſättigt hält, daß man ihm ſchon mit halben Worten Alles geſagt zu haben meint. Die deutſche Literatur hat jetzt wenig Schriftſteller aufzuweiſen, welche die Sprache und den Gedanken mit Kritik und Beſonnenheit handhaben: man iſt matt von dem Hin- und Herwenden derſelben Gedanken, man wird es bald dahin gebracht haben, daß Schriftſteller und Publicum ſich gegenſeitig anekeln. Sage man nicht, daß die Cenſur allein hieran ſchuld ſei; daß ſie den Gedanken unterdrücke. Die Hauptſchuld trägt die Maſſe, welche ſich für zu klug hält, um das Gründliche, Lebendige hören zu wollen, die Maſſe, welche beaufſichtigt ſein will und die am erſten empört ſein würde, wenn ein gründliches Wort ſie aus ihrer Selbſtgefälligkeit aufſchrecken wollte.

Die Verfaſſerin von Godwie Caſtle hat einen reichen Schatz von Selbſtgefälligkeit. Iſt es doch gerade, als ob ſie uns ihre Worte zuzähle, und uns bei jedem Worte aufmerkſam machen wolle, wie ſchön das geſagt ſei. Sie iſt ſo ſtolz auf ihre ſieben Sachen, daß ſie es gar nicht mehr für nöthig hält, die Gedankenwelt zu ſtudiren; ſie fühlt ſich ſo behaglich in der Armuth ihres Reichthums, daß ſie mit ihm alles zu beſitzen glaubt, was nur der denkende Menſch nöthig hat. Man ſieht, ſie iſt eine von denen Damen, welche ſich einbilden, daß ſie an der „Selbſtbildung" genug haben, daß ſie des Lernens entbehren können und daß ſie in ihrer „Gefühls- und Gemüthswelt" die ganze Welt im Kleinen beſitzen. Sie hat ſich ja „von innen herausgebildet," und da muß man ihr ihren unmenſchlichen Stil nicht blos nachſehen, nein man muß ihn originell, geiſtreich finden. Ja, die Verf. von Godwie Caſtle iſt originell, aber gerade ſo, wie dein kleiner Junge, der noch nicht das Abc kennt, originell iſt.

Dieſe Originalität, welche wir die kindiſche nennen müſſen, und welche heutzutage nur gar zu ſehr Allgemeinbeſitz zu werden droht, verſteht es nicht und kann es nicht verſtehen, den Menſchen auf eine wür-

Digitized by Google

dige Weiſe aufzufaſſen. Die Verfaſſerin von Godwie Caſtle hat ſich beſtrebt, in ihren Romanen idealiſche Menſchen, ſo rechte Kernmenſchen zu ſchildern, wir werden finden, daß ihre Auffaſſung des Menſchen und der menſchlichen Verhältniſſe ebenſo matt und ſchlaff d. h. ebenſo unäſthetiſch iſt, wie ihr Stil.

Die Verfaſſerin hat natürlich das Geleis der gewöhnlichen Romane, Luſtſpiele und Tragödien nicht verlaſſen: die Liebe und ihre Colliſionen, welche entweder durch eine Heirath oder durch den Tod gelöſt werden, bildet den Mittelpunkt auch ihrer Romane. Wir werden durchführen, daß eine Kinderei, wie die ſogenannte Liebe, eine Leidenſchaft, die übrigens heutzutage ziemlich mythiſch geworden iſt, eben auch nur kindiſche und halbe Perſonen brauchen kann. Wir wollen von den Colliſionen ſprechen, in welche ſie ihre ergebenen Diener verſetzt.

Die Liebe iſt der Moloch, dem die heutige Aeſthetik opfert. Sie iſt eine grauſame Göttin, welche, wie jede Gottheit, den ganzen Menſchen beſitzen will und nicht eher zufrieden iſt, als bis er ihr nicht blos ſeine Seele, ſondern auch ſein phyſiſches Selbſt dargebracht hat. Ihr Cultus iſt das Leiden, der Gipfel dieſes Cultus iſt die Selbſtopferung, der Selſtmord. Die Welt iſt ihr ein Jammerthal, voll Gewaltthat und Cabale. Ihr Prieſter muß die Welt überwinden: und er hat erſt dann die rechte Weihe, wenn er die Welt zu verlaſſen und ſich entweder mit ſeinem geliebten „Gegenſtande," oder wenigſtens mit der Erinnerung daran in die Einöde zurückzuziehen beſchließt. Ein Hüttchen, ein Stück Brot, das der Liebende mit dem Geliebten theilt, erſetzt ihm die ganze menſchliche Geſellſchaft, ja er liebt nicht vollſtändig, wenn er nicht die Geſellſchaft ſeinem „Gegenſtande" zu opfern vermag. „Gegenſtand", das iſt der richtige Ausdruck, denn der Geliebte iſt ja dem Liebenden nur wichtig als dieſes äußere Object ſeiner Gemüthsaffection, als Object, in welchem er ſein ſelbſtſüchtiges Gefühl befriedigt ſehen will.

Dieſem Moloch alſo wird auch in den Romanen der Verf. von Godwie Caſtle geopfert. Da haben wir erſtens in Godwie Caſtle die Gräfin Melville, eine Dame, welche natürlich mit einem ungemeinen Liebreiz und herrlicher Geiſtesbildung ausgeſtattet iſt und in die ſich nach einander verſchiedentliche Grafen verlieben. Die unglücklichen Verhälniſſe, welche es hindern, daß dieſe Verliebtheiten zum Ziele kommen, kann man in jedem gewöhnlichen Romane finden, hier ſei nur ſo viel geſagt, daß die Gräfin Melville erſt nach „unſäglichen" Leiden „glücklich" wird und daß es vor allem ein Sturz vom Pferde iſt, der ihr Glück vorbereitet.

Liebesromane müſſen ſich eben mit äußerlichem Mißgeſchick behelfen; müſſen in Schilderung abenteuerlicher Vorfälle und geheimnißvoller Verkettungen, welche die Liebenden bald trennen, bald zuſammenführen, ihre Hauptaufgabe ſehen: denn die Liebe ſelber, als eine abſtracte Leidenſchaft, die kommt, man weiß nicht woher, und geht, man weiß nicht wohin, iſt des Intereſſes einer innerlichen Entwickelung unfähig.

Da iſt ferner in St. Roche Fennimor, die kleine Pfarrerstochter, die an der Liebe ſtirbt, da iſt Franciska, die erſt nach Jahren von dem Blödſinn geheilt wird, in den ſie aus Liebe verfallen.

Und die unglücklichen Colliſionen, nun worin können ſie anders beſtehen, als in dem Unterſchied des Ranges, der Abkunft u. ſ. w.? Die Gräfin von Melville — in G. C. — iſt unbekannter Herkunft, vielleicht gar die Baſtardſchweſter der von Nottingham, welche ſich in ſie verlieben. Da erhebt ſich denn alſo zuerſt der „Geiſt der Familie" gegen eine ſo unpaſſende Liebe. Der eine von Nottingham, der ſich noch

Digitized by Google

nicht in die Gräfin verliebt hat, weil er sie noch nicht gesehen, spricht sich gegen den andern von Nottingham, welcher bereits in die Gräfin verliebt ist, folgendermaßen aus: „du mit deinen blonden Locken und deinen blauen Augen, ein geborner Nottingham, in dessen jugendlichem Angesicht die Züge des ersten Ahnherrn liegen, als Gewähr für seine auf dich verpflanzten Tugenden, du solltest der erste werden, der dem eben so glorreichen Geschlechte unserer Ahnmütter ein wenn auch noch so schönes doch ein namenloses, ein „zweifelhaftes" Mitglied zugesellte? Sag, was du willst, ich glaube diesen Worten nicht, ich glaube deinem „bessern Selbst" und deiner männlich festen Seele."

Dieselbe Collision in St. Roche.

Dieselbe Collision nur noch mit einer unschönen Beimischung in Thomas Thyrnau. Der von Lacy, natürlich aus uraltem Geschlecht aus den Zeiten Wilhelms des Eroberers, liebt die ältliche Jungfrau, die Fürstin Morani: er überredet sie, sich mit ihm zu verloben. Meta, die Enkelin des Advokaten Thomas Thyrnau, ist ihm von seinem Oheim zur Gattin bestimmt: doch er hat drei Gründe, sie nicht zu heirathen: erstens ist sie bürgerlicher Abkunft, zweitens hat er einen Abscheu vor jeder Zwangsheirath, und drittens hat er sie noch nicht gesehen, folglich sich auch noch nicht in sie verlieben können. Kaum aber hat er sie, ohne zu wissen, wer sie ist, gesehen, da regt sich auch etwas in ihm.

Und als er nun gar erfährt, daß dieser schöne Schatz für ihn bestimmt war, ja daß das Mädchen in ihn verliebt ist, da will ihn doch seine Verlobung mit der ältlichen Jungfrau schon in etwas gereuen: aber er hat sein Wort gegeben, das muß er halten: er heirathet die Fürstin Morani, mit dem Wurm einer Doppelliebe im Herzen. Solch eine Collision mag für Herrschaften, welche bei gewissen Speisen etwas Anrüchigkeit und halbe Fäulniß lieben, genießbar sein; wir nennen sie ekelhaft, ja mehr als das: kindisch. Glück genug, daß die gute alte Fürstin im ersten Kindbett stirbt, wozu etwas Krieges- und Hungersnoth das ihrige beitragen: so daß dann am Ende, freilich nach noch einigen sentimentalen Herzensleiden, Meta die glückliche Gattin des von Lacy wird.

Wie ist es nun möglich, daß Romane, in denen eine so kindische Leidenschaft zur Gottheit erhoben ist, uns die Schilderung ganzer und männlicher Charaktere liefern? Darf doch der Liebesgläubige nur demjenigen, welcher sich seiner Gottheit beugt oder wenigstens ihr sich gebeugt hat, auf die Attribute der Güte, des Edelsinns, der Tugendhaftigkeit Anspruch gestatten: ist es doch diese Gottheit allein, welche uns mit der Weihe jener Attribute versieht.

So hat uns denn die Verf. von G. C. lauter halbe und kindische Charaktere gezeichnet, Männer, die eines Frauengesichtes wegen zu Narren werden, oder vielmehr Narren genug sind, sich zu verlieben; die einige hochtrabende Phrasen im Munde führen und die freilich nach der Versicherung der Verf. alles edle, ehrenwerthe Leute sind, die uns aber deshalb am merkwürdigsten erscheinen, weil sie bei recht angreifenden Gelegenheiten eine Fülle von Thränen in Bereitschaft haben. Von den Frauenzimmern will ich gar nicht reden, denn wir sind gewohnt, in Liebesromanen sie eben nur als Gefäße des verliebten Zornes behandelt zu sehen.

In der sogenannten Liebe ist das Individuum beschränkter, egoistischer, als in irgend einer andern Leidenschaft: sie ist das Urphiliströse und daher für unsere beschränkten Poeten der Urquell aller Poesie: es kann aber nicht fehlen, daß der Liebespoet bei seiner Schilderung der Liebe in Plattheiten verfällt. Wir haben oben von dem Stil der Verf. von G. C.

Digitized by Google

im Allgemeinen geſprochen; hier führen wir einige von ihren Liebes-Sätzen an: G. C. I. 295.: „die Stunde des jungen Mannes hat geſchlagen." II, 108. „Richmond hatte unwillkührlich ſeine bewegten Augen während ſie ſprach, zur Erde geſenkt, er genoß den Ton dieſer klangvollen Stimme und ſchon ſchwieg ſie, aber der „gewandte junge Mann" ſchien um die Antwort verlegen. Er hob die Augen zu ihr auf, ſein Blick traf den ihrigen und zwei ſchöne Seelen hatten ſich erkannt." II. 168. „Es ward ihm zur höchſten Seligkeit, ſich ſagen zu können, er werde von ihr verſtanden und anerkannt, und als ſein Blick, belebt von dieſer Empfindung, den ihrigen ſuchte, da ſank er hinter den ſeinen Schleier der langen ſeidenen Augenwimper."

Wer ſo unklare, ſo gezierte Abgeſchmacktheiten ſchreibt, wer uns mit altem ſentimentalem Kram unterhalten will, als wäre die Welt heut noch ſo unbefangen, wie zu den Zeiten, als des Hofrath Winkler Abendzeitung blühte, der mag uns immer weiß machen, daß er uns lauter idealiſche Charactere ſchildere, der mag uns immerhin die ſchönen Naſen, die blauen Augen, die herrlichen Taillen ſeiner Helden und Heldinnen malen, und bei der Verf. von G. C. ſind faſt alle Menſchen ſchön, liebenswürdig: wir können an all dieſen Leuten kein Intereſſe nehmen. Nur weil uns ihre Unbedeutendheit ſo bedeutend gemacht wird, möchten wir beinahe auf ſie ärgerlich werden, möchten wir in dieſem unſerem Aerger die junge Herzogin in G. C. eine eiferſüchtige, hoffährtige Närrin, die alte Herzogin eine Schwätzerin, möchten wie den von Laey in Thomas Thyrnau einen langweiligen Hohlkopf nennen, und den Thomas Thyrnau ſelber — doch davon ſpäter.

Wo die Verfaſſerin von G. C. recht natürliche oder recht ſchlechte Charactere zeichnen will, da macht ſie nun gar Carricaturen. Und worin beſteht ihre Natürlichkeit? Die kleine Fennimor, das Naturkind in St. Roche, glaubt an Gott, das liebevolle, allgerechte höchſte Weſen, und bewundert die Blumen des Waldes. Meta, die trotz aller Bildung ihre Natürlichkeit bewahrt hat, möchte die Blumen wachſen hören (Thomas Thyrnau III. 180). Und des Schlechteſten aller Schlechten, des Marquis von Souvre (in St. Roche) Schlechtigkeiten haben, wie die Verf. von G. C. auf vielen Seiten entwickelt, nichts als den Neid zur Quelle. So iſt die Verfaſſerin ſelbſt in der Darſtellung der Bosheit kleinlich. In Thomas Thyrnau ſpielt auch ein ſogenannter ſchlechter Character eine Hauptrolle: das iſt ein böſer Fürſt, der die Frau ſeines Sohnes verführen will, und ſeine Enkel morden läßt, der ein unſchuldig Mädchen entführen läßt und einen Biedermann in einen Hochverrathsproceß verwickelt: kurz ein rechtes Exemplar von einem Böſewicht, kaum von einem Spindlerſchen übertroffen: aber warum iſt dieſer Mann ſo ſchlecht? blos aus Mangel an Religioſität. Es gelingt der unſchuldigen Meta, ihn auf ſeinem Todbette zu bekehren: zwar rührt ihn der Schlag, als er das Vaterunſer beten will, dafür hat er aber Hoffnung auf ein ſeliges Leben; er bereut alle ſeine Schlechtigkeiten.

Die Religioſität, wie ſie Fennimor und Meta und alle ehrenwerthe Leute in den Romanen der Verf. von G. C. beſitzen, wird überhaupt als das erhabenſte Gefühl dargeſtellt, das der Menſch ſich zu eigen machen, als die einzige Grundlage, auf der er handeln ſoll. Eine Religioſität, die Niemandem, auch nicht dem Andersdenkenden, etwas zu Leide thut, die Alles mit dem Blicke der Liebe betrachtet, kurz eine rechte oberflächliche und weichmüthige, keine glaubenseifrige Religioſität. Eine Religioſität, die nicht gründlich in die Verhältniſſe eingeht, die mit dem Schein zufrieden

Digitized by Google

ist, und Jeglichen zur Zufriedenheit auffordert. Eine Religiosität, die Alles ausgleicht, und welche findet, daß der liebe Gott die Welt, so wie sie ist, recht schön gemacht hat. Diese Oberflächlichkeit wagt es nicht, ein Verhältniß, welches ekelhaft ist, beim rechten Namen zu nennen: vielmehr weiß sie wegen ihrer „gleichen Liebe zu Allen" bei jedem Dinge die gute, die beruhigende, die ehrenwerthe Seite herauszufinden.

Z. B. wie die Verfasserin von dem Verhältniß Ludwigs XIV. zu seiner Gemahlin Maria Theresia spricht: „die leidenschaftliche Liebe, die Maria Theresia für ihren Gemahl empfand, hielt alle „Prüfungen" aus, die das „abschweifende Gefühl" des Königs ihr auferlegte und sicherte diesem Verhältniß eine „große Innigkeit" und eine „achtungsvolle Behauptung des Anstandes," da der König immer gern und voll Ehrerbietung zu einer Gemahlin zurückkehrte, die niemals Gefühle zu ertrotzen suchte, weil sie dazu Rechte besaß, und deren Vorwürfe fast nur in der Erschütterung bestanden, die mit ihrer Freude, ihrem Glück bei seiner Wiederkehr hervortrat." (St. Roche II. 140.). Hier wird jene Religiosität geradezu unsittlich und in ihrer Nächstenliebe beschönigt sie ein Verhältniß, welches sie ihrem Standpunkte gemäß schlecht nennen müßte.

Für diese oberflächliche Lebensanschauung der Verfasserin, welche sich den Menschen nur als Knecht einer sogenannten edlen Leidenschaft oder irgend eines andern Gefühls denken kann, brauchen wir das Wort Laquaigesinnung.

Der Laquai lebt in Aeußerlichkeiten, Kleinigkeiten: ein schönes Schloß, eine prächtige Herrschaft ist sein Stolz: es ist daher nicht ohne Bedeutung, daß die Verfasserin von Godwie Castle nur die Schicksale hochadliger Familien schildert und daß sie einen langweilenden Wortschwall anwendet, um Terrassen, (ihre Lieblinge) Schlösser, Parkanlagen, Kuhställe u. s. w. zu beschreiben. Sie fühlt sich so recht behaglich, wenn sie das Verhalten, die Uniform der Dienerschaft und das bequeme Leben der Herrschaften schildert, z. B. „die in der Hauslivree nicht in Gala, die erst zu Mittag eintritt, versammelten Diener sind um diese Zeit, von den Stühlen entfernt, zu der Bedienung des Schenktisches versammelt, oder paradiren in stummer Aufmerksamkeit, bis ein Pfeifchen, ein Wink, ein Ruf von der Tafel herschallt, der ihre Hilfe begehrt. Jeder kennt den ihm eigen zugehörigen Dienst und kein unruhiges Sausen der sich überrennenden Diener stört die freie Bewegung der Herrschaften und ihre heiter waltende Laune." (G. C. I. 263). Dafür wird denn auch die Dienerschaft von ihrer Herrschaft mit der „größten Rücksicht" behandelt. (Thomas Thyrnau III. 484).

Für diese Laquaigesinnung sind natürlich Frühstücke, Mittagsmahle Ereignisse, die der Aufmerksamkeit und genauen Beschreibung bedürfen: künftige Philologen, welche nicht ermangeln werden, die Romane der Verf. von G. C., schon der Dickleibigkeit ihrer Theile wegen, für classisch zu erklären, werden hiermit von uns aufgefordert, nachzuzählen, wie oft in diesen Romanen ein Frühstück, ein heiteres Mittagmahl adliger Herrschaften geschildert wird. Wir wollen nur eine Stelle anführen, welche das Frühstück in gar jämmerliche Beziehung zu den Seelenzuständen bringt. Nachdem die Verfasserin (G. C. I. 290.) ein langes und breites über das Geleis der Lebensgewohnheiten gesprochen, fährt sie fort: „verändert in ihrem Innern, verändert in ihren Beziehungen zu einander, verändert endlich in ihren Plänen und Hoffnungen finden wir die Familie „nichts destoweniger" um das Frühstück in der Halle ohne Ausnahme versammelt." Und noch eine andere Stelle (St. Roche II. 30.) in welcher die

Digitized by Google

Verfaſſerin das ſanfte Einſchlafen des von vielerlei Geiſtesqualen gepeinigten Grafen Leonin ſchildert: „aber wenn körperliche Ermüdung zu einem überfüllten Seelenzuſtande hinzutritt, der uns doch die augenblicklich äußere Ruhe gönnt, pflegt die erſtere zu ſiegen und der Schlaf die Pforten des Lebens zu verſchließen. Leonin ſchlummerte ſo ſanft u. ſ. w."

Den kleinen Liebes- und Familiengeſchichten, welche die Verf. in ihren Romanen ſchildert und an deren Schluß ſie immer zur rechten Zeit eine oder ein Paar glückliche Ehen zu ſtellen weiß, hat ſie einen ſogenannten großartigen Hintergrund gegeben: ihre Romane haben einen hiſtoriſchen Anſtrich, weil ſie verſucht hat, gekrönte Häupter in dieſelben einzuführen. Das mußte ſie aber thun, denn wie konnte ſie die Schickſale ihrer adligen Familien vollſtändig ſchildern, wie ihnen den gehörigen Glanz geben, wenn ſie nicht einen fürſtlichen Willen in ihre kleinen häuslichen Angelegenheiten miſchte?

Sie hat eine große Vorliebe für diejenigen Fürſtengeſchlechter, welche wir vor Allem die legitimiſtiſchen nennen. Die Stuarts in G. C., die Bourbonen in St. Roche, die Habsburger in Thomas Thyrnau, dieſe Geſchlechter, in denen ſie einen Schatz von Geiſt, Liebenswürdigkeit, Gerechtigkeitsliebe, Herrſcherhoheit entdeckt, ſpielen in ihren Romanen eine Rolle. Da wird denn Carl I. bedauert; da muß Ludwig XIV. aller hiſtoriſchen Wahrheit zum Trotz ein göttlich-ſchöner Mann und väterlicher Monarch ſein, da „gab es vielleicht nie ein vollkommneres Paar als Franz I. und Maria Thereſia" von Oeſterreich (Thomas Thyrnau I, 78).

Die Verf. weiht den Menſchen nicht blos dem Cultus der geſchlechtlichen Liebe; ſie zeichnet auch (Th. Thyrnau I, 79) die „Unterthanenliebe" als das „ſchönſte, reinſte Gefühl der menſchlichen Bruſt." „Eine Liebe, welche lebt, ohne die gewöhnliche Nahrung der Erwiederung zu bedürfen, ein Gefühl, das leer iſt von jedem Egoismus, das nichts will und nöthig hat, als das Glück zu lieben; das den erhabenen Gegenſtand, deſſen Stimme vielleicht nie an das Ohr deſſen drang, der es nährt und ihn dennoch mit derſelben Wärme durchdringt, die ihn Leben, Gut und Blut freudig darbringen läßt für die Erhaltung deſſelben, dieſes Gefühl, deſſen höchſte Reinheit ich als den Triumph der menſchlichen Befähigung erkenne."

Dieſer Satz iſt ſchlechterdings nicht zu conſtruiren: ein Beweis mehr für den Einfluß, welchen die Anſchauungen, in denen ſich die Verf. bewegt, auf ihren Geiſt ausgeübt haben.

Wie die Verfaſſerin dem Menſchen die Aufgabe ſtellt, daß er an Gott glaubt, und ſich in „treuer, kindlicher Geſinnung" (T. T. I., 237) ſeinem Herrſcher unterthan macht, ſo findet ſie in Thomas Thyrnau das Ideal der freien Männlichkeit erreicht, in Thomas Thyrnau, der auf Gott und ſeine Rechtseinſicht pocht und der, nachdem er lange auf „Abwegen der Schuld" umhergeirrt, nachdem er, der Unterthanentreue vergeſſend, ſein Vaterland Böhmen vom Joche Oeſtreichs zu befreien gedacht, endlich in Maria Thereſia das Herrſchergeſtirn aufgehen ſieht, welches der Welt die Strahlen der Vernunft und Freiheit ſenden wird.

Die Verfaſſerin von Godwie Caſtle meint in der Vorrede zu ihrem erſten Romane, ſie wolle dem Publicum „nur ihr Werk, nicht ihren Namen darbieten." Daran thut ſie ſehr recht. Uns iſt übrigens ihre Perſon ſehr gleichgültig: wir haben nur an ihrem Beiſpiele zeigen wollen, mit wie kleinlichen Intereſſen unſere Belletriſtik ſich aufzuſpreizen wagt, ich habe zugleich an dem Beiſpiel dieſer Lieblingsſchriftſtellerin des gebildeten Publikums gezeigt, wie es mit der Kritik der

Digitized by Google

leſenden Maſſe ſteht. Wer die Oberflächlichkeit liebt, wer das kritiſche und gründliche Eingehen in den Geiſt und in die Lebensverhältniſſe des Menſchen Bosheit nennt, wer ſich an ſcheinbar anſtändigen Redensarten ergötzt, die die Schäden übertünchend und das Unbedeutende verherrlichend dem Anſtand der Wahrheit zuwiderlaufen, wem eine kleinliche Schilderung adligen Lebens als ein wahres Kunſtwerk erſcheint, wem eine Liebesgeſchichte die „heiligſten Intereſſen, die göttlichen und menſchlichen Geſetze der Geſellſchaft" umfaßt, der mag die Erzeugniſſe der Verfaſſerin von Godwie Caſtle leſen.

Ich habe dieſelben gründlich ſtudirt. Und es ſcheint mir nun, als ob ich ſie nur deshalb ſo gründlich ſtudirt habe, um zu zeigen, daß ſie bei einer geſunden Literatur keiner gründlichen Beſprechung werth geweſen wären.

V.

Die Göttinger gelehrten Anzeigen während einer hundertjährigen Wirkſamkeit (?) für Philoſophie, ſchöne Literatur, Politik und Geſchichte: von Heinrich Albert Oppermann. Hannover 1844. S. 288.

Die G. g. A. ſind ſchon als privilegirtes Organ akademiſcher Gelehrſamkeit von ſehr bedeutendem, kulturhiſtoriſchem Intereſſe, gewinnen aber ein noch bei weitem höheres durch den Umſtand, daß Göttingen die Akademieen und Univerſitäten überhaupt characteriſirt und academiſche Zeitſchriften die Neigungen und Abneigungen, das literariſche, politiſche und äſthetiſche Bewußtſein der Maſſe weit ſicherer darlegen, als einfache, nur conceſſionirte Zeitſchriften, die von Haus aus durch Männer einer beſtimmten Parthei begründet ein Princip verfechten und das Bewußtſein der Maſſe bekämpfen, ſtatt ihm das Wort zu reden.

Die Maſſe ſieht mit aufgeblaſener Gleichgültigkeit, wenn ſie ſich nur ſonſt eines behäbigen Daſeins erfreut, dem Treiben der Phantaſten zu, die reelle Intereſſen hintenanſetzend für Principien kämpfen, Kriſen herbeiführen und ſei es durch ihren Sieg, ſei es durch ihre Niederlage Wiſſenſchaft, Kunſt und Staatsleben fördern. Sie ſtillt ihre Neugierde durch hiſtoriſche Notizen, die ſie nicht verſteht und die noch dazu falſch ſind, weil ihr die Bewegung der Zeit ein Räthſel iſt und bleibt, weil ſie über ſeine Löſung längſt hinaus zu ſein glaubt, iſt glücklich, wenn man ſie nicht nöthigt, ſich zu entſcheiden, und nur dann gereizt, wenn die Bewegung ſo mächtig wird, daß ſie ſich ſelbſt davon wider Willen ergriffen fühlt: verhaßt iſt ihr Alles, was ſie in ihrer Ruhe ſtört, jede Epoche machende Erſcheinung, die ihr ererbtes Bekenntniß, ihre anerzogene Weltanſchauung verrückt oder über den Haufen wirft, denn ſie wird dadurch zu geiſtiger Arbeit genöthigt und dieſe iſt es, die ſie ſcheut, zu der ſie ſich unfähig fühlt. Die Maſſe zehrt von der Vergangenheit, in der ſie lebt und webt, und die ſie iſt, an die ſie ſich um ſo feſter und ängſtlicher klammert, je entſcheidender der Fortſchritt iſt, der ihr zugemuthet wird. Ihr Urtheil iſt immer ſchon fertig und ſie leugnet, ſo lange es geht, daß überhaupt etwas geſchieht, weiß es oft wirklich nicht und mag es gar nicht wiſſen; ſie iſt viel zu weiſe und dieſer Weisheit wegen auch zu ſtolz, als daß ſie ſich bereits im Beſitz einer fertigen Bildung um die kleinlichen Zänkereien des Tages bekümmern, oder wohl gar Parthei ergreifen ſollte. Sie iſt viel zu geſetzt, um fortſchreiten zu können, beobachtet nur, lächelt und orakelt ein wenig über den Gang der Dinge, und da ſie alles weiß und nicht denken

Digitized by Google

kann, ſo verſteht ſich ihr zuletzt Alles von ſelbſt. Dies iſt der Character der Maſſe, — dies iſt der Character der gelehrten Profeſſioniſten, der gewiegten Akademiker.

Die G. g. A. haben ſich während eines Jahrhunderts, das ſie bereits hinter ſich haben, niemals über das Bewußtſein der Maſſe erhoben, immer nur die Rolle der Zuſchauer geſpielt, ſich niemals vorſätzlich eine eigene Meinung zu Schulden kommen laſſen und ſind nie fortgeſchritten, ſondern höchſtens fortgeſtoßen worden, ſo daß ihre Stellung zur Literatur heute noch dieſelbe ſein würde, wie vor hundert Jahren, wenn die Literatur ſich nicht anders zu ihnen geſtellt und ihnen von Jahr zu Jahr engere Gränzen geſteckt hätte. Sie ſind ſich ſelbſt — einige kleine Seitenſprünge in gar zu bewegten Zeiten abgerechnet — treu geblieben und das Bewußtſein dieſes ſchönen Characterzuges ſpricht ſich ſelbſtgefällig und oft genug in ihnen aus. Es wäre „Hochverrath an dem ehrwürdigen Altar der G. g. A.", wollten ſie ſich mit „der Schaar kritiſirender Poeten und poetiſirender Kritiker der neueſten Zeit, welche ihre Götzen und Vorbilder jenſeits des Rheines hat — die Wahrheit wächſt freilich nur in Deutſchland — Frivolität und Verachtung des Heiligen ſich als große That zurechnet und das hohltönende Evangelium des Avenir predigt" nur im geringſten befaſſen. Nein: die G. g. A. ſind viel zu gelehrt, als daß man von ihnen verlangen ſollte, ſich mit der kleinlichen Geſchichte der neueren Zeit, der Julirevolution, der Vorgänge in Hannover, die ihre klaſſiſche Ruhe nicht im entfernteſten berühren und um ihrer Kleinlichkeit willen an ihre gelehrte Erhabenheit auch gar nicht heranreichen, zu beſchäftigen. Dieſe gelehrte Indolenz iſt der Typus der Maſſe, aber eben deshalb noch um vieles größer, als die Indolenz der Maſſe, die von den Fragen der Zeit noch näher berührt wird, als der Gelehrte, und durch die Sorge für ihren Wohlſtand auch zu größerer Aufmerkſamkeit genöthigt wird.

Oppermann konnte in der That zu ſeinem Zwecke, einen Beitrag zur Kenntniß der öffentlichen Bildung zu liefern, unter allen Zeitſchriften keine ergiebigere finden, als die akademiſchen und unter den akademiſchen keine brauchbarere als die Göttinger; aber er hätte dieſen Schatz auch nach allen Richtungen ausbeuten und von allen Seiten betrachten müſſen.

Die G. g. A. bieten aber als akademiſches Organ der Betrachtung noch gar viele Seiten dar, die dem Verfaſſer vorliegender Geſchichte gänzlich entgangen ſind. Die Geſchichte der G. g. A. iſt zugleich die Geſchichte der Univerſitäten und der mit dieſen verbundenen Akademieen und daher von der größten Wichtigkeit in einer Zeit, in der es ſich um dieſe Anſtalten ſelbſt handelt, die Behauptung, daß dieſe Anſtalten an der Spitze der Bildung geſtanden hätten oder ſtänden, von der Kritik in Frage geſtellt und verneint wird, und der profeſſionelle Gelehrte ſich fruchtlos anſtrengt, um zu beweiſen, daß er doch wohl wirklich im Stande ſei, Fragen, welche die Gegenwart, die Entwickelung der Menſchheit betreffen, zu löſen, fruchtlos — weil er ſie nicht löſen kann und darf.

Schlimm für die privilegirten, wiſſenſchaftlichen Inſtitute, daß Oppermann's Geſchichte, ohne die Abſicht des Verfaſſers, die von der Kritik bereits verneinte Frage auf hiſtoriſchem Wege durch Belege verneint, ſchlimm, daß die G. g. A. die wichtigſten Epoche machenden Erſcheinungen, wenn ſie ſich durchaus nicht mehr länger ignoriren laſſen, einleiten müſſen: Eine Anzeige würde zu ſpät kommen, nachdem bereits u. ſ. w. daß ſie ſeit hundert Jahren nur Notizen aus der Geographie, Chronologie, Philologie und Naturgeſchichte geſammelt, nur ſelten und zu ihrer eigenen Verwunderung wirklichen, wenn auch nur ſchwachen

Digitized by Google

Antheil am Kampf gegen die Entwickelung des Geistes genommen, keine neue Idee ausgesprochen, oder vertheidigt, niemals eingegriffen, bekämpft, weitergeführt, immer nur referirt und sich vor dem Einfluß großer Männer und Zeiten, so lange und so weit es möglich war, abgeschlossen haben, so daß ihnen heute noch Haller's Vorrede vorgedruckt werden kann und Heyne heute noch recht hat, wenn er sagt: „Die G. A. haben sich in einem gesetzten ernsten Tone erhalten mitten unter allen Veränderungen unserer Literatur," in einer Zeit, in der die großartigsten Kämpfe auf dem Gebiete der Theologie, Politik und Kunst begannen und zum Theil entschieden wurden.

Unter hoher und höchster Protection, mit unterthänig devotester Dankbarkeit und Attachement an die hochgestellten Personen referiren die Herren Jahr aus Jahr ein, behutsam ängstlich, vorsichtig, einsichtsvoll und geschmeidig in die von oben her angedeuteten Wünsche eingehend, ja zuvorkommend, loben Alles, auch das Schlechte, wenigstens bedingungsweise — Apologie der Gräfin Lichtenau — denn auch der Geringste könnte ihnen über kurz oder lang einmal schaden, protegiren die Mittelmäßigkeit und ignoriren mißliebige Namen und Schriften. Nur die Vergangenheit ist für sie von Interesse und die Principienkämpfe der Gegenwart gleichgültig; alles, was von der Entwickelung der Menschheit fern abliegt, liegt ihnen nahe und alles, was nur ein untergeordnetes Interesse in Anspruch nehmen kann, nimmt sie völlig in Anspruch und was in die Gegenwart eingreift, ergreift sie wenig oder gar nicht; ja, sie leugnen die Entwickelung der Menschheit überhaupt und ihre Wißbegierde ist die Neugierde der Hohlheit, die sich durch unzählige Einzelheiten und nichtsnutzige Notizen zu sättigen strebt. Sie sind selbst zur Opposition viel zu schwach und setzen daher den Bewegungen der Zeit nichts entgegen, als die gutmüthig-vornehm anerkennende Opposition des Unverstandes — Feder gegen Kant — und in der neuesten Zeit einige Seufzer und Gottvertrauen — Lücke gegen Strauß. — Ihr Ideal ist der gemeine Menschenverstand, ihre Tugend die Schwachheit und ihre Stärke ihre Abgeschlossenheit in den erhabenen Regionen des Gedächtnißkrams, positiver Gelehrsamkeit. Kleine Reibungen und Nichts und wieder Nichts genügen ihnen und erwärmen sie, aber Entscheidungen im Großen, wie im Kleinen erschrecken und erkälten sie. Bestimmte Meinungen empören ihre „milde Gesinnung," sind ihnen „zu hart, zu stark, nicht gemäßigt genug," ja sie würden nicht einmal gegen Kant aufgetreten sein, wenn er sich nur „gemäßigterer Ausdrücke" bedient hätte.

Sie rechnen sich selbst zur Masse, denn sie bekennen in ihren Anzeigen hundertmal, daß sie von Ideen nicht das geringste wissen wollen, daß ihnen der ganz gemeine Menschenverstand eben recht ist und der Nutzen, die Praxis, der Vortheil die einzigen Kategorien sind, in denen sie sich mit Sicherheit bewegen! Was sie unter dem Nützlichen verstehen, zeigt schon die Verachtung der Idee, das, was in den kleinstädtischen Haushalt gehört. Die Lückenbüßer lehren es offen: Wanzenvertilgung, das Ganze der Destillation, die Behandlung des Düngers. Ja, sie sind auf ihren Nutzen, ihre Aemter, Besoldungen, Titel und Orden so ängstlich bedacht, daß ihnen selbst Ideen wie Vaterland, Deutschland, Freiheit im Sinne angestammter Fürstenherrschaft keinen Pfifferling werth sind. Haben sie nicht die größte Freiheit in ihrer Studirstube, ist es ihnen denn verboten, die Ereignisse zu beobachten und bescheiden zu erzählen oder noch bescheidener zu verschweigen, Curven zu berechnen und über unentdeckte Lesarten und Insecten zu deliberiren? — Als Deutschland sich gegen Frankreich erhob, um seine an-

Digitized by Google

geſtammten Throne zu retten, da klagten ſie über phantaſtiſche Ideen und leere Deklamation, da fragten ſie Arndt: welche weiſe Rathſchläge giebſt du? verſicherten, ſein Buch komme nicht zur rechten Zeit und ſtreue den Saamen in ein unvorbereitetes Erdreich. Als ſie ſich aber der allgemeinen Stimmung nicht mehr länger erwehren konnten, da entſchuldigten ſich die Perrüquen, „wenn hie und da nach der individuellen Stimmung des Einen oder des Anderen eine ſcharf beſtimmte Meinung, ein mit unangenehmer Wärme vorgetragenes Gefühl etwa vorkommen ſollte," und verwahren ſich dagegen, „daß man dieſe Wärme, dieſe Beſtimmtheit etwa als eine vollſtändige Umlenkung im Tone dieſer ruhig beſcheidenen Blätter anſehen möchte."

Oppermann iſt weit entfernt, die Wichtigkeit Göttingens als Typus auch nur zu ahnen, geſchweige auszuführen und den Grund, warum die G. g. A. den Charakter der Gleichgültigkeit gegen Alles wahrhaft menſchliche an der Stirne tragen, in ihrer Stellung zu ſuchen. Er führt im Gegentheile Heeren's Vertheidigung der gelehrten Hochſchulen vom Jahre 1834 an und zwar mit der Abſicht, dieſe Stütze der Univerſitäten aus ihrer Verborgenheit hervorzuziehen; und gewiß, dieſe Vertheidigung iſt ſchlagend und verräth einen tüchtigen Advocaten. Heeren führt zum Beweiſe, daß die Univerſitäten nicht mittelalterliche Inſtitute ſind, an, daß nur zwei im Mittelalter gegründet ſind, beweiſt, daß ſie, was ihren Unterrichtskreis und ihre Organiſation betrifft, fortgeſchritten ſind, aus der vermehrten Zahl der Lehrer und den neu errichteten Kliniken und Muſeen, findet in der Entfernung der lateiniſchen Sprache aus den Vorträgen die weſentlichſte Verbeſſerung von Methoden und ſagt unter Anderm: „weit gefehlt, hinter den Bedürfniſſen der Zeit zurückzubleiben, hielten ſie mit dieſen, ſo viel ſie vermochten, gleichen Schritt, gingen oft dem Zeitalter voran, denn die Bildung faſt aller Wiſſenſchaften ging von ihnen aus und es gab faſt keine einzige — wir wollen nur an die Naturwiſſenſchaften erinnern — die nicht allmählig in ihren Lehrcyclus aufgenommen ware." Die Unwahrheit dieſes, unzählige Widerſprüche friedlich vereinigenden Satzes braucht hier erſt nicht nachgewieſen zu werden, ſo wenig, als das Lob, das Grimm der Unabhängigkeit der lehrenden und lernenden ertheilt, die eigentliche Frage berührt. (Siehe das nächſte Excpt bei Oppermann.)

Oppermann ſucht den Grund, warum die G. g. A. ſo notizenreich und gedankenleer ſind, und um ſo größeren Fleiß auf die Medicin, Mathematik, Naturgeſchichte und die Geſchichte des Mittelalters verwenden, ſich aber immer weniger um Philoſophie, Politik und Dichtkunſt bekümmern, je älter ſie werden, nur in Göttingen, in der Luft Göttingens, in den Perſönlichkeiten. Dieſer habe das Geld zu lieb, jener ſei durch widrige Schickſale von Jugend auf dazu angeleitet worden, geſchmeidig in die Wünſche der Vorgeſetzten einzugehen, dieſer wolle Geheimerath, jener Hofrath oder ſonſt etwas bei Hofe werden. Allerdings ſind auch dieſe Charakteriſtiken ſehr ſchätzenswerth und die Kritik darf ſie nicht unbeachtet laſſen; die Geſchichte der von einer Corporation unzertrennlichen vetterſchaftlichen Intriguen und intereſſirten Wechſelheirathen im Schooße der Fakultäten, der Verläumdungen, Verfolgungen und akademiſchen Umtriebe aller Art in ganz gemeinem Intereſſe, der Reſcripte der Regierungen an einzelne Profeſſoren, ganze Fakultäten, und an die Curatorien über den legalen Stand der Wiſſenſchaften — eine betrübte Geſchichte, auf die auch Oppermann hinweiſt, würde den wiſſenſchaftlichen Heiligenſchein auch für das blödeſte Auge zerſtreuen

Digitized by Google

und dem Geschwätze von Wissenschaftlichkeit, freier Forschung, Lehrfreiheit, und wie der Bombast weiter lautet, ein plötzliches Ende bereiten. Wir haben aber weder die Kenntniß der Persönlichkeiten, noch der Chronique scandaleuse der Musensitze nöthig, weder um das Göttinger Intelligenzblatt zu erklären, noch um zu beweisen, daß die Musensitze nicht die Sitze freier Forschung sein können. Jene Männer, in denen Oppermann den Grund der Abneigung und Gleichgültigkeit gegen jede Idee und die Entwickelung der Menschheit sieht, verdanken vielmehr ihre Stellung dem Wesen der Universitäten und dieses hätte der Verfasser seinen Untersuchungen zu Grunde legen sollen und er würde dann auch, wenn er schon überhaupt Auszüge statt einer Verarbeitung geben wollte, ganz anders ausgewählt haben; doch wir kommen hierauf noch zurück. Oppermann greift aber nur Einzelnheiten auf und zeigt besonders am Schlusse, daß er weder Göttingen, noch die Universitäten kennt. Dort ruft er in wahrhaft komischer Weise, nehmlich ernsthaft, die Mitarbeiter der G. g. A. auf, ihr Programm vom Jahre 1837, in welchem sie davon gesprochen hatten, daß sie sich an die Spitze ihrer Zeit, diese lenkend und läuternd stellen wollten, zur Wahrheit werden zu lassen, damit, fährt Oppermann fort, ihre Aussprüche von Philosophen, Gelehrten, Staatsmännern und Dichtern hochgehalten würden.

Sonderbare Zumuthung! Werdet über Nacht große, geistvolle Männer! Ist es denn nicht der deutlichste Beweis der Schwäche, wenn man sich vor den Zeichen der Zeit nur dadurch zu retten sucht, daß man sich blind stellt, in der Flucht den Sieg sieht, durch beharrliches Ignoriren widerlegt und die Verwirrung dadurch löst, daß man sie Ordnung nennt, die Resultate der Kritik dem Himmel anheimstellt und zu Gunsten der Wahrheit an das Herz appellirt? Ist nun Oppermanns Forderung offenbar unbillig, so ist auch sein Tadel auf der andern Seite ungerecht. Er sagt: „Sie müssen Parthei ergreifen, wenigstens den Standpunkt Göttingens, welchen es einmal einnimmt, energischer und lebhafter vertheidigen." Als ob sie nicht ein Jahrhundert hindurch ihren Standpunkt auf das lebhafteste, auf das energischste vertheidigt hätten! Ist nicht der deutlichste Beweis davon die Thatsache, daß sie ihn noch immer behaupten? Aber ihre Energie ist freilich nur die Beharrlichkeit in der Indolenz und ihre Lebhaftigkeit die Sorgfalt in der Abhaltung jeder Störung, und in diesem Sinne werden sie auch unaufgefordert immer energischer und lebhafter werden; sie und mit ihnen auch die übrigen akademischen Zeitschriften; nur dadurch von diesen unterschieden, daß die Steigerung bei ihnen unmerklicher sein wird, weil sie sich weniger, als die übrigen, über ihr eigenes Wesen getäuscht und im Grunde nicht viel mehr, als ein Repertorium haben sein wollen. Statt sich zu erheben, wie Oppermann hofft, werden sie und die übrigen gelehrten Anzeigen vielmehr sinken, zu Materialiensammlungen für die Wissenschaft werden, statt in die Gegenwart einzugreifen, „sich immer weiter in die Vergangenheit aus der drückenden Gegenwart," in die Medizin, Mathematik und in die Sterne, in die „ewige Ordnung der Dinge, die oben geschrieben stehet", wie Lücke so schön sagt, flüchten, vor der Pest, dem Göttinger Euphemismus für Philosophie, sich immer sorgfältiger abschließen und die Kritik nur mit dem Rücken ansehen. Aus ihren Recensionen wird sich das geängstigte Gemüth immer vernehmlicher, ja noch rührender als gegen Kant und Strauß vernehmen lassen; sie werden ihre hochtrabende Tendenz vom Jahre 1837 ganz aufgeben müssen, wenn sie diese nicht etwa, wie ehemals durch die Anzeige practischer Anleitungen zur Parmesan-Käse-Bereitung, verbesser-

Digitized by Google

ter Ofenröhren und moralischer Betrachtungen über die Bildungsfähigkeit der Jungfrauen zu erfüllen und wie Heyne über seine eigene Redaction sagt, „dem Zeitalter des herrschenden Sclavensinnes und Schmeicheltones ein Genüge thun und doch die Würde eines gelehrten Corpus behaupten zu können glauben."

Was Oppermanns Bearbeitung im Besonderen betrifft, so haben wir uns, die akademische Stellung ganz bei Seite gesetzt, überhaupt nach einem zu Grunde liegenden Principe umsonst umgesehen. Der Verfasser sagt zwar Vorrede S. V. selbst, daß die Mannigfaltigkeit die Abrundung störe und das Nützlichkeitsprincip der Absicht, einen mit historischer Kunst geschriebenen Beitrag zur Literaturgeschichte zu liefern, offenbaren Eintrag gethan, und Seite 32 geht er in seiner Selbstkritik noch weiter, allein weder die Mannigfaltigkeit, noch das Nützlichkeitsprincip, konnte ihn hindern, ein Princip bei seiner Auswahl zu verfolgen. Er sagt ganz im Allgemeinen, er wolle die wichtigsten und vorzüglichsten Recensionen mittheilen. Oder liegt das Princip in der unbestimmten Floskel: interessant? So leitet er mehrere Excerpte ein: „höchst interessant ist" u. s. w. „Es wird unsern Lesern interessant sein, das Urtheil der Göttinger" über dies und jenes zu hören.

Dem Verfasser scheint hauptsächlich, wie aus S. 32., wo er sagt, er habe es vorgezogen, die Geschichte der G. g. A. durch die Auswahl der Recensionen über die Hauptträger der verschiedenen Disciplinen nur anzudeuten, und Seite X. wo er bemerkt, daß die Bouterweck'sche Recension über Schiller allen bisherigen Literaturhistorikern entgangen sei, hervorgeht, die Zusammenstellung der Göttinger Recensionen über die ersten Größen der Literatur und der Göttinger Ansichten über die politischen Bewegungen der Jahre 1789—1815 von Interesse gewesen zu sein; an diesen Excerpten führt er die Geschichte der Zeitschrift selbst fort, die Excerpte mit treffenden Bemerkungen über den Character der Redactoren, der einzelnen Mitarbeiter, der recensirten Schriftsteller, deren Stellung zu Göttingen und ihre sonstigen Leistungen bald begleitend, bald verwebend; auch häufig genug durch moralische Betrachtungen über die „noble, ehrenhafte" Art und Weise zu recensiren mit Rücksicht auf die heutige, auf die er nicht gut zu sprechen ist, ganz unnütz unterbrechend, weßhalb mir das über sein Raisonnement gefällte Urtheil, Vorrede S. V. unterschreiben. Das Material ist uns in der That lieber, als solches Raisonnement.

Der Verfasser sagt, es sei ihm nicht ganz mißlungen, ein nützliches Buch zu schreiben. Nicht ganz! Gewiß nicht, sein Buch ist sogar sehr nützlich, da die Geschichte der Zeitschriften nicht nur nützlich, sondern sogar nothwendig ist. Und doch ist es ihm nur „nicht ganz" mißlungen, selbst wenn wir den Nutzen nur darein setzen wollten, daß sein Buch: „das Lesen von 300 Bänden erspart." (S. V.) Daß er das einzige, aber doch zugängliche Exemplar, in welches die Namen der Recensenten von Heyne eingetragen sind, nicht eingesehen hat, ist freilich ein Mangel, aber doch nicht von der Bedeutung als er, dem es sich überhaupt viel zu viel um Persönlichkeiten handelt, selbst meint. Sein Buch erspart aber das Lesen von 300 Bänden in der That nicht, denn so wichtig und interessant es auch ist, zu wissen, wie man gerade in Göttingen berühmte Schriftsteller besprach und die Geschichte der Zeit beurtheilte oder beides nicht that, wollen wir den Werth und die Bedeutung der Göttinger gelehrten Anzeigen zum Behufe einer allgemeinen Culturgeschichte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts genau bestimmen und diese Zeitschrift wirklich nach allen Richtungen ausbeuten, da sie allerdings eine

Digitized by Google

sehr wichtige Quelle ist, aus „der das Bewußtsein der Zeit" begriffen werden kann, so dürfen wir uns die Mühe doch nicht verdrießen lassen, die Quelle selbst nachzuschlagen. Es handelt sich hier mehr um die „Masse unbedeutender, oberflächlicher, vergessener Bücher," über die der Verfasser nur in einem Ausruf S. 132 Meldung thut, und mit denen doch die G. g. A. „liebäugelten," als um die Gutachten über einzelne bedeutende, tiefe, berühmte Werke.

Endlich, wie konnte der Verfasser die Theologie gänzlich von seiner Arbeit ausschließen, der er doch wenigstens ein ebenso fleißiges Studium hätte widmen müssen, als der sogenannten schönen Literatur! Boten die Recensionen eines Stromeyer, Walch, Mosheim, Heilmann, Leß gar nichts, woraus sich auf die „öffentliche Bildung" schließen läßt? Ganz am Schlusse — die Jahre 1839—42 sind überhaupt gar nicht behandelt, da die G. g. A. schon 1739 gegründet wurden, aber man erfährt auch nichts von den Jahren 1837 und 1838 — sollen ein Paar sehr komische Stellen aus Lücke's Recension des Lebens Jesu und ein Paar S. 11, 12 gelegentlich angebrachte theologische Anecdoten wahrscheinlich beweisen, daß man an der Theologie wenig verloren habe; diese Stellen und diese Anecdoten beweisen aber gerade das Gegentheil, denn von jener Sicherheit in den funfziger Jahren, welche die Paradiesesschlange zu derjenigen Art der Drachenschlange, die Bochart, der Verfasser des Hierozoikon, in einem Briefe an Capellum erwähnt, rechnete, bis zu der Unbestimmtheit, die sich an das Evangelium anklammert, statt an die Evangelien und die Widerlegung der Kritik der frohen Botschaft aus Judäa selbst überläßt, muß doch wohl eine recht lehrreiche Geschichte der G. g. A. zu verfolgen sein. Oder liegt die Theologie dem „literarischen Bewußtsein S." IV. überhaupt fern, obgleich der Meßkatalog zeigt, welche reiche Literatur sie besitzt? Der Verfasser glaubt es in der That, denn sein Zweck auf S. IV. ist ganz allgemein, und der Titel schließt die Theologie wie die Medizin, die Philologie und die Naturwissenschaften aus. Eines Bessern konnte ihn aber schon der Einfluß der Theologie auf die Medizin, Philologie und die Naturwissenschaften belehren, Wissenschaften, die sämmtlich, zumal die Naturwissenschaften erst der Kritik des vorigen Jahrhunderts ihre Entstehung verdanken. Wir begegnen hier wieder der allgemeinen, falschen Ansicht, nach welcher die Theologie „eine zunftmäßig abgeschlossene Wissenschaft" ist, die auf die allgemeine Bildung gar keine und auf die anderen Fakultäts-Wissenschaften höchstens äußerlichen Einfluß (S. 11) ausübt, über die man hinaus ist, und die man sich demnach nur in ihrer besondern Form als Fakultätswissenschaft vom Leibe zu halten hat, um auch nicht im entferntesten von ihr berührt zu werden. Vergleiche eine Aeußerung Heyne's S. 80 vorliegenden Buches: „den Gang des menschlichen Verstandes in theologischen Ungereimtheiten wissen wir so ziemlich." Dem Verfasser liegt aber die Theologie viel zu fern, als daß er aus den kritischen Studien unserer Zeit gelernt haben sollte, wie nahe sie ihm und der Menschheit überhaupt liegt, daß sie alle Wissenschaften, Künste und das Leben der Völker beherrscht.

Umfaßt nun auch vorliegende Geschichte die G. g. A. weder nach ihrer ganzen Breite, noch in allen ihren Beziehungen, Mängel, die sich gegenseitig bedingen, so übersehen wir doch auch ihre großen Verdienste nicht, und heißen sie willkommen. Sie beweis't von neuem die Nothwendigkeit des Studiums der Zeitschriften und wird daher anregen. Dem Verfasser gebührt für seinen Vorgang, denn was bisher für dies Studium geschehen war, ist gegen die Leistung Oppermanns gehalten, sehr dürftig, für seine

Digitized by Google

mühevolle, zeitraubende und sehr fleißige Arbeit, welche für die Literaturgeschichte jedenfalls einen sehr wichtigen und nützlichen Beitrag liefert, nicht nur eine, sondern mehrere neue Quellen eröffnet — der Verfasser hat auch Originalbriefe zu benutzen Gelegenheit gehabt, die größte Anerkennung. Besonders der Abschnitt: Historie und Politik von 1770 — 1813, der auch mit besonderer Sorgfalt bearbeitet ist, und aus welchem man sieht, wie das Göttinger Princip der Stabilität einem großen Schritte der Geschichte gegegenüber zum Bewußtsein kommt und dieses Bewußtsein sich systematisch ausbildet, muß hier hervorgehoben werden; er umfaßt die Geschichte der geistigen Bewegungen einer Zeit, deren Resultate die Zukunft erst bringen soll, die Zukunft, in der aber vorerst das Göttinger Princip seinen Sieg feiern wird. Unbeachtet darf seine Geschichte der G. g. A. Niemand lassen, der der Literatur der neuern Zeit seine Studien widmet.

Ernst Jungnitz.

VI.

Carl Reichardt über das Preußische Bürgerthum.

Im November vorigen Jahres gab Carl Reichardt eine Schrift unter dem Titel: „das Preußische Bürgerthum, dargestellt von einem Manne aus dem Volke" in Druck. Der erste Bogen dieser Schrift ward bis auf die letzte Seite, der zweite Bogen zum Theil gestrichen. Carl Reichardt wandte sich an Ein hochlöbliches Ober-Censurgericht, dessen Entscheidung in der ersten Hälfte des Januar der Egbert Bauerschen Buchhandlung zugegangen ist. Durch dieselbe ist die vom Herrn Censor ausgesprochene Versagung der Druckerlaubniß aufgehoben; bis auf drei Worte denen die Druckerlaubniß entzogen bleibt. Der Herr Censor hatte sich bei Versagung der Druckerlaubniß auf Artikel IV. der Censur-Instruction vom 31. Januar 1843 berufen: Ein hochlöbliches Ober-Censur-Gericht entscheidet, daß „sich im Allgemeinen in den Aeußerungen Carl Reichardt's kein Verstoß gegen die Vorschriften dieses Artikels findet."

Dies ist ein strenger Widerspruch. Wir theilen den ersten Bogen seinem Hauptinhalte nach mit: vielleicht findet der Leser, wie dieser Widerspruch in die Entscheidungen der ersten und zweiten Instanz kommen konnte.

„In dem gegenwärtigen Verhältnisse, meint Carl Reichardt, finden sich allerdings Zeugnisse von Noth und Zerstörung der bürgerlichen Glückseligkeit.

Diese Verhältnisse gründen sich auf das Gewerbegesetz vom 7. März 1810; dies Gesetz gab Gewerbefreiheit: es führte die Form, in welcher der neue Bürgerstand existirt, herbei. Dies Gesetz, diese Gewerbefreiheit, welche, wie es klar ist, im innigsten Zusammenhange mit der jetzigen Bedrängniß stehen — dies sind die Gegenstände, welche ich mit Berücksichtigung der frühern bürgerlichen Verfassung behandeln will.

Die Intelligenz des Volkes, die hier besonders in Anschlag gebracht werden muß, kann sich für lange Dauer unmöglich mit den Principien verständigen, unter denen es die Früchte seines Fleißes nicht selbst genießen darf, sondern den ganzen Gewinn der Produktion und merkantilischen Thätigkeit in die Hände weniger Capitalisten übergehen sieht."

Es existiren also, meint Carl Reichardt weiter, Mängel, Noth, Gebrechen: und doch haben wir eine

Digitized by Google

Vertretung der Städte und Provinzen. Sollten diesen Institutionen, in welche der König doch sicherlich seine Bedeutung legte, und von denen wir nicht anders glauben können, als daß sie zur Beaufsichtigung der Volksexistenz eingerichtet sind, unwirksam und nutzlos sein? „Gesetzt auch: die preußische Regierung wolle der öffentlichen Meinung kein oppositionelles Recht einräumen, so darf dies die Volksvertreter in der Ausübung ihres Berufs nicht irre machen. Wenn sie auch bei ihren Berathungen nicht durch den Impuls der Oeffentlichkeit zu einem edleren Ehrgeiz gespornt werden konnten, wenn auch kein Volk von Zuhörern durch stürmischen Beifall die Wände erzittern lassen kann. Sie sind jedoch immer Männer, Sprecher.

Hätte wohl die Regierung alle eure Reden ungehört gelassen, wenn ihr es verstandet, wirklich volksthümliche und öffentliche Dinge zu verhandeln!

Es ist wahr! es war ein Act der Gnade, als der König Versammlungen von Städtebürgern gestattete. Soll aber eure ganze Thätigkeit fortan nur darin bestehen, auf neue Acte der Gnade zu warten? Ihr klagt die Regierung thue nichts; aber handelt selbst, und gebt der Regierung etwas zu denken und zu thun.

Redet! und man wird auch hören. Aber ihr müßt auch so reden, daß ihr des Hörens werth seid. Wo zwei oder drei ächte Männer zusammen sind, und zwar im Geiste des Staats zusammen sind, solche Männer reden gewiß hörbar, und für die Interessen der Gesammtheit: hörbar selbst durch verschlossene Thüren hindurch: für das Volk, selbst wenn es nicht zugegen ist. Das Gesammtinteresse ist nicht dazu gemacht, in die vier Wände eingesperrt zu sein, es trete nur auf, und es wird die vier Wände sprengen.

Den Provinzialständen steht es frei zu bitten: ich sag nur, daß es eine würdige Art zu bitten giebt, auf welche die Verweigerung schwer wird. So aber zu bitten! daß heißt: der Bitte ein offenkundiges Interesse für den Nebenmenschen, eine vernünftige Darlegung der Verhältnisse zur Seite zu stellen, dazu gehört eine durch die Liebe zur Gesellschaft geläuterte Erfahrung.

Der Bürger hat also die Anknüpfungspunkte, seine Sache zu führen, nicht benutzt. Nun ist es so weit gekommen, daß unserem intelligenten gewerbsthätigen Volke nur noch zwei Wege offen stehen, um sich sein Leben lang hindurch zu schleppen: daß es nur noch die Wahl hat, entweder durch stinkenden Geiz, Lug und Betrug zum Reichthume zu gelangen, oder mit ehrlicher Denkweise und stetem Fleiß Bettler und arme Hunde zu bleiben für immerdar: Schmeichelt man sich etwa mit der Hoffnung, daß sich das arme Sünderthum bekehren werde: daß es in seinem hoffnungslosen Zustande auf alle Lebensgenüsse resigniren wird?

Ein Volk, das erst vernünftig hat denken gelernt, will auch vernünftig leben, es will die Früchte seiner Thätigkeit auch selbst kosten; es will im Angesichte der Civilisation nicht darben, sondern leben und froh sein, daß es lebt."

Das Gewerbegesetz, die Grundlage der heutigen Zustände, durfte unter der Regierung König Friedrich Wilhelm III. keine Abänderung erwarten. „Mit des Königs Jahren entwickelte sich die Herrschaft der Büreaukratie, und gegen diese konnte weder Provinzial- noch Municipal-Freiheit aufkommen. — Das Volk in Folgsamkeit verehrte den König und mißtraute der Verwaltung.

Das Volk litt — denn durch das Uebermaaß der Erzeugnisse fand dessen Industrie weder Absatz noch der Arbeiter Beschäftigung. Es hoffte auf Erlösung, auf eine besondere Wendung der Dinge, ohne eigentlich zu wissen, durch welche Wunder die Dinge erscheinen würden.

Digitized by Google

Da ſtarb der König Friedrich Wilhelm der Dritte.

Die Denkweiſe, welche bei unſerm König vorausgeſetzt wurde, gab zu der Vermuthung Anlaß, daß eine weſentliche Veränderung in der Staatsform erfolgen würde.

Die Nothwendigkeit von Reform war gegründet. Allein hier iſt zu bedenken, ob dieſe Reform dem Zweck entſprochen haben würde, den man von ihr erwartete.

Das Volk jubelte; und dieſer Jubel mußte dem Fürſten um ſo ſchmeichelhafter ſein, da verſchiedentliche Anträge auf die plötzliche Mündigkeit und Urtheilfähigkeit dieſes Volkes hingewieſen hatten.

Es gab zu erkennen, daß es bei allen revolutionairen Erſcheinungen noch nicht verlernt habe, ſeine Könige zu lieben, und wartete in ſeiner gewohnten konſequenten Paſſivität, bis ihm abermals ein Geſchenk geboten würde, von dem ſchwer zu beweiſen iſt, daß es gerade dem leidenden und bedrängten Theil des Volkes ein wirkſames Heilmittel an die Hand gegeben hätte.

Denn die Zeit, in der wir leben, iſt kein Machwerk des Augenblicks: Darum können wir auch nicht verlangen, daß ſich urplötzlich ihre Geſtalt durch das bloße Wort eines einzigen Mannes verändere, und zwar zu unſerem Vortheil verändere! — Hierzu iſt mehr nöthig als Conceſſion.

Das war noch das Geringſte, daß man die Conſtitution erwarten zu dürfen glaubte — denn eine Conſtitution zu geben, das liegt doch wenigſtens nicht außer dem Machtgebiet eines Königs. Aber alle waren nicht ſolche liberale Politiker. Viele, die von einer praktiſcheren Noth als von der an der Geſetzgebung nicht Theil nehmen zu können, bedrängt waren, glaubten, daß der neue König nur lauter Einrichtungen, um den Arbeiter, den Handwerker, den Kaufmann, den Fabrikanten, und den Millionair vor Hunger zu ſchützen, mit auf den Thron bringe.

Solche Einrichtungen aber liegen in keines Menſchen Macht. Die Sache muß ihren Gang gehen.

Es blieb alſo alles wie es war, und der Vernünftige wird ſich hierüber weder wundern, noch ſeine Unzufriedenheit gegen einzelne Menſchen richten."

Nachdem Carl Reichardt auf dieſe Weiſe die Anſichten der Liberalen zurückgewieſen, ſchließt er mit folgender Betrachtung:

„Was aber ſollen wir thun?

Wir haben geſehen, daß unſere ehrenwerthen Stadtverordneten und Provinzial-Vertreter am liebſten zu uns ſagen: Vertraut, ſo wie wir vertrauen; ſeid mit dem Platz, auf den ihr geſtellt ſeid, zufrieden, ſo wie wir mit der Stellung zufrieden ſind, welche uns die Regierung angewieſen.

Wir wiſſen außerdem, daß auch der wohlgeſinnteſte Monarch nur im Stande iſt, die Verhältniſſe, wie ſie eben beſtehen, zu ſchützen, nicht die Hoffnungen, die darüber hinaus liegen, zu erfüllen. Wir wiſſen ferner, daß liberale Politiker ſich lieber mit dem Galimatias von Volksrepräſentation, Selbſtgeſetzgebung als mit dem Volke ſelber abgeben, das repräſentirt und dem Geſetze gegeben werden ſollen.

Darum glaube ich, daß ich gerade deshalb, weil

Digitized by Google

ich weder Stadtverordneter, noch Provinzial-Vertreter, noch König, noch politischer Theoretiker bin, sondern weil ich in den Verhältnissen, die ich bespreche, praktische Erfahrung habe, einmal auch ein Wort darein geben darf. Ich will es versuchen, zu beweisen, daß es am besten und Sachgeeignetsten ist, wenn jeder für sich selbst öffentlich spricht, und des Volkes Angelegenheit zum Gegenstande einer literarischen Verhandlung macht.

Hilf dir selber!"

Der Druck des „Preußischen Bürgerthums" wird alsbald von Neuem beginnen und die Egbert Bauersche Buchhandlung hofft, dem Publikum recht bald ein Werk darbieten zu können, in welchem der Verfasser seine Erfahrungen über das Zunftwesen, über die Preußischen Gewerbegesetze und über die Verarmung des arbeitenden Bürgers niedergelegt hat. —

Verlag von Egbert Bauer in Charlottenburg. Berlin, gedruckt bei F. Rietack.

Digitized by Google

Allgemeine

Literatur-Zeitung.

Monatsschrift,

Herausgegeben

von

Bruno Bauer.

Heft 3. Ausgegeben im Februar 1844.

I.

Karl Reichardt's Vertheidigung des ersten Bogens seiner Schrift: „das preußische Bürgerthum."

Im vorigen Heft der Literatur-Zeitung war die Entscheidung des königlichen Obercensurgerichts auf die von Karl Reichardt gegen die Verfügung des Censors geführte Beschwerde mitgetheilt.

Die Beschwerde selbst wird dem geneigten Leser hiermit übergeben.

An ein Hohes Königlich Preußisches Ober-Censur-Gericht.

Die Verweigerung der Druckerlaubniß für den beiliegenden Bogen, eine Verweigerung, welche der Censor sowohl durch Hinweisung auf Art. IV. der Censur-Instruction, als auch in persönlichem Gespräche mit mir durch weitere Ausführung specieller Gründe, die ich nicht anerkennen kann, motivirte, führt mich zu einem hohen Censur-Gericht mit der ergebensten Bitte: den Inhalt desselben einer genauen Prüfung zu unterwerfen.

Der Verfasser findet es nöthig, ein hohes Censur-Gericht mit seinen Verhältnissen bekannt zu machen, da die ganze Abfassung der Schrift, so wie auch der Plan zu derselben, eine Folge seiner Erfahrungen ist, die er durch seine Stellung im Leben sammlen konnte.

Ich heiße Carl Ernst Reichardt, bin Buchbinder, und als solcher seit dem Jahre 1837 in Berlin als Bürger und Meister ansässig; fand aber bei der großen Ueberfüllung unseres Gewerbes für mich und meine Familie hier mein Brod nicht und begab mich, nachdem ich mein ganzes Betriebscapital zugesetzt hatte, im Jahre 1840 nach Posen, wo ich glaubte, daß ein arbeitsfähiger Mann noch eher an seinem Platze sei. Allein ich mußte mich überzeugen, daß ein selbstständ-

Digitized by Google

diges Geschäft ohne Betriebscapital in dieser Zeit nicht aufkommen kann, um so mehr, wenn der Mann, der solches unternimmt, noch andere Pflichten zu erfüllen hat, als für sich allein zu sorgen.

Ich sah also die Unmöglichkeit, mich in genannter Stadt ohne Geld zu halten, ein, und kam im Laufe des Jahres hierher zurück.

Ich habe die jetzigen Zustände praktisch durchgemacht. Ich habe an mir und vielen Handwerkern, mit denen ich in Berührung kam, wichtige Erfahrungen sammeln können.

Wenn ich nun mein praktisches Wissen noch durch das Lesen vieler Schriften und öffentlicher Mittheilungen über unsere Zustände Gelegenheit fand, zu erweitern, und meine Erfahrungen durch eine literarische Arbeit, betitelt „das preußische Bürgerthum von einem Manne aus dem Volke" zur öffentlichen Kenntniß bringen will: das, glaube ich, wird mir ein hohes Censurgericht nicht verweigern. —

Ich bin kein Schriftsteller von Profession, sondern ich schreibe aus Gewissenspflicht: und wenn ich in meiner Schrift, deren ersten Bogen ich einem hohen Censurgericht zum höheren Gutachten vorlege, die ganze Wahrheit werde gesagt haben; dann werde ich wahrscheinlich nichts weiter schreiben.

Eine gründliche Darlegung unseres gegenwärtigen Verhältnisses, unseres Standpunktes, was wir als Bürger gewesen sind, und was wir jetzt sind, zu geben: dazu ist die reine Theorie nicht genugsam befugt; denn noch habe ich keine Abhandlung gelesen, die nicht den Mangel der Einseitigkeit gleich am Eingang mit sich geführt hätte.

Ich habe nun in der Einleitung meiner Schrift gesagt: „daß das Gewerbegesetz von 1810 durch die Form, in welcher der neue Bürgerstand existirt, für ihn verderblich geworden sei." Ich sage: „fortwährende Täuschung bringt Gefahr." Das heißt: ich zweifle, daß die Regierung den ganzen Umfang unserer Noth kennt. Und ich glaube, daß es die Pflicht des erfahrenen Mannes sei, diese ihr darzustellen, ohne weitere Rücksichten, als im Vertrauen auf die Regierung, das ich offen genug ausspreche, ihr einen bis jetzt vielleicht zu wenig gekannten Zustand ans Herz zu legen.

Kein guter Bürger zweifelt daran, daß der Regierung das Wohl des Volks am Herzen liegt. Darum sage ich „werden für jeden Uneingeweihten die Ursachen vorhandener Besorgnisse immer ein Räthsel bleiben." Der Gedankengang, den ich nun verfolge, ist der: wenn die Regierung von unserer Noth nichts Gründliches erfährt, so liegt dies nicht an ihr, sondern an denen, die, zum Reden eingesetzt, nichts Durchgreifendes sagten. Ich sage, daß der König durch einen kraftgebenden Act der Gnade:

die Städteordnung;

den Bürgern Gelegenheit gab, ihre Interessen durch die Einsichtsvollsten aus ihrer Mitte vertreten zu lassen. Daß er ferner für die Interessen des Volkes Provinzial-Landstände zusammenrief. Wenn ich nun sage, „der König legte seine Bedeutung in jene Verordnung," liegt darin etwa eine Satyre; habe ich nicht Recht? Die Central-Regierung giebt sich nicht mit dem Geschäft ab, in der Volksbetriebsamkeit kleine eingerißne Uebel und Mißbräuche zu beobachten und zu untersuchen. Hier haben die Stadtverordneten und Provinzial-Stände das Amt, zu reden.

Meine ganze Bezugnahme auf unsere Repräsentanten drückt die Ueberzeugung aus, daß sie das Geschenk, was man ihnen bot, nicht zu einem Rechte zu machen wußten. Das heißt, daß sie es nicht verstanden, als pflichtmäßig und getreue Bürger, die ihnen von des Königs Majestät ertheilte Befugniß zu be-

Digitized by Google

nutzen, über das Gesammtinteresse mit zu wachen, und durch eine vernünftige Darstellung der Verhältnisse der Regierung über das Getriebe des Volkslebens eine helle Anschauung zu verschaffen. Seite 5 führe ich an: „den Provinzial-Ständen steht es frei, zu bitten. Nun sagt ihr zwar, ihr liberalen Theoretiker, daß in ihren Versammlungen nur Männer des Standes und nicht des Volkes sitzen: daß die Regierung eine zu große Macht habe, freisinnige Bitten zurückzuweisen u. s. w."

Den letztern Satz hat der Herr Censor besonders angestrichen; darf ich aber nicht eine Meinung, welche oft genug gegen die Provinzial-Stände ausgesprochen ist, anführen, um sie zu widerlegen? Meine Widerlegung ist aber die: — die Provinzial-Stände hätten nur wollen sollen, und sie wären Männer des Volkes geworden; die Regierung hätte sie gewiß auch gehört.

Denn wahrlich! „diese ist unserer bürgerlichen Glückseligkeit nicht im Wege. Es kann und muß ihr Interesse sein, daß wir gedeihen."

Ich drücke mich nach meiner bürgerlichen Praxis nicht falsch aus, wenn ich sage, „gesetzt auch: die preußische Regierung sei nicht liberal genug und wolle der öffentlichen Meinung kein oppositionelles Recht einräumen ꝛc." Ich stelle unsern Vertretern diese Proposition, um ihnen zu beweisen, daß sie ihre Stellung nicht begriffen. Sie ließen sich durch einen ganz natürlichen Widerstand irre machen.

Was ich nun über sie in dem vom Herrn Censor gestrichenen Satz, Seite 6, weiter gesagt habe, als: „wenn auch kein Volk von Zuhörern von der Tribune herab euern Ehrgeiz zu spornen diente, und durch stürmischen Applaus die Wände erzittern ließ," erkläre ich nach dem Resultat ihrer Wirksamkeit, als eine folgenrechte Redensart.

Seite 8, als: „Bei unserm denkenden Volke, dem man gewiß nachrühmen wird, daß es ruhig ist, und die Zustände, so lange es nur geht, erträgt ꝛc." findet der Herr Censor in der Form meiner Behandlung das sicherste Merkmal der Ironie, welche er nun auf die ganze Abhandlung meiner Zeitschilderung auf Seite 10 überträgt; und in dem Lobe, das ich dem König ertheile: daß er das Beste seines Volkes als ein christlich frommer Mann wollte; die unwiderlegbare Spitze der Ironie.

Nimmermehr würde ich mich leichtsinnig einer Arbeit unterzogen haben, bei der, wie Jeder begreift, die gründlichste Kenntniß aller Thatsachen und ihre Würdigung zu Grunde liegen muß. Entscheide das hohe Censurgericht über den ganzen Satz Seite 10, wo ich anfange: „Allein zu einer Veränderung von Gesetzen, welche den Staat aus großer Gefahr gerettet ꝛc." bis zum Schluß, wo ich unsern verewigten König als einen christlich frommen Mann bezeichne und weise mich zurecht, ob sich in ihm eine Unwahrheit ausspricht, und ob in ihm etwas Bezügliches, Censurwidriges enthalten sei.

In Bezug auf den ersten, Seite 6, vom Herrn Censor angemerkten Satz, daß die Volksnoth bei uns groß sei, sage ich nur, daß diese Bemerkung eine wahre ist, und daß Wahrheiten aussprechen, um eine mögliche Heilung herbeizuführen, wahrlich nicht staatsgefährliche Ironie sein kann.

Bis jetzt habe ich an die Wahrheit meiner Rede noch den Glauben und halte ihn fest. Ich und meines Gleichen haben von der Censur eine andere Meinung, als daß sie die Wahrheit durch einen Federstrich vernichten sollte. Freilich muß ich erstaunen, wenn der Herr Censor mir eine Wahrheit streicht, welche im Laufe der letzten Jahre das tägliche Thema der Publicisten gewesen ist, die Bogen lange Commentarien über dieselbe geschrieben, und ohne ihre

Digitized by Google

tiefſten Beweggründe zu kennen, ihr Daſein oft zum Gegenſtand des bitterſten Tadels machten.

Da ſage ich ganz einfach: „das Volk litt — denn durch das Uebermaaß der Erzeugniſſe fand deſſen Induſtrie weder Abſatz, noch der Arbeiter Beſchäftigung, es hoffte auf Erlöſung, auf eine beſondere Wendung der Dinge, ohne eigentlich zu wiſſen, wodurch dieſe Dinge erſcheinen ſollten.“ Ich finde die Wahrheit eben ſo nothwendig, als die Ruhe die Pflicht eines jeden Bürgers iſt, und wenn ich nach meiner Stellung, nach meiner Ueberzeugung einer täglich überhand nehmenden Armuth Bedenken trage, daß ein ſolches Verhältniß dauerhaft ſei, und mich in jener für den Herrn Cenſor bezüglichen Stelle ausdrücke: „bei unſerm denkenden Volke ꝛc.“ dann ſetze ich voraus, daß unſere hohe Stattsbehörde eine ſolche Meinung von einem Bürger, einem praktiſch erfahrenen Manne anders aufnehmen wird, als wenn fort und fort die Theorie ein Verhältniß zur Zielſcheibe ihrer Operationen macht, ohne es in ſeiner tiefſten Gründlichkeit erkannt zu haben.

In meiner Abhandlung über Gewerbefreiheit werde ich die Sache ausführlich erörtern.

Ich wollte die dem Herrn Cenſor mißfällige Stelle ändern, allein ich fand die Worte für meinen Zweck gerade paſſend, und in dem Ausdrucke „denkenden Volke“ keinen Winkelzug.

Seite 11 rede ich von einem wunderbaren Zuſammentreffen hiſtoriſcher Thatſachen in der preußiſchen Monarchie. — daß man es bei dem Tode Sr. Majeſtät des Königs merkwürdig fand, daß gerade ein Jahrhundert früher der große König den Thron beſtieg ꝛc.

Bei alle dem, daß in dem Cenſurbogen durch ein Verſehen beim Druck, durch Weglaſſung zweier Worte in dem Satz gar kein Zuſammenhang liegt, (es ſoll nehmlich heißen: „durch ein wunderbares Zuſammentreffen hiſtoriſcher Thatſachen war das Jahr 1840 in der preußiſchen Monarchie ein bedeutungsvolles“) hat ihn der Herr Cenſor doch angezeichnet. Ich weiß nicht, was darin für ein Geheimniß ſteckt. Ich vermuthe, daß der Druckfehler die Schuld trägt.

In Bezug auf den Freiheitsſchwindel unſerer Liberalen, die nur immer auf die Gelegenheit zu paſſen ſcheinen, feſtſtehende Verhältniſſe über den Haufen zu werfen, daß aber ein leiſer Druck der Maſchine hinreichend ſei, die Eiſenfreſſer in Furcht und Zittern zu ſetzen, hätte ich mich etwas derber ausdrücken ſollen — indeſſen habe ich klar genug dargethan, daß wir wohl wiſſen, was dieſe mit uns und der beſtehenden Ordnung im Sinne führen. Wenn ich alſo die Zügel der Ordnung in den Händen desjenigen ſehe, dem ſie durch hiſtoriſches Recht überliefert worden ſind, dann möchte ich nach Zuſammenſtellung aller liberaler Tendenzen vor Lachen mir den Bauch halten.

Seite 12, wo ich von erwarteten Reformen und der plötzlichen Mündigkeit des Volkes rede, hat mir der Herr Cenſor bis auf die Zeit, die, wie ich ſage, „kein Machwerk des Augenblicks iſt“ alles als bezüglich angeſtrichen. Ich bitte ein hohes Cenſurgericht, darauf zu achten, daß ich in den Worten: „der König neigte ſich dem Prinzip ſeparirter Volksklaſſen“ nichts als eine gefällige Darſtellung der Verhältniſſe geben will. Wie oft habe ich geleſen, „daß der König den Majoratsadel begünſtigt und an dem Corporationsweſen ſeinen Gefallen hat.“ Sollte denn damit, daß man eine ganz einfache Thatſache erzählt, zugleich ein Tadel ausgeſprochen ſein? Was ich von und über die Reformen denke und darüber geſagt habe, darin liegt doch für die Cenſur nichts Strafbares? Ich ſage ohne Weiteres: „wir können von der

Digitized by Google

Macht und dem Willen eines einzigen Mannes nicht verlangen, daß sich urplötzlich die ganze Gestalt der Zeit verändern soll, und zwar zu unserm Vortheil."

Ich meine, hierzu ist mehr nöthig, als Concession und Redensart.

Ich gehe zu Seite 13 über; Erwartung und Hoffnung drängt sich hier zusammen. Und was für eine Erwartung? Ja! ihr liberalen Politiker! ihr erwartetet eine Constitution! — auf daß ihr glänzen könntet durch eure pomphaften, gehaltlosen Reden. Daß man bei eurer Erscheinung von euch sagen sollte: „seht! hier geht, dies ist ein Volksrepräsentant, ein Mitglied der Deputirtenkammer."

Eine Constitution zu geben, liegt nicht aus dem Machtgebiet eines Königs. Wenn ich nun aber sage, daß die meisten unter euch nicht wußten, was eine Constitution bedeutet, daß ich in eure Sache, in der, wie ihr meint, für uns das einzige Heilmittel unserer Rettung liege, Mißtrauen mit sammt eurem Talent setze; wenn ich, wie der Inhalt des Satzes ausdrückt, in den Bestrebungen der Liberalen nichts für uns selbst erblicke und eben damit einverstanden bin, „daß alles beim Alten blieb:" ist das für die Censur eine gefährliche Tendenz? oder ist es der Censur gestattet, willkührlich Tendenzen zu suchen, und nach ihrem Bedünken herauszudeuteln? Nein! das kann ich mir nicht denken.

Die Menschen machen sich oft verkehrte Vorstellungen: deßhalb sage ich auch: „viele, die von einer praktischern Noth, als von der, an der Gesetzgebung nicht theilnehmen zu können, bedrängt waren, glaubten, daß der neue König lauter Einrichtungen mit auf den Thron bringen würde, um den Arbeiter, den Handwerker, den Kaufmann, den Fabrikanten und den Millionair vor Hunger zu schützen." Eben so wenig wie ich mir denken kann, daß die Censur willkührlich verfahren darf, so fest bin ich überzeugt, daß solche Einrichtungen in keines einzelnen Menschen Macht liegen. Es ist besser, die Sache geht ihren Gang. Darüber wird sich der Vernünftige weder wundern, noch seine Unzufriedenheit gegen einzelne Menschen richten.

Seite 14 — 15 geben eine kurze Zusammenfassung dessen, was in der ganzen Einleitung gesagt ist. Wenn also ein hohes Censurgericht findet, daß in der Einleitung selber nichts Staatswidriges gesagt ist, sondern nur Gesinnungen, die aus dem Herzen heraus gesprochen sind; so wird es auch die Zusammenfassung nicht gefährlich finden. Ich meine: „daß, wenn das Volk verlangt, daß ihm geholfen werde, es auch zeigen solle, daß es der Hülfe werth sei, und in seinem Verhältnisse ein Wort sprechen muß."

„Hilf dir selber."

Hier übergebe ich dem hohen Censurgericht meine Angelegenheit.

Wie ich schon gesagt habe, ich hätte nicht geglaubt, daß ich bei einem hohen Censurgericht würde Zuflucht suchen müssen, denn ich hatte von der Censur eine andere Vorstellung, als wie sie sich mir zeigte.

Bis jetzt hielt ich und meines Gleichen die Censur für eine Wohlthat, für eine würdige Einrichtung des Staates, des Staats: des großen preußischen Staates.

Wir glaubten, das, was der Censor streicht das sind revolutionaire Faseleien; das sind dumme, grundlose Angriffe. Als ich aber die reine Wahrheit, wie ich sie wußte, niederschrieb: als ich mit dem, was ich sagte, dem Staat und meines Gleichen nützen wollte, als ich ein ehrliches Wort rund heraus sagte; da glaubte ich nicht, daß der Herr Censor mich mit den Worten abweisen würde: „Was ich da geschrieben hatte, sei staatsgefährlich." Wahrhaftig! bis dahin war es mir noch nicht eingefallen, mich dem

Digitized by Google

Staate gegenüber zu stellen und zu glauben, daß ich, der simple Bürger, dem großen preußischen Staate gefährlich werden könne.

Auch bis zu uns ist das Gerücht von der Einsetzung eines Censurgerichts gedrungen. Gewiß! ich habe ein großes Zutrauen in die Einsicht dieses Gerichts. Deshalb erlaube ich mir, nach meinem bürgerlichen Rechtssinn noch einige Andeutungen zu machen.

Der Herr Censor sah nach der Firma der Verlagshandlung und meinte: „Was bei Egbert Bauer in Charlottenburg erscheine, das sei die Censur gehalten, einer strengern Aufsicht zu unterwerfen."

Natürlich hat mich diese Mittheilung des Censors befremdet.

Nicht blos, weil ich daraus den Schluß nehmen mußte, daß das, was ich gesagt, einer Firma wegen besonders leiden, und daß die Wahrheit nach der Firma abgemessen werden solle, sondern weil ich hierin eine willkührliche Ungleichheit des Rechtes sehe.

Zugleich stellte der Herr Censor die Vermuthung auf, und wie ich wahrzunehmen glaubte, mit Ueberzeugung: daß die Abfassung des ersten Bogens von meiner Schrift aus der Feder geübterer Schriftsteller geflossen sei, als wie sie plötzlich aus dem Volk auftauchen könnten.

Er erlaubte sich, nach der Firma auf die Gebrüder Bauer, als die Verfasser des Bogens zu schließen. — Nein, meine Herren! Die Schrift ist die Frucht meiner Erfahrung, meiner reiflichen Ueberlegung: ich selbst habe sie componirt und niedergeschrieben.

Erkennt der Censor in ihr Schärfe, oder was noch mehr sagen will, eine staatsgefährliche Ironie? er hat Unrecht, und deshalb muß ich mich vertheidigen, und die Entscheidung meiner Sache einem hohen Censurgericht übergeben.

Möge es mich bald von seiner Entscheidung in Kenntniß setzen, da der Druck der folgenden Bogen ungestört fortgeht, der Satz des ersten Bogens aber ohne bedeutende Kosten nicht lange stehen kann.

Ich bitte ein hohes Censur-Gericht, die Antwort auf dies mein Schreiben, an die Buchhandlung von Egbert Bauer in Charlottenburg zu adressiren.

Ich bin

Eines hohen Censurgerichts

Hochachtungsvoller

Carl Ernst Reichardt.

Berlin, den 13. November 1843.

II.

Correspondenz.

Aus Bern.

Glauben Sie wohl, daß ich mich nach Berlin zurücksehne? Und daß ich behaupte, der sei kein echter Berliner, dessen Sentimentalität für die Töne der Drehorgel und für Günthers Local nicht stärker ist, als die Sehnsucht des Schweizers nach dem Kuhreigen? Ja, aus dem Lande der Preßfreiheit, aus dem Lande der Demokratie, aus dem Lande der Telle und Winkelrieds, aus dem Lande des St. Bernhard und des St. Gotthard sehne ich mich nach der Censur, nach der Staatszeitung, und nach dem Kreuzberge zurück. Ich habe nun einmal ein Vorurtheil gegen diejenigen Länder, die, wie die Schweiz, den Schein des Behagens und Wohlstandes um sich gebreitet: es ist mir immer, als ob solche Länder hinter der Civilisation und ihren Kämpfen zurückgeblieben. Die Freiheit des Schweizers ist die Freiheit des für sich abgeschlossenen Besitzers, der

Digitized by Google

ſich ganz wohl fühlt in ſeiner Haut, ganz wohl fühlt hinter ſeinem Berge, mit ſeiner Frau, mit ſeinen Knechten und mit ſeinen Kühen. Dieſe Freiheit hat etwas abſtoßendes, ſie iſt nicht productiv, ſondern im höchſten Grade conſervativ, ſie iſt nicht aufgeweckt, nicht aufgeſchloſſen.

Ich weiß, welchen Abſcheu Sie vor den Kleinſtädtereien haben: da kommen Sie ja nicht nach der Schweiz. Wovon unterhält man ſich zum Beiſpiel hier in Bern? Hier herrſcht natürlich eine andere Ariſtokratie, als die des Kuhreigens: hier ſind es „die Götter des Syrups, der Gerberei," welche der Anbetung theilhaftig werden. Hier ſind es die verſchiedenen „Societäten" welche rivaliſiren; man trägt ſich wochenlang mit Klatſchereien, wie Der auf dem Ball ſich lächerlich gemacht, wie Jener Prügel bekommen, wie der Dritte ſich betrunken, und wie der Vierte von ſeiner Angebeteten einen Korb bekommen habe.

Und die Preßfreiheit? Sie nimmt hier mehr die Form eines ungenirten Geſprächs an. Begreifen Sie es? Seit ich hier bin, habe ich allen Ernſtes einen Vergleich zwiſchen der hieſigen Preßfreiheit und unſerer Cenſur angeſtellt: ich habe mir ſo gedacht, daß die Cenſur immer noch eine Art geſellſchaftlichen Charakters an ſich hat, und daß ſie gewiſſermaßen aus Rückſicht auf das Volk eingeſetzt iſt. Die hieſige Preßfreiheit aber hat den Charakter des Privatbeſitzes, ſie geht von dem Grundſatze aus, daß die Cenſur dem Rechte des Einzelnen, nicht aber, daß ſie dem Rechte des Allgemeinen entgegenſtehe. Der Einzelne will ſich ausſprechen, aber er bedenkt oft genug nicht, vor wem er ſpricht.

Nun werden Sie ſich ſchon ſelber den Schluß ziehen, daß die Schweizeriſche Demokratie zu einer Herrſchaft des Privatintereſſes wird, und daß die Schweiz nicht in der Fähigkeit zurückbleibt, die Idee durch die Wucht der begrenzten Intereſſen und Anſichten niederzuhalten.

Sie wiſſen, welche Anſtrengungen gerade jetzt von den Jeſuiten gemacht werden, um ſich in der Schweiz einzubürgern: der ſogenannte Aufgeklärte zittert um ſo mehr vor ihnen, je mehr die Verſuche der Jeſuiten mit Erfolg gekrönt werden. Es muß aber doch in dem Volke ſelber ein günſtiger Boden ſein, der es den Jeſuiten erlaubt, auf eine gedeihliche Ausſaat, eine gute Erndte zu rechnen. Es iſt doch immer der katholiſche Theil des Volkes, welcher den Mönchsorden die Gelegenheit giebt, in der Schweiz ihre Herrſchaft auszuüben. Laſſen Sie ſich eine Schilderung der katholiſchen Verhältniſſe in der Schweiz geben.

Sie kennen Franz Sebaſtian Ammann; aber Sie wiſſen vielleicht nichts Näheres von ſeinen Schickſalen: und doch ſind gerade dieſe Schickſale ſo geeignet, an ihnen die Zuſtände des Katholicismus in der Schweiz, die Lebensart der Mönche, die Sinnesweiſe des katholiſchen Volkes kennen zu lernen.

Ammann iſt der Sohn frommer Aeltern, die ihn in der Ehrfurcht vor Gott und vor einem Kloſter-Fiſchinger Mönche, Namens Heinrich Schmidter, der ihr Haus zuweilen beſuchte, erzogen. So oft dieſer Benedictinermönch das Haus des alten Ammann betrat, mußte Sebaſtian mit ſeinen Geſchwiſtern auf die Knie fallen, worauf ihnen der Prieſter ſeinen Segen ertheilte und ſie mit Weihwaſſer beſprengte: keine größere Ehre, als wenn Sebaſtian bei ſolchen Gelegenheiten dem Pfarrer den bleiernen Weihwaſſerkeſſel reichen durfte. Ja, Sebaſtian erlaubte ſich wohl manchmal den frommen Betrug, den Weihkeſſel, wenn er ausgetrocknet an der Wand hing, mit ungeſegnetem Brunnenwaſſer zu füllen, um nur des Glückes

Digitized by Google

der Beſprengung theilhaftig werden zu können. Nach der Segnung ſetzte ſich der ehrwürdige Herr Heinrich Schmidter zu Tiſch, und ließ ſich mit Branntwein, mit Kirſchwaſſer, mitunter auch mit einem Glaſe Wein bedienen, wie denn überhaupt nur an ſolchen Tagen im Hauſe des alten Ammann Wein zum Vorſchein kam. „Glaube nicht, ſagte dann der Vater zum Sohne, daß der Herr Pfarrer den Wein des Weines wegen trinkt; nein, wenn die Prieſter Wein trinken, ſo thun ſie es uns zu lieb, um zu beweiſen, daß ſie uns arme Menſchen nicht verachten."

Die frommen Aeltern glaubten kein gottſeligeres Werk thun zu können, als wenn ſie ihr Söhnchen, in einem Alter von ſieben Jahren, ins Kloſter Fiſchingen thaten. Der ſiebenjährige Knabe ſah hier ſo Manches, was er damals freilich noch nicht verſtand, was ſich aber tief und lebhaft ſeinem Gedächtniß einprägte, um ſein ſpäter empfangenes Bild des Kloſterlebens zu vervollſtändigen.

Nicht lange befand er ſich unter den Kloſterſtudenten, und ſchon fing ſeine Hochachtung für die Mönche zu ſchwinden an: er wurde traurig, nachdenkend, ſeine Aeltern aber, die er von Zeit zu Zeit beſuchte, merkten nicht darauf, und freuten ſich nur, daß ihr Söhnchen ſchon das Vater unſer lateiniſch konnte, ſie beneideten ihn, daß er im Kloſter, in dieſem „Himmel auf Erden," wie ſie ſich ausdrückten, leben durfte. Die Kloſterherren waren nicht ſo blind für die Veränderung, welche in der Seele Sebaſtians vor ſich ging; und der Moderator Thomas Eiſenring verklagte ihn bei ſeinen Aeltern, daß er ſeinen Profeſſor Willibald lieber habe als ihn. Dieſer Profeſſor Willibald, Todfeind Eiſenrings, hatte eine ſtarke Parthei unter der Kloſterjugend für ſich: Eiſenring rächte ſich, indem er die Schüler des Profeſſors zu ſich berief und Jeden mit einem ſchweren Lineal ſo lange auf die Fingerſpitzen ſchlug, bis das Blut aufſpritzte. Durch dieſe Tortur wollte er die Knaben zwingen, Böſes gegen den Profeſſor auszuſagen. Unſerm Sebaſtian, der darauf beſtand, vom Herrn Profeſſor Nichts Böſes zu wiſſen, ſchwollen die Hände von den Schlägen ganz rund an, und außerdem ward er verurtheilt, zwei Stunden lang in einem offenen Gange auf kaltem Ziegelboden zu ſitzen; und es war gerade ein ſehr ſtrenger Winter.

Bald darauf aber erzeigte ſich der Moderator ziemlich freundlich gegen ihn, denn er wollte ihn zu einem Liebeswerke gebrauchen. Er berief Sebaſtian auf ſein Zimmer, erlaubte ihm, ſeine Aeltern zu beſuchen, und gab ihm dabei den Auftrag, einen Brief an ſeine Taufpathin zu beſorgen. Sebaſtian, welcher fürchtete, daß dies Schreiben Klagen gegen ihn enthalte, öffnete den vermeintlichen Uriasbrief, fand ihn aber voller Zärtlichkeiten für die liebe Taufpathin, an deren Umarmungen ſich der fromme Pater mit Wärme erinnerte.

Das Kloſter Fiſchingen, in einer öden und abgelegenen Gegend, galt für ein Muſterkloſter, und Sebaſtians Lehrer verfehlten auch nicht, ihm die Gefahren der Sünde zu ſchildern, vor Allem aber, ihn vor den verführeriſchen Reizen des weiblichen Geſchlechtes zu warnen. Dadurch ward Sebaſtian nur um ſo neugieriger: als er aber einſt ſeinen Beichtvater fragte, welches denn dies Etwas ſei, wodurch man ſich mit dem weiblichen Geſchlecht verſündige, ward ihm eine Buße auferlegt, weil er ſich unterſtehe, als ein kleiner Knabe über die Sünde mit Weibern nachzudenken.

Und doch war der Moderator ſelber unter den Kloſterſtudenten ſo ſehr wegen Buhlerei verrufen, daß einſt zur Feier ſeines Namenstages der Altar im Betſale mit einem rothen Weiberrock behangen

Digitized by Google

wurde, den ein Student von einer Bauersfrau geborgt hatte. —

Sechs Jahre, von 1807—1813, brachte Sebastian im Kloster Fischingen zu und erlebte Nichts als Unkeuschheit, Aberglauben, Rohheit und Lieblosigkeit. Er sah die gegenseitige Feindschaft der Patres, er sah das unsittliche Leben geheiligter Prediger, er hörte Andere, welche sich wünschten, „daß sie ihre Mutter doch lieber gleich nach der Taufe ins Wasser gestürzt hätte; das sei ja ein Höllenleben." Bei alle dem theilte Sebastian seinen Aeltern Nichts von seinen Erfahrungen mit, denn es war allen Studenten streng verboten, von klösterlichen Verhältnissen zu schwatzen: auch hätten ihm seine Aeltern doch nicht geglaubt. Ueberdies tröstete sich Sebastian damit, daß es ja nach Christi eigenem Ausspruche Aergerniß geben müsse: er blieb dabei, sich dem Klosterleben zu widmen, da ihm die Benedictiner den festen Glauben beigebracht hatten, daß er nur als Mönch sein ewiges Heil sichern könne. Nur Benedictiner wollte er nicht werden, weil ihm der Gedanke unerträglich war, unabänderlich und lebenslänglich bei denselben Brüdern wohnen zu müssen. Er wandte sich den Kapuzinern zu, denn diese sind nicht für ihr Leben an dasselbe Kloster, an dieselben Mitglieder gebunden. Er ging in ein Kapuzinerkloster, war nun „geistlicher Hochzeiter," und am 14. October trat er in das Noviziat.

Keinem Novizen ist es erlaubt, während seines Noviziats, das ein Jahr dauert, sich von irgend Einem Aufschluß über das Leben der Kapuziner zu erholen; keiner der Patres darf mit einem Novizen sprechen. Und so sah denn auch Sebastian erst nach Ablegung des Ordensgelübdes, unter was für Herrn er gerathen war; er fand bei den Kapuzinern dasselbe Verderben, dem er durch Verlassung des Benedictinerordens entronnen zu sein glaubte; schon in den ersten Tagen seines Mönchstandes hatte er vom Pater Berchthold, der ihn des Nachts auf seiner Zelle besuchte und ihm von dem Umgang mit schönen Damen erzählte, Nachstellungen ganz eigenthümlicher Art zu erfahren.

Als junger Frater genoß Sebastian der Vergünstigung, ab und zu einen Pater zu häuslichen Besuchen in die Stadt Luzern begleiten zu dürfen. Bei solchen Wanderungen darf der Frater keinen Menschen ansehen, geschweige ein Wort mit Jemandem reden. Vielmehr muß der Pater streng darüber wachen, daß der Frater stets mit niedergeschlagenen Augen, die Hände in die Aermel versteckt, neben ihm dahergehe. Bei der Rückkehr muß sich sogar der Frater bei der Pforte auf die Knie werfen, und dem Pater seine Schuld mit folgenden Worten bekennen: »Benedicie, Reverende Pater! ich bekenne meine Schuld, daß ich so grob und ungeschickt bin und so wenig Mortification besitze, daß ich die Leute angeschaut habe: ich bitte Sie um eine gute Buße, daß ich mich bessern kann." Worauf der Pater ihm eine würdevolle Ermahnung giebt, ihm auch nöthigenfalls eine Buße zudictirt.

Solche Begleitung ist dem Pater sehr dienlich: die Leute können ja nun keinen Verdacht schöpfen, weil der Pater nie allein zu einem Frauenzimmer geht; und der Frater ist wieder nicht hinderlich, weil er an jedem Orte des Hauses, an welchen ihn der Pater stellt, mit niedergeschlagenen Augen stehen bleiben muß. Sebastian weiß freilich mancherlei Geschichten zu erzählen, die er erfuhr, indem er die Ohren zu sehr spitzte oder ein verrätherisches Schlüsselloch seinen Augen wenigstens freien Eintritt verstattete.

In dem Kapuzinerkloster auf dem Wesemlin bei Luzern war es besonders die Klosterpforte, bei welcher

Digitized by Google

die Patres die Besuche frommer Luzernerinnen empfingen — welche Almosen brachten. Sebastian mußte alle Mittwoch und Samstag die unteren Klostergänge, von denen eine Thür nach der Pforte geht, mit dem Besen auskehren: es war ihm verboten, durch die offene Thür auf die Pforte zu sehen; weshalb er die Thür lieber zustieß. Aber diese war alt und durchlöchert, und die Neugierde plagte ihn doch gar zu sehr. Er sieht durch eine kleine Oeffnung, wird vom Bruder Pförtner überrascht, verrathen; und nach der Kapuzinerpraxis, daß jeder da gestraft werde, wo er gesündigt, muß er als Buße die ganze Essenszeit hindurch, ohne etwas zu genießen, zur Conventsthüre hinausschauen.

Im Jahre 1819 ward Sebastian zum Pater ordinirt: er hatte nun sechs Jahre „studirt;" aber hatte er wohl bei der Lebensart in einem Kloster rechte Zeit und Gelegenheit zum Studium gehabt, da diese Lebensart eher zum Müßiggang als zum Fleiße anleitet? Der Frater sieht, daß die älteren Patres, nachdem sie ihre Messe gelesen, ihre Zeit vom frühen Morgen an mit Nichtsthun hinbringen; die Einen gehen im Repertorium lärmend und schwätzend bis zum Mittagsessen auf und nieder; andere trinken und singen in den Zellen. Nur Mittags von halb eins bis zwei Uhr, wo man sein Schläfchen hält, herrscht die in der Ordensregel gebotene Stille; dann schwätzt und trinkt man wieder; dazu wird noch derjenige, der studiren will, als Sonderling ausgelacht. Wozu auch studiren, da die meisten Kapuziner mit fünf oder sechs auswendig gelernten Predigten, die sie vielleicht gar von einem Vorgänger ererbt, ihr Lebelang auskommen? —

Die Misbräuche, welche seit schon so langer Zeit in dem Kapuzinerorden eingerissen, wurden endlich so schreiend, daß die Einsichtsvolleren und Besseren des Ordens die Nothwendigkeit von Reformen, besonders in den Studien, laut erklärten. Sebastian verfertigte im Anfange der Dreißiger, als es überhaupt hier in der Schweiz gegen die Misbräuche loszugehen schien, ein Manuscript über Studienreformen, welches auf folgende Weise zum Druck gelangte. Er war damals Guardian im Kloster Arth. Da besuchten ihn mehrere Male der famöse Christophor Fuchs, damals Reformer, und der ebenso famöse Siegwart Müller, damals wüthender Radicaler und geschworner Feind aller Klöster. Christophorus lag ihm stets in den Ohren: Sie müssen Reformen für die Kapuziner schreiben; die müssen andere Kleidung haben, keine Kutten und Sandalen mehr tragen, Eigenthum besitzen, nicht mehr betteln gehen, den lateinischen Chor abschaffen; schreiben Sie, schreiben Sie.

Ammann eröffnete dem Freunde, daß er wirklich eine Schrift über viel bedeutendere Reformen unter der Feder habe. — Also haben Sie schon Etwas geschrieben? O, geben Sie mir zu lesen! Ammann gab; Christophor und Siegwart ließen die Schrift hinter seinem Rücken drucken.

Wirklich war auch die Nothwendigkeit von Reformen mehr als zu sehr begründet. Die Erziehung der Novizen und Fratres wird auf folgende Weise beschrieben: „dem armen Jünglinge im Noviziate füllt man gleich anfangs den Kopf, statt mit Begriffen der evangelischer Vollkommenheit und der christlichen Wahrheit, mi widersinnigen Mönchsregeln und Ordensconstitutionen mit leeren Ceremonien, mit glänzenden Kleinigkeiten mährchenhaften Wunderwerken, Lebensbeschreibunge heiliger Kapuziner, Legenden und Asceten. Alle Selbstdenken wird ihm verboten, denn sie heißen die „sündhaftes Klügeln und strafbaren Fürwitz." Ma leitet ihn auf tausend irrige Begriffe, und die Unte werfung des sich dagegen sträubenden Verstandes so

Digitized by Google

dert man von ihm als Opfer des blinden Gehorſams. Man erhitzt ſeine Einbildungskraft durch düſtere und ſchwermüthige Faſeleien. Allen Freuden des Lebens und den unſchuldigſten Vergnügungen ſchließt man ſo lange den Zugang in ſeine Seele, bis ſein Verſtand eine Wüſte und der Profeſſe ein Schwärmer iſt. Die Philoſophie, die man dem jungen Frater beibringt, iſt ein barbariſches Nichts, ein Wortkram voll ſpitzfindiger Grübeleien ohne Verſtand, ein wahres Antidotum gegen alles Denken; eine Vorbereitung zur mönchiſchen Scholaſtik, zu Schulzänkereien und zur Zanktheologie."

Trotzdem alſo, daß die Thatſachen, auf die ſich Ammann in ſeiner Schrift ſtützte, unläugbar waren, erweckte ſie ihm doch unter den Kapuzinern nur Feinde und Verfolger. Man fordert von ihm den Widerruf, weil die Schrift irreligiös ſei. Das einzige, was Ammann von ihr widerrufen mochte, war ihre Unvollſtändigkeit, weshalb er im Jahre 1837 eine neue Schrift über Studienreformen herausgab, in welcher er ſeine Pläne detaillirter und entwickelter gab.

Da ward der Provinzial Siegismund aufgefordert, den Sebaſtian zum Widerruf zu zwingen. Vater Siegismund aber antwortete: „Wenn ich das thue, ſo wird Sebaſtian noch mehr ſchreiben, denn er weiß gewiß noch Vieles, und was er in den Studienreformen niedergelegt hat, iſt Alles leider nur zu wahr. Was wollen wir mit ihm anfangen?

Bald darauf gab Sebaſtian eine neue Schrift, „der Morgenſtern" heraus. In der Mitte der dreißiger Jahre nämlich, wo die Mönche gegen das „übergreifende" Staatsregiment predigten, wurden die Bauern in den Beichtſtühlen auch gegen Sebaſtian, damals im Kloſter zu Wyl, aufgehetzt, weil er auf Seiten des Staates ſtehe. Die reichſten Bauern erklärten, ſie würden dem Kloſter Wyl keine Almoſen mehr geben, wenn Sebaſtian noch länger dabliebe. In dieſen Tagen der Verfolgung las Ammann gerade Erasmi Rotterdami in Novum Testamentum Annotationes. Dieſe Anmerkungen verarbeitete er mit noch andern Anſprüchen über den wahren Geiſt Chriſti und ſeiner Kirche: und ſo entſtand der „Morgenſtern." Profeſſor Leu in Luzern begann den Kampf gegen dieſe Schrift mit einer Rezenſion in der „allgemeinen Kirchenzeitung," einer Recenſion, welche er mit folgenden Worten ankündigte: „den Kerl will ich hauen und ihm ſeinen Kapuzinerſtolz legen."

Doch es blieb nicht bei literariſchen Angriffen. Der Provinzial ward beſonders von Pater Damascen Bleuel, ſpäter ſelbſt Provinzial, angehalten, den Sebaſtian zum Widerruf zu zwingen. Siegismund, zu ſchwach, den Widerruf zu fordern, verlangte nur von Sebaſtian, daß er nach Schwyz gehe. Dieſer wußte aber, was ihn in Schwyz erwartete, wo gerade jener Damascen Bleuel Guardian war: er ſelbſt erklärt, daß er in den Kerker geworden zu werden fürchtete, „wo man ihm eine gut gewürzte Suppe gebracht hätte, die ihn für ſein ganzes Leben geſättigt haben würde." Daher erklärte er: ich gehe nicht nach Schwyz.

So kam die Neujahrswoche des Jahres 1838 heran: das iſt eine Zeit, in welcher die Väter Kapuziner alle Nachmittage in der Stadt und Umgegend ihres Kloſters von Haus zu Haus ein glückliches Neues-Jahr wünſchen, wofür ſie ſtets eine reichliche Vergeltung heimbringen. In dieſen Tagen iſt gewöhnlich das ganze Kloſter betrunken, und da kam auch die Wuth der Väter gegen Sebaſtian zum Ausbruch. Aus der Conventſtube, wo getrunken wurde, rief man dem Sebaſtian durch das Zugrohr, welches die Ofenwärme des Convents in die Zelle leitet, Beſchimpfungen hinauf: in der Nacht vom 3. zum 4. Januar

Digitized by Google

stürmten die Patres Gallus, Pancratius und Jacobus gegen seine Zelle, fluchten ihm und drohten, die Thür einzusprengen. Der Guardian, welcher dabeistand, lachte aus vollem Halse.

Seines Lebens nicht mehr sicher, packte Sebastian seine sieben Sachen zusammen und begab sich nach St. Gallen. Der Guardian, Pater Aquilin, der ihn mit Grobheiten entließ, berichtete darauf an den Provinzial: „mit Thränen in den Augen habe ich ihn auf sein wichtiges Vorhaben aufmerksam gemacht, er solle doch bleiben, bis andere Bestimmungen kommen."

Sebastian hielt sich in St. Gallen fünf Monate bei Herrn Fehr, Besitzer der Buchhandlung Huber und Comp. auf. Von hier schrieb er sogleich an den Provinzial und bat um die Erlaubniß, in das Kloster zu Appenzell, Mels oder Näfels zu gehen. Er erhielt aber keine Antwort und vernahm, der Provinzial habe erklärt, ihm überhaupt nie auf ein Schreiben zu antworten.

Voller Entrüstung schrieb er dem Pater Siegismund am 26. Februar 1838. „Es kann Sie nicht befremden," heißt es in diesem Schreiben, „wenn ich Ihnen mit Gegenwärtigem das offene Geständniß ablege, daß ich Ihr amtliches und väterliches Verhalten gegen mich nicht verstehe und beinahe versucht bin, an eine niederträchtige Illusion ab Seite meiner Ordensobern zu glauben." Er entwickelt weiter, daß die väterlichen Aufforderungen an ihn nur Heuchelei gewesen sein können, da ja das Urtheil, ohne ihn nur zu hören, schon über ihn gefällt gewesen sei; er verlange eine unumwundene Erklärung, was man denn eigentlich von ihm wolle und mit ihm vorhabe; er habe nie die Absicht gehabt, aus dem Orden zu treten, und es hänge nur von seinen Ordensobern ab, ob er dem Orden noch ferner angehören wolle oder ihm entsagen müsse.

Immer noch keine Antwort. Endlich am 23. Mai schreibt Sebastian seinen Absagebrief. „Man hat mich, sagt er hier, nicht nur wie einen Verbrecher mit schnöder Verachtung behandelt, sondern man ist im Geheimen, schriftlich und mündlich mit den schändlichsten Lügen, mit den grundlosesten Verläumdungen gegen mich aufgetreten; man hat, ohne vorhergegangene Verantwortung, ohne Prüfung und Untersuchung, ohne mir einen einzigen Irrthum oder eine persönliche Beleidigung in meinen Schriften nachzuweisen, ja, ohne sie gelesen zu haben, mich zum schmählichsten Widerrufe und zur Abbitte aufgefordert und mit der Mutation in die Urkantone — und namentlich nach Schwyz unter meine Feinde bedroht; man hat mich tödten wollen. Ich bin genöthiget, einen Orden, den ich 25 Jahre mit Ergebenheit und Treue bedienet, in dem ich aber nicht mehr wirken kann, zu verlassen, und ersuche Sie daher um die Dimission aus der Provinz."

So nahm denn Sebastian, arm und mittellos, wie er war, den Wanderstab in die Hand, um dahinzugehen und sein Brod zu verdienen. Er hatte, da ihm Siegismund nie geantwortet, kein Actenstück in Händen, um zu beweisen, daß man ihn zu Widerruf und Abbitte gezwungen — und die Kapuziner leugneten dies keck vor aller Welt. Auch bedurfte er noch der Säcularisation und des Dispenses von Rom aus: er schreibt an den heiligen Vater; dieser dispensirt ihn, entläßt ihn seines Ordens, nur sei die Execution dieses Dispenses an den apostolischen Vikar in St. Gallen gebunden. Sebastian, voller Freude, um wieder als katholischer Geistlicher wirken zu können, begiebt sich zum Vicar, der sich aber in nichts ein-

Digitized by Google

laſſen will, bevor jener nicht ſeine Schriften feierlich widerrufen. Sebaſtian fordert, man ſolle ihn wenigſtens verhören, den geiſtlichen Rath verſammeln, die Schriften unterſuchen — umſonſt. Er ſagt Palinodiam non cano, und geht.

Von allen verlaſſen, findet er endlich eine Anſtellung als Obergehilfe in einem St. Galliſchen Zuchthauſe; da mußte er von Morgens fünf bis Abends acht Uhr die ſchmutzigſten, ſchwerſten Hausdienſte thun, und war dabei ohne alle geiſtige Beſchäftigung, ohne geiſtige Anregung. Er nimmt ſeine Entlaſſung.

Fortan dachte er nur auf ein Mittel, um zu einer Urkunde zu gelangen, was für Anforderungen im Ergebungsfalle vom Kapuziner-Provinzial an ihn geſtellt werden würden. Es war im Jahre 1840, als Damascen Bleuel Provinzial war. An dieſen ſchreibt er; Damascen ſtellt ihm im Auftrage des heiligen Vaters drei Bedingungen 1) suum illum famosum libellum, suaque dicta per tot publicas paginas, quot loca ex eo sunt scandalo affecta, reprobet, atque offensas Ecclesiae et ordini illatas, omni, qua potest, ratione deleat. 2) Ut Episcopum adeat Ecclesiae Catholicae Delegatum et cum ipsa Ecclesia se reconciliet. 3) Si ad ordinem redire velit, ut non superbia elatus sed filius poenitentia contritus, ad illum redeat, tamquam patrem scelera filii obliviscentem seque paterna dilectione prosecuturum, unquam vero honorum rationes gradusque requirenes. Das alſo wollte man von ihm: „er ſollte blindlings widerrufen, ſich blindlings der Willkür des apoſtoliſchen Vicars in die Arme werfen, ſollte als reuiger und zerknirſchter Sohn, nicht mehr werth, einen Grad im Orden einzunehmen, die Bußübungen ſich gefallen laſſen, welche der Orden als ein liebevoller Vater über ihn verhängen würde."

Da nahm Sebaſtian auf immer von dem Orden Abſchied. Unter dem 26. April ſchreibt er an Pater Damascen: „Nun ſo fahrt denn fort, einen Mann wegen eines freiſinnigen Buches, das er ſchrieb, während Andere der roheſten Sinnlichkeit und dem ſchändlichen Müßiggang abwarteten, zu verſtoßen und zu verdammen." Das Schreiben ſchließt mit den Worten: „Adieu Euch Allen."

Es war alſo mit dieſem Sebaſtian Nichts anzufangen. Nun wandten ſich die Mönche an ſeinen Vater und vermochten ihn, ſich von ſeinem Sohn öffentlich loszuſagen, ihn zu verwünſchen. Wir wiſſen ſchon, daß der alte Ammann von jeher unter der geiſtlichen Herrſchaft des Fiſchinger Kloſters ſtand; ſo hatten denn der Vater und die Geſchwiſter Sebaſtians viel von den Fiſchinger Mönchen zu leiden; ein Mönch ſagte z. B. ſeiner Schweſter einſt im Beichtſtuhle: „Sebaſtian ſei ein verdammter Menſch, da er gegen den Papſt geſchrieben; er (der Beichtvater) könne ſie nicht eher abſolviren, als bis ſie ihren Bruder zum Widerruf ſeines verdammten Buches vermocht habe." Der alte Ammann kann weder leſen noch ſchreiben, um ſo eher gelang es den Mönchen, ihn gegen ſeinen Sohn aufzubringen und ihm endlich ein Actenſtück abzunöthigen, in welchem ſie ihm die Verfluchung Sebaſtians in den Mund legten.

Sebaſtian ſelber ſtellt dieſe Handlung ſeines Vaters jener bekannten Geſchichte gegenüber, welche erzählt, daß der Dominikanermönch Franz Alard von ſeiner eigenen Mutter verflucht, der Inquiſition überliefert und mit dem Holz verbrannt worden ſei, welches ſeine Mutter zum Scheiterhaufen lieferte. —

Laſſen Sie ſich nun noch eine Beſchreibung des Lebens und Treibens der Schweizeriſchen Kapuziner gefallen.

Sie wiſſen, daß der Franciscaner Matthäus Baſſi, aufgebracht über den Verfall, in welchen ſein

Digitized by Google

Orden zu seiner Zeit gerathen war, zur ursprünglichen Lebensweise des heiligen Franziscus zurückzukehren und seine Brüder zu derselben zurückzuführen beschloß.

Er wollte seine Reform damit beginnen, daß er die ursprüngliche und einzig wahre Kleidung des heiligen Franziscus wieder einführe. Schwierige Aufgabe, zu finden, welche Form Franzisci Kutte gehabt. Endlich erschien ihm der Heilige selber in seiner echten Gestalt und nun wußte Matthäus, daß der Ordensstifter eine Kutte in Form eines Kreuzes mit einer pyramidenförmigen und spitzen Mönchskappe getragen. Augenblicklich reißt der fromme Mannn sein Kleid vom Leibe und beschließt, fortan eine Kutte mit einer spitzen Kapuze zu tragen. Er entspringt aus dem Kloster Montefiascone, wirft sich dem heiligen Vater zu Füßen und erhält von diesem die Erlaubniß, eine spitze Kapuze tragen zu dürfen, anno 1526. Er weiß den Nachstellungen des Franziscaner-Provinzials zu entgehen, sammelt Schüler um sich und im Jahre 1528, in diesem reformirenden Zeitalter, bestätigt Clemens VII. den reformirten Orden: in einer Bulle erlaubt er den Kapuzinern, eine spitze Kapuze und den Bart zu tragen, auch zu betteln.

Die Kapuziner wußten sich bald dem Papste angenehm und dienlich zu machen, wofür sie vielerlei Begünstigungen erhielten. Die Kapuziner der Schweiz genießen des Privilegiums, bei ihren Missionen zu keinen Fasten verbunden zu sein. Gegen die Regel, welche ihnen ausdrücklich gebietet, „daß sie auf keine Weise einen Heller Geld weder für sich noch für Andere annehmen," sammeln sie Schätze. Sie haben das Privilegium, von allen sonst dem Papste oder den Bischöfen vorbehaltenen Sünden absoviren zu können. „Der Ordensmann ist so unabhängig von der bischöflichen Gewalt, daß, wenn er auch innen oder außer dem Kloster Verbrechen begeht, er sich nicht vor dem Bischofe zu stellen braucht; selbst, wenn der Bischof, was er aber nicht darf, Excommunication und Suspension über ihn verhängt, so ist solche Strafe null und nichtig. Der Ordensgeistliche ist weder der Kirche noch der Staatsgewalt unterworfen."

Vermöge dieser Privilegien sind die Kapuziner aus Bettelmönchen zu einem reichen Orden geworden. Von ihrer herzlosen Habsucht weiß Sebastian Ammann zu erzählen. Einst bettelte er im Kanton Luzern und trat mit seinem Träger in eine Strohhütte: hier sah er nichts als eine Mutter mit vier nackten Kindern und die arme Frau jammerte noch, daß sie dem ehrwürdigen Vater nichts geben könne. Sebastian holte aus dem Traglorbe, in welchem er über einen Centner Butter hatte, ein Stück Butter heraus und gab es der armen Frau — dafür erhielt er im Kloster eine fürchterliche Strafpredigt; denn es ist den Kapuzinern, die doch selbst nur vom Betteln leben wollen, streng verboten, den Armen etwas zu geben: viel eher kommt es vor, daß sie auf ihren Streifzügen Sachen mit Gewalt an sich reißen und mitschleppen.

Es giebt viele Klöster, welche jährlich von dem Ueberfluß ihres Erbettelten eine Menge Korn, Butter, Wachskerzen verhandeln und so ein ungeheures Kapital sammeln. Das Kloster in Luzern und Freiburg hat ein Kapital von 100,000 Franken, die ärmsten Klöster haben immer ein Paar Tausend Franken vorräthig.

Freilich sagt man, die Klöster nehmen dafür arme Wandersleute gastlich auf und speisen sie. Lassen Sie sich eine Beschreibung der Suppe und der Brode geben, welche die Kapuzinerklöster an die Armen austheilen.

„Die Suppe besteht aus einem Zusammenwurf

Digitized by Google

Alles deſſen, was die Kapuziner bei Tiſche als ungenießbar weggeworfen. Jeder noch genießbare Biſſen, der abgetragen wird, kommt nicht in die Suppe. An dieſen Auswurf von Speiſen wird das Geſchirrwaſſer geſchüttet, ſchwarzes Brod eingebrockt und Kartoffeln, Kraut, Kabis, Rüben darunter geworfen, gerade ſo, wie man's den Schweinen giebt. Iſt dieſes Gekoch fertig, ſo wird Alles zuſammen in ein Faß gegoſſen, das höchſtens alle Monate nur einmal und nur oberflächlich gereinigt wird. Es erregt Grauſen, dieſes Suppenfaß zu ſehen oder zu riechen. Von dieſer Suppe wird nun alle Tage an die Armen ausgetheilt; ſie macht den Hauptbeſtandtheil der Kapuziner-Wohlthätigkeit aus. Will die Quelle vor der Zeit verſiegen, ſo gießt man wieder Waſſer dazu. Nur wem der Hunger nicht in allen Gedärmen nagt, nur wer nicht weiß, wie dieſe Armenſuppe zugerichtet und aufbehalten wird, kann davon eſſen. Viele haben ſchon todte Mäuſe, Käfer, Spinnen und Inſecten darin gefunden. Das Brod, das armen Menſchen gegeben wird, iſt kohlſchwarz, roh, unverdaulich, es wird zudem nur dann, und zwar nur an Reiſende ausgetheilt, wenn die Suppe nicht mehr zureicht."

„Doch die Mönche belehren, heiligen das Volk auf ihren Fahrten." Ich habe Ihnen ſchon oben von den Studien der Kapuziner erzählt; übrigens erinnere man ſich nur, was vom heiligen Franziscus erzählt wird, daß er einſt einem Jüngling auch ein Pſalmenbuch zu behalten verbot, weil das ihn zum Leſen mehrerer Schriften aufreizen könnte; man erinnere ſich, daß es bei ſchwerſter Kerkerſtrafe und auf die Gefahr hin, als abtrünniger Ketzer excommunicirt zu werden, verboten iſt, Etwas am Buchſtaben der heiligen Ordensregel zu ändern: und man wird wiſſen, was man von der Geiſtesbeſchäftigung der Kapuziner, was man von dem Einfluſſe, den ſie auf die Geiſtesbildung des Volkes ausüben, zu halten habe.

Um ihren wahren Einfluß zu ſchildern, brauche ich gar nicht an die unſittlichen Fahrten derſelben, die hier in Jedermanns Munde ſind, zu erinnern; ich will Ihnen nicht von jenem Bibliothekar erzählen, der den vorübergehenden Mädchen Bücher und Bilder aus dem Bibliothekfenſter zuwarf: ich will Ihnen nicht von den Beſuchen der Mönche in den Nonnenklöſtern, die allgemeinen Scandal erregen, erzählen: denn wenn ich auch nicht Gefahr laufe, für einen Sittenprediger zu gelten — iſt doch die Unſittlichkeit unter heiligen Feſſeln, denen ich mich beuge, das Verwerflichſte, was es giebt, — ſo giebt es doch noch ganz andere Seiten, von denen wir den Einfluß der Schweizer Mönche auf das Schweizervolk zu betrachten haben.

Das Teufelbeſchwören, das Beſchwören der Krankheiten aller Art iſt bei den Kapuzinern durchgehende Sitte. Für ein gutes Geld vertreiben ſie Ihnen die Gicht durch eine lateiniſche Zauberformel, vertilgen ſie die Ratten, Mäuſe und alles Ungeziefer, bewahren ſie ein Haus vor Feuersgefahr und Dämonen, halten ſie ein Gewitter in ſeinem Laufe auf. Unſer Sebaſtian trat einſt in die Hütte eines Kranken und dieſer bat ihn, ſeine Krankheit zu beſchwören; der aufgeklärte Pater wollte dem Kranken vernünftig zureden; er erklärte ihm, er habe zwar keine Macht über ſeine Leiden, doch wolle er mit ihm zu Gott dem Herrn beten: da fehlte nicht viel daran, und der Kranke hätte den Pater zur Thür hinausgeworfen.

Die Kapuziner ſind dabei ſelber ſo ſehr für die Heiligkeit ihrer Zauberformeln eingenommen, daß ſie es für einen Frevel erklären, wenn der Kranke neben ihren Beſchwörungen ſich noch der Hilfe eines Arztes oder mediciniſcher Mittel bedient.

Digitized by Google

Ein Haus wird ſo geſegnet: zuerſt wird ein geſchriebener oder gedruckter Zettel mit dem Namen Jeſus geweiht. Dann folgt eine Beſchwörung der „alten Schlange,“ dann geht der Prieſter im ganzen Hauſe herum und beſprengt die Wände mit Weihwaſſer; ſodann taucht er den Daumen der rechten Hand in das Weihwaſſer und zeichnet in der Mitte der vier Wände fünf Kreuzzeichen, indem er geeignete Worte dazu ſpricht. Jetzt werden die Zettel mit dem Namen Jeſus durch eine Hoſtie an die Thüren geklebt, und es folgt eine neue Benediction.

Sie wiſſen, welche Rolle das geweihte Schießpulver, die geſegneten Kugeln und Kriegswaffen in den Schweizer Kriegen und Zwiſtigkeiten geſpielt haben und ſpielen.

Um das Ungewitter zu beſchwören, ſtellt ſich der Prieſter unter eine Kirchthür, er kehrt ſich gegen die Wolken und droht ihnen mit dem heiligen Kreuzeszeichen; er hält ihnen das Kreuz entgegen und ruft ihnen zu: „Sehet das Holz des allerheiligſten Kreuzes, fliehet ihre Feinde;“ er wirft Weihwaſſer in alle vier Himmelsgegenden. Hört das Wetter nicht auf, ſo kniet der Prieſter nieder, ſpricht die Litanei aller Heiligen und neue Beſchwörungen: wird das Gewitter immer gefährlicher, ſo nimmt der Prieſter das heilige Gefäß der Hoſtie aus dem Tabernakel oder wenigſtens das größere Kreuz und tritt zur Kirche heraus dem Ungewitter entgegen. Die ganze Procedur wird wiederholt, bis das Wetter vorüber.

Der Kapuziner ſegnet Eheleute, daß ihre Ehe fruchtbar ſei, er beſchwört die Viehſeuche, ſegnet die Milch, Butter, den Käſe und jegliche Speiſe, vor allem aber treibt er in höchſt feierlicher Procedur beſſenen Leuten den Teufel aus. Er vertheilt Wunderzettel, Amulets, heilige Pillen u. ſ. w.

Soll ich Ihnen nun noch von den Predigten dieſer Mönche erzählen? Soll ich Ihnen berichten, wie ſie von der Kanzel herab den Bauern die ärgſten Zoten in die Ohren ſchreien, um ſie vor Unſittlichkeit zu wahren, wie ſie die Worte und Erzählungen der heiligen Schrift verdrehen, wie Einer den Spruch »magnus est dominus in operibus suis« mit „groß iſt der Herr in den Werken des Schweines“ überſetzte, wie Einer erzählte, Chriſtus und Franziscus ſeien ſich ſo ähnlich, daß ſie Gott Vater oft ſelber verwechſele, ein Anderer, Gott der Herr ſei vor der Menſchwerdung choleriſchen und nachher phlegmatiſchen Charakters geweſen? Nein, Sie werden nun genug gehört haben, um einſehen zu können, auf welcher Bildungsſtufe ſich der katholiſche Schweizer befindet; daß es wenigſtens nicht an den Mönchen liegt, wenn er weiter iſt, als unſere Eltern im Jahrhundert Gregors. Ja, ſteht die Beſchwörung des Gewitters nicht mit jener Procedur heidniſcher Prieſter, welche nach drohenden Gewitterwolken ſtechen, auf gleicher Stufe?

Aber, ſagen Sie, das iſt gewiß Alles mit zu grellen Farben gemalt. Leben wir nicht im neunzehnten Jahrhundert, dieſem würdigen Nachfolger des Jahrhunderts Voltaires? Und wir ſollten vor mittelalterlichen Geſpenſtern erſchrecken? Giebt es doch in der Schweiz ſelber aufgeklärte Männer genug.

Nun gut, ſo hören Sie denn, was es mit dieſen aufgeklärten und radicalen Männern für eine Bewandtniß hat. Es iſt wahr, die Schweiz zählte im Anfange der Dreißiger eine Menge Radicaler und Liberaler; das Volk ſchien damals radicale Männer zu verlangen; die Regierungen wurden „demokratiſch.“ Aber was ward aus jenen Radicalen, wie änderten ſich dieſe Regierungen. Denken Sie nur an Baumgartner, an Siegwart Müller, an Chriſtoph und Aloys Fuchs, denken Sie an die Jeſuiten in Luzern, an das dortige Preßgeſetz, und an die Preßprozeſſe

Digitized by Google

in den Cantonen. Baumgartner, bis zum Jahre 1830 ein unbekannter Advocat in St. Gallen, ward durch die Julirevolution ein feuriger-Radicaler, machte ſich zum Chorführer der liberalen Partei St. Gallen's; und es gelang ihm, in den Verfaſſungsrath, in den großen und kleinen Rath gewählt zu werden. Wie eiferte er damals gegen die Pfaffen und Klöſter, ſo daß ihm die Mönche den Beinamen des „Ungläubigen" gaben. Er nannte die Klöſter nur Staaten im Staate, nannte ihre Bewohner und Anhänger Empörer und brachte ein Geſetz durch, welches die Novizenaufnahme erſchwerte. Erſt als er wegen Aufhebung des Directorialfonds, welche die Liberalen beantragten, mit dieſen uneins wurde, als er durch den Tadel in liberalen Blättern gereizt ward, ging er allmählig über und iſt jetzt zum Kloſterfreunde, zum Feind aller Preßfreiheit, zum Redacteur der Schweizerzeitung und zum Schmeichler der Ariſtokratie geworden.

Der im Anfange der Dreißiger ultraradicale Siegwart Müller in Luzern iſt jetzt Redacteur der Luzerner Bundeszeitung und zieht hier aufs eifrigſte gegen alles, was Fortſchritt heißt, los.

Die Berner proteſtantiſche Regierung, die vor ein Paar Jahren noch nicht darauf eingegangen wäre, läßt ſich jetzt durch päpſtliche Anklagen zu Preßproceſſen bewegen.

Halten Sie aber nicht ein ſolches ſcheinbares Zurückgehen für eine Abnormität: jene Männer und die Regierungen ſelber ſtellen ſich damit nur auf ihre wahre Grundlage, entwickeln nur die Bedingungen ihrer Exiſtenz. Baumgartner hob ſich durch die Preßfreiheit; ſie iſt es wiederum, die ihn angreift: nun iſt es wohl möglich, daß ein einzelner Mann, der keinen politiſchen Charakter bekleidet, der Preßfreiheit, auch wenn ſie ſich gegen ihn richtet, gewogen bleibt; ein Mann aber, der eine politiſche Stellung einnimmt, und der ſomit immer Reſpect, ja eine gewiſſe Unfehlbarkeit und Unantaſtbarkeit in Anſpruch zu nehmen hat, ein ſolcher Mann kann und muß der Feind der Preßfreiheit und des Fortſchrittes werden. Und warum ſoll die Berner Regierung nicht einſehen, daß ſie, da ſie einmal die Religion zu ſtützen und ſich auf ſie zu ſtützen hat, auch ſo weit zurückgehen muß, den Papſt gegen die Angriffe ihrer Unterthanen zu wahren?

Das Alles hängt damit zuſammen, daß jede Regierung zugleich ein Princip zur Herrſchaft bringt: jedes Princip iſt ausſchließlich, und unter der Herrſchaft eines Princips kann nur eine principielle d. h. eine bedingte Preßfreiheit beſtehen. Cenſur und Preßproceſſe ſind alſo keine Abnormitäten, kein Angriff auf die Freiheit, die der Staat immer ſoweit anerkennen wird, als ſie ſich innerhalb ſeines Princips bewegt.

Sie wiſſen von den Preßproceſſen, in die der Buchhändler Jenni hierſelbſt verwickelt iſt. Kaum war er in Folge einer Beſchwerde des päpſtlichen Nuntius wegen Verbreitung der falſchen Bulle gegen die junge Schweiz in Anklagezuſtand verſetzt, als gegen ihn ein neuer Preßproceß anhängig gemacht wurde, weil er in ein bei ihm erſcheinendes Blatt ein Gedicht aufgenommen hatte, welches die Behauptung des Papſtes, er regiere an Gottes Statt, für einen Angriff auf die Heiligkeit Gottes erklärte: ein alter Gedanke, den Luther in tauſend Wendungen ausſprach, aus dem die Reformation hervorging und der ſomit die Grundlage des Proteſtantismus iſt. Dennoch belangte ihn die proteſtantiſche Berner Regierung wegen Angriff auf die heilige katholiſche Kirche. Jenni rückt darauf eine Eingabe an die hohe Regierung in Bern ein, worin er durchführt, daß nach §. 16. des Preßgeſetzes nur auf die Zuſicherung der Reciprocität von Seiten des klagenden Souveräns ein Verfahren gegen einen Berner Bürger eingeleitet werden dürfe; er müſſe daher

Digitized by Google

zuversichtlich annehmen, daß die päpstliche Regierung eine solche Zusicherung gegeben habe. Nun habe er neulich ein Buch: „Römisches Bullarium von Eisenschmied, Neustadt an der Orla 1831" gelesen, und zu seinem Erstaunen in der Nachtmahlsbulle, in coena domini, folgende Stelle gefunden: „Wir verbannen und verfluchen von Seiten Gottes des allmächtigen Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes ꝛc. alle Hussiten, Wikleffiten, Lutheraner, Zwinglianer, Calvinisten, Hugenotten, Wiedertäufer, Trinitarier und Abgefallene von dem christlichen Glauben, wie auch alle und jede andere Ketzer, wie sie nur heißen mögen, und diejenigen, welche ihnen glauben, sie aufnehmen ꝛc. und die, so ihre Bücher lesen, behalten oder drukken ꝛc." Ferner habe er gehört, daß diese Bulle alljährlich am grünen Donnerstage in Rom von allen Kanzeln herab verkündigt werde. Er ersuche daher Eine Hohe Regierung der Republik Bern, bei dem Papst die geeigneten Schritte zu thun, daß die schwer beleidigte protestantische Religion in Gemäßheit des römischen Preßgesetzes Satisfaction erhalte.

Sein erstes Verhör wegen der Bulle erzählt Jenni selber auf folgende Weise: „Nach einer Voruntersuchung wurde ich Dienstags vor den Herrn Gerichtspräsidenten citirt. Wegen starken Geschäften und einem Besuch ließ ich denselben bitten, die Sache erst Tags darauf vorzunehmen, allein der Herr Gerichtspräsident, dessen Höflichkeit sonst allgemein anerkannt ist, waren gerade nicht bei Laune und fuhr meinen Boten sehr barsch an, das seien Ausflüchte, ich müßte sogleich noch diesen Vormittag erscheinen. So wandelte ich denn aufs Amthaus. Da, wie es am Dienstag ist, die Straßen vollgestopft waren und ich noch einige Bekannte unterwegs antraf, so ging es etwas länger als gewöhnlich, bis ich ankam. Gegen mich war der Herr Gerichtspräsident nun sehr artig und das Verhör wurde von ihm mit der Höflichkeit geführt, wie es unter zwei Radicalen üblich ist. Aber als ich nach Hause kam, so mußte ich die Trauerkunde vernehmen, daß vom Gerichtspräsident zwei Landjäger, weil ich nicht sogleich auf den Flügeln der Morgenröthe aufs Amthaus geflogen sei, beordert waren, nach mir Hausdurchsuchung zu halten und mir ihr schätzbares Geleit anzubieten. Außer mir wurden in diesem wichtigen Processe noch mehrere Buchdrucker und sogar mein Gehilfe inquirirt."

Bald darauf wird er wegen des Gedichtes auf den Papst verhört. Jenni erzählt: „Obschon ich, da der Autor in Deutschland ist, alle Verantwortlichkeit auf mich nahm, so wollte der Herr Gerichtspräsident sich überzeugen, daß er, wie es auf dem Titel steht, Benedict Dalei heiße und fragte mich, ob ich ihn deshalb meine Bücher nachsehen lassen wolle. Nein, wenn ich nicht muß, nicht, war meine Antwort. Nichtsdestoweniger bemerkte mir Jener, er werde eine Hausdurchsuchung bei mir vornehmen. Ich protestirte dagegen, erklärte ihm, ich glaube nicht, daß er dazu competent sei und ich würde eine Beschwerde gegen ihn eingeben. Der Herr Gerichtspräsident bestand auf Hausdurchsuchung, machte mir ein sehr ernsthaftes Gesicht — und so gingen wir, er, ich, sein Secretär und ein Landjäger im feierlichen Zuge langsam und würdevoll zusammen die Stadt hinunter. Es ging ungefähr im Tempo des Ordinärschrittes, eins — zwei-drei, eins — zwei-drei, und es wundert mich außerordentlich, daß die Leute über diese Feierlichkeit sich nicht zusammenstellten und schrieen: „D'Hosi anne i der Höchi und d'Strümpf i der Tiefi." Nach und nach waren wir so bei meinem Hause angelangt, aber wenn ich schon von Natur etwas schüch bin, so gestehe ich doch diesmal offen, der Herr Gerichtspräsident war oft in meinem Laden, ohne mir etwas ab-

Digitized by Google

zukaufen, allein so unangenehm, als dieses Mal, war mir sein Besuch noch nie, namentlich weil ich die Idee hatte, er handle gesetzwidrig, da man nur bei Verbrechen wie Mord, Diebstahl, aber nicht wegen einem Liedchen, kurz wegen einem simpeln Preßproceßlein mir nichts dir nichts Haussuchung halten dürfe. Es ist merkwürdig, wie weit die Dummheit in der Welt geht, namentlich bei mir! Ich bin ein solcher Träll, daß ich trotz des emsigsten Nachschlagens in den Gesetzbüchern noch bis auf die Stunde den Paragraph nicht finden konnte, der die Handlungsweise des Herrn Gerichtspräsidenten rechtfertigte. Die Untersuchung ging also vor sich und ich mußte dem Herrn Gerichtspräsidenten meine Bücher vorlegen, welche er sehr genau durchging. Zu meinem Schrecken bemerkte ich, daß derselbe von Zeit zu Zeit während des Umkehrens der Seiten graziös eine Prise nahm und mir, was ich sonst an meinen Commis nie leide, hie und da öfters Schnupftaback zwischen die Blätter fallen ließ. Es beleidigte dieses meine buchhändlerische Seele im Innersten, allein ich frommes Schäflein erkühnte mich nicht, etwas darüber zu sagen. Nach diesem ging es an die Briefe, und da meine Correspondenzen, obschon ich das Pikanteste daraus aus Vorsicht gewöhnlich zerreiße, doch immer noch sehr interessant sind, so durchlas der Herr Gerichtspräsident dieselben, wie es mir schien, mit vielem Interesse. Ueber den Gegenstand seiner Untersuchung fand derselbe durchaus nichts, hingegen ein anderes Papier, das ihm sehr viel Freude zu machen schien, das aber mit dieser Untersuchung nicht im entferntesten Zusammenhange stand. Nichtsdestoweniger nahm er dasselbe mit, obgleich nach meiner beschränkten Ansicht er durchaus kein Recht dazu hatte."

Gleich darauf wird der „göttlich grobe" Jenni, wie ihn ein hiesiges Blatt nannte, in's Gefängniß gesetzt. „Ich wurde, erzählt er, abermals vor den Herrn Gerichtspräsidenten beschieden. Der Herr Gerichtspräsident hielt mir vorerst eine rührende Ermahnung zur Wahrheit, dann trümmelete er an seinem Lehnstuhl und fragte mich, ob ich bei meinen Aussagen, über die Art und Weise, wie ich die bei mir erschienene päpstliche Bulle erhalten, verbleibe. Ich trümmelete ebenfalls an meinem Stuhle und antwortete: ja! nur müsse ich berichtigen, daß ich die Bulle nicht direct aus dem Aargau zugesandt erhalten habe u. s. w. Der Herr Gerichtspräsident trümmelete wieder und stellte eine Frage an mich, welche ich, nachdem ich vorher ein Gleiches gethan, geziemend beantwortete. Nach und nach kam ich in eine seltsame feierliche Stimmung, schwere Ahnungen stiegen in meinem Gemüthe auf, als mir der Hr. Gerichtspräsident erklärte, es handle sich hier um keinen simplen Preßproceß, der Papst lasse nicht mit sich spatzen ꝛc."

Einige Tage später begiebt sich Herr Jenni zu dem Gerichtspräsidenten, um ihm anzuzeigen, daß er wegen der bei ihm gehaltenen Hausuntersuchung Beschwerde führen werde, als ihm Jener eröffnet, daß er in Betreff des Druckes der päpstlichen Verdammungsbulle die Hausuntersuchung auf Fälschung resp. Betrug beschlossen habe und deshalb im Fall sei, ihn sogleich zu verhaften. So wandert denn Jenni in Begleit des Gefangenwärters „diesmal nicht im Ordinärschritt, sondern im forcirten Marsch," nach dem Aarbergerthore in Thurm. Jenni, guten Muthes, läßt gleich darauf eine Carricatur erscheinen, welche seine Gefangensetzung darstellt und auf welcher er in der heitersten Positur abgebildet ist.

Der Gerichtspräsident verfügte sich in verschiedene Druckereien, durchsuchte sie, kroch selbst unter die Pressen, um nach verdächtigen Manuscripten zu suchen, fand aber Nichts.

Digitized by Google

Daß die Bullenfälschung übrigens Nichts Neues ist, beweist die bekannte Anekdote von Friedrich d. Gr. welche in Grimms und Diderots Correspondenz zu lesen ist und welche, wenn ich nicht irre, ein Leipziger Blatt einmal mittheilte. Friedrich der Große schickt dem Marquis d'Argens, um ihn aus der Provenze schnell nach Potsdam zurückzutreiben, einen Hirtenbrief nach, voller Verwünschungen gegen die verderblichen Bestrebungen der Philosophie. Auch ist Ihnen ja der „Posaunenton" nicht unbekannt.

In der am 10. November 1843 in Sachen des von Jenni abgedruckten Gedichtes „Gott und Papst" gehaltenen Gerichtssitzung, erzählt Jenni, habe er etwa folgende Vertheidigungsrede gehalten: „der Bernische Regierungsrath findet, das Gedicht greife den Papst an und daher sei die Katholische Confession beleidigt. Wie beleidigend für die Katholische Confession die Behauptung ist, der Papst sei identisch mit der Religion, will ich sogleich aufs Klarste zeigen. Der Papst ist, wie jedermann weiß, mit dem Krebse behaftet, ist es nun auch die Katholische Confession? Wahrlich nein, der Papst ist nicht die Katholische Religion, so wenig als die Jesuiten, die Mönche und Klöster die Katholische Religion sind. Aber so haben es die Geistlichen immer; sie wollen sich als die Religion geltend machen, sie wollen die Religion sein, Spott gegen sie ist Religionsspötterei und wenn man sie angreift, dann ist die Religion in Gefahr. Warum, frage ich, hat mir denn die Regierung keinen Preßproceß gemacht, als 1836 die Fastnachtsspiele des Reformators Manuel bei mir erschienen, die im Jahre 1532 im damals katholischen Bern 6 Jahre vor Einführung der Reformation öffentlich als Umzüge in den Straßen gespielt worden sind? Da stehen noch ganz andere Sachen darin, da wird der Papst Seite 3 „Entchristello," zu Deutsch „Antichrist" genannt. Selbst zum Beweise, daß man damals schon diejenigen haßte, die es wagten, die Wahrheit zu sagen, folge hier eine Stelle aus S. 11:

Der Tüfel nehm die Druckergesellen,
Die alle Ding in Dütsch stellen!

Man will also im neunzehnten Jahrhundert einen Protestanten zwingen, an den Papst zu glauben! Als Protestant im weitesten, ächtesten Sinne des Wortes muß ich gleich Luther, Zwingli, Calvin und Manuel das Papstthum als ein Werk der Finsterniß betrachten, und da alljährlich am Gründonnerstage der Papst uns Protestanten öffentlich in den Kirchen verflucht, so müßte es uns Protestanten nach dem Grundsatz des Gegenrechts gestattet sein, auch ihn zu verfluchen."

Der Referent des Amtsgerichtes hatte gegen Jenni auf eine Buße von 180 Franken und auf eine Gefangenschaft von 60 Tagen angetragen. Das Gericht verurtheilte den Angeklagten zu 8 Tagen Gefangenschaft und 50 Franken Buße. Jenni appellirte an das Obergericht.

Wegen des Drucks der falschen Bulle beantragte derselbe Referent gegen Herrn Jenni acht Jahre Landesverweisung, worauf das Gericht auf eine Landesverweisung von 2 Jahren erkannte. Jenni hat appellirt.

Es ist Ihrem Correspondenten nur möglich, ein Bild, eine Schilderung der Thatsachen zu geben. Der Geist, der diese Dinge belebt, wird ja Ihnen gerade nicht unbekannt sein. Vergleichen Sie übrigens die Demonstration in Belgrave Square mit der Aufmerksamkeit, welche man in Frankreich gerade deshalb darauf verwandte, weil die Quasilegitimität selber zur vollständigsten Legitimität werden muß; denken Sie

Digitized by Google

an die Art, wie Chriſtine die Ereigniſſe in Spanien leitet. Denken Sie an Vieles Andere, welches Ihnen ſelber nahe genug liegt, und Sie werden es nicht übel nehmen, wenn Ihnen viel Glück wünſcht

Zerrleder in Bern.

III.

Die drei Biedermänner.

In drei Capiteln.

Erſtes Kapitel.

Von dem alten Herrn.

Die Arbeiten und Schöpfungen Deiner Jugend ſind die Ruhe Deines Alters.

Der alte Herr war zwar in ſeiner Jugend ein eben ſo arger Faulenzer, wie er es jetzt iſt, da er hoch in den Funfzigern ſteht: und doch ruht er in ſeinem Alter aus, gleich als hätte er die Erde umreiſt, oder einen Band Gedichte geſchrieben, oder ſich einmal ſeiner Ehre wegen geſchoſſen. Nur Eines hat er gethan: geheirathet; nur eine Schöpfung hat er ins Leben gerufen: eine Tochter. Und ſelbſt dies Meiſterſtück war ihm erſt nach einer zehnjährigen Ehe gelungen.

Darum iſt ihm ſeine Tochter nun unentbehrlich. Er hat ſie zu einer gebildeten Dame machen laſſen: nach Tiſche muß ſie ihn durch Clavierſpiel in Schlaf muſiciren, ſeinen Mittagsſchlaf muß ſie bewachen, des Abends muß ſie ihm vorleſen. Und er iſt auf ſie ſo eiferſüchtig, er fürchtet ſo ſehr, ſie zu verlieren, daß er jeden jungen Mann, der ſie anzublicken wagt, morden möchte. Er ſieht keine Geſellſchaft bei ſich, ſeine Frau iſt ihm gleichgiltig; die Tochter iſt Alles in Allem. Nur ein hagerer vierzigjähriger Junggeſelle, der ihm ungefährlich ſcheint, beſucht ihn zuweilen und ſeit einigen Monaten iſt er gezwungen, einen jungen Verwandten, einen Arzt, der ſeiner kränklichen Frau hin und wieder ein Tränkchen verſchreibt, zu Tiſche bei ſich zu ſehen.

Wie kommt's, daß in der letzten Zeit ſein Schlaf weniger ruhig iſt, als früher, daß ſeine Stirn manchmal gefaltet iſt, als hätte er einen Gedanken?

Seine Tochter iſt jetzt ſiebzehn Jahr, ſie iſt ihm wohl zu klug geworden; ſie unterſteht ſich, ihre Vorleſungen manchmal durch eine Bemerkung, ein Urtheil zu unterbrechen, als wäre es von ihm zu verlangen, daß er genau auf den Sinn deſſen, was ſie ihm lieſt, merke. Und wenn er ſie nun gar tadelt, wenn er ihr, wie früher, Lehren giebt, da antwortet ſie mit lauter ſchönen Redensarten und weiſt ihn zurecht. Iſt das nicht ſtörend? Iſt es nicht zum davonlaufen, wenn das Kind zum Menſchen wird?

Es iſt dem alten Herrn, als ob ſeine Tochter von ihm abfallen, als ob ſie ihm ungetreu werden wollte: das erzeugt eine Leere, eine Mißſtimmung in ihm, welche er an ſeiner Frau auszulaſſen ſucht; er ſchmält, er zankt: doch er bringt es nicht dahin, ſeine Frau böſe zu machen, welche überglücklich iſt, als ſie ſieht, daß der alte Herr ſich wieder einmal in irgend einer Weiſe mit ihr beſchäftigt. Er ſehnt ſich nach Thätigkeit; er muß Etwas ſchaffen: er muß aus dem Hauſe. Er hört jetzt genauer auf die Romane, welche ſeine Tochter ihm vorlieſt, und der letzte Roman hat ihn recht neugierig gemacht, die Welt wiederzuſehen, die er ſeit Jahren nicht beachtet.

Endlich ſpricht er ſich gegen den Hageren aus. Eines Nachmittags, als dieſer gekommen, um in aller Seelenruhe und Freundlichkeit den Kaſe in dem ſchö-

Digitized by Google

nen und sittlichen Familienkreise des alten Herrn einzunehmen, wird er zu seiner Verwunderung und zu seinem Aerger vom Freunde in eine Nebenstube geführt. Der Hagere aber erstarrt fast vor Verwunderung, als der alte Herr ihn in folgender Weise anredet:

„Der Mensch, lieber alter Freund, ist zum Handeln geschaffen: die schönen Kräfte, welche Natur ihm geschenkt, muß er benutzen; und für wen? Für seinen Nächsten. Es ist wahrhaft entsetzlich, daß so viele unserer Brüder, die doch Hände und Füße und Augen und Ohren und Nasen wie wir haben, in Elend dahinschmachten, daß sie nicht wissen, womit sie ihre Blöße decken sollen, und in ihrer Verzweiflung in Laster und Entsittlichung verfallen."

Der alte Herr schweigt vor Erschöpfung, der Hagere vor Erstaunen. „Zum Teufel, was glotzen Sie mich so an," fährt der alte Herr endlich auf.

„Aber, mein Gott, ich verstehe Sie nicht, erwidert der Hagere. Sie, die Sie so ruhig und glücklich leben, Ihre Renten pünktlich beziehen und, wie ich wohl vermuthen darf, in Ihrem Leben nicht Einmal gehungert haben: was wissen Sie von der Noth und von dem Elend, was fürchten Sie davon?"

„Fürchten? Nichts. Doch Sie Fühlloser, bedenken Sie, es sind unsere Brüder, unsere Mitmenschen, die da leiden. Und wenn ich ihre Noth auch nicht mit eigenen Augen gesehen, meine Tochter liest mir doch Bücher genug vor, aus den Büchern bin ich mit den Zuständen meiner Mitmenschen bekannt geworden, und man müßte ja ein Herz von Stein haben, wenn man da nicht trösten, helfen wollte."

„Ich begreife immer noch nicht" —

„Was? Sie begreifen nicht — — — er begreift nicht!"

Und nach diesem Ausrufe bleiben die beiden Freunde wieder lange Zeit sprachlos neben einander sitzen. Endlich schlägt der Hagere nach einer Fliege, welche ihm um die Nase summt. „Der Kaffe wird kalt werden," sagt der Hagere. „Ja, meine Tochter wird warten," sagt der alte Herr: und die beiden Freunde begeben sich zu der Familie zurück.

Hier finden sie den Arzt, der die Abwesenheit des Vaters benutzt hat und mit der Tochter gar angelegentlich spricht. Der alte Herr achtet zum ersten Male nicht darauf; der Hagere aber wird roth, er ist während des ganzen Nachmittags verstimmt: als er geht, bittet ihn der alte Herr dringend, morgen wiederzukommen.

„Ich fürchte sehr, sagt der Hagere unterwegs zum Arzte, daß unserem alten Freunde etwas zugestoßen ist. Thün Sie mir den Gefallen und lassen Sie mich morgen nicht mit ihm allein, er wird mich beiseit führen wollen, und dann folgen Sie uns." — —

„Meine Freunde, sagt der alte Herr am nächsten Tage zum Hagern und zum Arzte, ich versichere Ihnen, schreckliche Träume verfolgen mich, seit mir meine Tochter eine Schilderung der Volksnoth vorgelesen. Es ist mir oft, als ob die Kissen unter mir sich in Stein verwandeln; und dann kommen mir meine Tapeten wie Lumpen vor und meine Louisdor's wie Rechenpfennige. Meine Frau verwandelt sich in eine Lumpensammlerin und mein Diener erscheint mir wie ein Räuber, der sich nächstens für die lange Abhängigkeit, in der er geschmachtet, rächen wird. Und meine Tochter! o, das wage ich Ihnen gar nicht zu sagen: so viel ist aber gewiß, Niemand ist werth, meine Tochter dereinst als Gattin zu besitzen, der sich nicht hier mit mir verbindet, der Armuth und der Verworfenheit zu helfen."

Der Hagere horcht bei diesen letzten Worten auf. „Würdiger Menschenfreund, sagt er, wie sehr

Digitized by Google

habe ich Sie bisher verkannt, und welche neue Kräfte fühle ich in mir erwachen. Ja, ich verbinde mich mit Ihnen zu gemeinſamem, chriſtlichem Wirken. Und Sie, Herr Doctor?"

„Ich weiß noch nicht, was unſer geehrter Freund will."

„Was ich meine? Herr Doctor, nun das, dächte ich, iſt klar genug: helfen, tröſtend eingreifen mit Wort und That, unſeren Mitmenſchen zeigen, daß wir ein fühlend Herz in der Bruſt haben."

„Aber wie?"

„Das findet ſich, wenn man nur den Willen hat. Für's Erſte natürlich müſſen wir die Zuſtände kennen lernen, in die wir fördernd eingreifen wollen. Aber ach, wie groß iſt das Feld des Elends, ein Einziger iſt nicht fähig, es zu durcharbeiten; ich muß Genoſſen haben. Da ſind zuerſt die verſchämten Armen, die Opfer unverſchuldeten Elends, die krank auf faulem Stroh in Kellern liegen und eher umkommen, ehe ſie ihre Noth zur Schau tragen. Dann kommen die Diebe, die Verbrecher, denen die Noth das Gewiſſen und das Chriſtenthum genommen. Und dann, ach dann, bedenken ſie, meine Herren, jene fürchterliche Einrichtung, wonach tauſende von blühenden und unſchuldigen Mädchen des leidigen Erwerbs wegen den Lüſten frecher Wüſtlinge geopfert werden. Ich nehme es auf mich, gegen dieſe letztere Einrichtung einen Kriegzug zu beginnen."

„Sie meinen die Hurerei," bemerkt der Doctor. „Sie wollen den Huren Ihre Aufmerkſamkeit ſchenken?"

Der alte Herr und der Hagere ſchaudern.

„Ich meine, wiederholte der alte Herr ganz verlegen, ich meine jene verwerfliche Einrichtung, wodurch junge und unſchuldige Mädchen —"

„Kurz und gut, die Hurerei."

„Aber mein Gott, was ſind das für Ausdrücke," fährt der Hagere auf.

„Meine Frau, meine Tochter werden doch nichts hören," bemerkt der alte Herr ganz kleinlaut, indem er ſcheu nach der Thür ſieht.

„Ja ſo, ich merke, fährt der Doctor ganz gelaſſen fort, Sie erblicken in der Hure nicht die Hure, ſondern das unſchuldige Mädchen. Sie, Sie wollen der Hurerei abhelfen und wagen ſie nicht einmal bei Namen zu nennen! Sehen Sie, wenn ich zu einem Kranken gerufen werde, ſo darf ich ihn auch nicht als Geſunden auffaſſen, ich muß ſeine Krankheit nehmen, ſo wie ſie iſt, ſie muß ich ohne Scheu, ohne Rückſicht ſtudiren, das Ekelhafteſte darf mich nicht ekeln und es iſt mir nicht geſtattet, die Krätze etwa einen gelinden Hautausſchlag zu nennen. Parfümieren Sie, ſo viel Sie wollen, den Miſthaufen, er bleibt immer Miſthaufen. Zu der Reinigung eines Augiasſtalles gehört ein Hercules, der ſich nicht kümmert, ob ſein Fuß in den Koth tritt und dem es gleichgiltig iſt, ob er in guter Geſellſchaft wegen ſeiner Beſchäftigung etwas anrüchig iſt."

Schon droht die Unterhaltung ein ähnliches Ende nehmen zu wollen, wie geſtern. Der Hagere iſt innerlich froh, daß es mit dem Kreuzzuge der wohlthätigen Seelen ins Land des Elends nichts werden wird. Er und der Arzt wenden ſich, um in das Familienzimmer zurückzugehen: da ruft ſie der alte Herr ängſtlich:

„Aber meine Herren, müſſen wir denn Herculeſſe ſeien, um unſeren Mitmenſchen zu helfen? Ich laſſe mich nicht davon abbringen, ich will einmal thätig, religiös thätig ſein. Und wenn Sie es ſchlechterdings ſo wollen, Herr Doctor; nun gut, es ſind die Huren"— er ſieht ſich ſcheu um — „ja, die Huren, und noch einmal die Huren" — das letztemal ſchreit er mit

Digitized by Google

verwegner lauter Stimme — „um deren Lebensart ich mich als guter Christ kümmern will. Ueberlegen Sie sich die Sache, meine Herren, besonders Sie, mein alter, erprobter Freund; und ich werde morgen vernehmen, ob Sie mir in meinem Werke der Menschenliebe beistehen wollen."

Es war doch recht fatal, daß der Hagere sich zu Etwas entschließen sollte; und noch dazu ohne freien Antrieb sich den launischen Einfällen eines Faulenzers beugen zu müssen. Die Kafegesellschaft am nächsten Tage war gar nicht so gemüthlich wie sonst. Die alte Dame, die bisher mit immer gleicher Freundlichkeit den Kafe eingeschenkt, selbst sie ist heut zerstreut: nicht mehr widmet sie ihre ganze Aufmerksamkeit der richtigen Mischung des schwarzen Getränkes mit Sahne und Zucker: nicht mehr ist ihr lächelndes Gesicht, mit dem sie die Tassen herumreichte, eine freundliche Einladung zum Trinken: nein, heut sieht sie scheu und verwundert nach dem Papa, der so unruhig nachzudenken und auf Etwas zu warten scheint: in die eine Tasse schüttet sie zu viel Kafe, in die andere wirft sie keinen Zucker; es stimmt nicht und will nicht stimmen. — Der Hagere ist verlegen und merkt nicht einmal, daß er den Kafe heut bitter trinkt; nur der Arzt und die Tochter können sich ganz ungestört Blicke munteren Einverständnisses zuwerfen; sie müssen heut noch etwas Besonderes vorhaben.

„Recht klarer Himmel heut," platzt der Hagere heraus.

„Ja, klarer Himmel," erwiedert der alte Herr ganz unwirsch, „aber schneidende Luft, pfeifender Schnee. Was hilft der klare Himmel, wenn so viele Tausende unter ihm frieren müssen und nicht haben, wohin sie ihr Haupt legen."

Lange Pause; die alte Dame und der Hagere blicken betrübt in den Schooß. Endlich athmet der Hagere tief auf und bemerkt:

„Als ich die Linden heraufkam, wimmelte es von Spaziergängern. Schön geputzte Damen, mein Fräulein . . . . .

„Ach was, schöngeputzt," unterbricht ihn Papa. „Schöner Putz und ein blutend Herz, schöner Putz und ein verdorben Gemüth."

Wiederum Pause.

„Ja, sagt das Fräulein, indem sie dem Hageren einen lieben Blick zuwirft, mildthätig handeln, den Gefallenen erheben und trösten, das ist der Beruf des edlen Menschen. Ich erkläre, nur denjenigen für einen echten Mann halten zu wollen, der seine Kraft der leidenden Menschheit widmet."

Hatte der Vater sie gebeten, so zu sprechen? Es scheint nicht, denn er selber schaut zu seiner Tochter verwundert auf.

Der Arzt lächelt ihr ironischen Beifall zu, den Hageren hättest Du aber sehen sollen, wie sein Gesicht sich röthet, wie sein Leib sich emporreckt, wie es ihm keine Ruhe läßt auf seinem Sitze, wie er endlich aufspringt, den alten Herrn würdevoll beiseit winkt, ihm zu erklären, daß er fortan das Leben der Diebe nicht unbemerkt lassen, nein daß er in die Spelunken dieser Mitmenschen und gefallenen Brüder herabsteigen, daß er ihr Treiben und ihren Charakter studiren, daß er es versuchen wolle, sie zu geläuterten und sittlichen Ansichten zurückzuführen. Und sollte ihm das auch nicht gelingen, so werde er wenigstens ihr Leben darstellen und diesen faulen Fleck der menschlichen Gesellschaft für den späteren Arzt schildern.

Eine stumme Umarmung folgt dieser Erklärung; der Hagere ist zu aufgeregt, um bleiben zu können. Unendliche Hohheit in Gesicht und Gang nähert er

Digitized by Google

ſich der Tochter des alten Herrn, neigt ſich vor ihr, daß ſeine Knie faſt ſich zur Erde zu beugen ſcheinen, und als hätte er den Ritterſchlag empfangen, ſchreitet er von dannen.

Den Arzt aber ſieht der alte Herr nun faſt mit verächtlichen Blicken an, bis auch dieſer ihm erklärt, daß er ſchon durch ſeinen Beruf darauf hingewieſen ſei, kranken Armen zu helfen, daß er fortan aber vorzüglich dieſen ſeine Thätigkeit widmen wolle. —

Da iſt es dem alten Herrn, als hätte er einen Bund geſchloſſen, der mit Einem Male aller Noth auf Erden ein Ende machen werde. Der Gedanke an das Elend plagt ihn weniger, ſein Gewiſſen iſt beruhigt und die Kiſſen unter ihm kommen ihm nicht mehr wie Kieſelſteine vor.

Ueber die Befriedigung, die er fühlt, vergißt er ſeinen Entſchluß. Es vergehen zwei, drei Tage, und der Hagere wartet vergebens, daß die Freunde nun in Gemeinſchaft den Plan zu ihrem Kreuzzuge entwerfen; der alte Herr bleibt ſtumm. Aber der Hagere iſt nicht der Mann, der eine in heiligem Momente gefaßte Entſchließung fahren ließe, jetzt iſt die Reihe an ihm, den Papa zu erinnern und anzutreiben.

„Herr Jeſus," ſagt der alte Herr ganz entrüſtet, „welche Eile! Sie laſſen Einen ja gar nicht zur Beſinnung kommen: gut Ding will Weile haben."

„Wir hatten Zeit genug, uns zu beſinnen," erwidert der Hagere; „jetzt friſch an's Werk: erinnern Sie ſich nicht der Worte Ihrer Tochter? Wollen Sie an Edelmuth hinter dieſem holden Kinde zurückbleiben? Es iſt der Beruf der Männer, was das ſchöne Geſchlecht edel erſann thatkräftig auszuführen."

Und er läßt dem alten Herrn keine Ruhe, er bringt ihn in Hitze und dieſer entſchließt ſich endlich, die Vorbereitungen zu ſeinem Zuge zu treffen. Vierzehn Tage lang geht es jetzt unordentlich in ſeinem Hauſe her, ſein Mantel muß täglich gereinigt, ſeine Leibbinde muß täglich gewärmt, ſeine lange Weſte täglich zurechtgelegt werden. Alle Abend will er ausgehen; und alle Abend bleibt er im Lehnſtuhl am Ofen ſitzen. Er ſchläft ein, unruhige Träume umſchweben ſein Haupt: da ſieht er lachende Mädchengeſichter, die ſich in Todtenköpfe verwandeln; roſafarbene Unterröcke fliegen auf und nieder, Schminktöpfe grinſen ihm entgegen; und wenn er dann erſchreckt aufwacht, iſt es zehn Uhr, die Weſte wird wieder beiſeit gelegt, der Mantel in den Schrank gehängt, und die alte Dame ſieht ihn beſorgt von der Seite an.

Nein, das iſt nicht mehr zu ertragen, endlich muß gehandelt ſein. Nachdem der alte Herr den Sonntag vorher in der Kirche gebetet, begiebt er ſich am Montag Abend auf die Wanderung.

Wohl ziehen viele hübſche Mädchen an ihm vorüber, er aber wagt nicht, ſie anzureden: da kommt Eine, er ſteht unſchlüſſig, huſch iſt ſie vorbei: wieder Eine, er eilt ihr nach, ſchon iſt er dicht bei ihr, da fällt ihm ein, ob ihn auch kein Bekannter bei ſeiner Guthat beobachte; er ſieht ſich ſcheu um, und noch einmal um, und immer ſchüchterner um: da ſteht er wieder allein und verlaſſen. Siehe, da kommt ein weibliches Weſen, recht gemeſſenen Schrittes und züchtig gekleidet, die wird dir Rede ſtehen; den Mantelkragen über's Geſicht, die Stimme verſtellt und heran an ſie.

„So ganz ohne Begleiter, ſchöne Dame?" — Keine Antwort. — „Dürfte ich Sie nicht bis an Ihre Hausthür führen?" — Immer keine Antwort. Endlich unter einer Laterne ſieht die Dame nach ihrem galanten Begleiter auf; dieſer blickt ihr in's holde Antlitz — Gott! — es iſt ſeine Frau. Der alte Herr ſpringt ſeitwärts und muß ſich an einen Thorweg lehnen. Wenn Sie Dich erkannt hat! Schon

Digitized by Google

Glaubt der alte Herr ihre Stimme zu hören: „also auf solchen Schlichen entdeckt man Dich, Du alter Sünder;“ schon sieht er im Geiste, wie er beschämt an ihrer Seite nach Hause wandert. . . . .

„Nun alter Herr, was fehlt Ihnen denn?“ Er fährt aus seiner Erstarrung auf, die Straße ist fast leer geworden, nur ein ältliches Mädchen steht vor ihm. „Ach, bist Du der Engel, den ich suche,“ redet er sie an: „wirst Du es dulden, wenn ich Dich begleite, und wirst Du mir Deine Geschichte erzählen?“

„Ach was, Geschichte erzählen, ich weiß, was Sie wollen; ich merke schon, Sie sind auch Einer von den alten Schleichern; nun, nur mitgekommen.“

„Verworfene!“ platzt der alte Herr heraus, doch er besinnt sich schnell und klopft ihr auf die Schulter: „entschuldigen Sie, Theuerste, ich vergaß mich: sind Sie doch auch ein Mensch, ein Mitmensch, den ich ehren, eine Schwester, der ich helfen soll!“

„Nun ja, ich hoffe, daß Sie Geld in der Tasche haben.“

„Haben Sie noch weit bis zu Hause?“

„Nur ein Paar Häuser vor dem Thore.“

Endlich langen sie an; der alte Herr muß drei Treppen hoch steigen, oben fällt er ganz erschöpft, ganz sinnverwirrt in einen Stuhl, er wagt nicht daran zu denken, wo er ist, er wagt nicht aufzusehen; er merkt nur, daß seine Wirthin vor ihm steht und ihn wohl staunend ansehen mag.

„Was ist Ihnen denn eigentlich gefällig?“ redet sie ihn an.

Er seufzt.

„Was Sie wünschen, frage ich Sie.“

„Ach mein liebes, gutes Kind, lassen Sie mich doch nur erst zur Besinnung kommen. Am liebsten wär mir's, wenn sie mir eine Tasse Thee kochten und mich dann in Ruhe wieder gehen ließen. Da, hier nehmen Sie, da ist ein Thaler, besorgen Sie etwas Gebäck dazu.“

Sie ist versöhnt: Thee und Gebäck stehen in Geschwindigkeit auf dem Tische, ein kleines Feuer prasselt im Ofen, es wird dem alten Herrn ordentlich gemüthlich, er wird zutraulich, erklärt dem Mädchen, daß er sie bedaure, daß er ihr helfen wolle, sie möge ihm nun auch ihre Geschichte erzählen. Das Mädchen besinnt sich eine kleine Weile und dann hebt sie an:

„Meinen Vater habe ich nie gesehen, ich glaube er war hohen Standes, er zahlte meiner Mutter monatlich die Paar Thaler, die ihn das Gesetz zu zahlen zwang, und bekümmerte sich nicht weiter um sie oder um mich. Meine Mutter erzählte mir später, daß sie in den ersten Jahren meiner Kindheit viel durch mich zu leiden hatte; ich war kränklich, sie mußte mich den ganzen Tag pflegen, konnte nicht arbeiten und was halfen ihr die drei Thaler, welche ihr Verführer ihr jeden ersten auszahlen ließ? Damit konnte sie kaum das Bischen Miethe bezahlen und uns täglich eine Wassersuppe kochen: wir schliefen auf Stroh, ich schrie und sie weinte.“

„Armes Mädchen,“ sagt der alte Herr, und drückt ihr einen Thaler in die Hand.

„Als ich heranwuchs, bekam meine Mutter mit Kummer und Mühe eine Aufwartstelle, und ich ging mit Bilderbogen, mit Chocolade und mit Blumen handeln. So verstrich meine Jugend; mein einziger Kummer war, wenn ich mal in einem Wirthshause, wo ich meine Waaren feil bot und das Glas Punsch der feinen Herrn zu begierig ansah, vor die Thür geworfen wurde; meine einzige Freude, wenn mir jemand einen Groschen schenkte und nichts abkaufte.“

„Armes Mädchen.“ Wieder einen Thaler.

„Später wurde ich zum Prediger geschickt, mußte

Digitized by Google

meinem Gedächtniß einige Bibelſprüche und Geſangbuchverſe einprägen, und ward eingeſegnet, — aber mit Noth und Mühe, denn der Herr Pfarrer wollte mich erſt gar nicht einſegnen, weil ich nicht leſen konnte. —

„Jetzt kommt eine Zeit, aus der ich Ihnen Nichts erzählen werde."

„Warum nicht?"

„Weil ich nicht will. Kurz und gut, ich wußte mich nicht ſo in mein Schickſal zu finden wie meine Mutter, ich war einmal nach der Bekanntſchaft, die ich gemacht hatte, an den Putz und an das gute Leben gewöhnt, und ging zu einer Verkäuferin."

„Zu einer Verkäuferin! Was iſt das."

„Das ſollen Sie gleich hören. Ich ging alſo zu einer Verkäuferin, und fragte ſie, ob ſie nicht irgendwo eine Stelle offen wüßte."

„Was für eine Stelle?"

„Welche zudringliche Neugier! Sie Tölpel, können Sie ſich denn das nicht denken? Kurz, eine Stelle als Freudenmädchen."

Der alte Herr ſchaudert. Seelenverkäufer, ich möchte Euch das Handwerk legen, ſchreit er in ſich hinein.

„Die Verkäuferin," fährt jene fort, „die Verkäuferin antwortet auf meine Anfrage, ſie wiſſe jetzt im Augenblick keine Stelle; aber ſie wolle ſchon Rath ſchaffen; dann muſtert ſie mich von oben bis unten und findet, daß mit mir ein gutes Geſchäft zu machen ſei. Wie geſagt, ich weiß im Augenblick keine Stelle, aber du kannſt unterdeſſen bei mir wohnen, eſſen und trinken, es ſoll Dir an Nichts fehlen: ich bin auch nicht ſo; biſt Du erſt untergebracht, ſo wird es Dir ein leichtes ſein, mich zu bezahlen. — Drauf miethe ich mich bei ihr ein, lebe luſtig und in Freuden; indeſſen geht ſie zu einer Wirthſchaftshalterin."

„Wirthſchaftshalterin? Was iſt das?"

„Sie civiliſirter Dummkopf, wenn Sie das nicht wiſſen, ſo brauchen Sie's auch nicht zu wiſſen. Die Verkäuferin geht alſo zur Wirthſchatshalterin und ſagt zu ihr: da habe ich ein Mädchen, ein junges und ſehr ſchönes Mädchen, gerade ſo eine, wie Sie brauchen können, aber ſie hat bei mir gewohnt und iſt mir viel ſchuldig. Nun, nun, ſagt die Wirthſchafshalterin, ich werde Sie ſchon bezahlen, bringen Sie das Mädchen nur zu mir. Die Verkäuferinn kommt zurück. • Mein Püppchen, ſagt ſie zu mir, ich habe eine Stelle für Dich, Du wirſt herrlich leben; Alles, was Du verdienſt, iſt Dein, Du kannſt ſchlafen wann Du willſt, ausfahren wann Du willſt, tanzen wann Du willſt, dich putzen wie Du willſt, lieben wen du willſt, Du wirſt in Golde ſchwimmen: aber eine Liebe iſt der andern werth; du weißt, ich hab' Ausgaben für dich gehabt, viel Ausgaben; ſchadet Nichts, die gute Wirthſchafterin wird für Dich bezahlen, ſage ihr, Du wäreſt mir hundert Thaler ſchuldig, dann bekomme ich hundert Thaler und uns beiden iſt geholfen. Hundert Thaler, denke ich, Kleinigkeit! werde ich doch im Golde ſchwimmen; zugeſchlagen; die Wirthſchafterin zahlt der Verkäuferin achtzig Thaler und ich bin der Wirthſchafterin hundert Thaler ſchuldig. Nun geht das Leiden an. „Was Du verdienſt iſt Dein;" ja wohl, ein Paar Groſchen davon, die ich der Wirthſchafterin für Logis, Eſſen und Staat geben muß. „Du kannſt ſchlafen wenn Du willſt;" ja wohl, Morgens um acht Uhr heißt's: heraus ihr Dirnen und den ganzen Tag über freundliche Geſichter gemacht. „Du kannſt ausfahren wenn Du willſt," ja wohl, wenn Du der Wirthſchafterin für die Zeit, in der ſie durch Dich verdienen könnte, bezahlſt."

„Armes Mädchen." Wieder ein Thaler.

„Und doch ſparte ich mir nach und nach ſo

Digitized by Google

viel, daß ich der Wirthschafterin einen Theil meiner Schulden bezahlen konnte. Ein reicher Herr zahlte das Uebrige, kaufte mich aus, starb aber bald darauf, und da bin ich nun."

„Armes Mädchen, ich möchte so gern etwas für Sie thun. Sagen Sie mir, wie soll ich Ihnen helfen?"

„Helfen, mir helfen; Gutmüthiger, wie wollten Sie das anfangen? Wollen Sie mir Geld geben? Sie können mir doch kein Capital geben, von dessen Zinsen ich leben könnte. Und gesetzt den Fall, Sie hätten so viel Geld, so würden Sie mir's doch nicht geben wollen. Ich bin also immer auf meinen eigenen Verdienst angewiesen. Aber ich soll arbeiten, dienen? Nun gut, ich habe Lust dazu: aufrichtig! möchten Sie mich in Dienst nehmen wollen? Sie haben vielleicht eine Frau, die duldet mich nicht im Hause; und sie würde, wenn Sie mich mit Gewalt in Ihr Haus nehmen wollten, jeden anderen Bewegungsgrund bei Ihnen voraussetzen, nur den Edelmuth nicht und die Menschenliebe."

„Ach meine Frau," sagt der alte Herr, denkt an die Begegnung am Thorwege und seufzt.

„Oder Sie haben vielleicht eine Tochter," fährt das Mädchen fort. „Würden Sie mich gern in ihrer Nähe sehen, bin ich nicht verworfen und passe ich noch in die Gesellschaft ehrlicher Leute?"

„Ach meine Tochter," seufzt der alte Herr weiter; er erinnert sich, daß die um ihn in Angst sein wird, und was sie dazu sagen würde, wenn sie wüßte, in welcher Gesellschaft er sich herumtreibe; er seufzt noch einmal, greift schnell nach seinem Mantel, drückt dem Mädchen noch einen Thaler in die Hand, verspricht bald wiederzukommen, setzt den Hut auf und öffnet die Thür.

Da hört er auf dem unteren Flur verworrenes Toben; es ist ihm, als solle Jemand zur Thür hinausgeworfen werden.

„Niederträchtige Diebe," schreit Jemand.

„Ist das nicht mein alter, guter Freund," ruft der alte Herr und stürzt die Treppe hinunter. —

Kaum ist das Mädchen in seine Stube zurück, als ein struppiges Gesicht durch eine Seitenthür hineinlugt; ein Mann tritt näher.

„Heissa, Vater, ruft das Mädchen, hast Du gehorcht? Habe ich meine Sache nicht gut gemacht? Morgen haben wir einen lustigen Tag: die Mutter muß Braten machen und geschmorte Pflaumen dazu, und wir wollen auch einmal Wein trinken. Der alte Narr hat mir genug zu schaffen gemacht, ich mußte mich auf die Geschichten aller meiner Bekannten besinnen, einmal wollt's doch nicht fort, da spielte ich die gekränkte, verwundete Seele, der alte Herr war recht gerührt. Lustig, Vater, morgen giebt's Braten und Pflaumen und Wein."

Verlag von Egbert Bauer in Charlottenburg. Berlin, gedruckt bei F. Nietack.

Digitized by Google

Allgemeine

Literatur-Zeitung.

Monatsschrift,

Herausgegeben

von

Bruno Bauer.

Heft 4. Ausgegeben im März 1844.

I.

Biedermann's deutsche Monatsschrift für Literatur und öffentliches Leben. 1842. 1843.

Der Liberalismus ist ein windiger Geselle; darum hat er auch bei gesetzten Leuten längst allen Kredit verloren. Er ist ein Schwärmer, ein Phrasendrechsler der selbst nicht recht weiß, was er will. Dem friedlichen Bürger wird aber von seinem Geschwätze der Kopf so heiß gemacht, daß er seine wahren, reellen Interessen vergißt, sein Handwerk, das doch einen goldenen Boden hat, an den Nagel hängt und sich zu den Schreiern „nach größeren Garantieen der Freiheit, nach ausgebildetern politischen Formen" gesellt, nur in „allgemeinen, abstracten Formen und in der ängstlichen Abwegung der Volksrechte und Regierungsrechte," das Heil der Welt erblickt. Mit einem Worte: er ist ein Narr! Als ob es sich nicht, Spaß bei Seite, unter allen Staatsformen ganz behaglich leben ließe! Man sieht's ja an China. Angenehmer lebt es sich freilich in Europa d. h. die Formen sind allerdings nicht ganz gleichgültig; aber damit ist den hohlen Formen unserer Liberalen noch gar nicht das Wort geredet.

Wie man nach Beendigung der Bureaugeschäfte nach einem modernen Romane greift, am Feierabend ein wenig kannegießert, und erst dann, wenn man vorher eine tüchtige Grundlage gelegt hat, Champagner oben aufsetzt — so muß man, meine ich und „meine starke, täglich wachsende Parthei" erst „die bestehenden Formen so viel als möglich für sich „auszubeuten suchen, bevor man neue Forderungen stellt," bevor man sich um politische Formen bekümmert. Und gestehe man sich's nur ehrlich, es ist noch sehr vieles auszubeuten viel zu gewinnen, viel Geld zusammenzuschlagen: „die vorhandenen Einrichtungen gestatten ein ziemliches Maas von Freiheit des Schaffens und Werbens," — wollte ich sagen: Erwerbens. „Der unbegrenzteste Spielraum für die freie Thätigkeit der Privaten," „Die Rennbahn des Gewerbfleißes," der Turnplatz kaufmännischer Gymnastik steht Jedermann offen.

Digitized by Google

Dieser Spielraum begreift absolute und constitutionelle Königreiche in sich — du siehst also, daß — für Private jede Verfassungsform gleichgültig ist. Ja, was wirst du dazu sagen, daß grade die absolute Monarchie, die Thätigkeit der Privaten am meisten begünstigt, und dem Handel und Gewerbe Zugeständnisse macht, während sie doch „der nur auf Verfassungsreformen dringenden Fortschrittspartei jede Forderung" abschlägt. Man sieht, „die Verfassung ist nicht Zweck, sondern Mittel der wirklichen reellen Thätigkeit der Privaten," der industriellen und commerciellen Thätigkeit. „Die liberale Parthei, welche zu lange nur um politische Ideen und Theorien gekämpft hatte, mußte endlich einsehen," daß sie mit Wolken gebuhlt, und in's Blaue hinein gestürmt hätte; sie besann sich, kam von ihrer Schwärmerei zurück und gestand sich selbst, daß es sich ihr eigentlich nicht um Garantieen der Freiheit, sondern um Garantieen des Besitzes, und der Freiheit des Erwerbens handeln müsse, „daß sie einer reellen, praktischen Unterlage bedürfe, und daß dies keine andere sein könne, als die Freiheit des productiven Schaffens, der industriellen und commerciellen Thätigkeit."

Diese Freiheit findet sie vor, ja unbegrenzt, wie die Freiheit ihrer Natur nach sein muß; die vorhandenen Einrichtungen sind daher beinahe vollkommen, denn, wenn für die wahren Güter des Lebens auch noch nicht vollkommen gesorgt ist, so ist doch die Sorge dafür unter den vorhandenen Einrichtungen unbeschränkt gestattet. Ja selbst der Presse, „die durch die freie Besprechung der wichtigsten, national-ökonomischen Fragen erstarkte" und eigentlich ganz frei ist, da sich selbst der Staat „in den wichtigsten Beziehungen," nämlich in Rücksicht auf „die von ihm befolgte Handelspolitik unter die Controle der öffentlichen Meinung gestellt und die Kritik gestattet hat."

Wir möchten freilich gern, aber wir „dürfen es uns allerdings nicht verhehlen, daß der Zustand der deutschen Presse im Allgemeinen noch keineswegs zufriedenstellend ist," und deßhalb sagten wir auch nicht, die Presse ist ganz frei. Indessen liegt uns die Freiheit der wissenschaftlichen und eigentlich politischen Presse viel zu fern, da uns hohle Theorieen überhaupt nicht berühren, als daß wir die Presse nicht eigentlich ganz frei nennen sollten. „Die Maßlosigkeit und bis ins Unwürdige gehende Leidenschaftlichkeit in der Ausdrucksweise" der sogenannten, radicalen Parthei, „die Theorienwuth, die abstracte kahle Speculation" einer Richtung, vor der nichts mehr niet- und nagelfest ist, „deren Theorie des absoluten Gleichmachens und Nivellirens aller Standesunterschiede unausbleiblich zum Umsturz der gesellschaftlichen Ordnung führen muß," „die undeutsch" ist, kann natürlich nicht geduldet werden und für diese würden wir auch selbst niemals Preßfreiheit in Anspruch nehmen. „Was sollen solche kahle Spekulationen in einer Zeit, die mit practischen Fragen genug zu thun hat?"

Mit der Wissenschaft ist es überhaupt ein eigenes Ding; „ihr Gipfelpunkt zeigt zugleich ihre Ohnmacht recht deutlich." Eigentlich ist sie ganz unnütz, oder sagen wir lieber schädlich. Das Positive, was sie nach so langer, mühevoller Arbeit im Kampfe gegen die Kirche in neuester Zeit gebracht hat — Bruno Bauer geht, nebenbei bemerkt, nur durch die Stärke seiner Ausdrücke über Strauß und Feuerbach hinaus — ist gar nichts neues. Man könnte auf sie mit vollem Rechte die Fabel von jenem Berge anwenden, der unmächtig kreiß'te und endlich eine Maus gebar.

Was lehrt sie denn so Ungeheueres, Unerhörtes?: „Die selbständige Ausbildung der sittlichen und rechtlichen Verhältnisse des Menschen und die vollkommene organische Vereini-

Digitized by Google

gung] und Gliederung aller menschlichen Interessen und Kräfte in der menschlichen Gesellschaft." Das ist alles! diese, von den praktischen Interessen, die den Schneckengang der Wissenschaften freilich nicht abzuwarten brauchen, schon längst zur Wahrheit gemachte und in's Leben geführte Lehre, will uns die Wissenschaft jetzt gern als etwas ganz Neues und Wunderbares aufheften.

Sie rühmt sich mit dem Kampfe gegen die religiösen Unterschiede und Vorurtheile; aber was will die Religion gegen das Geld, gegen die Industrie? Franz der erste schloß aus materiellem Interesse einen Bund mit dem Türken, kein Geschäftsmann frägt den anderen nach seinem Taufzeugniß oder seiner Vorh.., ehe er sich mit ihm in einen Handel einläßt, und der katholische Spanier und Portugiese handelte mit den Antipoden, trotzdem, daß die Kirche diese Leute gar nicht anerkannte. Oder ließ sich der erfinderische Kopf vielleicht durch die Kirche in seinen physikalischen Versuchen hemmen? Niemals! das Geld, das materielle Interesse hebt alle religiösen, nationalen, ständischen Unterschiede auf; im Handel und Wandel reichen sich die verschiedenen Confessionen die Hände, da steht nur der Mensch dem Menschen, oder, da der Mensch das ist, was ihm als das Wesentlichste gilt, das Geld dem Gelde gegenüber, der Mensch, das Geld ist anerkannt, und das Geld oder die Humanität triumphirt. Hier folgt ein Tusch. — Die Wissenschaft rühmt sich der Aufklärung, aber die Aufklärung, die sie bringt, ist nicht die wahre, ist nur ein schädliches Surrogat derselben. Der practische, reelle Zweck der Kritik, der Wissenschaft, „die sich umsonst die Mühe giebt, den Schein einer engen Verbindung zwischen ihr und dem Leben hervorzubringen" könnte doch allenfalls nur der sein, die confessionellen Schranken des industriellen und commerciellen Verkehrs niederzureißen; diesen Zweck will sie aber durch ein schädliches Mittel erreichen. Sie sucht durch Verflachung des Christenthums zu jenem allgemeinen, aschgrauen Theismus, wohin „die Selbstentwickelung des Judenthums" geführt hat, allgemeine Toleranz hervorzubringen, bringt aber dadurch nur Indifferentismus hervor, „dessen bedenkliches Ueberhandnehmen täglich bemerklicher wird." „Man muß sich daher wirklich recht wundern, daß Bruno Bauer sogar auch das Judenthum den verzehrenden Flammen der Kritik überantwortet, da wir doch glaubten, daß hinter der Negation des Christenthums die auf Humanität und Duldung beruhende Freiheit stecke, die weder die Schranken der Confessionen, noch der Stände duldet," und da doch gerade das Judenthum in allen Geldangelegenheiten die jovialste Toleranz beweist, z. B. in Nordamerika selbst christliche Kirchen auf Spekulation erbaut.

Die wahre Aufklärung gleicht die religiösen Unterschiede nur äußerlich aus, indem sie dieselben den industriellen und commerciellen Interessen unterordnet, sie auf die Betstuben beschränkt, ihnen nicht erlaubt, sich im Handel und Wandel geltend zu machen, erzeugt aber keineswegs Indifferentismus. „Oder sollten wir etwa behaupten, daß die Denkfreiheit und die Aufklärung, die unsere Bestrebungen in der Philosophie uns gebracht, größer oder besser sei, als die Denkfreiheit und die Aufklärung, deren der Engländer und Amerikaner genießt?" jeder in einem Lande genießt, wo man nicht frägt, weß Geistes, von welcher Religion ist dieser Mann, sondern wie viel wiegt er und über dessen hunderttausendpfündiges Gewicht man gern alle sonstigen Bedenklichkeiten vergißt? wo man mit geheuchelter Toleranz sogar Handel treibt?

Die philosophische Aufklärung ist schädlich; nicht nur deßhalb, weil sie Indifferentismus erzeugt, sondern auch weil „jeder ihrer Triumphe von einer Reaction

Digitized by Google

der dumpfen, weichlichen, unsittlichen Gefühlsschwärmerei begleitet gewesen ist, deren Ausbrüche in demselben Grade widerlicher, unnatürlicher, gefährlicher, geworden sind, in welchem die Spekulation ihre dialektische Kunst steigerte und ihre Opposition gegen alles Positive auf die Spitze trieb." Die wahre, ganz ordinäre Aufklärung durch die materiellen Interessen, die sich um theoretische Wahrheit überhaupt nicht bekümmert, nur einen materiellen aber keinen geistigen Verkehr kennt, und mit dem Spruche koquettirt: wenn du beten willst, gehe in dein Kämmerlein, kennt diese Extravaganzen nicht, ruft nicht durch ein Extrem das andere hervor, sondern bewahrt und hegt „die Wärme, Innigkeit und Unbefangenheit, die das innere Leben des Individuums, seine Glaubens- und Gemüthswelt bedarf." Diese Aufklärung, weil ihr Ursprung das gemeine Interesse ist, kennt keinen Zweifel „entzündet und reibt den Geist nicht auf," weil er eben im gemeinen Interesse untergegangen ist. Darum macht sie aber auch geschickt zu rein materieller Thätigkeit. Wir sehen hierbei freilich ganz davon ab, „verhehlen uns" diesmal, daß grade in Amerika dem materiellen Interesse gegenüber der Pietismus und Mysticismus die glänzendsten Fortschritte gemacht, und sich sogar die Namen der Landgüter unterworfen hat. (Arndt's Garden, Spener's Prospect, Franeke's Vally, Knapp's Grove, Freilinghausen's Plain). „Das Uebergewicht des wissenschaftlichen Elementes, das übrigens schon als Keim in der Reformation lag — die folglich der Ursprung alles Uebels ist — in unserm religiösen Leben ist also kein Vortheil für dieses selbst und für unsere ganze geistige und nationale (industrielle, commercielle) Existenz. Dieser Schaden Josephs und der materiellen Interessen, denen der wissenschaftliche Kampf zu viele Kräfte raubte, muß also wieder geheilt werden, „damit unser religiöses Leben, welches durch die unverhältnißmäßige Ausbildung des spekulativen Elementes in ihm eine falsche Richtnng angenommen hat, seine natürliche Stellung und sein natürliches Verhältniß zu unserem öffentlichen socialen und nationalen (gewerblichen Handels)-Leben wieder einnehme." Dieses „natürliche" Verhältniß, welches das religiöse Leben „wieder" einnehmen soll, hat es zwar früher niemals eingenommen und es ist auch nicht das natürliche Verhältniß der Religion, aber es ist das Verhältniß, in welchem die Religion natürlich dann zum Leben stehen muß, wenn die materiellen Interessen zur Herrschaft gelangt sind. Der Schaden Josephs würde mit einem Worte am besten durch die amerikanische Kirchlichkeit geheilt, denn grade in Amerika ist das kirchliche Leben dem materiellen Verkehr untergeordnet; hat sich die Kirche vor dem gemeinen Interesse in Conventikel zurückgezogen, ist sie vor der Wissenschaft dem thörichten Stolze Deutschlands am meisten bewahrt geblieben. Zugleich würde hierdurch jeder Religionsverächter gezwungen werden, sich irgend einer Gemeinde anzuschließen, wenn auch nur äußerlich durch den Besuch ihrer Betstunden, um sich nicht der allgemeinen Verachtung preiszugeben, der er unter den jetzigen Verhältnissen dadurch entgeht, daß Controle nicht möglich ist.

Die wahre Aufklärnng ist die Frucht der materiellen Interessen, keineswegs der humanistischen Studien, die auch „nicht im entferntesten" auf unser wahres Heil eingewirkt haben; und in denen wir nur „Zeit und Kräfte vergeudet" haben.

Wie das Christenthum einst alle familiären, nationalen, ständischen Schranken zerbrach nnd die Gleichheit aller Menschen als Brüder in Christo proclamirte, so zerbricht auch jetzt das materielle Interesse alle Schranken. Der Idealismus war gegen die irdischen Unterschiede, der Materialismus ist gegen die idealen,

Digitized by Google

himmlischen Formen gleichgültig. Beide schließen die Wissenschaft aus und verachten sie; beide rühmen sich den Menschen zur Anerkennung zu bringen, beide bringen aber nur die verschiedenen Seiten des geschichtlichen Gegensatzes zur Herrschaft, den Himmel oder den Mammon. Beide Principe sind egoistisch, schließen den Einzelnen gegen das Allgemeine ab; jener sorgt für seine Seligkeit und überredet sich, von der Erde nichts zu wissen, deren Genuß er sich selbst nicht gesteht, dieser sorgt für seinen Geldbeutel und nur heimlich für seine Seele. Beide isoliren die Individuen, binden sie nur äußerlich durch die Gleichartigkeit ihrer partikulären Interessen, und führen so zu Associationen, deren Zweck nur scheinbar ein allgemeiner ist, weil er der partikulare Zweck aller ihrer einzelnen Glieder ist. Findet das Individuum seine Rechnung nicht dabei, glaubt es seine Seele oder sein Betriebskapital durch die eine Gesellschaft in Gefahr, flugs, tritt es aus, schließt sich einer anderen an, die ihm günstigere Resultate hoffen läßt, oder versucht ein Geschäft auf eigene Hand, separirt sich. Beide Principe, weil sie beide nur einseitig den Menschen anerkennen, beide also die Humanität nicht verwirklichen, sondern entweder die Religiosität oder das materielle Interesse, die sich gegenseitig bedingen, verknüpfen daher den Menschen mit dem Menschen nicht durch das einzige, wahre, innerliche Band der Menschheit, durch das allgemeine Interesse der Menschheit, sondern sammeln die Individuen zu vereinzelten Gesellschaften, die durch egoistische Zwecke zusammengehalten werden, sich gegenseitig ausschließen, befeinden, zu übervortheilen suchen, und deren Wesen eben in dieser Befeindung und gegenseitigen Uebervortheilung besteht.

Der Zweck dieser Gesellschaften ist, wie wir sahen, nur der Egoismus der Privaten; darum ist auch „das Zusammenwirken der Privaten für Zwecke der Industrie selbst in absoluten Monarchieen gutgeheißen." Da wir nun die wahre Freiheit in die Freiheit der Industrie und des Handels setzen, so glauben wir das Streben nach größeren Garantieen der Freiheit, ausgebildeteren politischen Formen eben ganz oder eigentlich ganz aufgeben zu können, da „das freie" Zusammenwirken der Privaten „gutgeheißen" wird.

Was wollen wir also? Eine Association, die so mächtig als möglich ist, um durch sie der aussaugenden Thätigkeit anderer Associationen einen Damm zu setzen, diese selbst wo möglich auszusaugen, oder doch zu entkräften, eine Association, die aber freilich nicht allumfassend sein darf, weil sie sich dann von selbst aufhöbe. Diese Association ist bereits ins Leben getreten; ihre Entwickelung ist unsere Aufgabe. Sie ist: der deutsche Zollverein.

Diese Association ist nicht politisch, sie ist industriell und commerciell und soll daher, wie sie ihrem Wesen nach auf der freien Thätigkeit der Privaten beruht — denn auch die Staaten sind hinsichtlich ihrer Handelspolitik, in Rücksicht auf die commerciellen Spekulationen, die sie selbst als moralische Personen unternehmen, Private, die nur durch ihre größeren Mitel sich von andern Privaten unterscheiden — auch nur das materielle Privatinteresse unterstützen und das gleiche Streben anderer Privaten paralysiren. Besonders das Englands und der Engländer. (Liszt). „Schon blickt England mit Unruhe auf die raschen Fortschritte des Zollvereines."

Diese Association ist nicht politisch, „wir haben die ganze Gefährlichkeit und Heimtücke der französischen Freiheitssympathien erkannt" — sie ist aber auch nicht national, denn nationale Schranken kennt der Handel überhaupt nicht. Der Materialismus löst die Menschheit durch das Privatinteresse in Atome auf, die sich daher nur äußerlich, nur durch dieses Interesse selbst

Digitized by Google

wieder verknüpfen können. Das Band der deutschen Staaten, die zum Zollverein zusammengetreten sind, ist daher nicht die deutsche Nationalität, sondern der Zollverein, das Handelssystem, die Handelspolitik. Daher sehen wir denn auch, daß mehrere deutsche Staaten bisher durchaus nicht die Kräfte dieser Association verstärken wollten, weil ihre eigene Handelspolitik durch ihre Producte, ihre Lage eine andere sein muß, als die der Staaten des Zollvereins, die also durch den Anschluß nur leiden würden.

Wir brauchen kaum hinzuzufügen, daß endlich diese Association nicht deutsch ist. Vielmehr erscheint grade die Aufgabe unserer deutschen Nationalität durchaus wünschenswerth, weil grade die Deutschen durch ihre Neigung zu spekulativer Träumerei und ihre zerreibende Innerlichkeit des Geistes, durch die Vergeudung ihrer Kräfte in abstrusen Wissenschaften am ungeschicktesten zu practischer Thätigkeit, zur Ausbildung und Benutzung der exacten Disciplinen sind. „Worin wir die Engländer nachahmen sollten, das ist das lebendige Gefühl der Nationaleinheit (die gemeinsame Handelspolitik), der großartige Associationsgeist, der practische Geschäftssinn." Ueberhaupt sind die Engländer unsere besten Lehrer, weil natürlichen Feinde. Von ihnen müssen wir daher auch das köstliche Mittel entlehnen, den Adel innerhalb unseres Zollvereins neu zu beleben. Er muß neubelebt werden, denn „es ist nicht zu leugnen, daß durch das seit 1807 in Preußen befolgte System des Nivellirens der Adel vorzugsweise benachtheiligt und weit entfernt, auf die Bahn einer naturgemäßen Entwickelung geleitet zu werden, vielmehr zu einem Schattendasein verurtheilt wurde." Freilich ist auch die Fäulniß eine naturgemäße Entwickelung und ebenfalls nicht zu leugnen, daß der Adel, wenn er einer anderen, selbstständigen Entwickelung fähig gewesen wäre, sich selbst geleitet haben würde, aber trotzdem „vermögen wir die Ansicht des einen Theils der liberalen Parthei, die den Adel völlig beseitigt zu sehen wünscht, nicht zu der unsrigen zu machen." „Mit innigem Vergnügen haben wir aber bemerkt, daß die Augsburger allgemeine Zeitung unsere Meinung theilt." Es ist uns nehmlich am Geburtsadel wenig gelegen; wir wünschen nur, daß der Güter-Besitz durch Fideicommisse, Majorate und dergleichen mittelalterliche Institutionen eine gewisse Stabilität erlangt, und auf diese Art ein Besitzadel entsteht, der in Gemeinschaft mit den großen Fabrikanten und Kaufleuten „auf die gemeinsamen Angelegenheiten: die Stabilität, Sicherheit und Vergrößerung des Besitzes, keineswegs auf allgemeine theoretische Verfassungsfragen „einwirkt, was gerne geduldet wird." Wir widerholen nochmals, daß die Augsburger Allgemeine unsere Ansicht theilt. Daß, wenn wir einmal Engländer oder Amerikaner geworden sind, unser kirchliches Leben amerikanisch oder englisch werden muß, ist natürlich und bereits oben ausgeführt.

Wie, unsere Richtung wäre also keine politische, keine nationale, wäre — nicht deutsch? — Nein, das können, das dürfen wir nicht zugeben, das haben wir auch nur auf der Folter der Kritik gestanden. Ein solches Geständniß gilt aber nichts; wir widerrufen es daher auf das feierlichste! wir sind politisch, wir sind national, wir sind deutsch, echtdeutsch! wir heißen nicht umsonst Biedermann's deutsche Monatsschrift für Literatur und öffentliches Leben! „Es ist ein großes, es ist ein erhabenes Wort, das Wort: Nationalität!" Wir schwärmen bereits. — Lassen wir sie nur schwärmen sie haben uns genug gestanden. Vielleicht helfen wir uns jetzt auch schon selbst weiter. Was sagten sie doch noch zuletzt?

Es ist ein großes, ein erhabenes Wort, das Wort Nationalität!" Es mag sein, aber es würde noch grö-

Digitized by Google

ßer, noch erhabener sein, wenn sie uns nur seine Bedeutung erst klar gemacht hätten. Ist vielleicht die bornirte Antipathie gegen den modernen Türken, „den Nationalfeind," den Gott sei bei uns, „den nach weitern deutschen Provinzen lüsternen Franzosen," dem wir nie „die Hand bieten" sollen, von dem wir nie etwas lernen sollen, ein Zug des deutschen Nationalcharakters: besteht vielleicht eure Deutschheit in dieser Antipathie, in diesem Hasse? Ach ja! das und noch etwas ist die Nationalität, die man auf allen Seiten findet. Aber dieses Etwas ist ein Geheimniß, oder dieses Etwas ist vielmehr der in magischen krausen Satzwindungen und Satzschnörkeln aufsteigende Floskeldampf aus der Rauchpfanne, die der Priester am Altare der materiellen Interessen schwingt, der mit geheimnißvollen Characteren seltsam gestickte Phrasenschleier, den er über das Geheimniß breitet, dessen blendende Klarheit sein Auge nicht verträgt.

Zerstreuen wir daher diesen Dampf, decken wir den Schleier auf und ergänzen wir das Geständniß, das wir vorhin erpreßten, durch den Anblick des Geheimnisses, von dem uns der Priester doch nur soviel verrathen konnte, als er selbst davon wußte und ahnte. Dann werden wir auch begreifen, warum unser Priester grade mit Floskeln, wie: Nationalität, deutscher Nationalcharakter, Volksbewußtsein, Einheit Deutschlands seine Pfannen füllt und seine Schleier stickt.

Die politischen Revolutionen führten durch ihre eigene Entwickelung, weil sie immer neue Kräfte auf den Kampfplatz riefen und ihrer Natur nach die rohe Gewalt des besitzlosen Pöbels zu Hilfe rufen mußten, endlich zu einer Krise, in welcher der besitzende Bürgerstand, der die Revolution zu seinen Gunsten begonnen hatte, so viel als möglich aus dem allgemeinen Sturze zu retten, das unter dem Schutt verfallene zu restauriren und neue Institutionen zu schaffen versuchte, um seinen Besitz gegen die nun beginnende, sociale Umwälzung zu sichern. Auf dem Besitze beruhen daher alle aus den französischen Revolutionen hervorgegangenen Staaten; wie der Besitz auf der einen Seite der sicherste Garant der Regierung ist, so ist auf der andern die Regierung wieder der sicherste Garant des Besitzes. Diese neuen Staatsformen tragen aber noch den Character ihres Ursprungs an sich, sind daher unhaltbare Vermittlungen des politischen Bürgerthums und des Privatinteresse. Die Kritik und die Geschichte haben ihre Unhaltbarkeit nachgewiesen; jene, indem sie zeigte, daß das Element des politischen Bürgerthums in ihnen nur ein Schein ist, und sich in jeder Collision zwischen den Kammern und der Regierung als Illusion erweist, diese durch die Thatsache, daß die Kammern und Stände ihre politische Schwäche sich selbst immer weniger verhehlen können, das materielle Interesse alle anderen überwiegt und sich bereits eine Bewegung vorbereitet, welche wohl über kurz oder lang, die legitimen Herrscherhäuser auf ihre alten Throne, wenn auch nicht in ihre alten Rechte zurückführen und das dem Privatinteresse fremdartige Element aus den Verfassungen ausscheiden wird. Je größer die socialen Gefahren werden, je deutlicher „die freudige Wahrnehmung, daß die socialen Zustände bei uns noch nicht dieselbe üble Wendung genommen haben, als in England und Frankreich, als optische Täuschung erkannt wird," desto ängstlicher werden sich natürlich die besitzenden Stände bei uns, wie in Frankreich und Spanien, ja selbst in England an die alten heiligen Stützen der Herrschaft anschließen, um durch die Wucht der materiellen Interessen und geheiligten Institutionen ihre Existenz sich zu sichern.

Die Noth des Lebens ist aber nur das eine Ele-

Digitized by Google

ment der socialen Bewegung; ihr anderes ist die Entwickelung des Geistes durch die Wissenschaft, die Theorie, welche die Grundlagen der geschichtlich gegebenen Verhältnisse aufzulösen sucht, die Forderungen der Noth zu theoretischer Nothwendigkeit erhebt, mit Bewußtsein im Namen des Menschen fordert, was die Masse aufgestachelt durch das physische Bedürfniß zu rauben versucht.

Daher die Angst vor der Wissenschaft, der Theorie, der gegenüber die geistige Hohlheit sich nicht fest genug an den materiellen Besitz anklammern, der gegenüber der Besitz nicht groß genug sein kann. Diese Angst treibt zur Verachtung der Wissenschaft, zum Verrath an ihr, dem herrlichsten Gute der Menschheit, zur Umkehr auf dem Wege, den sie unter heißen Kämpfen zurückgelegt hat. Ihre Resultate erschrecken und entsetzen, und doch führt die Entwickelung der Wissenschaft nothwendig zu ihnen. Ihr Gipfelpunkt zeigt zugleich ihre Ohnmacht am deutlichsten, so sprecht ihr lächelnd und klimpert dabei mit dem Gelde in eurer Tasche. Aber ihr bedenkt nicht, daß die Wissenschaft gegen den Blödsinn am ohnmächtigsten ist, ihr bedenkt nicht, daß ihr durch eure Flucht vor ihr ihre Macht auf das Glänzendste anerkennt. Oder ist das ein Zeichen ihrer Ohnmacht, daß sie euch zwingt, die deutsche protestantische Kirche aufzugeben, deren Wesen in der Vermittlung des Glaubens und des Wissens bestand, und in die amerikanischen Privatgemeinden zu flüchten?

Das materielle Interesse ist euer Wesen und ihr rühmt euch daher wahrlich nicht ohne Grund, daß eure Parthei täglich wächst; ihr hättet vielmehr sagen können, sie ist groß, massenhaft, wie der Sand am Meere.

Ihr habt auch Recht, daß ihr in die Gleichartigkeit der materiellen Interessen eines commerciellen Länderbundes die nationale Einheit, in die Blüthe der Gewerbe und des Handels die nationale Größe setzt. Ganz Recht, denn in der Besonderheit der materiellen Interessen beruht in der That ganz allein noch die Abgeschlossenheit der Nationen, sobald alle politischen und geistigen Unterschiede der Völker im materiellen Interesse der Privaten untergegangen sind. Ihr habt auch Recht, daß ihr euch trotz der Aufgabe des deutschen Geistes, des deutschen Nationalcharakters noch Deutsche nennt, da seine eigene Entwickelung seine Aufgabe nothwendig macht. Denn auch die Wissenschaft ist, wenn sie ihre letzten Resultate zieht, undeutsch, ihre Resultate sind die Blüthe der gesammten Geschichte der Menschheit; sie ist universell und geht über den deutschen Nationalcharakter hinaus, weil sie einfach ist, dieser aber dualistisch, der Kampf, der „aufreibende, innerliche Kampf" zwischen Glauben und Wissen war. Die Entwickelung des deutschen Charakters ist also nothwendig die, daß er über sich selbst hinauskommt, sein Resultat ausstößt, der Welt übergiebt und die reine Beschränktheit für sich behält.

Ihr habt also Recht, allein wir haben eure Sache nur mit Sophismen führen können; ihr habt also Unrecht: denn eben dadurch, daß die Nationalität sich nur auf das materielle, auf das Privatinteresse stützt und das Deutschthum den geistigen Kampf aufgiebt, heben sich beide von selbst auf, werden sie selbst zu leeren Phrasen.

Aber sieh da! euer Recht geht erst jetzt, da ich eben beweisen wollte, ihr hättet Unrecht, aus meinem eigenen Beweise auf das glänzendste, unwidersprechlichste hervor. Denn wo finden sich diese Phrasen häufiger, gedrängter als bei euch? wo zeigt sich die Phrasenhaftigkeit der deutschen Nationalität besser, deutlicher als bei euch? ja, ihr seid deutschnational, jetzt geben wir es für immer zu, aber — ihr seid es

Digitized by Google

eben dadurch, daß der deutsche Nationalcharacter die reine Phrase, zu der ihr ihn macht, wirklich geworden ist, und ihr seid es also auch nur in diesen Phrasen. Aber ihr kündigt euch als Vertreter der deutschen Nationalität an; folglich werden wir viel Rauch schlucken müssen und ihr werdet euch bemühen müssen, uns recht viel Sand in die Augen zu werfen. Und richtig, so ist's! Wohin wir blicken, überall begegnen uns die Worte, die wir nicht noch einmal abschreiben wollen.

Von vornherein könnten wir jetzt beweisen, daß der Stil unmöglich klar und ausdrucksvoll sein kann, durch die Hohlheit, die Schattenhaftigkeit der Begriffe der Stil gewiß weder an Anmuth, noch an Klarheit gewinnt, wir wollen aber auch Beispiele geben. Wer hätte nicht schon die seltsamen Windungen des Cigarrenrauches bewundert, wie er sich kräuselt und ballt? Grade so verhält es sich mit der Sprache. Unklaren Vorstellungen, windigen Begriffen entsprechen geschraubte Sätze, schiefe Wendungen, lose Verbindungen. Wie gefallen z. B. die Satzanfänge: „nicht zu leugnen ist," „wir dürfen uns nicht verhehlen" „der Adel in Deutschland, wir dürfen uns dies nicht verhehlen." Proben eines Stils, wie er der inneren Unwahrheit, dem haltungslosen Schwanken eigen ist. Die köstlichsten Stilproben liefern aber natürlich diejenigen Aufsätze, die nicht unmittelbar practische Aufgaben zu lösen versuchen, Industrie und Handel besprechen, sondern sich mit der Phrasenhaftigkeit selbst, die das Ganze durchdringt, beschäftigen. Da begegnet uns gleich im ersten Jahrgang ein ganz seltsamer Aufsatz: über die Möglichkeit eines allgemeinen deutschen Gesetzbuches von Friedr. Purgold, den wir gar nicht genug empfehlen können. So oft man ihn liest, findet man neue, bisher übersehene Schönheiten; er ist klassisch. Gleich der Anfang ist reizend, vielversprechend: „Muß gewöhnlich jeder Vorschlag, welcher allgemeine Betheiligung in Anspruch nimmt, sich zur Aufgabe setzen, dieselbe anzuregen, so bringt zwar umgekehrt der Gegenstand dieses Aufsatzes die allgemeine Anerkennung mit sich, muß dagegen seinen Anfang damit nehmen, sich, sollen die Berufenen auch nur zum Eingehen in eine ernstere Prüfung bestimmt werden, zum Zweck zu setzen, die vorgefaßte Meinung seiner Unausführbarkeit zu bestreiten." Wir wollen hier gar nicht darnach fragen, wer sich einen Zweck setzt, der Gegenstand oder der Aufsatz, wer von beiden nicht unausführbar sein soll, wir wollen uns nur nach unserem mühsamen Geschäfte an der sinnigen Zusammenfügung der Sätze erfreuen und erheitern: Muß — so — zwar — umgekehrt — dagegen. Wenn man gar nichts zu sagen weiß, aber zu sprechen versteht und sprechen will, so muß man freilich Redensarten häufen. Auch dieser Kunst, mit vielen Worten nichts zu sagen, und durch bombastische Redensarten die Kümmerlichkeit des Gedänkleins zu verstecken, ist der Verfasser dieses Aufsatzes Meister; hier ein Beispiel: „den Anspruch an eine Gesetzgebung sind wir gewohnt dahin gestellt zu sehen, daß wir ihren Zweck in eine klare und umfassende Darstellung der für den Rechtsverkehr sich ergebenden Regeln setzen." Diese Darstellung wird erfordert, indem der in unsern Zuständen liegende Rechtsgeist erkannt werden soll, als der einzige, der, statt der bloßen Herstellung eines formellen Rechts, einen allgemeinen und begründetern Anspruch auf vollständige Verwirklichung hat und dessen richtige Auffassung durch die Gesetzgebung eben in einer so umfassenden und klaren Darstellung geschehen muß, daß, im Rechtsverkehr, über den wirklich rechtlichen Gesichtspunkt kein Zweifel obwalten kann, und somit entweder dem Proceße vorgebeugt wird, oder doch, wenn wirklich ein Prozeß entstanden ist, derselbe seinen gerechten und schnellen Ausgang in den klaren und umfassenden Be-

Digitized by Google

stimmungen findet, welche die Gesetzgebung darbietet." Leider können wir den ganzen Aufsatz hier nicht abdrucken lassen, noch viel weniger jede seiner Schönheiten nachweisen und besprechen; um uns aber doch nicht ganz um das Vergnügen zu bringen, schreiben wir auch noch den Schlußsatz ab, der den kleinen Aufsatz krönt: „Der Aufschwung, den die Erkenntniß unserer Volksthümlichkeit genommen, der schöne Einklang zwischen Regierung und Volk, uns für diese Volksthümlichkeit gerade die materielle Einheit im gesammten Vaterlande und für sie den Haltpunkt zu zeigen, möge nicht wieder sich verflüchtigen, ohne von den Haltpunkten dieser Einheit den nothwendigsten und den größten hervorgerufen zu haben." Nun? ist nicht jedes Wort klassisch? Jeder Satz ist lesenswerth und das darum, weil der Inhalt des Ganzen blauer Dunst, die Phrase der deutschen Nationalität ist. Ungefähr läßt sich so viel errathen, daß der Verfasser ein Phantom, „den Rechtsgeist, der den gegebenen Zuständen der deutschen Nation entspricht," zum Gesetzgeber machen will. Er gesteht aber auch, daß „dieser Geist allerdings nicht leicht aufzufassen sein wird."

Mit diesen Stilproben wollen wir uns aber begnügen, denn auch das Schöne ermüdet zuletzt.

Ernst Jungnitz.

II.

Neueste Schriften über die Judenfrage.

1) Bruno Bauer und die Juden (in Geiger's wissenschaftlicher Zeitschrift für jüdische Theologie. Band V. Heft 2. p. 199 — 234).
2) Die Judenfrage. Gegen Bruno Bauer von Dr. Gabriel Riesser in Hamburg (in Weil's „constitutionellen Jahrbüchern." 1843. Band 2, 1 — 42. Band 3, 14 — 57).
3) Zur Judenfrage in Deutschland. Monatsschrift von Dr. Wilh. Freund. 1844. Heft I.
4) Kurze Antworten auf Cultus-Fragen von Dr. Zunz. Berlin. 1844.

u. s. w. u. s. w.

Es dauerte Jahrhunderte, bis das Alterthum sich auflöste und auf seinen Trümmern eine neue Bildung ihre Herrschaft begründen konnte.

Wie lange die Uebergangsperiode dauern wird, in der wir leben, ist eine Frage, deren Beantwortung uns in dem Augenblicke, wo wir damit beschäftigt sind, die Macht, die die Thore der Zukunft verschlossen zu halten sucht, der Kritik zu unterwerfen, und wo der Widerstand, den die Kritik findet, von ihrer Kraft und ihren Erfolgen zeugt, uns ziemlich gleichgültig seyn kann. In keinem Falle wenigstens wird sie für uns beunruhigend seyn: das Schicksal mag entscheiden, wie es will — wir wissen jetzt, daß es unser Werk ist. Selbst der Widerstand, den wir finden, ist das eigene Werk der Kritik, ihr Kampf ist ihre eigene Entwicklung und es kommt nur auf sie an, immer neue Gegner gegen sich selbst zu erwecken, sie aus den Ver-

Digitized by Google

ſtecken und aus ihrer Indolenz herauszuziehen, bis die ganze Maſſe, die noch der ehrenvolle Aufgabe, die Zukunft zu bekämpfen und den Gedanken einer wahrhaft menſchlichen Geſellſchaft zurückzudrängen, gewachſen iſt, auf den Kampfplatz gezogen iſt.

Welch' ein Unterſchied zwiſchen dem gegenwärtigen Kampfe und dem wüſten Gewirre, in welchem ſich diejenige Bildung, die das Alterthum ſtürzte, allmählig Bahn brach! Ein Princip, welches ſo wenig einer klaren und ſichern Kritik fähig war, als die apologetiſchen Schriften der Kirchenväter beweiſen, ein Princip, welches ſich ſo unbeholfen, ſo ſchwankend und gewöhnlich nur declamatoriſch vertheidigte, mußte viele Jahrhunderte warten, bis die alte Bildung in ihrer eigenen Fäulniß unterging.

Wenn die neuere Kritik durch ihre Reinheit dazu berechtigt iſt, mit einer bei weitem größeren Ruhe und Sicherheit der Zukunft entgegenzuſehen, — die maſſenhafte Empörung gegen ſie, die ſie ſelbſt hervorgerufen, mag für den nächſten Augenblick noch ſo drohend erſcheinen — ſo hat ſie ſich bereits daran gewöhnt und war ſie von vornherein darauf gefaßt, daß die Auflöſung der Cultur gegen die ſie ſich richtet, einen widerlichern Anblick gewährt als der Untergang des Alterthums. Je edler und feiner eine Organiſation iſt, um ſo zurückſtoßender iſt ſie im Zuſtand der Verweſung. Mit der Bildung des Alterthums ging zugleich eine noch rohe und in einzelnen ariſtokratiſchen Geſtalten künſtleriſch gebildete Naturkraft unter. Die Bildung, die in den letztverfloſſenen Jahrhunderten geherrſcht hat, iſt von vornherein eine geiſtige, die Welt, mit der es die gegenwärtige Kritik zu thun hat, iſt eine Welt der reinen Vorſtellung, die in dem Augenblicke, wo ſie von einer unerwarteten Kriſis überraſcht wird, ſelbſt nicht mehr in ihrer alten Ordnung ſteht und durch ein volles Jahrhundert der Aufklärung erſchüttert iſt. Dieſe Welt glaubt noch die alte zu ſeyn und will ſich aus allen Kräften in ihrer alten Verfaſſung erhalten und ſie hat doch längſt ihre urſprüngliche ſpecifiſche Eigenthümlichkeit verloren. Sie iſt bereits aufgeklärt und bei aller Aufklärung doch noch in die Schranken gebannt, über die ſie längſt hinaus zu ſein glaubte, die ſie nur erweitert oder noch mehr zuſammen gezogen hat. Im Intereſſe einer früheren Weltanſchauung wendet ſie ſich gegen die Kritik und die Waffen, über die gebietet, ſind doch nur die der Aufklärung. Dieſelbe Aufklärung macht es ihr möglich, daß ſie von der Kritik wenigſtens Notiz nehmen kann, indem ſie ſich aber das Anſehn giebt, daß ſie ihre Widerſacherin vollkommen verſtehe, ja beiweitem überſehe, im Alleinbeſitz der Aufklärung ſich befinde und die vermeintliche Beſchränktheit der Vorzeit längſt aufgegeben habe, bekennt ſie ſich zu Satzungen, die ihre eigene Aufklärung bereits wankend gemacht hat und von denen ſie nicht zu begreifen vermag, wie die Kritik dazu kommen kann, etwas an ihnen auszuſetzen.

Die Täuſchung in welcher dieſe Bildung über ſich ſelbſt lebt, wird vollendet, indem ſie von der Kritik gezwungen wird, ihre Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt zu verdoppeln, d. h. ihre Unkenntniß über ſich ſelbſt erſt wahrhaft zu verrathen, und ihre Aufmerkſamkeit zugleich zu theilen, indem ſie gezwungen wird, eine geiſtige Welt zu betrachten und zu bekämpfen, die ſie nicht kennen lernen, nicht verſtehen kann, weil ſie ſich ſelbſt nicht verſtehen lernen will.

Wozu nun aber dieſer Kampf, wenn die Berührung mit der Kritik dieſe Wirkung hat? Wenn die Kritik ſtatt ihren Gegner frei zu machen, ihn nur noch mehr zum Sclaven herabwürdigt, wie ſie ſtatt aufzuklären, nur noch dumpfer macht, wozu dienen ihre Anſtrengungen?

Digitized by Google

Die Antwort ist einfach. Sie wäre nicht diese epochemachende Kraft, wenn sie nicht diese Wirkung hätte, daß sie aus Jedem das macht, was er seyn will, wenn sie nicht Jedem die Freiheit ließe, das zu werden, was er werden will, und Jeden unwiderruflich dem Standpunkt anwiese, der seiner Natur und seinem Willen entspricht.

Vorher, ehe die Kritik in ihrer Reinheit aufgetreten ist, scheint das Lebensgebiet, die Bestrebung oder die wissenschaftliche Disciplin, gegen die sie sich richtet, respectabel zu seyn — und sie waren in der That respectabel, da der menschliche Geist, der wirklich die Wahrheit suchte und in der Kritik seine Bemühungen belohnt fand, an ihnen Theil nahm, sich um sie abmühte und sogar noch in ihren Umkreis gebannt war. Sobald aber die Scheidung geschehen und die wirkliche Forschung der kritiklosen, das ernstliche Streben nach Freiheit dem illusorischen, der Muth der Erkenntniß der Furcht vor der Consequenz gegenüber getreten ist, so verlieren jene Gebiete, Bestrebungen und Disciplinen jeden Anspruch auf Achtung, sie verlieren selbst das Zutrauen zu sich selbst und nach einem Kampfe gegen die Kritik, in welchem sie das Maaß ihrer Schuld vollmachen, hören sie endlich auf, ein menschliches oder geschichtliches Interesse zu haben. Noch vor kurzer Zeit an der Spitze der geschichtlichen Bewegung sehen sie sich plötzlich auf die Seite geschoben, wo sie sich selbst überlassen bleiben und außer Kampf gesetzt, jeder Reibung und Belebung entbehrend in sich selbst zerfallen.

Der Reichthum und die große Bedeutung der Productionen, welche die Theologie vor wenig Jahren aufzuweisen hatte, ihr Benehmen gegen die Kritik, als dieselbe in ihrer Reinheit auftrat, ihr jetziges Verhältniß zur Kritik und zur Welt überhaupt — Alles das ist ein Maaßstab für die Richtigkeit oder Grundlosigkeit obiger Bemerkungen.

Derselbe Fall ist es mit dem Judenthume. Es war zwar kein geistiges allgemeines Interesse, um dessentwillen das Judenthum die Aufmerksamkeit in der letzteren Zeit beschäftigt hatte: als Religion ist es eben nicht im Stande, die Aufmerksamkeit und Theilnahme derjenigen, die die sogenannte Zeitstimmung bilden, zu fesseln; wenn einzelne Juden in Kunst und Wissenschaft arbeiteten, so thaten sie es nicht ausdrücklich als Juden: was jüdische Gelehrte über ihre Religion, über die Geschichte ihres Volks und über die heiligen Bücher bekannt machten, blieb außerhalb des jüdischen Kreises mit wenigen Ausnahmen unbekannt, da es weit hinter den Forschungen der Christen und dem Standpunkt der christlichen Wissenschaft zurück blieb — — dennoch haben sie es dahin gebracht, daß sie für eine Frage, die sie als Juden anging und ihr persönliches Interesse betraf, die allgemeine Aufmerksamkeit und Theilnahme erregten. Es war ihnen gelungen, weil sie mit ihrem Ruf nach Freiheit in den allgemeinen Ruf der Zeit einstimmten, und der Beifall der Vorwärtsstrebenden ward ihnen zu Theil, weil sie wie diese die Freiheit innerhalb des Kreises ihrer alten Vorstellungen für möglich hielten.

Die Kritik hat den Traum unterbrochen, die Illusion zerstört. Sie hat gezeigt, daß man nicht mit Sack und Pack der Zukunft und Freiheit entgegen ziehen könne, daß man sich auch dann noch täusche, wenn man ein Paar Reliquien mit auf den Weg nehme.

Was hat sie aber gewonnen, wenn sie die Wanderer, die auf dem besten Wege zu seyn meinten, anhielt, zum Stillstande, zum Rückzug brachte oder vielmehr als Leute denuncirte, die gar nicht gingen, nicht

Digitized by Google

gehen wollten? Was gewonnen, wenn sie sich neue Gegner schafft, wenn sie die gute Sache in neue Kämpfe verwickelt?

Es ist viel gewonnen, wenn sie die Gegner der guten Sache als solche demaskirt, wenn sie diejenigen, die den Fortschritt und die Entwicklung zur Illusion machten, bei Seite schiebt und damit dem wirklichen Fortschritt Platz macht. Es ist ein großer Gewinn, wenn diejenigen, die die Freiheit zur Redensart und ihrem Privatinteresse dienstbar machten, in die Reihe der offenen Gegner der Freiheit zurückgeworfen werden. Die Frage, um die es sich handelt, wird damit vereinfacht, ihre große Bedeutung wird sicher gestellt und ihre Entscheidung beschleunigt.

Nach den ausführlichen Erörterungen, die Referent über diesen Punkt zu wiederholten malen gegeben hat, wird er den Vorwurf, daß er die Vertheidiger der Judenemancipation einer absichtlichen Täuschung anklage, allerdings immer noch zu erwarten — denn diejenigen, deren letzte Zuflucht er bildet, sind keiner Belehrung fähig — aber nicht mehr zu fürchten haben.

Nein, absichtlich hatten die Männer, die seit funfzig Jehren für die Emancipation der Juden aufgetreten sind, weder sich noch andere getäuscht. Sie waren wirklich der Meinung, daß innerhalb der Schranken, in denen ihre Clienten und die Andern lebten, an die sie sich richteten, die Freiheit möglich sei. Sie konnten sich die wahre Freiheit nur innerhalb dieser Schranken denken. Sie hatten sogar kaum ein Bewußtsein von ihrer eigenen Beschränkheit und von der ihrer Schützlinge.

Jetzt erst ist ihnen das Bewußtsein gegeben, sie vertheidigen die Beschränktheit und die Freiheit und Menschlichkeit sind so glücklich geworden, sie zu Gegnern erhalten zu haben.

Früher war ihre Rede — wenn auch immer nur halb und voll von Widersprüchen — jedenfalls respectabel, sie trug den Stempel der Ueberzeugung und wenn sie auch nicht aus Einem Guß, ein Ganzes und entscheidend war, so machte sie doch den Eindruck, der nur den Männern zu Gebote steht, die in der Ueberzeugung sprechen, daß sie für das Höchste auftreten, was ihre Zeit zu denken und zu leisten vermag.

Wenn aber der Augenblick eingetreten ist, daß die Kritik dem halben Wesen der bisherigen Ueberzeugungen ein Ende gemacht hat und das Halbe als solches kenntlich geworden ist, dann hat es auch die letzte Gewalt über die Sprache verloren — seine Sprache wird schwebend, läppisch und kindisch.

Die Kritik macht sich ihre Gegner und indem sie dieselben sich gegenüberstellt, hat sie es zugleich dahin gebracht, daß die Schwäche derselben sich in jedem Wort, das sie vorbringen, verrathen muß.

Was heißt es z. B., wenn der Herausgeber der Monatsschrift: „zur Judenfrage in Deutschland" in den Aufsatze: „Unser Streben" sogleich im Anfange sagt: „Wir möchten beim Beginn dieser neuen literarischen Thätigkeit die Schuhe von unsern Füßen ziehen, denn der Boden, den wir betreten, ist ein heiliges Erdreich!" Immer zu! Seht, wie weit ihr kommt, wenn ihr vor lauter Respect nicht aufzutreten wagt. Besser wäre es, wenn ihr die Augen tüchtig aufmachtet und euch im Gegentheil mit zuverlässigem Schuhwerk versähet: denn da, wo Sklaven gewohnt haben, ist der Boden eben nicht zum Bleiben einladend. —

Man höre weiter! Was für eine Sprache!

Für Herrn Geiger hat es etwas Peinliches, gegen einen Mann und ein Blatt — (nämlich die deutschen Jahrbücher, in denen er meinen Aufsatz las) — auftreten zu müssen, deren Tendenzen verfehmt worden." (Aber welche Macht auf Erden kann denn eine Ten-

Digitized by Google

denz oder ein Princip, welches noch in der Entwickelung begriffen ist und den Beweis liefert, daß es sich noch zu entwickeln vermag, verfehmen!) „So fern ich diesen Tendenzen stehe, fährt Herr Geiger fort, so halte ich es doch einem Ehrenmann nicht wohlanstehend, dem mit Recht oder Unrecht Verfolgten noch einen Stein nachzuwerfen." (Dieser Stein, die Abhandlung nämlich, kommt aber dennoch, obwohl es Herr Geiger dabei „für die charakteristischste Eigenschaft des ächten Liberalismus hält, den geschwächten Gegner, den Gebeugten mit Nachsicht und Schonung zu behandeln." — Woher er es aber nur haben mag, daß ein wahrer Kritiker durch einen Erlaß und durch die Unterdrückung eines Journals geschwächt oder gar gebeugt werden könne!)

Allein Herr Geiger muß auftreten: „mögen immerhin Herr Bauer und die deutschen Jahrbücher (Nb. die unterdrückten, gestorbenen) zu den Schwachen (!) gehören: diejenigen, die ich ihnen gegenüber vertreten will, sind noch immer weit schwächer, d. h. in der äußern, wenn auch nicht innern Berechtigung und mögen jene in gewissen Anforderungen der Macht des Bestehenden unterlegen sein, uns gegenüber bilden sie nur eine Fraction der Vertreter des Stillstandes."

Der Zusammenhang dieses Satzes ist so groß wie der Gedanke, den er enthält.

Wenn die, heißt es weiter, gegen die Juden kämpften, die überhaupt für „alle Satzungen des sogenannten positiven Rechts" sind, „so war dies weder befremdend, noch konnte eine Entgegnung auf ihre Einwendungen etwas fruchten, da diese eben blos einen Zweig bildeten des ganzen künstlichen Baumes, den sie durch Treibhauswärme zu erhalten sich bemühten: das kleine Spältchen, das wir in die Wände des Treibhauses bohren könnten, schadet dem Baume nicht, es bedarf des vollen Einströmens frischer Lebensluft, um das ganze künstliche Leben zu zerstören." (D. h. von jüdischer Seite her konnte man in jene Wände nicht Bresche schießen.) „Wenn aber unter der Fahne des Fortschrittes gegen uns gekämpft wird, wir die Einzigen sein sollen, welchen eine freie Entwickelung nicht zu Gute kommen soll, (als ob die Kritik nicht für diese Entwickelung allein kämpfte!) da fühlen wir die ganze Gefahr, die uns speciell (!) bedroht, die ganze Verpflichtung, die uns besonders (!) obliegt, aber auch die ganze Entrüstung, die der Heuchelei und der Halbheit gegenüber sich unser bemächtigt, den edeln Zorn gegen den ekelhaften Egoismus, der um so ekelhafter wird, wenn er mit hohlen Freiheitsphrasen sich spreizt."

Es ist in der That ein „ekelhafter Egoismus," daß die Kritik die besonderen Interessen nicht mehr schont und selbst keine speciellen Interessen mehr haben und vertheidigen will.

Kurz, die Jahrbücher hatten das Maaß ihrer Sünden voll gemacht, als sie sich auch der Judenfrage bemächtigten. In dem Augenblick, da sie die Kritik gegen die Judenfrage in Bewegung setzten, hatte sie, wie sich Herr Geiger ausdrückt, „die Nemesis" getroffen.

Die Zahl unser Gegner ist vermehrt. Wir gratuliren uns!

Auch Herr Rießer hofft alles von dem Anströmen der Lebensluft, die irgend woher doch einmal kommen müsse. Die Judenfrage gilt ihm nämlich als eine jener politischen und socialen Fragen, die von der Theorie längst entschieden sind, also auch auf die Ausführung blos zu warten haben.

Als ob der Impuls zur Ausführung anders woher als von der Theorie kommen könne! Die Theorie muß wachsen, um ausgeführt zu werden, um sicher

Digitized by Google

ihre Ausführung zu finden oder vielmehr: um ſie zu gebieten!

So weit die Juden jetzt in der Theorie ſind, ſo weit ſind ſie emancipirt, ſo weit ſie frei ſeyn wollen, ſo weit ſind ſie es.

Wachſt in der Theorie, und ihr werdet in der Praxis ſtärker ſeyn! Habt einen höhern Begriff von der Freiheit, und ihr werdet in der Freiheit Fortſchritte machen.

Während Herr Freund meine Kritik „unreif" findet, erſcheint ſie Herrn Rießer als überreif. Die Ueberreife in der Discuſſion, ſagt er, trete überhaupt ein, wenn die Wahrheit durch ihre Einfachheit ermüde. Nein! die Kritik muß endlich einmal durch ein tüchtiges Gewitter die Luft reinigen, wenn eine unvollkommene Theorie in Fäulniß übergangen iſt.

Wir haben geſehen, wie Herr Philippſon „meinen Staat" auffaßte. Auch Herr Rießer glaubt ihn kritiſiren zu müſſen. „Sein (B. Bauers) Staat, ſagt er, ſoll nicht etwa nur wie der nordamerikaniſche außerhalb des Chriſtenthums ſtehen, ſich von der chriſtlichen Sphäre trennen und dieſe ſich ſelbſt überlaſſen, indem er jedes Religionsbekenntniß mit gleichem Rechte zuläßt, aber keines begünſtigt, ſondern muß zugleich das Chriſtenthum eben ſowohl wie das Judenthum als etwas ihm Feindſeliges ausſchließen und unterdrücken, er muß gegen Chriſten und Chriſtenthum ſo verfahren wie dieſe — nach unſerm Verfaſſer durch die innerſte Nothwendigkeit ihres Weſens getrieben — gegen Juden und Judenthum verfahren ſind."

Ich habe aber nur die Pflicht des Kritikers erfüllt — und keine andere Pflicht hatte ich zunächſt zu erfüllen — ich habe das Verhältniß der Juden zu den verſchiedenen Staaten, in denen ſie leben und die Colliſionen herbeigeführt haben, über die ſie ſich beklagen, kritiſirt und nur dieß Verhältniß zu kritiſiren gehabt.

Hätte ich in jenen Arbeiten ſchon über die Kritik hinausgehen wollen oder dürfen, ſo hätte ich nicht vom Staat, nicht von einer beſtimmten Staatsform, ſondern von der Geſellſchaft reden müſſen, die Niemanden ausſchließt, ſondern von der ſich nur diejenigen ausſchließen, die an ihrer Entwickelung nicht theilnehmen wollen.

Die Gegner der Kritik ſind deshalb ihre Gegner, weil ſie dieſelbe nicht nur nach ihrem dogmatiſchen Maaße meſſen, ſondern ſelbſt für dogmatiſch halten, oder ſie bekämpfen die Kritik, weil ſie ihre dogmatiſchen Unterſcheidungen, Definitionen und Ausflüchte nicht anerkennt.

So verlangt Herr Rießer vom Kritiker, er ſolle dasjenige, „was dem Boden des Rechts angehört," von dem unterſcheiden, „was jenſeits ſeines Gebietes liegt."

Bis jetzt haben aber Gemüth und Gewiſſen immer in das Recht eingegriffen, immer es ergänzt und wegen der Beſchaffenheit, die in ſeiner dogmatiſchen Form begründet iſt, immer ergänzen müſſen. Diejenige Weltform, welche die Kritik vorbereitet und deren Gedanken ſie ſogar erſt vorbereitet, iſt keine blos rechtliche, ſondern eine geſellſchaftliche, von der wenigſtens ſo viel geſagt werden kann, daß wer zu ihrer Ausbildung nicht das Seinige beigetragen hat, nicht mit ſeinem Gewiſſen und Gemüth in ihr lebt, ſich in ihr nicht zu Hauſe fühlen und an ihrer Geſchichte nicht theilnehmen kann.

Die Freiheit, wendet Herr Rießer gegen die ſtrengen Anforderungen der Kritik ein, iſt nicht ſo rauh wie die Kritik; der Liberalismus giebt die Verhältniſſe, welche die Vernunft als unwürdig bezeichnet, nicht ſogleich dem Untergange anheim. „Wir ſehen vielmehr die Freiheitsliebe ſtets mit den natürlichſten Elementen, mit den unmittelbarſten Empfindungen in

Digitized by Google

engem unauflöslichem Bunde, — mit dem Nationalſtolz, mit der Hingebung an alte Einrichtungen, an ererbte Gewohnheiten, an geſchichtliche Traditionen."

Daher kam es aber auch, — iſt hierauf zu erwiedern — daß die Zuſtände, welche die Begeiſterung für die Freiheit und die heldenmüthigſte Aufopferung errungen haben, Wiederſprüche in ſich trugen, die neue Niederlagen zur Folge hatten.

Herr Rießer führt eine Reihe von Beiſpielen zur Beſtätigung ſeines Satzes an: „wären die Franzoſen der Revolution, ſagt er unter Anderm, nicht immer noch die Franzoſen Ludwig XIV. geweſen, ſie hätten nimmermehr die Franzoſen des Kaiſerreichs werden können."

Richtig ausgedrückt würde aber dieſe Bemerkung ſo lauten: weil die Franzoſen durch die Revolution noch nicht frei werden konnten, ſondern erſt nach der Freiheit ſtrebten und zwar auf dem politiſchen Wege ſtrebten, auf demſelben Wege, auf welchem ſie ſich Jahrhunderte lang als Sclaven hingeſchleppt hatten, weil ſie als Volk nach der Freiheit ſtrebten, die Freiheit zu ihrem Nationalruhm erhoben, als Volk ſiegen wollten und als ſolches zu ſiegen gezwungen waren: — darum war es unvermeidlich, daß ſie die Beute eines brutalen Soldaten wurden.

Gerade die Revolutions-Kriege, in welchen allgemeine Ideen, geſtützt auf ein National-Intereſſe — das Intereſſe der franzöſiſchen Nation — ſich durchzuſetzen ſuchten, haben in Verbindung mit den gleichzeitigen, innerlichen Bewegungen der Geiſter die früheren Grundlagen der Freiheit wankend gemacht.

Die Judenfrage iſt unter Anderm eines der Anzeichen, daß die Nationalität — ein Dogma, welches die kosmopolitiſche Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts ſiegreich überſtanden und zum Spott gemacht hat — einer neuen, gewiß entſcheidenderen Kritik unterworfen werden wird. Die Juden könnten nicht nach Emancipation und Befreiung aus ihrer iſolirten Stellung verlangen, wenn ſie noch das frühere maſſive Selbſtgefühl ihrer Nationalität hätten: von Seiten der chriſtlichen Staaten würde man nicht darüber grübeln und ſich den Kopf zerbrechen, wie man die Juden in den Schematismus des Gouvernements einrubriciren könne, wenn man ſich in ſeiner Haut noch ſo ſicher fühlte, wie vor etwa hundert Jahren. Man iſt ſeiner Sache nicht mehr ſicher, hat aber auch nicht den Muth, die Lage der Dinge einzugeſtehen, nicht einmal Einſicht genug, ſie wirklich kennen zu lernen. Die Juden wollen ihre Nationalität aufgeben, um ſie mit einer andern zu vertauſchen d. h. um ſich in einer andern Weiſe zu beſchränken: — die Regierungen wollen ihren Reſſort erweitern und die Juden in ihn aufnehmen, um durch die corporationsmäßige Einſchränkung der Juden die nationale Eigenthümlichkeit des Gouvernements ſchärfer als jemals hervortreten zu laſſen.

Die Zukunft aller Nationalitäten, die ſich gegenwärtig durch Aufgaben, die weit über ihre Kräfte gehen, bedroht und geängſtigt ſehen und ſich nur noch erhalten, indem ſie dieſe Aufgaben mit Gewalt bei Seite ſchieben und diejenigen, die ſich mit der Löſung derſelben beſchäftigen, zu unterdrücken ſuchen, iſt eine ſehr dunkle. Alle Illuſionen, über welche frühere Zeiten geboten, wollen nicht mehr dazu ausreichen, wenn man es verſucht, in das Dunkel dieſer Zukunft einige Streiflichter zu werfen.

Deutſche wollen wir werden, ſagen die Juden. „Wer auf deutſchem Boden lebt und wirkt, (Zur Judenfrage. Monatsſchrift I. 1. 2.) wer in deutſcher Zunge redet, wer Deutſchlands Wohl und Wehe zu dem ſeinigen macht: der ſoll ein Glied des deutſchen Nationalbundes ſein. Der deutſche Nationalſinn allein

Digitized by Google

ſoll das Erkennungszeichen der Deutſchen ſeyn.“ Der deutſche Nationalſinn müßte ſich aber auch in etwas Ganzem, Umfaſſendem ausſprechen. Wenn es den Juden Ernſt iſt, Deutſche zu werden, und wenn ſie mit dieſem Vorſatze einen klaren Gedanken verbinden, ſo müßten ſie ſagen, woran denn nun, an welcher umfaſſenden, durchgreifenden deutſchen Beſtrebung ſie theilnehmen wollen. Etwa an den Beſtrebungen der Duisburger Synode oder an denen der Coblenzer Propaganda, an den großartigen Arbeiten der ſächſiſchen und anhaltiſchen Lichtfreunde oder an den römiſchen Tendenzen der münchener Blätter, an den Bemühungen des Guſtav-Adolph-Vereins oder an den weitreichenden Anſtrengungen jenes Vereins, der für die Ausbreitung der Sittlichkeit, Häuslichkeit und des Familienglückes in Oſtindien zuſammengetreten iſt?

Woran wollen ſie alſo, daß man ſie als Deutſche erkennen ſoll? Wo iſt die deutſche, alle Deutſche umfaſſende und vereinigende Beſtrebung, an der ſie theilnehmen wollen?

Gut! ſie wollen das Judenthum „deutſch geſtalten.“ Sie wollen den Orientalismus in der Religion überwinden (Ebend. p. 3.) Es müßte aber erſt gefragt werden, ob die Religion von ihrer Quelle abgeſchnitten werden kann, ob ſie aus der heiligen Gränze des gelobten Landes heraustreten und noch Religion bleiben kann. Dieſe Frage iſt aber auf jüdiſcher Seite keine Frage mehr: daß von deutſcher Umgeſtaltung geredet wird, iſt nur eine jener Redensarten, mit der man — wahrlich! ohne Heuchelei! — dem Zeitgeiſt, der den Mohren wäſcht, ohne ihn naß zu machen, einen vollkommen aufrichtigen Tribut dargebracht hat — eine Redensart, mit der man beweiſt, daß man in der That zur Gegenwart gehört, daß man des Alten nicht mehr ſicher iſt, und doch das wahrhaft neue Princip nicht kennt, nicht will, daß man das unſicher gewordene Alte nicht preisgeben will, nicht feſthalten kann und dennoch ſein Gefangener iſt, indem man es als Illuſion feſthält.

Ja, ſagt man (Ebend. p. 29.), das Judenthum ſoll umgeſtaltet, es muß nothwendig entwickelt werden: Aber dieſe Entwicklung ſoll aus dem Judenthum heraus und in den Gränzen deſſelben zur Vollendung kommen. D. h. es bleibt beim Alten, die „deutſche Umgeſtaltung“ iſt nur eine Phraſe, es bleibt die Gränze, die ſpecifiſch-orientaliſche Eigenthümlichkeit — freilich auch dieſe nur noch in der Form der Phraſe und Declamation.

Nein! Nein! ſagt Herr Salomo (p. 110), „das Häuflein Juden will kein Volk, will keine Nation ſeyn, die Nationalität haben ſie längſt aufgegeben, auf Prärogativen machen ſie keine Anſprüche, ihre Bibel, ihre Geſchichte ſind ihr Palladium.“

Palladien ſind gerade das non plus ultra der Prärogativen; Palladien ſind der höchſte, der heilige Ausdruck der Nationalitäten.

Es gibt zwei verſchiedene Formen der Geſetzgebung, eine ſchöpferiſche, die zugleich die neuen Ideen zu ihrem Rechte bringt, welche ſich in der Geſellſchaft gebildet haben, und durch den Widerſtand, den ſie an einzelnen Intereſſen und hergebrachten Gewohnheiten findet, ſich nicht abhalten läßt, ein neues großes geſchichtliches Leben zu erzeugen: — die andere beweiſt ſelbſt dann, wenn ſie eine wahre Bibliothek von Geſetzbüchern zu Stande bringt, daß der Zeit, in die ſie fällt, der Beruf, der Muth und die Kraft der Geſetzgebung abgeht. Sie hat wohl allgemeine Grundſätze (z. B. je nach den Zeitumſtänden den der Aufklärung oder den der Chriſtlichkeit), aber ſtatt dieſelben conſequent durchzuführen, gibt ſie ihnen in jedem einzelnen Paragraphen eine Beſchränkung, die ihr in

Digitized by Google

Betracht der zahllosen Einzelintereſſen und Privilegien nothwendig ſcheint: auf der andern Seite will ſie alle hergebrachten Gerechtſame, Gewohnheiten, alle, ja auch die geringſten, ja faſt abgeſtorbenen Intereſſen nicht etwa beſchützen, ſondern als dasjenige betrachtet und behandelt wiſſen, was vor allen allgemeinen Grundſätzen des Rechts und der Vernunft den Vorrang hat: — nicht zu erwähnen aber, daß der Vorſatz und Wille bei der zahlloſen Maſſe der Privatintereſſen bloßer Vorſatz bleiben muß, ſo wird er noch dazu ſelbſt wieder von den allgemeinen Tendenzen und Grundſätzen der geſetzgebenden Macht beſtimmt und gelähmt.

Die königlich preußiſche Regierung hat ſich in der letzten Zeit vielfach damit beſchäftigt, die Verhältniſſe der jüdiſchen Gemeinden in den preußiſchen Staaten zu ordnen.

Nach einem Beſcheid vom Jahre 1841 ſoll in Erwägung gezogen werden, „welche Gerechtſame den jüdiſchen Gemeinden als Corporationen beizulegen ſeyn werden.“ Die Faſſung der Frage iſt, wie die neueſten kritiſchen Verhandlungen nachgewieſen haben, in der Natur des Beſtehenden begründet.

Zugleich aber erklärte die Regierung im Jahre 1842, bei aller Freiheit, die den Juden für die Regulirung ihrer innern religiöſen Verhältniſſe geſtattet werden ſolle, „liege es doch bei der allgemeinen Tendenz, welche die Geſetzgebung zu verfolgen hat, im weſentlichen Intereſſe des Staats, dafür zu ſorgen, daß Rabbiner herangebildet werden, welche die Bildung der heutigen Zeit in ſich aufgenommen haben und ſo das Mittel werden, die Juden aus dem Aberglauben und der religiöſen Beſchränktheit einer längſt vergangenen Zeit herauszuziehen und ſie damit den Vorſtellungen chriſtlicher Religiöſität und Sitte zugänglich zu machen, ohne daß der jüdiſche Aberglauben in gänzlichen Unglauben und flachen Materialismus überſchlägt.“

Die Freiheit der Corporation, die ſich nach den Geſetzen ihrer eigenen Natur organiſirt, iſt damit aufgehoben und ihren Angehörigen ziemlich deutlich vorgeſchrieben, was ſie für wahr und unwahr, für Aberglauben und für den wahren Glauben halten ſollen.

Im Jahre 1843 hat die Regierung eine Reihe von Fragen aufgeſetzt, von deren Beantwortung die Art und Weiſe der Regulirung der jüdiſchen Verhältniſſe abhängig ſein ſollte. Dieſe Fragen, die nur das äußere Detail der Synagogen-Sachen und policeiliche Verhältniſſe betreffen, ſind an ſich ſelber ſo unbedeutend, daß die wahre Frage, die Frage, wie ſie von der Kritik aufgeſtellt und beantwortet iſt, unberührt bleibt. — Den jüdiſchen Gemeinde-Vorſtänden und Gemeinde-Mitgliedern ſollen die Fragen vorgelegt werden: allein das äußere Detail, auf welches ſie ſich beziehen, war entweder, wie es einmal in der von Herrn Zunz abgefaßten Beantwortung heißt, aus dem Brockhauſiſchen Conſervations-Lexikon zu entnehmen (p. 13), oder die Herren Landräthe, die Magiſtrate, die Liſten- und Bücher-Führer der chriſtlichen Obrigkeiten hätten darüber eine ſo genaue Auskunft bereit haben müſſen, daß ſie es nicht erſt noch nöthig haben durften, die Fragen den jüdiſchen Gemeinden vorzulegen.

Aus dem antiquariſchen und policeilichen Detail, welches die Antworten auf dieſe Fragen allein an die Hand geben können, iſt es unmöglich, den Stoff zu einer organiſchen, ſchöpferiſchen oder auch nur eingreifenden Geſetzgebung zu entnehmen.

In einigen Einleitungsformularen zu den Fragen — in andern nämlich herrſcht darüber ein vollſtändiges Stillſchweigen — heißt es, daß „die eigenen Vorſchläge der Juden beſondere Berückſichtigung und

Digitized by Google

Erwägung finden sollen". Vor allem, heißt es aber sogleich darauf, vor allem handelt es sich bei der Vorbereitung der desfalls erforderlichen Maaßregeln um die gegenwärtigen factischen Zustände des jüdischen Cultus- und Schulwesens." Die Permission zu Vorschlägen wird damit zurückgeschoben und die einzelnen Fragen sind so eingerichtet, daß an Vorschläge (von geringerer policeilicher oder gar umfassenderer Art) nicht gedacht werden kann.

So weit die eingelaufenen Antworten bis jetzt öffentlich vorliegen, so halten sie sich genau an die Fragen der Regierung; sie liefern das verlangte äußere Material — nur dieß Material und unterscheiden sich nur dadurch, daß einige es mit der Ruhe und Kühle geben, die einem archäologischen und administrativen Berichte zukommt, andere wie das Breslauer Gutachten von Tiktin ein besonderes Echauffement über die Herrlichkeit und Heiligkeit der besprochenen äußeren Gebräuche durchfühlen lassen.

Dem genannten Gutachten macht der Referent in den Heften des Herrn Freund „zur Judenfrage in Deutschland" p. 226 sehr mit Unrecht den Vorwurf, es habe sich nicht die Mühe genommen, die Fragen der Regierung im Sinne der Regierung zu verstehen." Allein es hat sie wirklich in dem Sinne, in welchem sie vorgelegt sind, verstanden und beantwortet — während es oft, ja gewöhnlich nöthig und ein Verdienst ist, eine Frage anders zu verstehen und zu beantworten, als der Fragsteller meinte, wollte und erwartete. Fragen müssen oft erst kritisirt werden, ehe sie ihre richtige Antwort erhalten können.

Das ist aber weder Kritik noch eine richtige Antwort, wenn die Erwiederung allerdings nicht im Sinne der Frage ausfällt, mit Absicht in einem andern Sinne ausfällt und sich doch noch die Mine gibt, als stehe sie mit der Frage in bestem Einklange. Diese Haltung ist unwürdig schwach, nur für einen Augenblick zu behaupten und ihre Erfolglosigkeit ist ihre Strafe.

Herr Stern sagt z. B. (a. a. O. p. 142), „mit dem Momente, in welchem der Staat erklärt, für die Regulirung der innern Angelegenheiten der Juden in seinem Gebiete die nöthigen Vorkehrungen treffen zu wollen, ist die vollständige Aufnahme des Judenthums in den Staatsorganismus als ein integrirendes Element desselben vollendet."

Statt euch mit vermeintlich klugen, praktischen und pfiffigen Wendungen euer eigenes Urtheil zu sprechen, die entscheidende Frage zurückzuschieben, die entscheidende Gesetzgebung zu verzögern, kritisirt doch endlich euch selbst und fragt, wozu ihr in der That nur fähig seyd, — kritisirt die Stellung, die euch gegeben wird, und fragt, ob sie eine andere als die einer abgeschlossenen Corporation seyn kann.

Ihr seyd nur dazu fähig, wozu man euch auf der andern Seite nur zu machen im Stande ist.

III.

Landwehrbuch. Verfaßt von einem preußischen Wehrmann. Erstes Heft. Quedlinburg und Leipzig bei Basse 1843.

Der Verfasser dieses Büchleins sagt in seinem Vorworte selbst, und nicht mit Unrecht, daß so mancher fragen würde „wozu ein Landwehrbuch." — Wenn nun der alte Kamerad so etwas erwartet, so ist es Pflicht, seinen Erwartungen nachzukommen.

Also wozu diese Schrift? —

Wenn man das Schriftchen kauft, bestochen von

Digitized by Google

dem noch nie gehörten Titel, so erwartet man andern Inhalt, als es wirklich darbietet; man hofft ein Kamerad habe muthig, patriotisch und männlich geschrieben, aber man findet leeres Gewäsche, alte Redensarten, sogar weibliches Geplauder.

Wenn der Wehrmann aus alter Zeit die jetzige Zeit umformen will, wie das augenscheinlich aus seinem Schriftchen hervorleuchtet, so ist es auch nöthig, der Zeit gemäße Mittel zu wählen und diese deutlich anzuführen, nicht aber hätte er in end- und punktlosen Sätzen den Leser ermüden und sein Büchlein mit Bibelversen und Kanzelreden überschwemmen müssen.

Der Verfasser, ein alter Degen, gesteht, daß „er nicht mehr im Stande ist, sein Schwerdt zu ziehen," und er glaubt, seine Feder werde noch scharf genug sein, zu schreiben?

Man sucht Niemand hinter der Thür, wenn man nicht selbst dahinter steckt oder gesteckt hat, sagt das Sprichwort. — Warum verdächtigt der Verfasser, der ein so guter Patriot sein will, denn alles, was ums Preußen umgiebt? Warum sieht er die Blutsverwandten unsers Herrschers mit so argen Augen an? Woher die Verdächtigungen der Provinzen? — Nur wer arg ist, denkt arg. — Einmal glaube ich, hinter dem Verfasser einen Schalk vermuthen zu müssen, der sein Niederreißungsgelüst in patriotische Reden einhüllt. Erblickt er nicht überall Zwietracht und das Streben sich zu empören? Wer kann weniger von dem festen Zusammenhang des Bestehenden überzeugt sein als er, der bei jedem Anlaß mahnt, auf der Hut zu sein? Ja, die Phantasie des Verfassers ist so schwarz, so verneinend, daß er einen allgemeinen Krieg voraussieht. Er sieht nur Verderben, Sittenlosigkeit, nur Auflösung. Welcher Revolutionär!

Der Verf. behauptet „das Lüstlingstreiben der Residenz," die Genußsucht, die Aufopferung für „abgerichtete Thiere und Menschen," für Künstler und Künstlerinnen, sei Schuld, daß die Menschheit erschlaffe, ermatte und untauglich werde. Berlin ist das Centrum seines Zorns, ist ihm ein zweites Babel, das durch sein Beispiel das ganze Land verpeste.

Der große Verehrer des christlichen Königs, wie sich der Verf. selber nennt, bedenkt nicht, welche heftige Opposition er sich hier zu Schulden kommen läßt; denn wer belohnt die Künstler und Künstlerinnen Berlins? — Wer anders als der König? Wer baut dem heidnischen Apoll den eingeäscherten Tempel wieder auf, damit „das genußtolle Volk," wie Referent die Menschen zu nennen liebt, den Priestern und Priesterinnen dieses Gottes Lorbeeren streue? — wer anders als der König? —

Der Landwehrkatechismus, den der alte preußische Wehrmann aufstellt, ist ein Zusammendrängen von so Mancherlei. Da findet man Geographie neben Patriotismus, drakonische und russische Gesetze verwoben mit Psalmen und Bibelsprüchen, dies alles ist in Fragen und Antworten abgefaßt. — Wer wird diesen Catechismus in der Landwehr examiniren? — Der Feind oder der Freund des Vaterlandes?

Mit Interesse öffnet man das Büchlein, unbefriedigt legt man es bei Seite. Die Hoffnung, Reden eines Mannes aus dem Volke zu hören, verschwindet und scheitert an dem Wortschwall eines Egoisten, der sich einbildet, der einzige zu sein, der Liebe fürs Vaterland hegt; an den gehaltlosen Reden eines Sittenpredigers, der sich einbildet, dem „Kerne," der jungen kräftigen Landwehr, zu nützen und mit Verachtung von der jetzigen Generation spricht, über Proselitenmacherei herzieht und selbst gern Proseliten machte.

Nun, seine Wünsche werden uns nichts schaden und seine Moral nichts nützen.

Karl Kuttenberger.

Digitized by Google

IV.

Ueber die Theilnahme am Staate. Von Karl Rauwerk. Leipzig, Otto Wigand. 1844. 24 S.

Herr Rauwerk hat die Eröffnungsrede zu seinen Vorlesungen „über Geschichte der wichtigsten Systeme der philosophischen Staatslehre" unter obigem Titel einzeln drucken lassen, und darin der studirenden Jugend Deutschlands, die „vor allen Anderen dazu berufen ist, die Wissenschaft vom Staate und das Leben im Staate zu verschmelzen" ein Konvolut recht gut gemeinter, aber auch recht gewöhnlicher, vom Jahre 1840 her datirender Sprüche, Rathschläge, Stichworte und Pointen dargeboten. Als ob es sich heut zu Tage überhaupt noch um politische Interessen und Verfassungen, um die Verwirklichung politischer Ideale handelte!

Der Redner hat aber in der That ein Ideal vor Augen, für welches er im Busen seiner Zuhörer Theilnahme zu erwecken sucht, weil er mit Schmerzen sieht, wie sich fast Niemand so recht mit Leib und Seele darum bekümmern will. Darum ruft er am Schlusse aus: Wenn sie (die Jünger der Wissenschaft) es nicht thun, wer sonst soll alles Edle und Große mit Feuer umfassen?!

Dieses Ideal beherrscht ihn dermaßen, daß er die Wirklichkeit gar nicht mehr rein aufzufassen vermag. Auf der ersten Seite läßt er den Staat (d. h. den Begriff des freien Staates) unmittelbar voraussetzen, daß man seinen Ansprüchen genügen muß, ob man will oder nicht; und spricht in diesen Worten, ohne es zu wollen, weiter nichts aus, als daß das Ideal, als Ideal, eine zwingende Macht ist. Daß er nicht den geschichtlichen Staat gemeint habe, wie es nach seiner Behauptung, Staat und Vaterland frage gar nicht nach unserem Willen, allerdings scheinen könnte, zeigt sich schon darin, daß er diese Rede überhaupt gehalten hat. Es ist das Ideal des Staates, die Göttin Politik, die der Redner verehrt und zu der er auch in Zeitungsartikeln und politischen Reden betet, nachdem er sich dazu vorher „will er ein Uebriges thun, wie der Spartaner vor der Schlacht geschmückt, oder wie der Muhamedaner vor dem Gebete, die Hände gewaschen hat." Schlagen wir aber Seite dreizehn auf, und lesen wir hier den letzten Absatz einmal oder auch zweimal, so wird es uns doch höchst ungewiß, ob er nicht auf der ersten Seite unter dem Worte Staat jeden bestimmten Staat gemeint haben sollte. Die Verwirrung ist hier wenigstens so groß, und die Verbindung der Sätze so luftig, daß wir das Studium dieses Absatzes als zeittödtend aufgegeben haben.

Er sagt, der Nationalität, dieser Naturstufe entspreche die Kulturstufe des Staats, und fährt darauf fort: „Jedenfalls ist der Mensch Mitglied eines Staatswesens oder Staatsbürger und als solcher in die reichste Wechselwirkung von Pflichten und Rechten gestellt. Der Bürger wohnt im Staate nicht zur Miethe oder als Schutzverwandter oder aus irgend eines Menschen Gnade; der Staat gehört ihm eigen zu, wie allen seinen Mitbürgern:" Beide Sätze widersprechen sich, schließen sich aus; der Redner hatte den ersten Satz schon längst vergessen, als er sich mit dem kräftigen, jeden Widerspruch von vorn herein abweisenden Jedenfalls u. s. w. auf den Standpunkt hinaufschwang, von dem aus in der französischen Revolution die Menschenrechte als eine ewige, nur zufällig unterdrückte Wahrheit verkündigt wurden.

Die Verwirrung erreicht endlich auf der folgenden Seite ihre Vollendung; natürlich! ist der Mensch

Digitized by Google

von vornherein ein Staatsbürger, ein Republikaner, und ist nur der freie Staat ein Staat, oder ist vielmehr der Staat von vorn herein der ideale, der freie Staat, wobei wir freilich nicht an „die Culturstufen des Staats" denken dürfen, so sind alle andern Staats-Verfassungen — doch nein, das kann er nicht sagen, sonst würde er sich selbst widersprechen und er wählt daher wenigstens ein anderes, wenn auch ein gleichbedeutendes Wort — so sind alle unfreien Regierungsformen, der asiatische Despotismus, selbst die europäische Monarchie ein ungeheures Unrecht gegen die geborenen Staatsbürger, eine Anmaßung Einzelner im Staate gegen das wahre Wesen des Staates. Daher entspringen dem politischen Redner diese schrecklichen Regierungen „in der Regel, wie man zur Ehre der menschlichen Natur annehmen muß, aus Geistesbeschränktheit und Verblendung der regierenden oder zuweilen aus abgefeimter Berechnung der Herrsch- und Genußsucht." Welches aber auch die Quelle solcher (!) Regierungskunst sei, fährt er fort, gewiß ist, daß sie auf Zerstörung (!) der edelsten und theuersten Güter der Menschheit hinwirkt, indem sie u. s. w. Phrasen dieser Art besitzen wir aber, sollte ich meinen, seit der französischen Revolution, schon in so ungeheurer Anzahl, daß es sich der Mühe gar nicht mehr verlohnt, sie immer und immer wieder aufzuwärmen, besonders jetzt, da sie gar nicht mehr an der Zeit sind.

Von den Regierten schweigt unser Redner und kommt nun so heraus, als ob diese armen Leute ihr anerschaffenes Staatsbürgerthum durch die Regierung erst verlören, weil sie auf die Zerstörung desselben ausgeht. Doch nein! er schweigt doch wohl nicht ganz von den weiland Staatsbürgern; leider schweigt er nicht, und widerspricht sich daher auch hier wieder. Seite 6 — 9 hat er ja ausdrücklich und ausführlich gesagt, und geklagt, daß — das sich Niemand um sein Ideal bekümmern will; er hat es hier mit den Millionen von Theilnahmlosen und Gleichgültigen zu thun, die entweder „in blos materielles Treiben versunken sind oder Brodstudien treiben, oder Gelehrte sind, unter deren Händen die Wissenschaft zu Notizenkram und gelehrter Spielerei ausartet. Seite 18 erzählt er uns, „daß es — unglaublich, aber beglaubigt! — hie und da sogenannte gebildete Leute gäbe, die aus Grundsatz oder aus Trägheit keine Zeitung lesen, und daß vornehmlich Gelehrte zu dieser höchst merkwürdigen Klasse gehören; Seite 15., daß selbst in constitutionellen Staaten sich eigentlich nur sehr wenige um den Staat bekümmern und Seite 16. zeigt er sogar, daß die Religion nichts von Staatsbürgern in seinem Sinne, sondern nur von Unterthanen etwas wissen will. — Die Regierungen, die der Redner vorhin so hart angeklagt hat, sind, wie mir scheint, durch den Redner selbst vollständig gerechtfertigt.

Ernst Jungitz.

V.

Correspondenz aus Breslau.

Ihre Vorhersagung ist leider eing[e]
habe das Terrain untersucht und bin mi[t]
sel meines Wohnorts höchst unzufrie[den]
Berge hatte ich mir nicht geträumt, denn
Berliner ist, wie Sie wissen, von Jugen[d]
die Provincialstädte über die Achsel anz[u]
klein meine Erwartungen auch waren,
doch meine Täuschungen. Gleich am [e]

Digitized by Google

meiner Ankunft wäre ich bald an der Zeitrechnung irre geworden; ich mußte mich in der That besinnen, in welchem Jahrhundert wir leben, geschweige in welchem Jahrzehnt oder gar in welchem Jahre. Man sollte hier überhaupt nicht nach Jahren rechnen.

Sie werden mich vollständig begreifen, wenn ich Ihnen sage, daß man kaum ausgehen kann, ohne jungen katholischen Geistlichen in ihren langen schwarzen Kutten und Mänteln zu begegnen. Diese Leutchen sind zum Theil noch sehr jung und verrathen durch ihre ausdruckslose Gesichtsbildung und den gänzlichen Mangel an Haltung ihre oberschlesische und gläzische Heimath. Die Kutte will sich nun freilich mit dieser Jugendlichkeit gar nicht reimen, ja ich glaube bemerkt zu haben, daß die jungen Mädchen die Mummerei nicht ohne Rührung betrachten und sich allerhand dabei ins Ohr flüstern. Schade um das junge Blut, sagt die eine; Ach was schade! antwortet die andere, es geschieht ihnen schon Recht, daß sie nur in der Kutte ausgehen dürfen, denn sie können so doch nicht mehr, wie vor ein Paar Jahren am hellen lichten Tage in schlechte Häuser laufen.

Man wäre versucht, die neue Kleiderordnung in einem allgemeinen hierarchischen Sinne zu deuten, allein der Umstand, daß die ordinirten Geistlichen sich bürgerlicher Kleidung bedienen, und der Verruf, in welchem die junge Geistlichkeit steht, oder vielmehr stand, sprechen dafür, daß die Kutte allerdings der Liederlichkeit wehren soll. Den vereinigten Bemühungen Ritters, Elvenichs und der höheren Geistlichkeit, von der der größte Theil der Studirenden der katholischen Theologie in finanzieller Hinsicht abhängig ist, scheint es gelungen zu sein, das rohe, wüste Treiben einigermaßen einzuschränken. Scheint, sage ich, denn der wahre Grund, weßhalb die jetzige Jugend das Lotterleben ihrer Vorfahren nicht fortsetzt, ist die geistige Bewegung der Zeit, die den Katholicismus aus seiner Schläfrigkeit geweckt und zu neuen Hoffnungen berechtigt hat.

Die jetzige katholische Jugend ist über ihre Ansprüche gar wohl belehrt, durchaus römisch gesinnt und fügt sich daher den Anordnungen und der sorgfältigen Beaufsichtigung ihrer geistlichen Oberen sehr leicht, ja mit entgegenkommenden, manchen der alten Herrn in Verlegenheit setzenden Eifer. Was sagen Sie dazu, daß, wie ich von sehr guter Hand weiß, der Eifer dieser Jünglinge Wielandsche Schriften dem Ofenfeuer überantwortet? Zwar stellte man vor, daß diese Schriften durch die Vernichtung einiger Exemplare nicht unschädlich gemacht würden, und erinnerte an jenen Heiligen, der das Meer ausschöpfen wollte, aber da half nichts: Wieland mußte brennen!

Ich lernte zufällig einen dieser jungen Männer kennen und ich gratulire mir zu dieser Bekanntschaft, denn ich kann nun sagen, ich habe Loyola leibhaftig gesprochen. Er wollte, wie ich später hörte, nach München gehen. Uebrigens muß ich gestehen, daß mir der Anblick dieses fanatischen Jünglings weit weniger unangenehm war, als der Anblick jener blasirten Gesellen, die mit der Bildung der Zeit bis zur Hälfte des Weges fortschreiten, dann aber völlig erschöpft niederfallen, um sich in allgemeinen Wohlgefallen aufzulösen. Auch hier wimmelt es von solchen schattenhaften Gestalten, doch sind sie zu schwache Abdrücke ihrer klassischen Urbilder in Berlin, die Sie ja zur Genüge kennen, als daß ich nöthig hätte, sie Ihnen noch näher zu schildern.

Vielleicht interessirt es Sie aber, daß die katholischen Theologen nur gewisse Collegia außer denen über ihre Fachwissenschaft besuchen dürfen und die Philosophie auf der hiesigen Universität sich thatsächlich in katholische und protestantische spaltet. Aber

Digitized by Google

was ſag' ich, die Philoſophie! nein, die philoſophiſche Fakultät überhaupt, denn auch die Geſchichte wird für die Katholiken ganz beſonders im katholiſchen Sinne vorgetragen. Hie Gregor VII! hie Guſtav Adolph! die Sache iſt an ſich ergötzlich genug; noch ergötzlicher wird ſie aber dadurch, daß dieſe Spaltung kaum der Rede werth iſt, und die katholiſche Hierarchie wenigſtens keine Gefahr zu fürchten hätte, wenn ſie auch ihren Theologen den Widerpart zu hören erlaubte.

Ich muß dies nur gleich bemerken, damit ich unſere Univerſität nicht etwa bei Ihnen in den Verdacht bringe, als würden hier religions- und ſtaats-gefährliche Principien gepredigt. Nein! man weiß es hier ſehr wohl: „gering iſt das Urtheil der Jugend, aber groß die Empfänglichkeit: darum kann es nicht gleichgültig ſein, was man ihr bietet." Gruppe. Trotzdem geht man aber hier mit der Bildung eines Seminars für die katholiſchen Theologen um, wodurch dieſe noch mehr wie jetzt vor den Einflüſſen moderner Bildung bewahrt werden ſollen. So gering dieſe Einflüſſe hier auch ſind, ſo kann ich doch der eiſernen Conſequenz der Geiſtlichkeit haltungsloſem Schweben und Schwanken gegenüber, meine Anerkennung nicht verſagen.

Ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß man hier eigentlich nicht nach Jahren rechnen ſollte, ſondern höchſtens nach Jahrzehnten, aber ſelbſt Jahrzehnte ſind noch viel zu kleine Zeitabſchnitte, wie Sie gleich ſehen werden, wenn ich Ihnen unſere Philoſophen nur nenne. Ich will aber auch noch ein Uebriges thun und über jeden ein Paar Worte ſagen, da ich nun einmal leider von der Univerſität zu ſprechen angefangen habe.

Sie wiſſen, wie erſtaunt wir waren, als wir vor einiger Zeit ein Schriftchen von einem gewiſſen Profeſſor Rohowsky angezeigt fanden, worin dieſer große Unbekannte ſeine Privatmeinung über Hegel und Schelling veröffentlichte. Jetzt habe ich den Mann gehört und das Schriftchen geleſen, und kann Ihnen aus ſicherer Quelle mittheilen, daß Rohowsky ein kindsguter alter Mann iſt, der ſein ganzes Leben über ſtill geſeſſen, den Plato geleſen und auch wohl hin und wieder, wenn das Glück ihm wohl wollte, ein Collegium über eine Art Wolf-Eberhardſche Logik und Metaphyſik oder, wenn ſie lieber wollen, Katechismusphiloſophie zu Stande gebracht hat. Neulich aber wurde es ihm doch ein wenig zu bunt in der Welt, er fing an, die Jugend vor den Wölfen in Schaafskleidern, den ſpeculativen Religionsphiloſophen zu warnen und ſie durch ſeinen Zorn ordentlich zu amuſiren. In dieſer Zeit erließ er ſeine Bannbulle gegen Hegel und Schelling, die aber recht unverſtändlich iſt — ein deutliches Zeichen, wie es in ihm ſiedete und kochte; ſeitdem iſt er wieder ganz ſtill geworden.

Unſer zweiter Philoſoph iſt Thilo, eine inkarnirte kantiſche Logik in Paragraphen, die er ſeit undenklichen Zeiten ableſ't. Er hat es über ſich genommen, das Honorar für die philoſophiſchen Vorleſungen einzuſtreichen, deren Beſuch von den Juriſten, Medizinern und klaſſiſchen Philologen gefordert wird. Von dieſem ſeltenen Manne kann ich Ihnen weiter nichts mittheilen, als daß er derſelbe große Diplomat iſt, der in einer Brochure ein Separatvotum gegen die Quaſilegitimät Ludwig Philipps abgegeben hat, und gewiß nach England gereiſ't wäre, um dem jungen Könige von Frankreich ſeine Aufwartung zu machen, wenn die Reiſe nicht für einen Mann in ſo hohen Jahren doch ein wenig zu weit wäre.

Dieſe beiden Männer befriedigen das Bedürfniß der Mehrzahl der hieſigen Studirenden, denen es ehrlich geſagt, weit lieber wäre, wenn der Beſuch philoſophiſcher Vorleſungen gar nicht gefordert würde. Man mache einmal die Probe und ich wette zehn ge-

Digitized by Google

gen eins, daß nur die Bänke in den Auditorien blieben. Die Philoſophie iſt den Meiſten vom Gymnaſium her ein ſolcher Greuel, daß ſie ihr nicht weit genug aus dem Wege gehen zu können glauben.

Wie aber werden Sie fragen, findet denn Braniß keine Zuhörer? Freilich, ſeine öffentlichen Vorleſungen ſind ſehr ſtark, und ſeine Privatvorleſungen wenigſtens leidlich beſucht. Seine Zuhörerſchaft bilden jene jungen Leute, die aus Zeitſchriften, beſonders Journalen von der Bedeutung der Philoſophie in Rückſicht auf Staat und Kirche einige Stichworte herausgeleſen, läuten, aber nicht zuſammenſchlagen gehört haben. Sie laufen daher aus Neugierde in Braniß's Vorleſungen, verſtehen ihn aber durchaus nicht, weil ſie von den Gymnaſien ganz unvorbereitet hierhergekommen und ganz andere Geſchäfte haben, als daß ihnen Zeit bliebe, durch eigenes Studium ſich ſo weit heranzubilden, um den Philoſophen zu verſtehen, oder ſeine Stellung zur Zeit auch nur annähernd zu begreifen. Hiezu kommt noch, daß Braniß auf der Univerſität ganz iſolirt ſteht, denn der Hegelſche Anſtrich einiger jüngeren Docenten z. B. Rähigers und des Profeſſors Jacobi iſt in ihren Vorleſungen entweder ganz unſichtbar oder doch ſo unmerklich, daß ſelbſt geübte Augen ihn leicht gar nicht bemerken, weil er nur in dem Gebrauche einiger gang und gäbe gewordenen Categorieen beſteht. Auch der Aeſthetiker Kahlert kaut in ſeinen Vorleſungen einige Hegelſche Brocken wieder — ein Bild, daß ſo unäſthetiſch iſt, als ſeine Vorträge, die ich hier nur beiläufig erwähnen wollte.

Man hat Braniß von jeher Unrecht gethan, wenn man ihn unter den Hegelianern mitgezählt hat. Er iſt ein Lebemann, ein Hofmann, der es Allen gern recht macht, auch was ſeine Philoſophie betrifft. Seine Metaphyſik ſchließt, wie Sie wiſſen, mit einer Alternative, die mit großer Freigebigkeit, jedem die Wahl läßt; in der neueſten Zeit iſt ihm aber die eine Seite dieſer Alterative: die Erlöſung der Welt durch die That Gottes immer wahrſcheinlicher, ja ſchließlich ganz gewiß geworden, wie aus ſeiner einbändigen Vorrede zur Geſchichte der Philoſophie ſeit Kant und aus ſeinen Religionsphiloſophiſchen Vorleſungen deutlich hervorgeht. Sein Vortrag übertrifft den aller andern Profeſſoren; dabei ſpielt er gewöhnlich mit einer ſilbernen Doſe und gewährt ſo ein Bild ſeines Vortrages, der ſich ebenfalls ſtets im Kreiſe dreht. Seinen eigentlichen Wirkungskreis findet Braniß nicht auf der Univerſität, ſondern in den geſelligen Kreiſen, im Umgange mit Schleiermacherſchen, kirchlichen Theologen, mit Sukow und in den Zirkeln bei Graf York, wo er den tonangebenden Kritiker ſpielt. Deshalb wird er auch von reiſenden Künſtlern aufgeſucht und um Empfehlungen gebeten. Um Ihnen ein Beiſpiel anzuführen, wie gediegen ſein äſthetiſches Urtheil iſt, brauche ich blos an das Geſchrei zu erinnern, das er in den Zeitungen über den letzten bei ſeinem Freunde Mar erſchienenen Roman Tiecks erhoben hat. Er forderte nehmlich nichts geringeres, als eine völlige Revolution der geſammten Aeſthetik, weil man erſt jetzt weiß, was ſchön, ganz beſonders aber, was ein hiſtoriſcher Roman ſei.

Endlich muß ich auch noch, da ich einmal angefangen habe, Ihnen unſere Philoſophen nach der Reihe vorzuführen, den bekannten und berühmten Botaniker Nees von Eſenbeck erwähnen, wenn auch ſeine Vorleſungen mit der Univerſität in faſt gar keiner Beziehung ſtehen. Er arbeitet ſeit Jahren an einem Syſtem der ſpekulativen Philoſophie, deſſen erſter Theil bereits 1841 erſchienen iſt. So viel ich daraus und aus Privatnachrichten entnehmen kann, gipfelt ſeine Trinitätsphiloſophie in einer myſtiſch-theoſophiſchen Einheit des Menſchen und des Abſoluten. Ich erfahre

Digitized by Google

ſo eben, daß er die alten deutſchen Myſtiker die Neuplatoniker und die bekannten philoſophiſchen Dramen des alten Indiens mit Liebe ſtudirt hat, und Sie werden mir zuſtimmen, daß dies ein Beweis für die Richtigkeit meiner obigen Angabe iſt. Sein Umgang muß übrigens ſehr intereſſant ſein, denn nach allem was ich über ihn höre und beſonders, ſeit ich einige mal ſeine Vorleſungen beſucht habe, kann ich mir ihn gar nicht mehr anders vorſtellen, als einen Brahminen, der aber um Brahma zu werden, viel zuviel nach Perſien hinüberlugt und mit Hafis und mit anderen Freunden der Liebe und des Weins im botaniſchen Garten ſchwärmt.

Ich habe, vorhin erwähnt, daß die Geſchichte katholiſch und proteſtantiſch vorgetragen wird. Nun ja, es hat damit gewiſſermaßen ſeine Richtigkeit. Soll ich aber ſagen, welche Unterrichtsmethode unter den hieſigen Verhältniſſen mir angemeſſener und erſprießlicher ſcheint, die katholiſche oder die proteſtantiſche, ſo ſtehe ich keinen Augenblick an, mich für die katholiſche zu entſcheiden; ſchon deßhalb weil ihre Anſprüche auf Wiſſenſchaftlichkeit beſcheidener iſt. Die Unwiſſenheit der jungen Leute in den Anfangsgründen der hiſtoriſchen Wiſſenſchaften kann einzig und allein durch die Fortſetzung des Gymnaſialunterrichts gehoben werden; aber weder durch die Schönrednerei Hegelſcher Geſchichtsphiloſophen, welche im Beſitz ihrer Zauberformel die Geiſter der alten, mittleren und neueren Zeiten heraufbeſchwören, die Geſchichte a priori conſtruiren und auf dieſe Weiſe Epopöen fabriziren, bei denen man mit Recht ausrufen kann: Reim' dich, oder ich freß dich! noch durch den geiſtreichen Vortrag einer gewiſſen hiſtoriſchen Schule, die, obwohl weniger will, kürlich als die philoſophiſche, allgemeine, leitende Gedanken hinwirft, und nun gewiß iſt, daß ſich ihre kenntnißreichen Schüler ihre ſieben Sachen im Kopfe ſchon darnach zurecht legen werden.

Unſere Univerſität iſt nun allerdings ſo glücklich, keinen Hinrichs zu beſitzen, aber ſie iſt auch nicht um ihre Schätze zu beneiden. Sie kennen Stenzel aus ſeiner ſchleſiſchen Raritätenſammlung und ſeiner Geſchichte von Preußen, derer Recenſion in den deutſchen Jahrbüchern mir erlaubt, mich über ſeinen Charakter als Geſchichtsſchreiber ganz kurz zu faſſen. Er huldigt dem Abpflöckungsſyſtem, nach welchem ſich jeder Einzelne auf einen ganz beſchränkten Kreis, ein Ländchen, ein Provinzchen, ein Städtchen oder ein eingegangenes oder längſt aufgehobenes Kloſter beſchränken, dieſes aber nach allen Richtungen durchſtöbern und in allen Winkeln auskehren ſoll.

Er iſt ein Repräſentant der gelehrten Neugierde, ein wandelndes Adels-Lexicon und Münzkabinet, eine lebendige holländiſche Kunſtſammlung, wie ſie uns Smollet beſchreibt.

In dieſer Art iſt Stenzel groß, kein Wappen iſt ihm unbekannt, jede Münze, die durch einen Stempelfehler bekannt iſt, weiß er zu nennen, kurz und gut, ich wüßte mich gar nicht zu laſſen, wenn ich ſo furchtbar viel unbedeutende Dinge wüßte.

Nach ihm iſt die Geſchichte eigentlich eine laufende Statiſtik, die wo möglich die Veränderungen jedes Tages aufzeichnet, — hierin beſteht ihre wiſſenſchaftliche Selbſtbefriedigung, — dann aber auch die Bewahrerin der feudalen Rechte, und daher beſonders für Rittergutsbeſitzer höchſt intereſſant. Früherhin rühmte man Stenzel als einen Vorkämpfer des Liberalismus und er ſelbſt ſchien an dieſem Rufe Gefallen zu finden, denn er ſuchte ſich ihn durch Sticheleien, kleine muthwillige und ſelbſtgefällige Seitenhiebe gefliſſentlich zu erhalten. Er meinte es aber eigentlich niemals böſe und war immer durch das Gelächter der Zuhörer hinlänglich für ſeine Witze bezahlt. Ich möchte ihn in dieſer Hinſicht Hoffmann von Fallers-

Digitized by Google

leben, den Sie wohl kürzlich in Berlin gesehen haben werden, vergleichen, so groß auch die persönliche Spannung zwischen beiden Männern gewesen sein mag. Jener, wie dieser übte seinen Witz in Sticheleien, auf Titel, Orden, Steuern und gegen einzelne Personen, nur dadurch unterscheidet sich Stenzel von Hoffmann, daß er seinen Witzen gewöhnlich die Floskel voranschickt: Unter uns gesagt.

Was seinen Vortrag betrifft, so bin ich in der That verlegen, wie ich ihn nennen soll. Nun, im Augenblicke weiß ich in der That keinen bezeichnenderen Ausdruck als Geschwätz. Sie müßten ihn selbst hören, um dies Wort noch zu schwach zu finden. Stenzel ist von Natur äußerst lebhaften Temperamentes; nun stellen Sie Sich das Kribbeln und Krabbeln seiner tausendfältigen Notizen vor, die natürlich weil ihm Ideen fehlen, ungeordnet untereinander schwirren, und Sie haben die Elemente seines Vortrags. Er glaubt wahrscheinlich, daß ein geordneter Vortrag den Gaumen seiner Herren Zuhörer nicht genug kitzeln würde, darum springt er, meistens ohne seine Sätze zu vollenden, von Thema zu Thema, kommt vom Hundertsten zum Tausendsten und erzählt zuletzt, daß die schlesischen Weiber immer noch nach der alten schlesischen Elle messen, obgleich er eigentlich über den dreißigjährigen Krieg sprechen wollte und zuerst wirklich von Gustav Adolph und dann von der heurigen Mißärndte gesprochen hatte. Ob er über seine Zuhörer ein richtiges Urtheil gefällt habe, will ich nicht entscheiden, jedenfalls waren seine Vorlesungen seit Wachlers letzten Jahren sehr beliebt und erst seit einigen Jahren kommen sie von Jahr zu Jahr mehr in Vergessenheit. Man war ihrer überdrüssig.

Dazu trugen die Vorlesungen Rüpell's, von Halle hierher versetzt, außerordentlich viel bei, sowohl weil sie etwas Neues waren, als und zwar hauptsächlich, weil die liebe Jugend denn doch zur Einsicht gekommen war, daß sie bei Stenzel, wenig lerne, da dieser, so lange er bei der Stange bleibt, mehr durch einzelne Züge die Geschichten und Personen im Ganzen charakterisirt als erzählt und daher Kenntnisse voraussetzt. Rüpell dagegen ist recht eigentlich ein Gymnasiallehrer, der zufrieden ist, wenn er die Ereignisse chronologisch erzählt. Er spricht wie ein Lesebuch, in langen wohlgerundeten Perioden, die einen Schein von Entwicklung hervorbringen, aber höchst einförmig fort und vertritt so die Stelle der häuslichen Lektüre, womit den Studirenden gar sehr gedient ist und weshalb sie auch aus Dankbarkeit seinen herrlichen Vortrag nicht genug rühmen können. Er hat sich durch seine Geschichte Polens unter den Historikern à la Stenzel einen großen Namen gemacht und ich erkühne mich durchaus nicht, den köstlichen Stammbäumen der alten slavischen Familien ihre Zierlichkeit abzusprechen.

Anfänglich war man in mehreren Breslauer Kreisen nicht wenig besorgt, als man hörte, daß er hierher versetzt worden sei, denn die Stimmen über seine politischen Ansichten waren sehr getheilt. Als man aber merkte, daß er im Grunde genommen sich weder zur weißen, noch zur rothen Rose bekannte, sondern zur grauen, waren alle Partheien sehr erfreut, denn sie konnten ihn alle mit gleichem Rechte zu den ihrigen zählen. Da haben Sie zugleich ein recht getreues Bild der verschiedenen Kliquen, unter denen ich hier besonders die der Privatdocenten und eine namenlose, die aus Bürgern und Partikuliers besteht im Auge habe. Die letztere beschäftigt sich mehr mit städtischen und provinziellen Interessen, wogegen die erstere sich mehr im Allgemeinen und über dem Leben zu behaupten sucht, wie es der Wissenschaft zukommt, freiere Ansichten sich nur in die Ohren zischelt, mehr gesellig als politisch ist.

Digitized by Google

Ja! in Bezug auf das geſellige Leben und Treiben will ich hier doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es wenig oder gar nicht durch die principiellen Gegenſätze der Zeit geſtört wird, und dies aus dem einfachen Grunde, weil man ſie hier gar nicht kennt, ſondern nur von ihren Kämpfen lieſt, ſich ſehr über ſie wundert, und ſo ſeine Gedanken darüber hat. Man könnte Liebesgedichte und Idyllen ſchreiben, ſo mild und friedlich iſt hier der Himmel. Die Muſik ſpielt, wie in Tiecks Phantaſus die Rolle des Beſänftigers und in der Harmonie der Töne verſchwinden alle Disharmonieen der wiſſenſchaftlichen, ſtändiſchen, kirchlichen und theologiſchen Welt, ehe ſie ſich noch eigentlich in ihrer wahren Härte gezeigt haben.

Da habe ich recht zu meinem Unglücke die Theologie erwähnt! ich ſehe ſchon, mein kurzer Abſtecher in das geſellſchaftliche Leben vereitelt mir meine Flucht von der Univerſität, die wirklich ſo vieler Worte nicht werth iſt. Da iſt kein Principienkampf, den ich erwähnen könnte, kein Leben und keine Bewegung, gar nichts, als die morſchen Trümmer längſtvergangener Zeiten, überkommener, vererbter Weisheit. Es ſchleppt ſich eben ſo fort und verſumpft immer mehr. Nicht einmal in Rückſchritten ereellirt die hieſige Univerſität und freilich, wie könnte ſie dies, da ſie niemals wahre ſelbſtſtändige Bewegung gehabt hat.

Früherhin ſtanden ſich wenigſtens der bibelfeſte, ſtreng orthodoxe Hahn und der Rationaliſt Schulz gegenüber, aber ſelbſt dieſer Schatten eines Kampfes iſt längſt verblichen. Der Schulzſche Rationalismus, der zu ſeiner Zeit in den zwanziger Jahren gegen die damaligen pietiſtiſchen Bewegungen noch am rechten Orte und von Bedeutung war, wird ſich auch hier nur noch kurze Zeit erhalten, obgleich er allerdings in ſeiner literariſchen Abgeſchiedenheit und bei der großen Unwiſſenheit und Rathloſigkeit der Studirenden noch manche Zöglinge in die Landpaſtoreien ſchicken wird Schulz ſelbſt aber lenkt allmählig immer mehr ein und verſteht ſich wie Strauß, ſeinen kirchlichen Gegnern und der neueſten Kritik gegenüber, zu Conceſſionen, die zur inneren Auflöſung des alten Rationalismus führen müſſen, nachdem er bereits ſeine wiſſenſchaftliche Geltung verloren hat. Wie Sie wiſſen, ſchützt er gegen die neueſte Kritik ſeine Augenſchwäche vor; übrigens ſchweigt er und hat ſo, wie ich meine, den beſten Theil erwählt. Von ſeiner rationaliſtiſchen Entſchiedenheit, ſo wie von den Anforderungen, die viele der Studirenden an ihre Profeſſoren ſtellen, wird Ihnen folgende Anecdote ein klaſſiſches Zeugniß geben. Ich fragte nehmlich einen jungen Theologen, der bereits zwei Jahre ſtudirte, zu welcher Fahne er geſchworen habe, bekam aber zuerſt nur ein Lächeln zur Antwort, und endlich auf meine wiederholte Anfrage folgende ſinnreiche Worte zu hören: das wird ſich zeigen, wenn ich meine Hefte für's Examen ſtudire; bis jetzt weiß ich es nicht, ſchreibe aber bei beiden nach. Ich dankte ihm natürlich für ſeinen gütigen Beſcheid mit der Verſicherung, daß ſeine Carrière ſo gut wie gemacht ſei.

Die Richtung Hahn's iſt bekannt; er iſt ein frommer und nebenbei ein gelehrter Mann, der ſich durch das ſceptiſche Denken in ſeinem Concepte nicht irre machen läßt und nur den einzigen kritiſchen Prüfſtein feſthält, den ein frommer Mann feſthalten kann und darf, ſein religiöſes Bedürfniß, den praktiſchen Nutzen.

Ich ſollte eigentlich noch Böhmer erwähnen: ſeine Wirkſamkeit iſt aber ſehr unbedeutend und es genügt daher, auf ſeine widerlich ſüßliche, unkirchliche Sanftmuth und Bruderliebe, die auch ſeine äußere Erſcheinung characteriſirt, beiläufig aufmerkſam gemacht zu haben. Hahn und Böhmer ſind die akademiſchen Re-

Digitized by Google

präſentanten der Frommen, womit gar nicht geſagt werden ſoll, daß die andern Facultäten z. B. die juriſtiſche, gottlos ſind: nein, ganz im Gegentheil, grade die juriſtiſche — —; ich erinnere nur an den Großmeiſter der ſchleſiſchen Altlutheraner, die ſich hier ſogar eine alte katholiſche Kirche gekauft haben.

Die Privatgemeinden werden hier, wie überall, immer zahlreicher und größer; doch finden auch die alten hausbackenen Moralpredigten noch immer ein ganz anſehnliches Publikum im Mittelſtande. Bemerkenswerth iſt in der jetzigen Zeit der Indifferentismus der evangeliſchen Chriſten, die allſonntäglich in den katholiſchen Kirchen, beſonders in der Domkirche zu finden ſind. Die Predigten ſchleiermacherſcher Gefühlstheologen, vorzüglich in der reformirten Kirche ziehen beſonders die höheren Ständen an ſich, die nach und nach eine gewiſſe pietiſtiſche Färbung angenommen haben.

Doch ich höre ſchon, wie Sie ſagen, dieſe Veränderung binnen ſo kurzer Zeit rechtfertige ganz Breslau gegen meine Behauptung, daß man hier nicht nach Jahren rechnen ſollte. Ich meinte damit auch nur, daß ſich hier das Neue ſo langſam und unbemerkbar heraubildet und der Auflöſungsprozeß des Alten ſich ſo friedlich vollzieht, daß kein Stadium ſeiner Entwickelung Epoche macht. Was in Berlin als gewaltſame Zerreibung, Zerſchmetterung vor ſich geht, iſt hier Erweichung und Fäulniß. Daß aber die letzte Wendung der Dinge hier ſo ſchnell nachgewirkt hat, wird Ihnen ſo wenig, wie mir ein Räthſel ſein, da bei der Entſcheidung einer Principienfrage das letzte Reſultat ſich als eine ſo furchtbar gebieteriſche Nothwendigkeit erweiſt, daß ſich vor ihr die Halbheit nur noch einen Augenblick erhalten kann. Uebrigens iſt grade Schleſien von je her, nicht erſt ſeit der neuen Agende, ein beſonders fruchtbarer Boden für religiöſe Schwärmerei jeder Art, beſitzt eine eigene Geſchichte der Fanatiker, Enthuſiaſten und Inſpirirten, und es war daher nur nöthig, daß die bisherigen wiſſenſchaftlichen Syſteme der Theologie ſich in einander auflöſten, um den bisher im Geheimen wuchernden Pietismus an das Tageslicht zu rufen.

Dieſes Wachsthum der Religioſität beſtimmt mich, Sie noch einmal an den Anfang meines Schreibens, an die ultramontanen Beſtrebungen der katholiſchen Geiſtlichkeit zu erinnern. Ihre Organe bilden mehrere ſelbſtſtändige Zeitblätter, die auf einen höchſt fruchtbaren Boden ſchließen laſſen, und dieſen mit aller Kunſt bearbeiten. Die katholiſche Bevölkerung Schleſiens ſteht auf derſelben Bildungsſtufe, wie die der Rheinprovinzen und Belgiens, und warum ſollten ſie dies nicht, da die Provinz mit mehreren berühmten Gnadenorten geſegnet iſt, von denen der eine nur eine halbe Meile von Breslau entfernt iſt, und wohin jährlich zahlreiche Wallfahrten ſtattfinden. Die Mark entbehrt nun freilich der Gnadenorte, aber ich hoffe und wünſche Ihnen beſonders, indem ich ſchließe, daß die Gnade ſich auch in Ihnen bethätige und endlich völlig zum Durchbruch komme.

Emil Fleiſchhammer.

Digitized by Google

VI.

Die Reform der Kirche durch den Staat. Von Dr. Philipp Marheineke. Leipzig, bei F. A. Brockhaus. 1844.

Herr Marheineke versichert uns zwar im Eingange seiner Vorrede, es seien in neuerer Zeit über die kirchlichen Zustände der Gegenwart viele Schriften erschienen; wir können ihm aber kaum glauben, daß er diese Schriften gelesen: denn er schreibt gerade so, als ob die Literatur seit zwei Jahren gefeiert hätte: er hätte daher, wie er selber eingesteht, „billig Bedenken tragen können, die große Anzahl jener Schriften noch mit der seinigen zu vermehren." Jedoch er schmeichelt sich, „einen wohlbearbeiteten Stein zum neuen Kirchenbau herbeizubringen:" denn er hält an dem Glauben fest, daß alle Regungen unserer Zeit auf nichts als einen „Kirchenbau" hinausgehen; er sieht daher ruhig zu, wenn die Steine des alten Kirchenbaues von „irrenden Brüdern" abgetragen werden: es ist ja nur, um für ein neues Gebäude Platz zu machen. Herr Marheineke verläßt sich auf seine „Gedanken," die, wie er sagt, „doch zuletzt das alles Entscheidende sind:" er verlangt außerdem, daß man es der Wissenschaft — denn er huldigt der reinen „Wissenschaft" — nachgebe, sich so frei und offen, als sie es nöthig findet, zu erklären:" für dieses Zugeständniß gebührt es den Gedanken natürlich, sich mit Würde und Gemessenheit auszudrücken; sie dürfen nicht von ihrem Gegenstande „abirren," was sie thun würden, wenn sie vermessen und kritisch demselben auf den Grund gehen wollten; nein sie müssen hübsch bei dem Gegenstande bleiben, sie müssen es „treu und redlich meinen mit Staat und Kirche." Treue und Redlichkeit übend, Staat und Kirche begreifend, aber nicht „antastend," ist es Herrn Marheineke gelungen, „den oft von ihm schon ausgesprochenen Begriff der Einheit von Staat und Kirche hier zum ersten Male durch seine wesentlichen Momente durchzuführen;" auch „hat er sich alle Mühe gegeben, so deutlich als möglich zu sein," so daß sich „die Klage über Mangel an Evidenz dabei hoffentlich nicht mehr erneuern wird."

Die „Wahrheit," für die „es allein der Mühe werth ist, im Dienste der Wissenschaft thätig zu sein," die Wahrheit, welche der treue und redliche Eckart, auf der Grenze von Staat und Kirche Wache haltend, findet, ist nun folgende.

„Von der Kirche kann man nicht reden, ohne an den Staat zu denken, und vom Staate nicht, ohne zu fragen, welches die in ihm verbreitete Religion und Kirche sei." Freilich ist zu sagen, daß man auch bei zwei feindlichen Mächten von der einen nicht reden kann, ohne an die andere zu denken. Auch diese befinden sich in einem thätigen Zusammenhange, in handelnde Dialektik: auch sie streben nach Einheit, können nicht von einander los, ergänzen sich: aber ihre Einheit ist die Einheit der Unterwerfung.

Der Staat muß im Glauben der Kirche wurzeln; und nur, weil „die ästhetischen Religionen Griechenlands und Roms sich gegenüber dem Staat eine Selbständigkeit vergönnten, welche der tiefern Wurzel im wahren Glauben ermangelte," nur darum sind jene alten Staaten untergegangen. Dieser Glaube ist nun nicht der Glaube schlechthin, nicht die religiöse Gesinnung überhaupt, sondern speciell der christliche Glaube, so daß „selbst der Muhamedismus

Digitized by Google

ſich nur durch die dürftigen chriſtlichen Elemente, welche er noch in ſich hat, und durch die unverhohlene Hinneigung zur chriſtlichen Civiliſation noch auf einige Zeit hin gegen den endlichen Untergang retten kann." Zwar „ſind die alten Staaten am Chriſtenthum zu Grunde gegangen," und ſo ſollte man glauben, daß jeder „unchriſtliche Staat" ebenfalls untergehen müſſe, wenn das Chriſtenthum in ihn eindringe. Da iſt aber zu ſagen, daß das Chriſtenthum nicht den muhamedaniſchen Staat als ſolchen, ſondern als Staat, erhält, wie es denn überhaupt „die vorhandenen Formen der Exiſtenz des Staates oder ihn in ſeiner Endlichkeit zertrümmert, eben damit aber zugleich den Staat ſelbſt oder ſeinem weſentlichen Begriff nach zur Exiſtenz bringt."

„In den erſten drei Jahrhunderten hatte die chriſtliche Kirche große Noth und Mühe, den chriſtlichen Staat hervorzubringen;" ſie ſuchte „das Reich der wahren Wirklichkeit und Wirkſamkeit" im Staate. Als ſie nun vom vierten Jahrhundert an „das nächſte Ziel erreicht," „wie wenig zeigte da dieſer Staat ſich noch den Forderungen der Kirche angemeſſen." Was forderte denn aber die Kirche? Daß der Staat ihr gegenüber eine feſte Stellung und Haltung annehme? daß er ſich ſeines göttlichen Berufes und ſeiner Berechtigung durch das Chriſtenthum bewußt werde? Herr Marheineke ſcheint das zu glauben, denn er verdankt es ihr, ja er legt es gleichſam als ein Unglück für ſie und als einen Ungehorſam des Staates gegen ihre Forderungen aus, daß ſie „den Staat beherrſchte und ſeine Gewaltmaasregeln zu ihren innern dogmatiſchen Streitigkeiten mißbrauchte." Zwar „die ganze Zeit bis zum achten Jahrhundert hin war das Streben der Hierarchie darauf gerichtet, den Staat noch unmittelbar in ſich feſtzuhalten, ihn nicht zu ſich ſelbſt kommen zu laſſen:" aber dies Streben lag, wie Herr Marheineke zu glauben ſcheint, nicht in ihrem Weſen als religiöſer Anſtalt, nein es war die Schuld des Staates, daß er zu ſchwach war. Die Kirche „kämpfte während des ganzen Mittelalters mit dem Staate," nicht aber dieſer Kampf, ſondern der „Friede" gehört zum Charakter der Kirche wie des Staates. „Der Proteſtantismus hat dieſen Frieden in die Welt gebracht, durch ihn iſt das Chriſtenthum wieder als Staatsreligion und der Staat als chriſtlicher anerkennt."

Jene hergeſtellte „innige Einheit" von Staat und Kirche findet nun ihr erſtes Band in der „Liebe, dieſem die Unterſchiede beſtändig ſetzenden und aufhebenden Proceß, dieſem Gefühle des Mangels in ſich ſelbſt und der Befriedigung allein durch das Andere." Der Mangel aber, den die Kirche empfindet und zu befriedigen hat, der Mangel, durch den ſie ihre Einheit im Staate findet, liegt nicht in ihrem Weſen, als religiöſer Inſtitution, vielmehr „hat die Religion, ſo lange ſie in rein iſolirter, geiſtiger Weiſe in dem Gemüthe lebt, nichts mit dem Staate zu thun; was ſie auf den Boden des Staates führt, iſt die Lehre und die Gemeinſchaft, welche ſie nach ſich zieht." So hat die chriſtliche Kirche ein „politiſches Element," und dies Element bildet das zweite und hauptſächlichſte Band zwiſchen Staat und Kirche. Iſt nicht die Kirche, indem ſie nur durch ihre äußere Exiſtenz, durch die Ordnung und das Amt, durch die Beſoldung und den Staatsſchutz mit dem Staate zuſammenhängen ſoll, eben nur in Aeußerlichkeiten mit dem Staate verbunden? Aber nein, es iſt auch drittens „der Vortheil des Staates, daß die Kirche in ihm blühe und ihren ganzen Reichthum und Seegen entwickele; zu dieſem Zweck verleiht er ihr die Subſiſtenz mit allen dazu erforderlichen Mitteln, durch welche das Leben der Kirche ſich vermittelt:" denn der

Digitized by Google

Diener der Kirche muß doch auch zu leben haben; „und der Menſch lebt nicht allein vom Worte Gottes, ſondern auch vom Brot.“ In dieſer Beziehung iſt die Kirche nicht blos mit dem Staate eins, ſondern „abhängig von ihm und in das ganze Syſtem ſeiner materiellen Bedürfniſſe hineingeflochten.“ Die Geiſtlichen müſſen „durch Beſoldung vom Staat beſtändig daran erinnert werden, daß ſie der Kirche dienend eben damit zugleich dem Staate dienen.“ Der Staat iſt „das Reich der öffentlichen Ordnung und Geſetzmäßigkeit und ſoviel die Kirche im Staat davon hat, ſie hat es alles von dieſer Seite.“ Der „geordnete Kirchendienſt, die topographiſche Abgrenzung der Gemeinden in Parochien, die Ordnung der Gottesdienſte, die Beaufſichtigung des Gemeindeſchulweſens, der ganze Organismus kirchlicher Einrichtungen trägt das Gepräge des Staates.“ Auch muß der Staat ja die Lehrer des Wortes anſtellen; denn mag der kirchliche Zelot immerhin ſagen, daß der Staat Nichts von der heiligen Befähigung zum Geiſtlichen verſtehe: „Göttlichen Beruf, Frömmigkeit, Begeiſterung hat man zunächſt durch Gehorſam gegen die von Gott eingeſetzte Obrigkeit zu beweiſen;“ auch kann es nur in einem „wüſten Staatsleben“ vorkommen, daß Leute „ohne Legitimation“ ſich „öffentlich zu Lehrern aufwerfen.“ Iſt doch die Geiſtlichkeit ein „Stand“ und gehört als ſolcher dem Staate an.

Das ſind die „Gedanken,“ die „zuletzt alles entſcheidenden“ Gedanken des Herrn Marheineke, durch die er „die Kirche in und mit dem Staate nothwendigerweiſe verzweigt und verwickelt findet.“ Nun hat er noch den Staat in der Kirche aufzufinden.

Es iſt eine „geringe Vorſtellung“ vom Staate, ihn „als Polizei-, höchſtens als Rechts-Staat anzuſehen.“ Erſt Hegel hat ſich um den Begriff des Staates „die größeſten Verdienſte erworben.“ Er hat „den Staat zur Idee eines ſittlichen Organismus emporgehoben.“ Es iſt „die ſittliche Idee ſelbſt, welche ſich im Staat entfaltet.“ Und indem ſich nun „die chriſtliche Religion zur Sittlichkeit als ihrer höchſten Blüthe aufſchließt, ſo iſt der Staat ſelbſt ihr höchſtes Erzeugniß und er der wahre nur als der ſittliche.“ Hiermit iſt nicht etwa geſagt, daß der Staat mit ſeinen „ſittlichen Intereſſen,“ mit ſeinem „geiſtigen Inhalte“ nun ſelber eine Art Kirche, etwas „Abſolutes“ ſei und ebendarum ſich gegen die Kirche, die ebenfalls ein Abſolutes, wo nicht ein noch Abſoluteres ſein will, in einem geſpannten Verhältniß befinden müſſe; nein, die Religion iſt der gemeinſame Grund für Kirche und Staat und deshalb „hat ſich der Staat nicht gleichgiltig zu verhalten gegen jede in ihm ſich verbreitende Religion.“ „Man hat wohl geſagt, der Staat, die Regierung, der Landesherr müſſe als ſolcher keine Religion haben.“ Aber „vor einem Menſchen, von welchem wir ſagen, er habe keine Religion, können wir keine Achtung haben.“ Und ſo hat der Staat darauf zu ſehen, daß er Religion habe: „die Beſtimmung der Kirche iſt gar keine andere, als die im Staat herrſchende Ordnung und Sitte, Geſetzmäßigkeit und Gewiſſenhaftigkeit auf ihr wahres Princip zurückzuführen.“ Daher iſt gegen oben zu ſagen, daß nun „wiederum nicht“ der Staat „die höchſte Blüthe der Religion, die Sittlichkeit durch ſich ausdrücke,“ vielmehr „enthält die Kirche das Tiefſte und Heiligſte des geſammten Volks- und Staatlebens.“ „Trotzdem“ „ſchließt ſie der Staat in ſich.“ Und es iſt zwar „das höchſte Intereſſe des Staates, die Kirche in ſich frei und lebendig zu wiſſen, ſie mit allen dazu nöthigen Mitteln zu unterſtützen und ſie ſo zu ſtellen, daß ſie alle ihre Kräfte entwickeln kann.“ Aber in dieſer Freiheit, in dieſer Vollkommenheit darf ſie nicht conſequenter Weiſe ſo weit fortgehen, in ſich eine höhere,

Digitized by Google

himmliſche und heilig ſelbſtändige Gewalt gegen den Staat zu erblicken; denn wenn auch oben gefunden iſt, daß „die Religion als ſolche Nichts mit dem Staat zu thun habe," ſo hindert Nichts, hier „dagegen" zu ſagen, daß „die Kirche Allem, was ihr den Schein einer aus einem andern Princip als der Staatsgewalt abgeleiteten beſondern Gewalt und ebendamit den Schein hierarchiſcher Tendenzen verleihen könnte, entſagen muß und am wenigſten den Wahn in ſich hegen darf, daß die höchſte Staatsgewalt, durch welche einzig und allein ſie ſelbſt erſt zu einem verfaſſungsmäßigen Leben und Organismus gelangen kann, in ſich und in Vergleich mit ihr nur irdiſch und ungöttlich, nur äußerlich und vergänglich ſei." Und wenn auch ferner zu behaupten iſt, daß „das Verhältniß des Staates zur Kirche kein theoretiſches, ſich mit dem Dogma der Kirche befaſſendes ſein darf," ſo iſt doch wiederum zu ſagen, daß der Staat als „das Product der Vernünftigkeit und Geſetzmäßigkeit, der Freiheit und Sittlichkeit" wiſſen muß, was die Lehre der Kirche ſei, und ſo hat er ſich nun doch um das Dogma zu bekümmern, nicht zwar als ſolches, als theoretiſches, ſondern weil es in die Oeffentlichkeit tritt und praktiſch auf die Gemüther einwirken will.

Nun kann der Kritiker zwar ſagen, daß, wenn der Staat den geiſtigen Inhalt des Dogma von ſeiner praktiſchen Seite beaufſichtigt, er ſich zugleich zur Polizeigewalt über jenen Inhalt macht; hierauf iſt aber nicht zu hören: denn eine ſolche Behauptung iſt erſtens eine „zu weit gehende Abirrung" und zweitens würde ſie, conſequent durchgeführt, den Satz von der friedlichen und liebevollen Einheit von Staat und Kirche umſtoßen; da dieſer nun drittens unbedingt als abſoluter „begriffener" Glaubensſatz feſtſteht, ſo iſt eine ſolche Behauptung „irrender Brüder" zu ignoriren.

Präge man ſich vielmehr nur die Einheit von Staat und Kirche recht feſt ein; die Kirche iſt das Reich der höchſten Sittlichkeit und der Staat „auch," die Kirche iſt göttlich und der Staat „auch," die Kirche iſt berechtigt und der Staat „auch;" die Kirche beaufſichtigt den Staat und der Staat beaufſichtigt die Kirche; eins „hebt," „begreift," „anerkennt" das Andere: das ſind zwar Alles Poſtulate, Prämiſſen; das hindert aber nicht zu ſagen, daß Kirche und Staat Eines ſind. Beide „ergänzen" ſich.

„Wenn alle Wahrheit nicht in Phantasmen und Abſtractionen, ſondern allein im Concreten und Wirklichen zu ſuchen iſt, ſo muß man auch zugeben, daß das bisher entwickelte das wahre und wirkliche Verhältniß des Staats und der Kirche zu einander iſt, daß dieſes im chriſtlichen proteſtantiſchen Princip gegründet und die volle Frucht der geſchichtlichen Entwickelung der Kirche iſt."

Nehmen wir einmal an, was anzunehmen uns Herr Marheineke berechtigt, Herr Marheineke ſei „ein ſolcher," dem die Logik „nicht blos eine ge- ſondern auch eine erkannte" iſt, ſo, daß von ihm auch der Begriff der Ergänzung durch ſeine weſentlichen Momente dialektiſch hindurchgeführt worden, ſo „muß uns Alles daran liegen," dieſen Begriff ſelber noch einmal zu erläutern, um zu ſehen, ob er ihn auf Staat und Kirche anzuwenden oder ob wir etwas gegen ſeine Anwendung einzuwenden wiſſen. Man erinnere ſich, daß es zum Weſen des Abſoluten gehört, einen Gegenſatz zu haben, der ebenſo abſolut zu ſein vorgiebt und es ſelber zu einem Relativen herabzudrücken ſucht. Ahriman und Ormuzd, Gut und Böſe, Himmel und Hölle, an dieſen Beiſpielen ſei es genug: das Mittelalter ſtellte auf die Weiſe auch Staat und Kirche gegen einander. Solche abſolute Gegenſätze, wollten ſie einen Vertrag mit einander abſchließen, würden nur ihre beiderſeitige Schwäche

Digitized by Google

erklären; und doch ergänzen sie sich, doch ist keiner ohne den andern, doch stehen sie auf gleichem Boden, doch sind sie beide eins. Aber selbst ihre gegenseitige Ergänzung ist kein Friedenschließen, kein liebevolles Zusammenarbeiten, sondern ein Kampf. Herr Marheineke behauptet, der Staat sei das Reich der vollendeten Sittlichkeit: ist es nun erklärlich, wie der Mann des Staates nicht an diesem genug haben kann und der Kirche bedarf? Herr Marheineke behauptet, die Kirche sei das Reich der vollendeten Sittlichkeit, ist es nun erklärlich, warum der sittliche Mensch noch des Staates bedarf? Dies zu erklären, darauf kommt es an. Bedarf nach Herrn Marheineke's Behauptung der Staatsmensch, trotz der Sittlichkeit des Staates, noch der Kirche, so würde unmittelbar hieraus folgen, daß die Kirche also noch einem Mangel, der über den Staat hinaus liegt, abzuhelfen habe, das Bedürfniß nach einer Kirche würde also der Beweis einer Schwäche im Staate sein. Und umgekehrt.

Staat und Kirche sind beides Autoritäten: d. h. sie beherrschen den Menschen in seinem Denken und Wollen so weit, daß sie keinen Gedanken, keinen Willen, der nicht von ihnen umschlossen ist, anerkennen. Siehe ihre Einheit. Daß sie sich aber befeindeten, daß noch jetzt die katholische Kirche, die allein seligmachende Kirche dem Staat gegenübersteht, liegt einfach darin, daß es zum Charakter der Autorität gehört, weder neben noch über sich eine andere Autorität anzuerkennen.

Herr Marheineke sucht durchzuführen, daß die Wahrheit heutzutage den Jesuitismus zu fürchten habe. „Die List und Lüge im Namen der Religion, die kluge, scharfsinnige Berechnung derselben auf Zwecke der Selbstsucht und des Eigennutzes, der Geist der frommen Intrigue, der heiligen Verdächtigung und Verläumdung, dieser weltlich frömmelnde Charakter ist Jesuitismus." Herr Marheineke ist selber im Jesuitismus befangen, er heuchelt nach zwei Seiten hin; er treibt Lüge und List mit der Religion. Auf der einen Seite ist sie ihm das rein Innerliche, Unantastbare, Heilige; sie habe nichts mit dem Staate, der Staat nichts mit ihr zu schaffen: auf der andern Seite sei sie als Kirche mit dem Staate eins, so habe der Staat sogar die Aufsicht über sie. Ebenso heuchelt Herr Marheineke mit der „Wissenschaft;" er spricht für „Forschung," glaubt selber zu forschen, und doch stehen ihm, wie allen Althegelianern, die Dinge von vorn herein fest: für diesen Jesuitismus hat unsere Zeit das bezeichnende Wort: „begreifen." Ferner ist der ein Jesuit, welcher fanatisch für eine Idee, wie z. B. für das „Vermitteln" eingenommen, sich mit Aeußerlichkeiten begnügt, um uns den Frieden zweier Mächte herzudemonstriren, der wer weiß wie thut, als ob er diese Mächte gründlich erkenne, mit der abstracten Kategorie der Einheit aber zufrieden ist, und sich um Gotteswillen nicht die Frage vorlegen möchte, ob nicht gerade der gemeinsame Grund, auf dem zwei Mächte stehen, ihnen, wenn sie beide absolut zu sein vorgeben, das Streben, sich gegenseitig auszuschließen, beilege.

Sagt doch z. B. Herr Marheineke selber im Verlauf seiner Untersuchung, daß die Confessionen sich „oppositionell" gegen einander verhalten. Sehen wir nach, wie er trotzdem ihre Einigung vermitteln zu können glaubt.

Wir wissen, daß sich Herr Marheineke eben ganz ernstlich gegen die Forderung, daß der Staat keine Religion haben solle, erklärt hat; wir wissen ferner, daß die christliche Religion nur als Confession gehabt werden kann, und doch stellt Herr M. nun hier die Forderung, der Staat solle keine Confession haben, er stehe

Digitized by Google

vermittelnd über dem „Dualismus der Confessionen.“ Herr Marheineke hat eine große Meinung vom Staat, den er den christlichen und noch specieller den protestantischen nennt, weil er aus der Protestation gegen die Hierarchie des Katholicismus hervorgegangen; man glaubt Wunder wie „innerlich“ er die „würdige Existenz“ des Staates mit der würdigen Existenz der Kirche zusammenbringen wird: und durch welche Kategorien bestimmt er endlich das Verhältniß beider zu einander? „Die Confessionen können auf die Unterstützung und die Begünstigung vom Staat Anspruch machen.“ Doch nein! „Das Inhaltsvolle des Standpunktes ist die christliche Liebe, Gerechtigkeit, Gewissenhaftigkeit in Bezug des Staates auf die beiden Kirchen seines Landes.“ Der Staat hat gegen beide Confessionen eine so christliche Gesinnung, daß „es sich wohl nicht bezweifeln läßt,“ daß die Confessionen, durch das Beispiel des Staates angeregt, nach Hinaufhebung und Ergänzung in einem dritten höhern Standpunkte streben. Ist doch „die Erkenntniß des Protestantismus auf der einen Seite, daß der christlichen Kirche auch in der Gestalt des Papstthums noch wesentliche Elemente der christlichen Wahrheit zu Grunde liegen, und des Katholicismus auf der anderen Seite, daß der Protestantismus doch wohl etwas mehr als die bloße Negation der christlichen Wahrheit sei — ist doch diese Erkenntniß als die reife Frucht einer langen innern Erfahrung anzusehen.“ Freilich! trotz dieser Erkenntniß, „nimmt ein gegenseitiger Kaperkrieg seinen ungestörten Fortgang;“ ja Herr Marheineke eröffnet uns die Aussicht, daß „vielleicht noch Jahrhunderte darüber vergehen werden, bis dies Verhältniß des Kampfes sich merklich und gründlich geändert hat.“ Der Staat hat in diesen Streit nicht einzugreifen: er hat nur darauf zu sehen, daß „in anständiger, unskandalöser Weise“ gestritten wird. Das hindert nicht, daß der Staat für Einigung der Confessionen zu sorgen habe und zwar durch die „Wissenschaft,“ nicht diejenige Wissenschaft, welche nur ihren eigenen Gesetzen folgend unbefriedigt durch Autoritäten, das Wesen von Kirche und Staat untersucht, sondern diejenige, welche „auf die speculative Ausgleichung des Gegensatzes Bedacht nimmt.“ Diese Ausgleichung ist keine „trübe Vermischung,“ vor der sich der Staat zu hüten hat. Uebrigens kann man zwar sagen, daß der Staat die Confessionen in ihrer Ueberzeugung zu ehren hat, ferner, daß es zum Wesen der Confession gehört, sich für den einzigen Weg zur Seeligkeit zu halten, daß folglich eine Ehe, in welcher der eine Theil gezwungen wird, seine Kinder der von ihm für falsch gehaltenen Confession zu übergeben, ein Angriff auf die Confession ist; aber der Staat „als Aufrechterhalter der Sittlichkeit“ muß die gemischten Ehen unterstützen, zumal da sie „geeignet sind, die Confessionen in Liebe zu versöhnen.“

Jeder Glaube strebt, sich durch Errichtung von Anstalten zu documentiren, ja er ist ohne solche Anstalten unvollständig: um den Staat ja nicht in eine gewaltthätige Stellung zur Kirche zu bringen, macht Herr Marheineke eine feine Distinction zwischen dem Glauben und seinen Anstalten: „was man Glauben nennt und im römischen Lehrbegriff ohnehin bekanntlich nichts als ein Fürwahrhalten ist, kann und wird der Staat überall ohne Bedenken gestatten, aber eine öffentliche Anstalt oder Einrichtung darauf zu gründen, welche schon mit den sittlichen Principien des Staats unverträglich ist, kann er nicht zugeben.“

Wie Herr Marheineke nicht einsieht, daß er hier die staatliche Sittlichkeit zu dem consequenten Glauben in Opposition stellt, so meint er auch immer noch das Antikirchliche am Staate nicht hervorgehoben zu

Digitized by Google

haben, wenn er sagt, daß der Staat sich gegen den Lehrsatz von der alleinseligmachenden Kirche und gegen den Beichtstuhl zu richten habe. Den Beichtstuhl charakterisirt Herr Marheineke als eine Weise der speciellen Seelsorge, deren Geschichte reich ist an unheilvollen Ereignissen, „wenn wir auch nicht leugnen wollen, daß auch viel Gutes auf dem Wege gestiftet worden."

Kein Wort über die Reformationsvorschläge des Herrn Marheineke. Der Theolog von Fach, der Superintendent und der Consistorialrath mögen sie beurtheilen.

Herr Marheineke hat im Namen der Vielen gesprochen, welche sich nicht die Mühe geben, auf die Resultate der Kritik einzugehen: er ist der echte Hegelianer, dem das Denken mit dem Jahre 1831 stehen geblieben ist.

Die Alt-Hegelianer sind die Legitimisten der Wissenschaft, ihr Denken ist nachgerade immer organisatorischer geworden. Herrn Marheineke's oder ähnliche Organisationsvorschläge haben übrigens in einer Zeit, wo der „reformirende," so wie der „conservative" Liberalismus sich in Experimenten erschöpft, wo zugleich das Denken des Volkes gediegenen Institutionen hold zu sein scheint, Aussicht auf Verwirklichung.

Herr Marheineke ist das Muster jener Gesinnung, die nachgerade zu schwach geworden ist, um die Kritik aufzufassen oder ihr auch nur entgegenzutreten, und die sich ihr unbestimmtes Verhältniß zu derselben durch ein Paar nebelhafte, nichtssagende Redensarten vermittelt. Ich habe oben Beispiele genug angeführt, in welche Redeweise eine solche Gesinnung verfällt, in welchen Wendungen sie sich ausdrückt, was für Kategorieen sie anwendet; nur auf diese Schilderung kann es uns ankommen, widerlegen oder gar belehren zu wollen, wär Schwärmerei. Wozu Herrn Marheineke oder dem Publicum, das ja klug genug ist und vor Ueberklugheit immer mehr dahin kommt, gar nichts mehr zu lesen, — wozu sage ich allen diesen klugen und gewiegten Geistern beweisen, welch ein jesuitisches Spiel sie mit ihrer „Wissenschaft im Staate" treiben: sind sie doch so leicht mit uns fertig: stehn ihnen doch so viel Worte, wie Abirrung, Einseitigkeit, Abstraction u. s. w. zu Gebote: existirt doch für sie keine Erfahrung, und sie wissen, daß Staat und Wissenschaft zusammenwirken, daß die Kritik, welche mit sich selber Ernst macht, keine Wissenschaft mehr ist.

„Man kann sich kaum ohne Schmerz vorstellen, was ohne die Reformation aus der Welt und dem Christenthum seit drei Jahrhunderten geworden wäre." „Das große Recht, welches der Christ sich in der Reformation gewonnen hat, ist das, den Grund der überlieferten Autorität zu prüfen." Natürlich ist es dieser Prüfung verboten, diesen Grund anzutasten, die Prüfung ist vielmehr nur zur Beruhigung der Gemüther. „Sich der Autorität hinzugeben und zu unterwerfen, ist des freien Geistes nicht unwürdig: von Autoritäten aller Art sind wir im häuslichen und öffentlichen Leben, in Kirche und Staat umgeben und sie anzuerkennen, ist eine heilige Nothwendigkeit. Was aber der Geist sich vorbehalten muß, zumal in der Wissenschaft, ist, die Autorität in dem Grunde ihrer Nothwendigkeit zu wissen und zu erkennen." Auf die Art kommt die Wissenschaft zu ihrem wesentlichen Element, dem „freien Gedanken," welcher „erst am Ende der Untersuchung die Autorität als wahr und richtig befinden kann." Die Wahrheit ist „die mittelst des Begriffs sich selbst vernehmende und vermittelnde Idee und sie

Digitized by Google

iſt der Grund auch aller Autorität." „Der treue Diener der Kirche ſteht im Glauben an ſeine Kirchenlehre auf einem zu feſten Grunde, als daß er ſich die flüchtigen Bewegungen der Wiſſenſchaft ſollte anfechten laſſen, und nimmt er ſelbſt davon Notiz in der Literatur der Zeit und geht er ſelbſt, was ihm nur nützlich werden kann, in alle Gedankenbewegungen derſelben ein, ſo gleicht ſein Dienſt am Worte Gottes, ſein Verwalten der Sacramente und ſeine ſeelſorgeriſche Thätigkeit Alles leicht aus." „Dem Geiſtlichen dient die Wiſſenſchaft nur für ſeine Perſon." Der Bruch zwiſchen Glauben und Wiſſen iſt zwar nothwendig, damit der Glaube ein ge- und bewußter werde; aber nur um eben zum dritten Standpunkte, der „die Beruhigung der Dialektik" iſt, zu gelangen: dann iſt das Wiſſen ein „vollendetes," während der Standpunkt der Kritik „einſeitiges Stehenbleiben" iſt.

Die Tragi-Komödie dieſer Redensarten beweiſt, daß der Standpunkt, auf dem ſich Herr Matheineke und ein großer Theil der Theologen mit ihm befindet, ſich nur noch in einer Sprache, welche außer ſich gekommen, ausdrücken kann. Das Schauſpiel, das ſie vor uns aufführen, kann uns weder zum Lachen bringen noch uns empören: wir ſchauen eben ruhig zu und ſelbſt das Ende, welches die Gedankenloſigkeit vorausſehen läßt, kann uns nicht mehr rühren.

VII.

Correſpondenz.

Aus Zürich.

. . . . Ueber Edelmann waltet ein merkwürdiges Schickſal, und dießmal iſt es Herr Bluntſchli, der eine neue günſtige Wendung deſſelben für einen der größten Märtyrer des achtzehnten Jahrhunderts herbeigeführt hat. Tröſten Sie ſich, daß Ihre Unterhandlungen mit Ernſt während des vergangenen Sommers, um in Beſitz der hinterlaſſenen Manuſcripte Edelmanns zu gelangen, ſcheiterten; auch für Jungnitz wird es jetzt zu ſpät ſeyn, daß er nach Breslau geſchrieben hat, um jene werthvollen Papiere um jeden Preis zu erhalten; weder Sie noch Jungnitz werden zur Ehre gelangen, dieſe Papiere zu verarbeiten und herauszugeben. Unter den Auſpicien des Herrn Bluntſchli, der ſo „ausgezeichnete Griffe" zu veranlaſſen weiß, wie derjenige war, mit welchem die Staatsanwaltſchaft im Juni Weitlings Papiere, im Juli die ganze Auflage Ihres entdeckten Chriſtenthums entdeckte, unter dieſen Auſpicien wird auch Edelmann's bisher verborgen gebliebener literariſcher Nachlaß ans Licht gezogen werden. Edelmann? werden ſie rufen, Edelmann, deſſen Kernſprüche im „entdeckten Chriſtenthum" nicht wenig die Staatsanwaltſchaft zu ihrem Einſchreiten aufgefordert haben werden? Edelmann, in deſſen Geiſte Herr Hegner den Gott der Septembertage am 21. Juli im „Schweizeriſchen Republicaner" bezeichnete, nachdem zwei Tage vorher der Herr Statthalter in ſeinem Hauſe das entdeckte Chriſtenthum confiscirt hatte? Edelmann ſollte plötzlich Herrn Bluntſchli günſtig für ſich geſtimmt haben?

Digitized by Google

So iſt es in der That. Er hat wenigſtens der Zürcher Frömmigkeit Reſpect eingeflößt und die Beyel'ſche Buchhandlung hieſelbſt, mit der Herr Bluntſchli in nahen Verhältniſſen ſteht, hat den Kauf mit Ernſt in Breslau ſo gut wie abgeſchloſſen. In ihrem Verlage werden die Edelmannſchen Schätze ans Licht befördert werden.

Wie die Bearbeitung, die ſie hier finden werden, beſchaffen ſeyn wird, iſt zwar noch unbekannt, doch werden wir wenigſtens inſofern mit dieſer Wendung der Sache zufrieden ſeyn können, als es doch wohl ſeine Schwierigkeiten haben würde, Edelmanns ganze Kraft in Deutſchland an den Tag zu bringen. Die Jahrbücher wurden auch deshalb unterdrückt, weil ſie Ihren Aufſatz über Edelmann brachten, und wie weit ſich Edelmann gegenwärtig ausſprechen darf, werden Sie wohl ſelbſt in den Verhandlungen über Ihre Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts erfahren. Wünſchen wir ihm alſo zu ſeiner Reiſe nach Zürich von Herzen alles Glück.

Hirzel.

VIII.

Die drei Biedermänner.

In drei Capiteln.

Zweites Kapitel.

Von dem Hageren.

Ich kenne Jemanden, der gern ein Buch ſchreiben möchte: ſo ein Buch, das Epoche machte, das die Menſchheit gleich um hundert Jahre vorwärts brächte: ſo ein Buch, das die Löſung aller Fragen enthielte, an denen ſich die Menſchheit ſeit dem Thurmbau von Babel abarbeitet. Dieſer Menſchheitbegeiſterte Jüngling befindet ſich fortwährend in Fieber und Aufregung; vor lauter Wollen kann er nicht zur Ausführung kommen; er ſchreibt eine halbe Seite, und dann wirft er ſie wieder fort, weil das Buch nicht gleich fertig iſt: er hat zu viel Stoff oder vielmehr gar keinen.

So geht es auch dem Hageren mit ſeiner Diebsgeſchichte; jetzt ſoll er, jetzt will er einmal thätig ſein, jetzt ahnt er, daß es außer ſeinen vier Pfählen noch eine Welt giebt und er kann die Brücke nicht finden, über die er in jene Welt gelange; es ſoll doch ſo viel Diebe in Berlin geben, und er begegnet keinem einzigen; da ſteht er nun, der Tantalus, dem nicht einmal die verfaulten Früchte, nach denen er greift, willig ſind, und vor deſſen Füßen ſogar der Sumpf, in den er waten will, zurückweicht; da ſteht er, der Columbus und man verweigert ihm das Fahrzeug, auf dem er das Land des Elends entdecke, denn, ſagen die gelehrten Prediger der Sittlichkeit, wer ſich einmal

Digitized by Google

in jene Regionen gewagt hat, der rutſcht immer tiefer herunter und kann nicht zurück.

Der Hagere hat ſich bisher vor Dieben gefürchtet, an ſeinen Thüren liegen doppelte Schlöſſer und in ſeinem Secretär befindet ſich ein verborgenes Fach: jetzt wünſcht er beinahe, daß ſie einmal bei ihm einbrechen, und dann will er dazu kommen — aber prügeln ſollen ſie ihn nicht — nein, er will Freundſchaft mit ihnen ſchließen, will ihnen verzeihen, weil die Noth ſie zum Verbrechen treibe, will ſie um ihre Adreſſe fragen und ſie beſuchen.

Eitle Träume! Er müßte denn ſeine Herzenswünſche im Intelligenzblatt ausdrücken.

Der Hagere iſt in Verzweiflung: des Tages läuft er auf den Straßen umher und ſpäht nach verdächtigen Geſichtern, des Nachts wagt er ſich in enge Gaſſen: ſein Herz klopft vor Angſt, wenn er eine dunkle Geſtalt an den Häuſern entlang ſchleichen ſieht; und doch iſt es gerade ſo ein recht verwegner Kerl, den er finden will, er trippelt näher und wenn er herankommt, iſt es der Nachtwächter, der ihn mit verdächtigen Blicken anſieht.

Eines Morgens klingelt es, als der Hagere, von ſeinen nächtlichen Streifereien ermüdet, ſich kaum aus dem Bett erhoben. Er öffnet, ein Bettler ſteht draußen: bisher hat er ſolchem Geſindel immer die Thür vor der Naſe zugeworfen — „das Pack kann arbeiten" — heut läßt er den armen Mann näher treten, drückt ihm ein Geldſtück in die Hand und frägt ihn nach ſeinen Umſtänden. Aber der Arme erſchöpft ſich nur in Dankbezeugungen: „möge Gott der Herr es Ihnen tauſendmal vergelten, der liebe Gott hat Ihr Herz erweicht und Ihre Hand gelenkt."

„Zum Teufel, fährt der Hagere auf, Sie ſollen mir ſagen, wie Sie leben."

„Ach, ach, läſtern Sie den lieben Gott nicht. Ich bin ein armer Weber und der liebe Gott iſt meine einzige Stütze, meine Frau iſt krank, ſie leidet an der Bruſt, meine Kinder ſind noch klein und ich bin ein armer Weber, der keine Arbeit hat."

„Nun, warum ſtehlen Sie nicht?"

„Ach, mein guter gnädiger Herr, das iſt nicht Ihr Ernſt. Du ſollſt nicht ſtehlen, heißt das ſiebente Gebot."

„Packen Sie Sich mit Ihrer Ehrlichkeit, und mit Ihrem ſiebenten Gebot. Daß Sie mir nicht wieder über die Schwelle kommen."

Fehlgeſchlagene Hoffnung!

Voll Wuth läuft der Hagere auf die Straße. Warum redeſt Du, Freund Hagerer, nicht jenes ſchmutzige Weib an, das in der Goſſe nach Schätzen ſucht? Du ſchämſt Dich. Warum nicht jenen zerlumpten Jungen, der Knochen ſammelt? Du ſchämſt Dich. Ja, ja, es iſt leicht, zu Hauſe in Deinem Bett zu ſagen: das ſind auch Alles Menſchen.

Der Hagere trifft auf einen Zuſammenlauf von Menſchen: aha ein Diebſtahl, denkt er, und tritt hinzu. „Iſt bei dieſem Einbruch viel geſtohlen worden?" frägt er einen Mann, der ihm am nächſten iſt; dieſer ſieht ihn verwundert an und deutet auf einen Knaben, der in der Mitte ſteht. Der Knabe weint und bittet um eine kleine Gabe: „Mein Vater, heult er, iſt heut aus ſeiner Wohnung geworfen worden, weil er die Miethe nicht bezahlt hat; drauf hat er ſich für ſeine letzten Groſchen betrunken, iſt hingegangen, hat den Wirth durchgeprügelt, und nun hat ihn der arretiren laſſen. Wo meine Mutter iſt, weiß ich nicht: mich friert: wo ſoll ich dieſe Nacht ſchlafen: einen Dreier, gnädiger Herr, geben Sie mir einen kleinen Dreier."

Gefunden, denkt der Hagere, nähert ſich dem Knaben, verſpricht ihm Obdach zu geben, ſetzt ſich mit ihm in eine Droſchke und fährt nach Hauſe:

Digitized by Google

dieſer Knabe ſoll ihn in die „niederen Regionen" einführen.

Er ſucht ihn auszuforſchen, hört aber von Nichts, als von armen ehrlichen Leuten, die ſich mit ſaurer Arbeit ihr Brot verdienen müſſen, von harten Wirthen, von Schnaps und Kartoffeln: dieſer Junge nützt zu Nichts, es war alſo ſehr unnütz, an ihm zum Wohlthäter zu werden, morgen wird ihn der Hagere auf die Polizei bringen und die für ihn ſorgen laſſen; dieſe Nacht mag er noch auf ſeinem Sopha ſchlafen, ja er giebt ihm ſogar ein Kopfkiſſen zum Zudecken, nachdem er ihn zur Geduld ermahnt und ihm geſagt, er ſolle nur immer ehrlich bleiben, dann werd' es ihm ſchon beſſer gehen.

Als er am nächſten Morgen aufſteht, iſt der Knabe verſchwunden, mit ihm des Hageren Börſe und einige andere Kleinigkeiten: die Gutthat iſt doch nicht übel angebracht geweſen.

In der erſten Wuth will der Hagere auf die Polizei laufen: „man gebe ſich nur mit dieſem Pack ab und man iſt betrogen," er denkt gar nicht mehr daran, daß er ſo ſehr die Bekanntſchaft eines Diebes wünſchte: „hin zur Polizei." — Er geht zuerſt zum alten Herrn und erfährt von der beſorgten Alten, ihr Mann ſei heut ſeit langer Zeit wieder einmal in die Kirche gegangen: ſonſt habe er doch immer gemeint, was ihm der Pfaffe ſage, könne er ſich allein ſagen. Der Hagere beſchließt, ebenfalls zur Kirche zu gehen.

Die Predigt iſt vorbei, als er anlangt: er ſtellt ſich an den Eingang, um die Kirchgänger und Kirchgängerinnen zu beſchauen. Er trifft den alten Herrn, der ihm erklärt, heut habe er ſich mit Ernſt ſeinem heiligen Werke geweiht, und ihn auffordert, doch auch morgen endlich zur That zu ſchreiten, heut Nachmittag aber zum Kaſe zu kommen. Des Hageren Ehrgeiz wird angeſpornt: er gäbe viel darum, wenn er ſeinen jungen Zögling wiederfände. Da ſieht er eine würdige Familie an ſich vorbei wandeln; der Vater im altfränkiſchen Rock und andächtiger Miene, die Mutter noch hübſch und jung — aber der Sohn, den erkennt er gleich und nun bemerkt er auch, daß der Vater jener gefällige Mann iſt, den er geſtern fragte, „ob der Einbruch bedeutend geweſen."

Er folgt der frommen Familie in einiger Entfernung, bis man in eine abgelegene Straße kommt.

„Ei guten Morgen, Sie ſind ja recht ſchnell wieder aus dem Gefängniſſe," redet er das Haupt der Familie an.

„Ja, antwortet dieſer nicht im mindeſten betroffen, die Furcht, meinen kleinen Sohn in fremden Händen verwahrloſt zu ſehen, hat mich Alles anſtrengen laſſen, um einem längeren Gefängniſſe zu entgehen. Mag man es noch ſo gut mit dem Kinde meinen, es iſt in den Händen des Vaters doch immer am beſten vor Verwahrloſung geſichert. Der Fremde giebt ihm vielleicht genug zu eſſen und zu lernen, aber er berückſichtigt nicht die kleinen Freuden der Kindheit: und wenn ſich das Kind 'mal eine Freude machen will, ſo ſieht es ſich wohl gar gezwungen, die Mittel dazu zu ſtehlen."

„Vortrefflicher Mann, erwiedert der Hagere, ich möchte wohl Ihre nähere Bekanntſchaft machen; Ihre Grundſätze über Erziehung ſind zu intereſſant, als daß ich nicht ihre weitläufigere Auseinanderſetzung wünſchen ſollte: auch muß man von den Männern, mit denen Sie umgehen, Vieles lernen können. Sagen Sie mir, wo treffe ich Sie morgen?"

„Ein geheimer Poliziſt ſind Sie nicht, ſonſt wüßten Sie, wo ich zu treffen bin; Sie müſſen alſo ein närriſcher Kerl ſein: warum ſollte ich nicht auch Ihre freundliche Unterhaltung wünſchen? Treffen wir uns

Digitized by Google

morgen Abend an der Straßenecke dort gegenüber, und da Sie nach der Kenntnißnahme unſers trauten Familienkreiſes keinen Wunſch geäußert haben, ſo kehren Sie jetzt gefälligſt um, ich werde aufpaſſen, daß Sie uns nicht folgen. — Noch eins! bringen Sie ordentlich Geld mit, ich habe große Luſt, mit Ihnen eine Bowle Grog zu trinken, ich bin aber ein armer Handwerker, der für ſeinen Arbeitslohn kaum einmal eine Weiße trinken kann." — —

Der nächſte Abend iſt da, und der Hagere iſt eingeführt.

Das ſind nun alſo die Herren, denen der Hagere Moral predigen will, Philiſter, robuſt und gemüthlich, einen Schnaps und den Beobachter an der Spree vor ſich, ſprechen ſo ordinär, wie jeder andere Berliner. Hätte der Hagere wilde Burſche gefunden, mit zottigem Haar und romantiſchen Lumpen, der grauliche Anblick hätte ihn erhoben, dieſe gutmüthigen Geſichter aber erſchrecken ihn, er drückt ſich in eine Ecke und hört ganz niedergeſchlagen ihrem Geſpräche zu.

„Wunder über Wunder, der Gottlieb trinkt wieder Schnaps," ſagt der Eine von ihnen, „ich denke, er iſt beim Mäßigkeitsvereine."

„Wiſſen Sie noch nicht, wie er zum Branntwein bekehrt iſt?" erwiedert ein Anderer.

„Nein, erzählen Sie," rufen ihm Mehrere zu.

„Nun ſo hören Sie denn. Sie erinnern ſich noch, was uns die Gewiſſensſcrupel, mit denen der Gottlieb auf einmal geplagt war, damals für Spaß machten. Da hatte ihm der gelehrte Schuſter, bei dem er wohnt, vorgeſchwatzt, was für eine grauliche Wirkung der Alkohol auf den Magen ausübe, und daß der Magen eines Schnapstrinkers am Ende ausſehe, wie ein Pelz, den die Motten zerfreſſen, oder wie ein Schinken, den die Ratten zernagt. Der Gottlieb nahm ſich das zu Herzen und es kam mit ihm ſo weit, daß er mit jedem Schluck Branntwein ein ganzes Heer Ratten hinunterzutrinken wähnte. Endlich geht er mit ſeinem Schuſter zum Prieſter der Mäßigkeit und läßt ſich durch einen Handſchlag in die Gemeine der Schnapsfeinde aufnehmen. Vier Wochen lang hält er ſein Verſprechen; eines Morgens aber, als es recht kalt iſt, läßt er ſich verleiten und trinkt Einen: der kommt ihm gar nicht ſo rattenmäßig vor, und er trinkt noch Einen.

„Wie er zu ſeinem Schuſter zurückkommt, ſo ſieht der ſchon an Gottliebs demüthigem Benehmen, daß etwas Außerordentliches mit ihm vorgegangen ſein müſſe: er ahnt das Fürchterliche, ſchnüffelt an ihm herum, entdeckt den Schnapsgeruch, hält dem Gottlieb eine Strafpredigt und kündigt ihm die Schlafſtelle auf: er läuft auch gleich zu dem Herrn, dem Gottlieb aufwartet, und läßt ſich das Schlafgeld für einen Monat auszahlen.

„Das wurmt unſern Gottlieb und er ſinnt auf Rache. Den Abend vorher, ehe er ausziehen ſoll, erſcheint er nicht, der Schuſter glaubt, Gottlieb werde heut ſchon wo anders ſchlafen, riegelt ſeine Thür ab, und geht zu Bett. In der Nacht aber um ein Uhr, trommelt es an die Thür mit Händen und Füßen: „laſſen Sie mich ein, Herr Wirth, ich bin betrunken." Der Schuſter kann noch gar nicht an das Unmögliche glauben, er öffnet, und da taumelt mein Gottlieb herein, ganz ſeelig und benebelt; „ich habe Schnaps getrunken, Herr Wirth, Schnaps, viel Schnaps, ſehen Sie, warum waren Sie auch gleich ſo ſtrenge, jetzt geh' ich nicht mehr in den Mäßigkeitsverein, geben Sie mir ein Glas Schnaps, Herr Wirth und bringen Sie mich zu Bett." Das war ſeine Rache, und ſeitdem iſt Gottlieb alle Abend betrunken — nur aus Rache."

„Und was der Gottlieb gut rechnen kann," erzählt ein Anderer. „Neulich reiſen ein Paar Schnei-

Digitized by Google

dergeſellen nach Aachen und er bittet ſie, einen Brief an ſeinen Bruder mitzunehmen, der in Warſchau arbeite. Aachen ſei doch neunzig Meilen von hier, daher könnt' es nicht mehr weit von Warſchau ſein, und der Brief werde weniger Poſtgeld koſten."

Während dem iſt die Bowle fertig geworden, die der Familienvater im Namen des Hageren beſtellt hat; jener ladet ſeine Freunde mit ein, und es bildet ſich bald ein Kreis froher Zecher. „Denkſt du daran" und „ich bin ein Preuße" wird geſungen; kurz der Hagere kann gar nicht zum Predigen kommen. Endlich ſchlägt der Familienvater ein Spielchen vor, er ſpiele aber nur Vierblatt mit vier Pfennigen Einſatz, dabei verliere Niemand viel. Das langweilt aber bald, man könne ja auch mit Würfeln um die Paar Pfennige ſpielen. Zuletzt würfelt man um Thaler und der Hagere hat bald die ganze Baarſchaft, die er zu ſich geſteckt, verloren.

„Sie haben heut ein Bischen Unglück," ſagt der Familienvater. „Ich bin aber auch immer gegen das Würfeln, ein Freund gewinnt dem Andern das Geld ab und keiner hat einen rechten Spaß dabei, da lobe ich mir doch das Vierblatt mit vier Pfennigen."

Dem Hageren wird dieſe Geſellſchaft unerträglich — auch nicht die geringſte Romantik! Er erhebt ſich, aber wovon die Bowle bezahlen: er greift nach ſeiner Uhr, um die zum Pfande dazulaſſen, ſie iſt verſchwunden; noch bleibt er ruhig.

„Meine Herren," ſagt er, „Einer von Ihnen hat ſich einen Spaß mit mir gemacht: ich bitte Sie, mir meine Uhr wiederzugeben, ſonſt kann ich nicht bezahlen."

Man lacht ihn aus; der Familienvater aber tritt an ihn heran und ſagt:

„Ich muß glauben, daß Sie uns aufziehen wollen, Sie ſind hier in einer Geſellſchaft ehrlicher und geſetzter Männer, und ich muß Sie bitten, das Local ſchleunigſt zu verlaſſen, widrigenfalls wir Sie für Ihre Verläumdung ſtrafen würden."

Das iſt denn doch zu arg; dem Hageren wird ganz heiß vor Wuth, er ſchimpft und droht mit der Polizei; kaum aber hat er dies Wort ausgeſprochen, als er ſich gefaßt fühlt und ganz ruhig der Thür zugedreht wird. Er ſträubt ſich, er ſchreit, er kämpft noch auf dem Flur; da ſtürzt Jemand die Treppe herunter, mitten unter die Streitenden. Es iſt der alte Herr, er hebt den Arm, um den Hageren zu befreien, doch in demſelben Augenblick kommt er, er weiß nicht wie, auf die Erde zu liegen.

Zu gleicher Zeit treten die Patrouille und ein Polizeiſergeant ins Haus. Die ehrlichen Philiſter geben ſich eine geſetzte Miene, der Hagere erſtarrt vor Schreck, der alte Herr erhebt ſich; und man muß es wohl den beiden Freunden anſehen, ſie ſind die einzigen Schuldigen in der ganzen Geſellſchaft. An ſie wendet ſich der Sergeant mit Herrſcherblicken und fordert ſie auf zu geſtehen, was ſie verbrochen. Da tritt der Wirth hervor, zieht ſein Käpſel ab und ſpricht:

„Herr Sergeant, Sie wiſſen, daß ich immer nur gute Geſellſchaft bei mir ſehe; heut aber kommt dieſer Menſch da, betrinkt ſich bei mir, macht eine hohe Zeche und kann dann nicht bezahlen: er will fortlaufen, da halten ihn meine andern Gäſte noch zur rechten Zeit; er aber prügelt und ſtößt um ſich und wären Sie nicht gekommen, er hätte uns mit Hülfe jenes dicken Mannes da bezwungen, der von dem Mädchen oben herunterkam und alſo wohl auch nicht zur beſten Sorte gehören mag. Das ſcheinen mir ein Paar gefährliche Herumtreiber zu ſein, ich bitte Sie, mein Haus von ihnen zu befreien."

„Wache," kommandirt der Sergeant, „dieſe beiden Kerls arretiren."

Im nächſten Augenblick befinden ſich die Freunde

Digitized by Google

zwiſchen zwei Bajonnetten. Noch will der alte Herr proteſtiren:

„Was! ich, ein ehrſamer Bürger, der ſein Lebelang nicht aus Berlin gekommen iſt und der, ſo lange er eine Frau hat, alle Abend um zehn Uhr zu Bett gegangen, ich ſoll auf meine alten Tage noch in die Wache wandern! Hören Sie mich, Herr Sergeant."

„Nicht räſonnirt! Vorwärts Wache!"

Und da ziehen ſie dahin, die Wohlthäter der Menſchheit, der Hagere ganz ſtumm und geſenkten Hauptes, der alte Herr aber von Zeit zu Zeit ausrufend: „ehrſamer Bürger, meine Frau, meine Tochter, was wird meine Tochter denken."

Und wie ſie nun in die Wachſtube geſtoßen werden, die beiden Edlen, wie die Soldaten lächeln bei ihrem Anblick, wie der Sergeant auf die Pritſche weiſt, wo ſie ſich, ohne zu muckſen, niederlegen ſollen, welche Demüthigung. Der alte Herr erhebt ſich:

„Hören Sie mich, Herr Sergeant."

„Nun, was hat Er noch zu räſonniren, faß Er ſich kurz."

„Ich bin ein ehrſamer Bürger: fragen Sie meinen Freund hier."

„Schöner Zeuge."

„Ja, ich beſchwörs," ſchreit der Hagere, „er iſt der trefflichſte Menſch, den die Erde trägt."

„Stillgeſchwiegen. Morgen wird ſich Alles ausweiſen."

Morgen! ſchrecklicher Gedanke! die ganze Nacht in dieſem Tabacksqualm zubringen ſollen!

Zuletzt vereinigt man ſich dahin, daß der Hagere, von zwei Mann Wache begleitet, nach Hauſe gehen, dort ſeine Legitimation holen und dann den alten Herrn abholen ſoll. So werden die beiden Freunde endlich befreit.

Traurig ſchleichen ſie dem Hauſe des alten Herrn zu.

„Kann ich denn die Schmach überleben," hebt der alte Herr an. „Die Häuſer dieſer königlichen Reſidenz haben es mit angeſehen, wie ich noch in meinen alten Jahren dem gemeinſten Verbrecher gleich arretirt und von Soldaten escortirt werde. So wird der Edelmuth belohnt. Und nun iſt es ein Uhr, meine Frau, meine Tochter werden warten. Schreckliche Nacht."

„Nicht wahr, Freund," erwiedert der Hagere, „wir fangen unſer altes Leben wieder an, und begeben uns nicht mehr unter dieſe Menſchen, deren Umgang uns nur beſchmutzt?"

„Wenn ſie uns nur nicht nachlaufen: ich Leichtſinniger habe dem Mädchen, das mir übrigens der Unterſtützung wohl würdig zu ſein ſcheint, meine Wohnung und meinen Namen geſagt."

„Kommt ſie, ſo werfen wir ſie zur Thür hinaus. Schwören wir, Freund, uns nicht mehr mit dieſem Pack zu befaſſen."

„Ich ſchwöre."

„Ich ſchwöre."

Sie ſind vor dem Hauſe des alten Herrn angelangt; dieſer kann vor Zittern den Hausſchlüſſel nicht finden, er möchte umkehren, er möchte aus der Welt. Da hören die Beiden innen auf dem Flur Jemanden ſprechen; es iſt dem Hageren, als hörte er küſſen, gute Nacht wünſchen. Bald darauf wird die Thür von innen geöffnet und der Arzt tritt aus dem Hauſe.

Der Arzt kommt am erſten wieder zu ſich:

„O, das iſt gut, daß Sie wieder da ſind," redet er den alten Herrn an, „Ihre liebe Frau hat vor Angſt über Ihr Ausbleiben einen nervöſen Anfall gehabt, ich ward geholt, hab' ihr ein linderndes Mittel verſchrieben, und an ihrem Bette gewacht, bis ſie ru-

Digitized by Google

hig eingeſchlafen. Wecken Sie ſie nicht, laſſen Sie ſich überhaupt auch morgen Nichts merken, vielleicht geht die Sache unbemerkt vorüber. Wünſch' Ihnen, wohl zu ſchlafen."

„Mein Gott, das wird eine ſchöne Geſchichte werden," ſeufzt der alte Herr; „na gute Nacht, mein Freund, es bleibt bei unſerm Schwur."

„Gute Nacht," ſagt der Hagere, und in ſich hinein murmelt er, während er nach Haus ſtolpert: „da muß mehr dahinterſtecken. Wer weiß, was für arme kranke Frauen der Herr Arzt kurirt hat. Teufel, wenn ich das beſtimmt wüßte."

Der alte Herr ſchläft wenig; am nächſten Morgen drückt er ſich mit einer wahren Armeſündermiene in allen Ecken umher, dann fällt er kraftlos in den Großvaterſtuhl, und betrachtet ſeine Frau, wie ſie den Kafe bringt, mit ängſtlichen, peinlichen Blicken. Er könnte es ihr anſehen, daß ſie von nichts weiß, aber ſeine Unſicherheit macht ihn blind: die Frau wundert ſich zuerſt über ſein Benehmen, dann wird ſie ſelber ängſtlich, und zuletzt kann ſie ihre beſorgten Blicke nicht mehr von dem alten Herrn abwenden.

Das bringt ihn außer ſich.

„Nun, was haſt Du denn," tobt er los, „ihr Frauen ſeid doch das Mißtrauen und die Eiferſucht ſelber; bekümmere Dich doch nicht um meine Angelegenheiten; da biſt Du zu beſchränkt dazu; und Du kannſt die edlen Motive, die mich zu meinen Handlungen treiben, doch nicht verſtehen."

„Sei doch nur ruhig lieber Mann, ich weiß ja gar nicht, worauf du anſpielſt."

„Wie? Du willſt läugnen? Du willſt gar die Edelmüthige, Vergebende ſpielen? Du willſt von Nichts wiſſen? Nein, Du ſollſt Alles wiſſen, ich habe mich wegen Nichts zu ſchämen."

Da ſieht die Tochter, die draußen gehorcht hat, zur Thür herein und ruft die Mutter: bald darauf erſcheint ſie allein wieder, redet dem Vater zu, dieſer ſchläft endlich ein, und zu Mittag iſt Alles vergeſſen.

Als aber der Hagere zum Kafe erſcheint, geht die Noth von Neuem los.

„Sie müſſen," redet er die Ehefrau an, „nicht gleich hinter jeder ſcheinbaren Unregelmäßigkeit eine Schuld entdecken, müſſen Sich nicht gleich abängſtigen und krank werden. Sie wiſſen nicht, welche Beweggründe Ihren Herren Gemahl dieſe Nacht von ſeinem Hauſe fern hielten."

Neue Verlegenheit für Mutter und Tochter. Dieſe erröthet und wendet ſich mit hilfeſtehendem Blick dem Arzt zu, was dem Hagern nicht entgeht und auch ihm die Röthe ins Geſicht treibt. Die Mutter aber, immer ſtutziger gemacht, fängt an, Etwas von nächtlicher Schuld zu ahnen, ſie ſetzt ſich an das Fenſter und weint.

„Donner und Wetter," fährt der alte Herr auf, „ich kann das ewige Weinen, dies Sticheln durch Thränen nicht leiden: man verſtändige ſich doch, ach, was bin ich geplagt."

Und er ſteht auf, zerrt an ſeinem Schlafrock, reißt das Käpſel vom Kopfe und ſchleudert es zur Erde. Die Tochter hebt es ihm auf, führt ihn ſacht zum Sorgenſtuhl, reicht ihm den Kafe und leitet das Geſpräch auf gleichgiltige Dinge.

Aber der Friede kehrt nicht mehr in die Familie zurück; der alte Herr wird immer mürriſcher und glaubt ſich täglich mehr geplagt: der Hagere wäre längſt vom Kafe weggeblieben, aber ihn feſſelt die Beobachtung des Arztes und der Tochter; er will Gewißheit haben, um dann auf ewig an ſeinem Glück zu verzweifeln.

„Wenn ich nur einmal in die Wohnung des

Digitized by Google

Arztes dringen könnte; vielleicht finde ich Briefe von ihr: vielleicht auch noch Briefe von anderen Mädchen, die er verführt, und dann wär' er entlarvt."

Dieser Gedanke verfolgt ihn Tag und Nacht: endlich entschließt er sich, wieder zu den Dieben zu gehen. Er trifft nur den Familienvater in der Schenke.

„Ei, guten Abend, alter Freund," redet ihn dieser an. „Sind Sie wieder versöhnt. Wollen Sie Ihre Zeche von neulich bezahlen? Setzen Sie sich, ich gebe Ihnen mein Wort, wir spielen heut nur ein solides Vierblatt um vier Pfennige."

„Lassen Sie nur gut sein, Würdigster; ich komme heut in anderer Angelegenheit. Ich habe mit einem Freunde gewettet, ich wolle ihm am hellen lichten Tage ein Packet Briefe, die in seinem Pult verschlossen sind, entführen: dazu müssen Sie mir behilflich sein: Sie haben vielleicht Nachschlüssel?"

„Herr, wo denken Sie hin; ich treibe zwar das Schlosserhandwerk; aber mit solchen Diebsgeschichten befasse ich mich nicht; wozu wäre ich denn in den Unterricht gegangen und hätte die zehn Gebote gelernt? Bleiben Sie mir vom Leibe, Herr."

„Aber was wollen Sie denn? Es soll ja kein Diebstahl sein, es gilt nur eine Wette. Wir können funfzig Thaler gewinnen, das Geld sollen Sie haben: mir kommt es nur auf die Ehre an."

„Ei, mein Herr, ich wette nie, wenn mir nicht vorher das Geld als Caution in die Hände gegeben ist."

„Sie sollen die funfzig Thaler gleich haben."

„Schön. Morgen bin ich bei Ihnen; mein Söhnchen wird mir schon den Weg in Ihre Wohnung zeigen."

Am nächsten Nachmittage, als der Hagere den Arzt beim Kafe weiß, läßt er sich vom Familienvater die Stube des Arztes aufschließen und das Pult desselben öffnen, darauf empfiehlt sich sein ehrlicher Freund. Er aber durchsucht die Papiere des Arztes und findet endlich ein Päckchen Briefe auf Rosenpapier: er liest und liest immer wüthender: ja, sie ist es, die an den Arzt schreibt, die sich über den Einfall des alten Herrn und des Hageren lustig macht, die den Arzt zu Besuchen einladet, die ihre eigene Schande gesteht. Er muß sich mit Gewalt aufraffen, damit er nicht überrascht werde; er steckt die Briefe ein, und stürzt zur Thür hinaus.

Draußen aber steht der Wirth, der zu ungewöhnlicher Stunde im Zimmer des Arztes Geräusch gehört, und aufpassen will, wer herauskommen werde. Als er den Hageren in dieser aufgeregten Stimmung erblickt, will er ihn festhalten; der sucht zu entweichen, der Wirth ihm nach: „halt den Dieb." Ganz verwirrt stürzt der Hagere auf der Straße vorwärts, eine Rotte Jungen wie toll hinter ihm her: „halt den Dieb, halt den Dieb;" endlich stürzt der Hagere nieder, leutselige Gensdarmen heben ihn auf, er ist ohnmächtig, sie tragen ihn in eine Droschke; in der Stadtvoigtei kommt er wieder zu sich.

Die Liebe, ach die Liebe
Hat ihn zum Dieb gemacht.

Digitized by Google

IX.

Lied eines Schneiders.

1.

O holde Knabenzeit mit ihren Unſchuldfreuden,
Wo keine Sehnſucht an dem Herzen nagte,
Wo mir noch unbekannt die Mannesleiden,
Mir froh zufrieden jeder Morgen tagte!
Was war ich damals und was bin ich jetzt,
Vom Schickſal wie ein ſcheues Wild gehetzt!

2.

Ein wilder Knabe war ich, wenn ich zog
Mit den Geſpielen zu dem nahen Walde,
Wenn Krieg wir ſpielten, ich voraus ſtets flog
Und weithin mein Kommandowort erſchallte;
Ich in der kleinen Schaar war ſtets der höchſte Mann,
Oft war ich Kaiſer, Prinz, Schullehrer, Feldhauptmann.
Ein Läufer war ich, wie mir keiner glich,
Ein Springer war ich, keiner wagte ſich,
Mir nachzuſetzen über den Kanal,
Wenn hinter mir flog der Verfolger Zahl.
Und da ich ſang als Kind ſo zauberſüß,
Wie ſchmeichelnd man mich nur den kleinen Barden hieß!

3.

Doch die Kindeseinfalt iſt entflogen,
Als das eilfte meiner Jahre kam,
Das mir früh die Kinderſchuhe nahm,
O wie ſchwer hab ich ſie abgezogen.

4.

Doch auch leicht! Ich trämmte, zu beglücken
Meine Eltern für der Arbeit Lohn.
Keine Worte nennen das Entzücken
Als ich dies Gefühl im Herzen trug.
Aber ach die Hoffnung iſt entflohn:
Denn ein grauſes Schickſal ſchlug
Sie auf immer, immer nieder,
Und ſie kehrte nimmer, nimmer wieder *).

5.

Nun, dieſe Hoffnung war für mich entſchwunden.
Vom Schickſal bin ich jetzt an ein Geſchäft gebunden,
Das bis heut ich noch nicht liebgewann,
Vielleicht nimmer liebgewinnen kann.
Doch wähnte ich durch Arbeit und durch Mühen
Ein ſtilles Glück für mich noch zu erziehen.

6.

Da kam das Schickſal an mit Rieſenſchritten.
Bracht' Invalidität nnd Krankheit mit:
Die Ewigkeit ließ um die Mutter bitten,
Die für uns viel zu früh dem Tod entgegenſchritt.
Das kleine Sümmchen, das ich jüngſt erſparte,
Und das in einem Winkel ich verwahrte,
Erforderte von mir die Kindespflicht:
Ich kam zu Hilfe, ſäumte nicht.

*) Anmerkung des Herausgebers. Der Dichter hoffte damals bei der Porzellanmanufactur in Charlottenburg als Geſchirrdreher anzukommen; er ward zurückgewieſen, das iſt das „grauſe Schickſal," das er hier beklagt.

Digitized by Google

O! krank zu ſein und nicht das Nöthigſte zu haben;
Iſt grauſam hart, ſind herbe Schickſalsgaben.

7.

Die Mutter ſprach auf ihrem Sterbebette:
„Verlaß den Vater und die Schweſter nicht.“
Und wahrlich, wahrlich, eher hätte
Ich dieſe Welt verlaſſen, jedoch die Meinen nicht.
Was hab ich nun ſeither empfunden!
Der arme Vater leidet mit mir Noth:
Und ſeiner Kinder Freuden ſind entſchwunden,
Oft leiden Hunger wir, oft fehlt es uns an Brot.
Iſt ſolch ein Leben wohl der Mühe werth?
O Himmel, gieb, daß es nicht lange währt.

8.

Das Schickſal ſchlug mich hart, da ich auf Menſchen traute,
Da ich auf Menſchenherz und Menſchengüte baute.

9.

Da ſchlepp' ich denn mein armes Erdenleben
Mit Mühen über Klippen, über Schlünde
Und immer hoffend, daß ich Menſchen finde,
Die mir den Glauben an die Menſchheit wiedergeben;
Den Glauben, dem ich ſtets vertraut mein Erdenglück,
Doch ach, ich ſehe nichts als ſeinen Sterbeblick,
Und tief in labyrinthſchen Wirren
Mein armes Daſein ſich verirren.

10.

O! wär's der Epheuranke doch erlaubt,
Am Stamm des Baumes ſich emporzuheben,
Hinauf, hinauf, bis an ſein grünes Haupt,
Zu grüßen auch einmal ein frohes Sonnenleben.
Ihr Großen wollt ihr — und verſteht ihr nicht
Das, was der Geiſt der Liebe zu euch ſpricht,
So unverkennbar ſpricht durch die Natur,
Durch ihre Blumenſchrift, die Blüthenflur:
Die Blumen all genießen gleiches Leben,
Und keine will ſich ob die andre heben.

11.

Ha! Was ich letzthin ſelber noch erlebte,
Als ich des Reichen Herz zu rühren ſtrebte,
Als ich ſo nah der Rettung Inſel ſah,
So menſchvertrauend ſtand ich da!
Ich ſchildert' ihm mein Loos, bat wie zu meinem Gotte:
Da trat er vor mich hin mit frechem Spotte,
Und als ich hoffend wähnt' erlangt ein ſtilles Glück,
Stieß er mein Schiffchen mir in Sturm und Fluth zurück.

12.

Hu, wie's hier pocht und an den Rippen hammert
Wenn's dort und hier und hier und dorten jammert,
Wenn Sohn und Vater ach! — der Reiche kennt es nicht —
Den Biſſen Brotes zählt, den er mit Aengſten bricht;
Wenn ein Paar Häringe ein reiches Mahl ſchon iſt,
Wenn einer in des Andern Wangen des Hungertodes Spuren lieſt;
Wenn man die Reichen ſieht, die ſich die Gnädgen heißen,
Die Tauſende für ein Diner verſchmeißen,
Und das in einem Land, das man ſo glücklich nennt,
Vielleicht weil man von uns, uns armen Teufeln noch nichts kennt.

Digitized by Google

13.

Straft den Verbrecher nicht und macht ſein Denken beſſer,
Dann braucht ihr keine Feſtung, keine Schlöſſer:
Schafft nur das Elend ab, laßt die Vernunft euch rathen,
— —

14.

Die Erde bringet noch genug hervor
Um Millionen mehr, als wir zu nähren,
Wer anders denkt, den nenn' ich einen Thor,
Ihn kann die Menſchheit, kann die Welt entbehren. —

15.

Doch armes Herz, was haſt du nur gemacht!
Was du geredet, wird verſpottet und verlacht!
Darum, mein Herz, will ich dir künden,
Du ſollſt fortan nicht mehr empfinden:
Du ſollſt nun kälter als der kalte Stein,
Du ſollſt nun fühllos wie die Menſchen ſein.

Fritz Berk. Schneider in Charlottenburg.

Verlag von Egbert Bauer in Charlottenburg. Berlin, gedruckt bei F. Rietack.

Digitized by Google

Allgemeine

Literatur-Zeitung.

Monatsschrift,

Herausgegeben

von

Bruno Bauer.

Heft 5. Ausgegeben im April 1844.

I.

Die drei Biedermänner.

In drei Capiteln.

Drittes Kapitel.

Auflösung in Freuden.

Am nächsten Tage erhält der alte Herr ein Briefchen vom Hageren, worin ihm dieser meldet, daß er, des Diebstahls verdächtig, verhaftet sei, und ihn bittet, ihn bald im Gefängnisse aufzusuchen. Es gelingt dem alten Herrn, in die Zelle des Hageren zu dringen.

Lange blicken die beiden Freunde sich stumm an, schluchzend breitet endlich der Hagere die Arme aus und sie sinken einander an die Brust.

„O Sie!" ruft der alte Herr aus. „Sie Freund der Menschheit, der Sie kein Opfer scheuten, als es galt, Gutes zu thun, Sie schmachten jetzt dem gemeinsten Verbrecher gleich im Kerker: das ist der Lohn für Ihren guten Willen!"

„Ach Gott!" erwiedert der Hagere. „Das ist das Wenigste: ja, ich fühle mich hier recht wohl; denn dieser Kerker paßt zu meiner Stimmung: die ganze Welt ist für mich todt, ich sehne mich gar nicht in sie zurück."

Und vor Schluchzen kann er nicht weiter sprechen.

„Aber wer wird denn gleich so niedergeschlagen sein, Ihre Unschuld wird erwiesen werden, Sie werden so frei und froh leben, wie vorher."

„Sie verstehen mein zerrissen Herz nicht: meine innige Liebe mußte also verschmäht werden. Was für eine Tochter haben Sie Freund!"

„Ja wohl, meine Tochter! Sie ist ein Muster von Kindesliebe, von Keuschheit, von Sittenreinheit."

„Sie irren Sich, Ihre Tochter ist das verworfenste Geschöpf von der Welt."

„Herr!" brüllt der alte Herr auf, und springt dem Hageren an die Gurgel. „Sie beleidigen mich

Digitized by Google

wenn Sie meine Tochter beleidigen. Nehmen Sie augenblicklich zurück, was Sie gesagt haben, oder ich würge Sie."

Der Hagere sucht den alten Herrn von sich abzuwehren, dieser wird nur noch wüthender, sie stoßen sich, ihre Arme verschränken sich, und im nächsten Augenblicke liegen die beiden Menschenfreunde auf dem Boden. Das bringt sie etwas zu sich, verschämt stehen sie auf, setzen sich jeder in einen andern Winkel nieder, nach und nach richten sie die bethränten Augen auf einander, endlich erhebt sich der Hagere, geht auf den alten Herrn zu und reicht ihm die Hand.

„Mußte es denn so weit kommen?" hebt er an: „Die besten Freunde müssen in Rohheit ausarten, müssen sich prügeln? Sind wir denn angesteckt durch die Luft derjenigen Regionen, in die wir uns gewagt hatten?"

Der alte Herr bleibt stumm, er drückt dem Hageren nur die Hand, und es scheint eine Frage auf seinem Herzen zu lasten. Der Hagere beantwortet sie.

„Von jeher habe ich Ihre Tochter im Stillen angebetet; aber ich wußte auch, daß Sie von derselben unzertrennlich seien und daß ich, so lange Sie lebten, nicht hoffen konnte, die Hand Ihrer Tochter zu erhalten. So verschloß ich meine Liebe in mein Innerstes, und war glücklich in dem Bewußtsein derselben. Da drang ein fremdes Element, der junge Arzt, in Ihre Familie: nie konnte ich ein rechtes Zutrauen zu ihm fassen, er war mir gefährlich. Wohl glaubte ich ein gewisses Einverständniß zwischen dem Arzt und Ihrer Tochter zu bemerken; aber ich vertraute auf Sie und auf Ihre Menschenkunde. Nun kam Ihre — entschuldigen Sie — Ihre fire Idee dazwischen: die Hu — wollte sagen die armen Mädchen nahmen all' Ihre Gedanken in Anspruch, darüber vernachlässigten Sie Ihre Tochter und Ihre Tochter ward selbst eine Hu — ach was sage ich, Ihre Tochter ward selbst so ein armes Mädchen."

Der alte Herr schießt wieder wüthende Blicke; seine Augen verdunkeln sich, endlich fällt er sprachlos, ohnmächtig auf den Boden. Er erwacht eine Viertelstunde später mit dem Ausruf: „Wer ist der Verworfene?"

„Der Arzt."

Der alte Herr lehnt sich stumm an die Thür, den Schließer abzuwarten; als geöffnet wird, schleicht er davon, ohne dem Hagern einen Blick zu schenken.

„Mein Gott, richten sie kein Unglück an" ruft ihm dieser nach.

Der alte Herr trabt sich in immer größere Wuth hinein: zu Hause angekommen, zittert er an Händen und Füßen: und als nun gar seine Tochter ihm mit Ruhe entgegen tritt, als sie ihn mit Augen, in denen die Unschuld zu wohnen scheint, anschaut, als sie ihn mit einer so sanften und jungfräulichen Stimme fragt:

„Nun, Vater, wie stehts mit unserem Freunde?"

Da kann er sich nicht mehr halten; dieser schöne Leib der Tugend entrissen! Diese schönen Augen der Wohnsitz der Heuchelei! Dies Himmelsgemüth mit unreinen Gedanken befleckt! Der alte Vater vergessen und im Geiste der Tochter hat ein anderer seine Herrschaft aufgeschlagen! Unerträglich!

„Schändliches Geschöpf!" donnert der alte Herr los. „Also darum habe ich Dich mit aller Liebe erzogen, darum jeden Deiner Wünsche erfüllt, daß Du jetzt der gemeinsten Hure gleich fremden Mannsbildern nachläufst, daß Du auf das graue Haupt Deines Vaters Schmach und Schmerz herabziehst?"

Die Tochter kann diesem unerwarteten Angriffe nicht stehen, sie tritt zurück und sinkt sprachlos in einen Stuhl.

Digitized by Google

„Ja, weiche von mir, Verworfene! Ich kann Deinen Anblick nicht mehr ertragen! Fort aus dem Hauſe, das Du befleckt haſt.“

Und er geht auf ſie los, als wolle er ſie packen; ſie aber ſpringt auf, und verſucht zur Thür hinaus zu entkommen.

„Nein, Du ſollſt nicht gehen, Du bleibſt.“

Und er beſinnt ſich, mit welchen Worten er ſeinem Herzen ferner Luft machen, ihr Herz beſchämen will. Da ſteht er vor ihr, und jemehr er ſie anſieht, deſto weicher, deſto gerührter wird er, bis er endlich weint:

„O, wer hätte das gedacht! Du, mein einziger Gedanke, meine einzige Beſchäftigung, meine einzige Stütze, Du wirſt mir untreu! O erinnerſt Du Dich nicht Deiner Jugendjahre, wie ich Dir zu Weihnachten aufbaute, wie ich Dir die ſchönen Puppen und Kleiderchen ſchenkte, wie ich Deine Kinderſpiele mit Dir ſpielte, wie ich in pappener Küche mit Dir kochte? Ach, das Alles haſt Du vergeſſen, fremden Menſchen haſt Du Dich zugewandt.“

„Aber, Vater, ich bin doch kein Kind mehr; ich liebe ihn.“

„Den liebeſt Du, dieſen Gelbſchnabel, der kaum die Welt kennt, und der ſich an Erfahrung, an gediegener Reife der Geſinnung mit uns alten Männern nicht meſſen kann? Der ſoll mir nur wieder in's Haus kommen! Den bekommſt Du nicht, dieſen ſchaamloſen Verführer der Unſchuld, der Deinen Beſitz nicht zu würdigen weiß. Nein, Du bleibſt bei mir, meine Tochter, Du tröſteſt mich in meinem Alter, ich verzeihe Dir, bleib bei mir, bleib bei mir. Und wenn ich einmal ſterbe, dann hinterlaſſe ich Dich meinem guten alten Freunde, der jetzt im Gefängniß ſchmachtet, er liebt Dich, ihn ſollſt Du heirathen.“

„So willſt Du mich unglücklich machen? Vater, das iſt Dein gutes Herz? Nein, Deine Liebe zu mir geht zu weit.“

„Du wirſt mit meinem Freunde ſo ſtill und ſo glücklich leben, wie Du bisher mit mir gelebt haſt. Still doch! Kann es irgendwo beſſer gehen, als in unſerem Hauſe? Haſt Du nicht zu eſſen und zu trinken? Haſt Du nicht Kleider, ſo viel Du willſt? Was brauchſt Du die Geſellſchaften der Menſchen zu ſehen? Da draußen in der Welt iſt alles falſch und voll Sünde. Ich ſage Dir alſo, Du heirathеſt meinen Freund.“

„Ach, Vater, ich fühle mich ſchwanger.“

Dieſe Nachricht wirft ihn nieder; die Tochter verhüllt ihr Geſicht, der Vater blickt ſtarr vor ſich hin. Da tritt die Mutter ein; gegen ſie richtet ſich der Zorn des alten Herrn.

„So iſt es, wenn man eine Frau hat, die keine Welterfahrung beſitzt. Konnteſt Du Deine Tochter nicht beſſer erziehen? Aber das hört nichts und ſieht nichts: o Frau, wie unglücklich haſt Du mich gemacht.“

Und die gute alte Frau ſchweigt, wie immer. Ihr Mann hat ſie zwar nie aus dem Hauſe gelaſſen; ſo hat ſie keine Erfahrungen ſammeln können: aber der Vorwurf überzeugt ſie, daß ſie wirklich Unrecht habe.

Der Diener, welcher dem alten Herrn ein Schreiben überbringt, macht der Unterhaltung und den Vorwürfen ein Ende. Die Tochter und die Mutter ziehen ſich in ihr Zimmer zurück, die eine um dem Arzt zu ſchreiben, die andere, um zu weinen.

Jenes Schreiben iſt eine Vorladung für den nächſten Tag auf die Polizei: der alte Herr trägt ſich, ob der Hagere ihn vielleicht als Zeugen aufgerufen.

Digitized by Google

Als er erscheint, empfängt ihn der Inquirent mit strengen Blicken:

„Sie sind von einem öffentlichen Mädchen, welches vor einem der Thore Berlins wohnte, jetzt aber zur Charite gebracht ist, als Vater des Kindes angegeben worden, von dem sie sich schwanger fühlt. Sind Sie geständig, mit dem Mädchen umgegangen zu sein, und erklären Sie Sich bereit, die Verpflegungskosten für das Kind zu zahlen?"

„Mein Herr, Sie bestürzen und Sie beleidigen mich. Ich, ein Familienvater, sollte mich mit solchen Dingen befassen!"

„Spielen Sie nur nicht den Unschuldigen. Sie stehen schon wegen nächtlichen Unfugs in unserm Register, und was noch mehr gegen Sie zeugt, Sie sind in demselben Hause arretirt worden, in welchem jenes Mädchen wohnte. Das geben Sie doch zu?"

„Ich muß wohl, aber ich versichere Sie, ich habe nur ein menschliches Interresse an jenem Mädchen genommen."

„Ach so, das kennen wir. Sie haben mit dem Mädchen Umgang gepflogen und das ist für unsere Ueberzeugung genug. Sie werden die Verpflegungskosten zahlen oder das Mädchen mit einem Abstandsquantum abfinden müssen. Uebrigens wirft es gar kein gutes Licht auf Ihren moralischen Charakter, daß Sie Sich mit Menschen solchen Gelichters abgeben."

Da hat er's also! Verkannt, heruntergemacht, und er ist doch nur aus „rein menschlichem Interesse," aus purer Menschenliebe zu dem Mädchen gegangen. O! Und dies verworfene Geschöpf mißbraucht ihn, schändet ihn noch dazu. Theure Menschenliebe!

Als er zu Hause ankommt, findet er den Hageren. Aber er kann sich gar nicht über seine Befreiung freuen, ja er frägt ihn gar nicht, wie er aus dem Gefängniß entkommen.

Der Arzt hatte die Entlassung des Hageren bewirkt. Am Morgen war er zu ihm gekommen.

„Ich habe Ihre Aussage, daß Sie nur einer Wette wegen in mein Zimmer gedrungen, bestätigt, ich habe erklärt, daß Sie ein Mann von erprobter Rechtschaffenheit sind, Sie werden noch heut frei sein. Aber thun Sie mir nun auch einen Gefallen."

Der Hagere kann ihn nicht ansehen. Der Räuber seines Glückes steht ja vor ihm und es ist ihm sogar ungelegen, daß er durch diesen Menschen befreit wird. Der Arzt fährt fort:

„Weshalb Sie auf das Innere meiner Stube so neugierig waren, kann ich aus den unbedeutenden und werthlosen Gegenständen schließen, die Sie mit sich genommen."

„Unbedeutend! Werthlos! fährt der Hagere auf. Und Sie lieben das Mädchen?"

„Nein, ich liebe sie nicht mehr."

„Undankbarer! Erst machen Sie das Mädchen unglücklich, und dann verlassen Sie sie. Sie sollten polizeilich gezwungen werden, das Mädchen zu heirathen."

„Wahrhaftig, Sie sind zu edel, zu gütig: und ich wundere mich sehr, daß Sie, die Sie doch das Mädchen lieben, mich zwingen wollen, sie zu heirathen. Hören Sie mich. Im Herzen liebe ich das Mädchen noch, aber ich liebe sie nicht mehr aus Pflichtgefühl. Ich habe gestern ihren, ich schwör's Ihnen, letzten Brief erhalten, worin sie mir schreibt, daß ihr Vater schlechterdings nicht in ihre Verheirathung mit mir willigen wolle. Soll ich sie etwa entführen? Dazu kommt, daß ich mich in dieser Stadt nicht nähren kann, ich muß in eine kleine Stadt ziehen, wo ich vielleicht besser fortkomme, und nun bedenken Sie, wär's nicht tödtlich für den alten Vater, wenn seine Tochter, an die er so gewöhnt ist, wie

Digitized by Google

an's tägliche Brot, ihn verließe? Sie kennen Ihren alten Freund, Sie haben in dieſer Sache das beſte Urtheil."

„Guter Mann, ich ehre Ihre Gründe, ich ſtimme Ihnen vollkommen bei."

„Nun alſo, ſprechen Sie für mich; ich kann das Haus unſres alten Freundes nicht mehr betreten. Gehen Sie heut hin, tröſten Sie die Tochter und verſöhnen Sie den Vater mit mir."

„Sein ſie ruhig, das werde ich."

Und der Arzt geht fort, gerechtfertigt vor ſich und vor dem Hageren. Wär ich ein Narr, ſagt er zu ſich, wenn ich mir eines dummen Streichs willen ein Weib auf den Hals laden wollte. Nichts da! Der hagere Gimpel wird ſchon ſeine Sache machen und mein Kind bekommt einen Vater. —

Der Hagere erzählt dem alten Herrn einen Theil ſeines Geſprächs mit dem Arzte, er ſetzt auch der Tochter auseinander, warum der Arzt die Stadt verlaſſen müſſe, endlich hält er feierlichſt um die Hand der Tochter an.

„Ich ziehe in Ihr Haus," ſagt er zum alten Herrn, „da bleibt Ihre Tochter immer um Sie: wir theilen uns in meine zukünftige Frau. Ich werde nicht auf Sie und Sie werden nicht auf mich eiferſüchtig ſein. Und was die Hauptſache iſt, wir werden nicht mehr ſo närriſche Gedanken bekommen, uns um das arme Volk zu bekümmern. Es iſt hinnen lange nicht ſo ſchlimm, wie draußen: ſtill ſitzen geblieben, alter Freund, und den Kafe wieder getrunken, bequem zu Mittag gegeſſen und ein Schläfchen gehalten; aber zum Nachmittags-Kafe ſehen wir Niemanden wieder bei uns. Wir haben eine Lehre erhalten: benutzen wir ſie."

Die Tochter ſitzt dabei und möchte immer laut aufſchluchzen: es iſt ihr, als ſollte ſie durch eine Miſtjauche waten. Solch einen Mann ſtatt des jungen, liebenswürdigen, lebensfrohen Arztes!

Aber am Ende iſt ein Mann beſſer als keiner. Alſo friſch drauf los geheirathet.

Das iſt die Auflöſung in Freuden.

II.

Bruchſtück aus dem Leben des Stubenmalers Koppe.

Von einem mir unbekannten Manne, auf Recommandation, wurde mir der Auftrag, demſelben ein von ihm neu erbautes Haus zu malen. Der Rekommandant, ſo wie meine näheren Erkundigungen, erwieſen, daß der Eigenthümer ein reeller und bemittelter Mann ſei; da jedoch meine Mittel mir nicht hinreichend waren, die verlangten Arbeiten zu fertigen, ſo erſuchte ich einen Farbenlieferanten hierſelbſt, ob er unter dieſen Verhältniſſen das nöthige Material liefern wollte. Ich ſtellte ihm zugleich die Wahrheit der Sache getreu dar. Dieſer zog hierüber auch erſt nähere Erkundigung ein und ging dann mit dem Verlangen, daß der Eigenthümer über das zu liefernde Material eine Bürgſchaft ſtelle (die ich ſtellte) einen zu eröffnenden Credit dahin ein, daß er Material liefern, ich ihm dagegen Zahlung leiſten ſolle, ſobald ich wiederum Geld erhalte. Auf die geleiſtete Bürgſchaft hat der Eigenthümer auch einmal Zahlung geleiſtet, und iſt wohl ſpäterhin von dem Schuldner nicht mehr darum erſucht worden, weil er Sicherheit vorhanden geglaubt hatte.

Nach geleiſteter Arbeit verkaufte der Eigenthü-

Digitized by Google

mer das Haus und es erwies sich sogleich, daß derselbe wohl die Mittel, aber nicht den Willen habe, zu bezahlen. Ich stellte dies dem Lieferanten vor, mit dem Wunsche, meine Forderung anzunehmen und gegen den Eigenthümer klagbar zu werden, weil, wenn ich die Klage einem Justiz-Commissar übergeben würde, mir dieselbe Kosten verursachen würde, er aber nach seinen frühern Erzählungen recht gut mit den Gerichten Bescheid wisse. Er übernahm hiernach, laut Cession, die er diktirte, die Forderung einzuklagen, und den Rest herauszugeben, mit den Cessions-Worten, zur gegenseitigen Contoberechnung.

Hierauf wurde der Cessionair klagbar gegen den Schuldner, und wie die Leute immer, wohl wissend, daß, wenn er nicht zum Termin erschien, dem Kläger die Kosten zur Last fallen, war er nicht zum Termine erschienen, mithin fielen mir die Kosten zur Last, da ich in der Cession die Kosten einer etwanigen gerichtlichen Einziehung nach Klägers Diktat übernommen hatte, die Execution aber durchschnittlich bei dieser Art Leuten fruchtlos ausfällt, weil das Mobiliar entweder der Frau, oder gemiethet ist, oder wer weiß sonst wem zugehört, es also hier ebenso wie immer ist, daß mit Hülfe des Gerichts vom Eigenthümer ohne Renten nichts zu haben ist, sondern man von ihm verlacht wird, wie dessen eigene Worte zu mir selbst gesagt, lauten, daß ich von ihm in 10 Jahren nichts bekommen werde und wenn die 10 Jahre um sind, noch nicht.

Da nun aber der Schuldner mehrere Grundstücke bebaute, mithin durch Arrestlegung Hoffnung war, Zahlung zu erhalten, und ich mit Gewähr cedirt hatte, so ersuchte ich den Cessionair, auf diese Grundstücke Arrest nachzusuchen, welches er auch zu thun versprach und gethan hat; es erwies sich aber sogleich, daß er meiner Meinung nach nicht das rechte gewählt habe, er hatte eines, das bereits beinahe fertig war, hierzu ausersehen, wo bei dieser Art Leuten immer schon so viel Schulden darauf haften, daß es gar keine Möglichkeit ist, daß ein später kommender Creditor etwas erhalten kann. Diese Maxime solcher Leute bereits leider schon kennend, ersuchte ich den Cessionair, auf die angefangenen Grundstücke, welches drei waren, einen Arrest nachzusuchen und den bereits erwirkten fahren zu lassen; Cessionair bewies mir aber, daß dies nicht nöthig sei und er sich, wenn er sich nicht sicher glaube, auf mehrere zugleich eintragen lassen könne. Er wollte sich hierauf nach den näheren Umständen noch selbst erkundigen, und dann einen Arrest, wenn er es für nöthig erachte, nachsuchen, glaubte sich jedoch bei dem bereits ausgebrachten sicher, trotz meiner Warnung, und ist, wie es sich später auch erwiesen hat, dabei geblieben. Im Verlaufe eines geraumen Jahres ergab sich abermals, daß Executions-Gegenstände vorhanden waren, die ich dem Cessionair anzeigte, aber ebenfalls von demselben unberücksichtigt geblieben sind, wie der Verlauf der Sache zeigen wird. Das von dem Arrest belegte Haus kam endlich zur Subhastation, und wie vorher zu sehen, fiel nicht nur der Cessionair, sondern gegen 4000 Thlr. mit aus.

Hierauf ohne Anzeige an mich, den Cedenten, wurde der Cessionair beim Königl. Stadt-Gericht klagbar und verlangte die Schuld von mir bezahlt, weil mit Gewähr cedirt war.

In meiner Klage-Beantwortung zeigte ich an, daß der Kläger, so lange er die Cession besitzt, und nach dem oben angebrachten Uebereinkommen hinsichts des Kredits, worüber ich den Eid forderte, nicht das Recht zur Klage haben könne, stellte auch zugleich eine Gegenklage über lässige Cessions-Verwaltung und versäumte Execution an, wies auf das hierüber spre-

Digitized by Google

chende Scriptum und von dem Kläger hierüber zu leiſtende Eide in Betreff der einzelnen Fakta an und bat um Abweiſung des Klägers.

Die gerichtliche Verhandlung im mündlichen Verfahren erwähnte zwar eines Theils meiner Einwendungen, dieſe wurden aber gar nicht zur Erörterung gebracht und auf die anerkannte Richtigkeit der geforderten Summe hin, ſofort ohne Berathung das Urtheil gefällt, daß ich bei Vermeidung der Execution zu zahlen hätte. Dieſes mündlich mir geſprochene Urtheil ohne Berathung, ohne irgend eine Erörterung meiner Einwendungen und ohne alle Beweisaufnahme überraſchte mich ſo, daß ich mit ſtillem Achſelzucken das Zimmer verließ und die Gründe im Erkenntniſſe erwartete. Dies erſchien, erwähnte einige meiner Gründe, aber ohne Beantwortung, ſagte beiläufig, daß ich eine zum Theil unverſtändliche Klagebeantwortung eingereicht hätte, und verpflichtet nicht einmal den Kläger zur Herausgabe der Ceſſion, die nun dieſer, wenn er wollte, nicht herauszugeben braucht.

Zufolge dieſes Erkenntniſſes zog ich es vor, lieber mit meinem Gegner ſelbſt eine Einigung zu verſuchen, jedoch ohne Erfolg. Mit dem Erkenntniß unmöglich zufrieden ſein könnend, ergriff ich die Appellation, mit dem Vertrauen, hier beſſere Würdigung zu finden. Ich zeigte darin die Oberflächlichkeit des Verfahrens, mich ohne Beweisaufnahme zu verurtheilen, und erwartete nähere Beurtheilung meiner Einwendung und gerechteren Beſcheid. Hierbei erwies ſich abermals ein Executions-Gegenſtand und zugleich auch ein ſicherer, dieß zeigte ich dem Kläger an, mit dem Bemerken, entweder ſelbſt den Arreſt nachzuſuchen, oder die Ceſſion zurück zu geben; für beides machte aber Kläger Bedingungen, die ich nicht eingehen konnte, deßhalb brachte ich dieſen Fall mit bei der Appellation an, wurde aber damit abgewieſen, als zu dieſem Prozeſſe nicht gehörend, mit der Belehrung, hierüber eine eigene Regreß-Klage anzuſtellen.

Der Termin auf dem Kammergericht erhielt auch gleich eine andere Richtung. Der Beſchluß, der gefaßt wurde, war der, daß man die Subhaſtations-Akten der betreffenden Grundſtücke ſehen wolle und die Zeugen hören; hinſichts der verlangten und acceptirten Eide geſchah aber keine Erwähnung; bei Vorlegung der Aktenſtöße wurde ich nur gefragt, ob ich ſie für dieſelben hielte oder daran zweifelte, was ich, da ich ſie nach der Ueberſchrift für die richtigen wohl halten konnte, mit Ja beantwortete, gab aber hiebei zu Protokoll, daß die andern Ouvriers, die die Eintragung auf dieſen Grundſtücken erlangt haben, auch Zahlung erhalten haben, daß die Actenſtöße jetzt wohl ſchwerlich etwas bieten würden, weil, wie ich bereits ſchon geſagt, ſolche Art Leute ihre Grundſtücke ſo viel wie möglich nach und nach ſo mit Schulden belaſten, daß die ſpäteren Creditoren nichts erhalten können, wenn ſie nicht gerade zur rechten Zeit kommen, und ſchlug die betreffenden Perſonen ſelbſt als Zeugen vor. Die Verhandlung, die hierauf folgte, machte die Sache nicht beſſer; die angeführte Thatſache zu unterſuchen, die verlangten Eide leiſten zu laſſen, hielt man nicht für nöthig, und das erſte Urtheil wurde mit der Maßgabe beſtätigt, daß ich nur gegen Rückceſſion zu zahlen habe. Das Erkenntniß des Kammergerichts iſt detail-reicher, verſchweigt aber die Thatſache der an die Andern geleiſteten Zahlung, Mehreres iſt ſo verſtanden worden, daß Geſetzes-Stellen den Beweis geführt haben, daß der Kläger von den Eiden entbunden werden konnte, und es iſt darin eine Beweisführung vorgezeichnet, wie ſie dem Geſchäftsmanne nie möglich ſein wird, zu leiſten, weil ihm Hypotheken-Akten und Gott weiß was nicht Alles noch, nicht zu Gebote ſtehen. Meiner Ueberzeugung nach iſt ſo ge-

Digitized by Google

handelt worden, daß das Erkenntniß erster Instanz als maßgebend bleiben mußte.

Die ganze richterliche Verhandlung dieser ganz einfachen Klage hätte in Einem Termine, wenn man meinem Antrag Gehör gegeben hätte, abgemacht sein können.

Jetzt sind beinahe 1½ Jahr verflossen, zwei Behörden haben geurtheilt und immer noch stehen wir als Gegner ebenso wie vor Einreichung der ersten Klage gegenüber, nur mit dem Unterschiede, daß jetzt eine bedeutende Kostensumme erwachsen, keiner überzeugt und eine Aussicht da ist, daß die Sache im Wege Rechtens vielleicht noch einmal so lange dauern wird und Injurien-Prozesse daraus entstehen werden.

Da nun beide Erkenntnisse mich nicht überzeugten, daß ich Unrecht habe, ich vielmehr immer noch in mir selbst fühlte, daß ich gültiges Recht hatte, wollte ich hierüber noch die Nichtigkeitsbeschwerde einleiten, um das Letzte zu versuchen, zum Rechte zu gelangen. Da verfügte auf Grund der Erkenntnisse mein Gegner Execution, in Form einer Arrestlegung auf eine noch zu fertigende Arbeit, ohne seiner Verpflichtung, die Cession zurück zu geben, nachzukommen, und das Stadt-Gericht bewilligte auch dieselbe, schickte mir auch ein Zahlungs-Mandat, binnen 8 Tagen zu bezahlen; das Erkenntniß lautet aber hierüber buchstäblich: daß mir darin hat eine Maßgabe beigepflichtet werden müssen, daß Beklagter zur Zahlung des Betrages der cedirten Forderung nur gegen Rückcession verbunden.

Entrüstet über das Kosten-Zahlungs-Mandat und die Arrestlegung, welches ich beides sofort bezahlen sollte, reichte ich hierüber Beschwerde ein, zeigte die Erkenntniß-Stelle nochmals dem Stadt-Gerichte an und forderte sofortige Aufhebung des Arrestes, sowie die Tragung der Kosten dem Kläger für diese willkührliche und vom Stadt-Gericht bestätigte Handlung zur Last zu legen, wies auch zugleich nach, daß die vom Kläger angegebene Gefahr durchaus nicht da sei und daß ich nach Rückgabe der Cession sofort zahlen würde. Die Antwort des Stadt-Gerichts lautete aber ganz unbefriedigend; es räumt darin zwar ein, daß die Execution gegen mich nicht zu vollstrecken sei, nicht eher bis der Kläger nachgewiesen, daß das Dokument mein Eigenthum geworden, hebt den Zahlungsbefehl an meinen Gegner auf, sagt aber zugleich, daß auch ich nicht berechtigt sein soll, Zahlung von meinem Schuldner zu fordern. Mit diesem Bescheide ging ich zum Direktor, stellte dem die Sache vor, daß man mir zugegeben, daß die Execution nicht zulässig, daß man mir aber verweigert, Zahlung von meinem Schuldner zu nehmen, von was ich denn eigentlich zahlen soll, daß ich kein Vermögen besitze, sondern von meiner Arbeit leben und bezahlen kann; wenn man mir nun diese Einnahmen, bei Strafe des Betruges, verbietet, so macht man mich mit Willen zahlungsunfähig und stürzt mich in unnütze Kosten. Die Antwort war, daß ich dieses Geld schon haben müßte, das Dekret vom Collegium beschlossen worden sei und er daran nichts ändern könne.

Hierauf reichte ich eine Beschwerde an den Justiz-Minister ein, sagte darin, daß beide Behörden mir Unrecht gethan hätten, daß ich die Nichtigkeitsbeschwerde würde eingeleitet haben, wenn ich nicht den deutlichsten Beweis vor mir hätte, daß ein einmal und besonders zweimaliges gleichlautendes Erkenntniß bei den Behörden maßgebend bleibt, daß ich die Kosten scheute, wobei vorauszusehen, daß es wieder eben so kommen wird, und bat um Untersuchung der Sache, indem ich die Punkte genau angab, worin mir Unrecht geschehen war. Die Antwort war, daß, da ich selbst die Sache im Wege Rechtens nicht weiter zu verfolgen dächte,

Digitized by Google

der Miniſter ſich nicht veranlaßt fühlen könne, die Sache einer Unterſuchung zu unterwerfen. Bis dahin habe ich geglaubt, daß, wenn man über Ungerechtigkeit oder Oberflächlichkeit einiger Mitglieder der Juſtiz beim Chef derſelben Klage führt, Unterſuchung und Rüge des einen oder andern Theils zu finden ſei; aber dieſer Fall hat mich eines Andern belehrt, es blieb und war nach wie vor. Ich mußte Unrecht von den Behörden beſtätigt dulden. Gleich nach dieſem erhielt ich einen Zahlungsbefehl, die in dieſem Prozeſſe entſtandenen Koſten an den Kläger zu zahlen, die Belege, wenn ſie mir nicht richtig ſchienen, in den Akten einzuſehen, welches ich that, und fand, daß der Kläger das doppelte, was ich ihm zu zahlen hatte, forderte. Ich ſtellte die Gründe und die einzelnen Punkte dem Stadt-Gerichte vor, daß ich meines Erachtens nur die Hälfte der geforderten Summe zu zahlen hätte, und bemerkte, daß ich mich überhaupt nicht verpflichtet fühle, für dieſen ohne alle Beweis-Aufnahme geführten Prozeß Koſten zu zahlen, und bat, mir zu beſcheiden, ob das Stadtgericht dieſe Koſten niederſchlagen werde, oder ob ich darüber erſt hohen Orts Klagen führen muß. Nach einigen Wochen erhielt ich auf meine gegründeten Einwendungen ein Arreſt-Mandat, auf Höhe der geforderten Koſten-Summe des Klägers als Antwort. Erſtaunt darüber daß man auf meine triftigen Gründe nicht einmal für nöthig findet, zu antworten, ſondern die ſchlimmſte und verletzendſte Art wählt, wie die Arreſtlegung auf zu leiſtende Arbeiten, ging ich mit dem Arreſt-Mandat zum Direktor, um darüber Klage zu führen. Derſelbe ſah ſofort die Akten durch und gab mir den Beſcheid, daß morgen der Arreſt aufgehoben ſein ſolle. Nach Verlauf von 5 Tagen erhielt ich einen Beſcheid, deſſen Rechnung ganz ungenügend war und nicht weniger als ein Mehr von 17 Thlr. enthielt.

Man zählt in dieſer Rechnung einen Poſten einmal ab und dann addirt man ihn wieder zu, die Koſten des frühern Arreſtes, der laut Dekret doch aufgehoben, ſtehen wiederum in Rechnung, das Stadt-Gericht ſagt, Execution iſt gegen mich nicht zuläſſig, verfügt aber ſofort, daß ich die Koſten des bereits vom Stadt-Gericht als unrechtmäßig bezeichneten Arreſtes tragen ſoll. Wie reimt ſich das zuſammen?

Wie ſchon oben bemerkt, ergab ſich während der Appellation ein Arreſtgegenſtand, der mir bei Vorbringung abgewieſen wurde, als zur Appellation nicht gehörend, jedoch mit der Weiſung, ihn eigends als Regreß-Klage anzubringen. Der Arreſt-Gegenſtand war ein gekauftes Grundſtück, worauf der Schuldner bauen wollte. Dies zeigte ich dem Kläger an, daß, da ich unter den jetzigen Verhältniſſen und mit ſeinen an mich gemachten Anſprüchen die Ceſſion nicht erhalten kann, er auf dieſem Grundſtücke für die Sicherheit der Forderung zu ſorgen hätte. Sein Unrecht wohl einſehend, that er dies endlich, erhielt aber zum Beſcheide, daß der Schuldner noch keinen Beſitztitel von dieſem Grundſtücke habe und kein Arreſt darauf ausgebracht werden könne. Hierauf erſuchte ich den Kläger, es als Arreſt auf der Hypotheken-Stube niederzulegen, bis der Schuldner zur Berechtigung des Beſitztitels kommt, um es dann mit Vorrecht hinter dem rückſtändigen Kaufgelde eintragen zu laſſen. So viel ich weiß, iſt dies unterblieben und da in den erſten 4 — 5 Monaten nichts auf dieſem Grundſtücke geſchah, ſo glaubte ich, der Kauf ſei rückgängig geworden. Nach Beendigung der Appellation aber baute der Schuldner und iſt jetzt bereits mit dem Kellergeſchoß fertig; nach ſofortiger näherer Erkundigung auf der Hypotheken-Stube ergiebt ſich aber, daß der Schuldner zwar noch keinen Beſitztitel, aber bereits 15000 Thlr. Schulden auf Kaution, auf dieſen Grund-

Digitized by Google

stücken hat und daß kein Arrest der streitigen Forderung vorliegt. Hierauf reichte ich eine Regreß-Klage ein, wie mir geheißen, wies darin nach, durch Briefe, daß, wenn Kläger den Arrest dort niedergelegt hätte, diese Forderung jetzt vor den 15000 Thlr. zu stehen gekommen, mithin ganz sicher und kein Verlust zu fürchten wäre, daß diese Versäumung rein nur aus Eigensinn des Klägers entstanden, daß ich bei der jetzigen Rücknahme statt vor, hinter dieser Summe zu stehen kömmen würde, das Grundstück aber, wenn es noch fertig wird, schwerlich diese Summe übersteigen, ich also wahrscheinlich nichts erhalten werde, mithin mich nicht veranlaßt fühlen könne, die Rücknahme anzutreten, sondern darauf antragen müsse, auf Grund dieser lässigen Verwaltung mich von der Gewähr und der Rücknahme zu entbinden. Ich legte die Beweise, daß Kläger davon Kenntniß habe, bei, und erwartete auf diesen triftigen Grund entsprechende Antwort; diese aber wies meine Klage gänzlich ab, sagt nur, daß ich laut Erkenntniß verpflichtet sei, zu zahlen, und daß es auf die Prüfung des Werthes dieser Forderung gar nicht mehr ankomme und forderte dafür einen Thaler.

Mit diesem Bescheid ging ich zum Kammer-Gericht. Die Antwort war dieselbe.

Zu dem hier einfach und kurz erzählten Thatbestand des Prozeßganges kann ich nicht umhin, meine eigenen Verhältnisse und das Resultat von beiden hier noch mit anzuführen, besonders weil viele meiner Mitbürger an denselben Umständen sich verbluten und aufopfern.

Mangel an Beschäftigung war eine mächtige Triebfeder bei der Uebernahme dieser Arbeit, aber auch die Ursache, daß der Preis so merklich verringert wurde, daß selbst bei prompter Zahlung eine bürgerliche Haushaltung nicht in die Länge bestehen, sondern rein im engsten Sinne nur vegetiren kann; von der Noth gezwungen, zu arbeiten, machte ich den Anfang der Arbeit mit dem Versatz meiner sämmtlichen nur irgend entbehrlichen Gegenstände. Mit einzelnen kleinen Abschlagzahlungen und andern Hülfsmitteln wurde die Arbeit fertig, die Zahlung blieb aus; da aber die hohen Zinsen des Capitals, das ich aus dem Versatz meiner Mobilien gezogen hatte, fortliefen, meine Hülfsmitrel erschöpft waren und Zahlungen, die ich hatte leisten müssen, um Recht zu erlangen, nicht aufzubringen waren, darum cedirte ich, um wenigstens meinerseits den Willen zur Zahlung meinem Crediter zu zeigen, natürlich mit Gewähr, wie jeder ehrliche Mensch thun muß. So nahm die oben erzählte Thatsache ihren Anfang.

Nach erfolgter Klage blieb, wie immer, Verklagter aus, mithin hatte ich das Erkenntniß mit 6 Thlr. 6 Sgr. zu bezahlen. Es ergingen Executionen und Eintragungen, die einen gesammten Kostenbetrag von 17 Thlr. liefern. Darauf erschien eine Klage gegen mich, den Cedenten, das Erkenntniß brachte eine Kostenrechnung von 14 Thalern. Ich sah mich genöthigt, zu appelliren. Von dieser Appellation ist zwar noch keine Rechnung erschienen, sie wird aber, wie immer, ziemlich das Doppelte betragen, mithin die Summe von 24 Thlr. wohl erreichen. Hierzu kommen nun noch Kosten der Arrestlegung, Kosten für die Processe, die zur Erstattung der ersten Kosten geführt sind, im Ganzen eine Summe von ungefähr 60 Thlr. Hierzu kommen die Zinsen für die ganze verflossene Zeit, vom Tage der Cessions-Klage an, und dafür stehe ich auf demselben Fleck, wie vor 2 Jahren; für unter schlimmen Verhältnissen gefertigte Arbeit habe ich, statt einen Ertrag erhalten zu haben,

Digitized by Google

beinahe so viel Kosten und Zinsen zu zahlen, als meine Rechnung beträgt. Außerdem greift man auf die störendste und kränkendste Weise in meinen Erwerb ein, legt Arreste auf erst noch zu fertigende Arbeiten, verbietet mir, dort Zahlung zu nehmen, wo ich Recht zu fordern habe, und gestattet meinem Gegner nicht einmal, sich hieraus bezahlt zu machen.

Dies sind die Klippen, woran die Armen, die mit ihrem wenigen, sauer Ersparten ein Etablissement gründen, scheitern, und wenn sie am Ende nicht untergehen, wenigstens im steten Kampfe mit dem Elende ein erbärmlich Dasein fristen. Und dieses Loos trifft Tausende, die größtentheils hier fremd, ohne Protektion, ohne besondere Mittel, auf sich selbst, auf ihre Kräfte und Geschicklichkeit bauen. Der Ouvrier fängt sein erlerntes Metier an, mit dem redlichsten Willen und mit Fleiß hofft er durchzukommen, er arbeitet früh und spät, scheut keine Anstrengung, er bringt seinem Geldmangel, um arbeiten zu können, ungeheure Opfer, und hat er nun alles überwunden, so bekommt er häufig sehr langsam in Raten, oft gar nicht sein Geld. Er klagt, Monate, Jahre vergehen, er braucht Geld, um weiter zu arbeiten, er bringt wieder Opfer, so lange, bis er nichts, gar nichts mehr zu opfern hat, wenn er nicht das Glück hat, eine mitleidige Seele oder einen Gönner zu finden, der ihn seiner Verlegenheit entreißt. Ist dieses der Fall, so fordert man Dankbarkeit, aber diese auszuüben, hindern seine Verhältnisse ihn größtentheils; jetzt wird er verschrieen für undankbar, für einen unnützen schlechten Menschen, sein redlicher Wille wird verkannt. Er muß seinen Verdienst verbracht haben, genug, er hat an seinem Unglück, an seiner schlimmen Lage schuld, er ist ein schlechter Mensch, weil er arm ist, denn keinem Armen traut man Reellität und Ehre zu; überall, wo er arbeitet, kommt man nicht mit Vertrauen, sondern mit Mißtrauen dem armen Arbeiter entgegen; gehört nicht eine ungeheure Seelenstärke hierzu, alle diese Inconvenienzen zu überwinden und können dieses Alle? Viele gehen zum Trunk, um sich neuen Muth, neue Kraft zu holen; aber diese verläßt, wie die reichen Menschen den armen Menschen, er geht langsam, aber sicher dem Elende zur Beute entgegen.

So sehe ichs überall, in allen bürgerlichen Handwerken; einzelne Hülfe reicht nicht aus; dem Uebel muß geholfen, bald geholfen werden, der fortwährende tägliche Kampf mit der Noth entsittlicht die Menschen.

Darum ergriff ich die Feder, um dem großen Publikum die Mängel zu zeigen, die den redlichen, vorwärts strebenden Mann auf seinem muthig betretenen Lebenswege hemmen und oft zum Rückschritt, oft zum Falle führen.

Koppe.

III.

Correspondenz.

Aus Zürich.

Die „freie Schweiz" — nicht die Eidgenossenschaft, sondern die politisch-literarische Wochenschrift, welche die Fortsetzung des Fröbelschen „Republikaners" bildet und in Winterthur in Hegners Buchdruckerei erscheint — hat Ihnen sogleich in ihrer zweiten Nummer vom 10. Februar den Krieg erklärt.

Ich glaube jetzt an die Seelenwanderung. Herrn Gruppe's ewiger Geist ist in die Hülle eines Repu-

Digitized by Google

blikaners eingeſchlüpft, nachdem er in Berlin vergebens nach einer feſten Stätte geſucht hatte. Aus dem Lande des „freien Rheins" iſt er in die „freie Schweiz" eingezogen. Auf Reiſen pflegt man ſonſt Etwas zu lernen: Herrn Gruppe hat ſeine Wanderung Nichts geholfen. Er iſt derſelbe geblieben: Sie werden daher kein neues Aufgebot von Kräften gegen ihn anzuordnen brauchen. Ein kurzer Bericht über die ganze Angelegenheit wird genügen.

Der Republikaner Gruppe hat die deutſchen Jahrbücher beerbt und zwar ihren ganzen Nachlaß, ſoweit er ihnen eigenthümlich angehörte, in Beſitz genommen. Er iſt der vollkommen rechtmäßige Erbe.

„Hingebung, der Glaube an die Idee, Hingebung an die Sache, die uns Religion geworden, die Religion der Freiheit, Erhebung des befreiten Innern zur Gemüths- und Willens-Sache, der Cultus der Ueberzeugung und Geſinnung" — das waren die Forderungen, mit denen die Jahrbücher die Nation und ihre Gelehrten von Jahr zu Jahr zu ängſtigen und in Trab zu ſetzen ſuchten. Niemand hörte auf ihren Zuruf: es gab Wichtigers zu thun, als ſich nur mit der Geſinnung zu beſchäftigen: man mußte Schlachten liefern und wer im Feuer ſtand, ſeine Kugel zum Beſten der Menſchheit abſchoß und die Schlachtreihen ordnete, hatte wahrlich nicht Zeit dazu, ſich zu prüfen, ob er fähig ſei, ſich an der Herrlichkeit ſeiner Geſinnung und Ueberzeugung zu erbauen. Man mußte handeln, arbeiten, kämpfen und in drei Jahren wurde mehr zu Stande gebracht und entſchieden, als ſonſt in Jahrhunderten.

Auch die Maſſe konnte auf die Predigten der Jahrbücher nicht hören, obwohl ſie die wahre Gemeinde für den Cultus iſt, den man der ganzen Nation aufdringen wollte. Sie verſtand jene Forderung noch nicht, weil ſie durch die Kritik noch nicht geiſtlos gemacht war; ſie verſtand jenen Aufruf zur Buße noch nicht, weil ſie die Kritik noch nicht verſtand.

Erſt am Ende des einen Feldzuges — es fiel mit dem Ende des Jahres 1842 zuſammen — war die Stellung der Partheien entſchieden. Jetzt erſt gab es eine reine Maſſe: die Kritik hatte ſich aus der tauſendjährigen Verwicklung mit ihr herausgearbeitet und einen Gegenſatz geſchaffen, wie er bisher noch nie dageweſen war, einen Gegenſatz ſo rein, wie ihn die Geſchichte bis jetzt noch nie gekannt hatte. So lange es eine Geſchichte giebt, hatte die Maſſe in der Meinung geſtanden, daß der Kampf und der Fortſchritt ihr Werk ſei — ſie hatte noch in der letzten Zeit ihre Sympathie für den Fortſchritt zu erkennen gegeben — aber wie? Nur ſo, daß ſie die Sache zur Floskel, das Wort zur Redensart, ein Werk zu einem Zeitungsartikel, den Kampf zu einer Carricatur machte. Sie rief ſchon Victoria! als ſie auf einmal die Gefahr erkannte, vor dem Anblick der Reinheit und Entſchiedenheit, mit der die Kritik daſtand, zurückbebte und rathlos in ſich zuſammenfiel.

Die Jahrbücher glaubten, daß aus dieſer Maſſe noch Etwas zu machen ſey. Sie wollten ihr „zu Herzen" reden und ſahen nicht, daß ſie keines hat. Sie ſuchten nach einer Parole für ſie, und bedachten nicht, daß die Maſſe untergehen mußte, weil ſie die Entwickelung der Geſchichte bisher zur Vollendung der Beſchränktheit jeder Art gemacht hatte. Die Geſchichte war an dem Punkte angekommen, wo ſie die reine Beſchränktheit einem Princip, welches ſich durch keine Schmeichelei befleckt, durch keine Herablaſſung ſchwächt, durch keine Illuſion betrügt und rückſichtslos den Dingen auf den Leib geht, gegenüberſtellen ſollte. Jetzt, wo es galt, alle bisherigen Illuſionen

Digitized by Google

der Geſchichte zu erklären, taugte die Maſſe zu nichts Anderem, als dazu, daß ſie die Kritik durch ihren Widerſtand wachſamer und ſchärfer machte.

Die meiſten von denen, die ſich noch vor ein Paar Jahren für die neuere Bewegung intereſſirten, konnten ſich ihr ſchon deshalb nicht aufrichtig und entſchieden anſchließen, weil ſie ſie nur von Hörenſagen kannten: wer aber von einer Angelegenheit, die gerade dadurch von entſcheidender Bedeutung iſt, daß ſie nicht einmal mit einer bloßen Theilnahme zufrieden iſt, ſelbſt die paſſive Hingebung als ungenügend zurückweiſ't und vielmehr von jedem, der ſie zu ſeiner Angelegenheit machen will, vollſtändig entſchieden ſein will — wer von einer ſolchen Angelegenheit nur beifällige Notiz nimmt oder ſich nur für ſie intereſſirt, muß endlich, wenn er dahinterkommt, was ſie an ihn für Zumuthungen ſtellt, ihr Feind werden. Der Hinterhalt, der Freunden von dieſer Art etwas mehr als eine bloße Theilnahme unmöglich machte, wird ſich unfehlbar geltend machen und er hat es bereits ſo weit gethan, daß nicht nur der Kritiker — denn der war von vornherein auf dieſe Wendung gefaßt und hat ſogar mit Fleiß Alles dazu gethan, daß ſie wirklich eintrat — ſondern auch ſeine Gegner über die jetzige Lage der Dinge keinen Zweifel mehr haben können.

Alle Disciplinen, die bisher von den Fachgelehrten behandelt worden ſind, ſind ſo gut wie untergegangen; die Fach-Gelehrſamkeit hat durch die Kritik ein Dementi erlitten, von dem ſie ſich nie wieder erholen wird; im Gebiet der Kunſt iſt alle Schöpferkraft erloſchen; die inhaltsvolle beſtimmte Religion iſt zur reinen Religioſität geworden; die Nationen ſind erſchlafft und ihre bisherigen politiſchen Kämpfe ekeln ſie ſelber an — unter dieſen Umſtänden iſt es klar, worin jener Hinterhalt allein beſtehen kann: in der entſchiedenen Leerheit, Mattigkeit, Mißliebigkeit — kurz in einer Verſtimmtheit, wie ſie in dieſer Großartigkeit noch in keiner Kriſis der Geſchichte vorhanden geweſen iſt. Jede neue Bildungsſtufe der Menſchheit hatte immer das Extrem der Beſchränktheit und Leerheit, welches die vorhergehende Bildung zu erzeugen im Stande war, zur Vorausſetzung — daß jede Schöpfung aus dem Extreme ihres Gegenſatzes hervorging und der Kampf mit dieſem Gegenſatze war, mit dieſem „ſpeculativen" Satze werde ich Sie nicht erſt noch unterhalten dürfen — kurz, die Kritik mußte die vollendete Leerheit, Verſtimmung und Muthloſigkeit zu ihrer Vorausſetzung haben und ſie wird den Kampf mit dem Boden, aus dem ſie ſich herausgearbeitet hat, zu Ende führen müſſen.

Die Muthloſigkeit wird gegen die Kritik wüthend, die Verſtimmtheit erbittert, die Leerheit labt ſich — und die biedermänniſche Erbitterung, ſo wie die Freude an ſeiner verkannten Wohlmeinendheit ſind der einzige Selbſtgenuß, der dem Gegner der Kritik noch übrig geblieben iſt — an ihrer eigenen Vortrefflichkeit.

Man hat ja ſo viel „Geſinnung" — Grund genug, damit zufrieden zu ſein, daß man überhaupt eine „gute Geſinnung" hat. Was braucht man mehr?

Man iſt ſo begeiſtert! Nämlich darüber begeiſtert, daß man überhaupt begeiſtert iſt und von Begeiſterung ſprechen kann.

Man will, man hat einen entſchiedenen Willen! Ja man will ſogar den Willen! Man will nämlich nur den Willen.

Man iſt ſo hingebend! Die reine Hingebung! Die „unbedingte Hingebung!" Die reine Aufopferung! Man hat ſich nämlich zu Nichts gemacht! Dieſe Hingebung würde ſich ja ſelbſt ſchaden, wenn ſie ſich an etwas Beſtimmtes hingeben, d. h. wirklich mit einer Sache befaſſen wollte! Die Hingebung wäre nicht mehr

Digitized by Google

am Platze, wenn man auf eigenen Füßen stehen und etwas Tüchtiges produciren wollte.

„Seligkeit, höchste Seligkeit, einzige Seligkeit" ist das „Urbild," das „im Gefühl erlebte Wesen" dieser glücklichen Menschen! Wer wird also diese Seligkeit durch Arbeiten stören? Arbeiten zerstreut ja, es stört „den harmonischen Abschluß" — die Arbeit kann immer nur eine bestimmte sein, nur einen bestimmten Erfolg haben — am Ende steht nur ein bestimmtes Werk da: diese glücklichen Phäaken sind aber nur mit dem ganzen, reinen Wesen zufrieden und sie wollen das Ganze mit Einemmale haben, befassen, befühlen und verzehren. „Alle Bestrebungen der Menschheit, alle, alle ohne Ausnahme, ruft der republikanische Gegner der Kritik aus, müssen durch die Feuertaufe jenes Alles (!) verzehrenden Gefühls (nämlich jenes Gefühls „der höchsten und einzigen Seligkeit") ihre Verklärung und ihre Weihe empfangen" — sie müssen in jenem Gefühl vollständig verdampfen.

Die „Harmonie" dieser Braven kennt keine Dissonanzen, ja sogar keine Intervalle, keine Distanzen, keine Bewegung: sie ist ein einförmiger Ton, wenn der Laut, der ohne rhythmischen Gegensatz ist, noch Ton genannt werden könnte.

Die Glücklichen! Sie sind deshalb so harmonisch gestimmt, weil sie „die ganze volle Wahrheit" gefunden und im Besitz haben. „Die ganze, volle Wahrheit!" Die Wahrheit mit Einemmale! Die Wahrheit in einem Klumpen! Diese Wahrheit aus Einem Stücke ist nichts Anderes, als jene Harmonie, die aus Einem in die blaue Luft fortgehendem Laute besteht.

Wer jene Harmonie in sich trägt, muß von dem innern Dusel, den sie in ihm hervorbringt, endlich ohne Bewußtsein zu Boden geworfen werden. Wer „die ganze volle Wahrheit" gefunden, wird seinen merkwürdigen Fund so lange anstarren, bis ihm Hören und Sehen vergeht. Er darf nichts Bestimmtes sehen, Nichts Bestimmtes denken — die Unbestimmtheit ist sein Höchstes: er betet das Nichts an: Ihr republikanischer Gegner spricht deshalb von einem „Cultus der Wahrheit" Die Wahrheit schaffen, hervorbringen, ist für die Gemeinde, die sich zu jenem Cultus vereinigt, ein Gräuel.

Der „Republikaner" hat die Ueberzeugung, daß „alle Bestrebungen der Menschheit" in der oben angegebenen Weise verdampfen müssen. Nein! nein! er hat sie nicht! Wie könnte man auf dem Standpunkt, der keine Productivität, kein thätiges Verhältniß anerkennt, etwas „haben" oder gar etwas hervorbringen. Nein! der Herr corrigirt sich sogleich selber: er hat nicht jene Ueberzeugung: „sie hat ihn!" Wer vor dem Nichts zu Boden liegt und seine Hände in jenem Cultus erschlaffen läßt, kann Nichts haben! Selbst seine eigene Nichtigkeit muß ihm als eine fremde Macht erscheinen, von der er willenlos besessen wird.

Dies Nichts, welches den Gegner der Kritik in seinem Besitz hat, kann und darf nicht bestimmt und benannt werden. Für jeden Namen, für jede Bestimmtheit ist es unzugänglich, die Bestimmtheit würde ihm ein Ende machen; seine Verehrer versuchen es allerdings, ihm Namen zu geben: sie mögen sich aber im Versuchen erschöpfen, ihre Versuche stehen doch zu dem Nichts außer allem Verhältniß und sie sind durch das Bewußtsein ihrer Ohnmacht verpflichtet und gezwungen, diese Verhältnißlosigkeit selbst auszusprechen. „Nenne man das zu Verehrende, wie man wolle, sagt der „freie Schweizer", das gilt uns gleich viel — (man wird also gegen jene Versuche endlich selbst gleichgültig) — Gefühl ist Alles, Nam' ist Schall und Rauch."

Die deutschen Jahrbücher sind nicht dazu gekommen, ihre Theorie vollständig und zusammen-

Digitized by Google

hängend zu entwickeln und gegen die Fortschritte der Kritik zu richten; sie sind in ihrem Werke unterbrochen worden: „die freie Schweiz" hat den Schluß gegeben, den der Kenner voraussehen mußte und diejenigen nur nicht voraussahen, die zu wenig kritische und theoretische Fähigkeiten besitzen, um das, wovor sie sich fürchten, wirklich zu studiren und kennen zu lernen.

Daß der Schweizer in der Kritik „bloße Negation" sieht, daß er dem Kritiker die Empfindung des „Hasses" gegen das Object seiner Kritik zuschreibt — dem Kritiker, der in seinem theoretischen Verhältniß über alle persönliche Empfindung erhaben ist und nachher, wenn er die Inferiorität des erkannten Gegenstandes nachgewiesen hat, ganz andere Empfindungen hat als die des unfreien und bornirten Hasses, kurz, daß man auch in der Schweiz nicht lesen kann, nicht gelesen hat, was Sie so gründlich ausgeführt haben, daß also Herrn Gruppe's Ansichten unsterblich sind — das ist nicht der Rede werth. Ich werde Ihnen also auch nicht ausführlicher darüber zu berichten brauchen.

Ich brauche Ihnen auch nicht zu melden, daß die „freie Schweiz" auf den Ruhm der Schwaben eifersüchtig gewesen ist. Sie hat Ihnen auch einen Namen beigelegt. Die Sache geht nur die Schweizer und die Schwaben an: sie mögen sich darüber streiten, wer von ihnen beiden Recht hat.

Uns aber kann es nur freuen, wenn die Zahl der Gegner wächst. Diese Leute sind nie der Kritik hold gewesen; verstimmt und malcontent waren sie immer: es ist ein Sieg der Kritik und ein Zeugniß von ihren reißenden Fortschritten, wenn die Muthlosigkeit und Zaghaftigkeit sich offen von ihr lossagt. Wenn endlich Alles sich gegen sie verbindet — und dieser Zeitpunkt ist nicht mehr fern — wenn die ganze zerfallende Welt sich zum letzten Angriff um sie herum gruppirt, dann wird der Muth der Kritik und ihre Bedeutung die größte Anerkennung gefunden haben. Um den Ausgang kann es uns nicht bange sein. Das Ganze wird darauf hinauslaufen, daß wir das Couto mit den einzelnen Gruppen schließen und ein allgemeines Armuthszeugniß der feindlichen Ritterschaft ausstellen.

Hirzel.

IV.

An die deutschen Studenten. Von Gustav Wachenhusen. Berlin, Hermes 1844.

Der Verfasser macht der liberalen Parthei, der er angehört, alle Ehre. Zwischen zwei Extremen weiß er stets so die richtige Mitte zu halten, daß er beide in ihrer vollen Intregität anerkennt und vereinigt.

So finden wir die Ausdrücke auf den ersten Seiten seiner Schrift: „Höhe, heißer und voller Pulsschlag der Zeit, große und neue Gedanken, Niederreißen," Seite 5 dahin erklärt: der Charakter der neueren Geschichte scheine darin zu bestehen, durch allmälige Nivellirung die feudalen Unterschiede verschwinden zu machen und das staatliche Leben einem dem entsprechenden Ziele entgegen zu führen, dessen

Digitized by Google

schärfere Ausprägung der Zukunft vorbehalten bleibt, und ähnlich Seite 10, unsere Zeit sei berufen, „durch Bildung und Sitte die Ruinen einer verachteten Barbarei fortzuschaffen." Es scheint, als wolle sich der Verfasser gegen alles Bestehende wenden, allein in seinem Liberalismus findet er: „es sind nur Reste aus dem barbarischen Mittelalter, Lehnwesen, Vasallenthum, es ist nur Schutt, den wir noch hinwegzuräumen haben." Vollkommen congruiren die neuen Gedanken mit der Abschaffung der feudalen Unterschiede, der heiße Pulsschlag der Zeit mit dem Fortschaffen von Ruinen, das Niederreißen mit dem allmäligen Nivelliren.

Zur Emancipation der Studenten, nämlich von dem angegebenen Höhepunkte der Zeit aus ist nach Seite 14 Zweierlei erforderlich: das Aufgeben des eximirten Gerichtsstandes und die Abschaffung des Comments. Bei Erörterung des ersten Punktes erklärt der Verfasser Seite 6 den eximirten Gerichtsstand für unzeitgemäß, hält aber seine Schrift nicht für den „Ort, auf das Wesen desselben näher einzugehen," es genügt ihm, „daran zu erinnern, daß sich mancherlei Stimmen gegen denselben ausgesprochen haben," darauf fährt er fort: „der akademische Gerichtsstand ist auch wesentlich ein anderer," führt ihn indeß schon im zweiten nachstehenden Satze wieder als eximirten ein. Nachdem er ihn noch im Verlaufe bald ein „mit dem Bedürfnisse der Zeit unverträgliches," bald ein „scheinbares Privilegium," bald ein „Ausnahme-Gesetz, das Vortheil bringt" genannt hat, zeigt er, ihn gänzlich zu stürzen, „Unannehmlichkeiten" an ihm auf und zwar nicht auf Seiten des vom Privilegium Ausgeschlossenen sondern, geistreicher Weise, auf Seiten des Privilegirten. Sie sind freilich deßhalb nur Annehmlichkeiten, wie z. B. die Unannehmlichkeit, daß das akademische Gericht nur Einen Richter, Eine Instanz hat, was besonders durch die Bemerkung Seite 7, daß der Student sich seinem Gläubiger gegenüber bedeutend in Vortheil befinde, erhellt.

Es wäre nicht liberal, wenn der Verfasser die Privilegien für verträglich mit dem Geiste unserer Zeit halten sollte, aber es wäre eine Illiberalität gegen diesen, mehr als Unannehmlichkeiten in jenen zu sehen, sie für mehr als scheinbar zu erklären. Es wäre nicht liberal, den eximirten Gerichtsstand überhaupt und das akademische Gericht unangetastet zu lassen, aber es wäre illiberal, die Gerichte, die den von der Universität kommenden erwarten, nicht für die ordentlichen anzuerkennen. Dieß geschieht daher ausdrücklich Seite 13: „nach drei, vier Jahren tritt das ordentliche Gericht als entscheidend an die Stelle des akademischen." Da aber bei weitem die meisten der Studirenden sich dem Staatsdienst widmen, so zeigt sich der eben ordentlich genannte Gerichtsstand, kein anderer als der eximirte zu sein. Vernichtung und Anerkennung desselben wandeln im traulichem Vereine.

Zum Schluß des ersten Abschnitts wünscht der Verfasser Seite 14 „nichts sehnlicher," als daß die Studenten sich „als wahrhafte Söhne der Zeit" zeigen möchten, „indem sie auf würdige und achtungswerthe Art bei den betreffenden Behörden die Aufhebung der akademischen Gerichtsbarkeit beantragen." Dann werden sie (nach Seite 10) derjenigen Achtung werth sein, der sie bedürfen, um im Leben die Wirksamkeit zu haben, die ihre einstige Stellung im Staate erheischt; und Seite 13 heißt es noch: „weg mit einer Kaste, welche nicht die künftige Wirksamkeit im Staate berücksichtigt."

Die Studenten werden zur Stellung und Wirk-

Digitized by Google

samkeit gegen den Staat aufgefordert, sie, die der liberale Verfasser als zur Stellung und Wirksamkeit im Staate berufen charakterisirt. Nun ist es aber der Staat, der das Universitätsgericht angeordnet hat und der nur die zur Stellung und Wirksamkeit innerhalb seiner gelangen läßt, welche gelernt haben, seinem Willen sich unbedingt zu unterwerfen; folglich dürfen die Studenten, wenn sie ihre künftige Stellung im Staate berücksichtigen sollen, nicht die Aufhebung ihres Gerichtstandes beantragen.

Im zweiten Abschnitt wird von der Abschaffung des Comments, als dem zweiten Emancipationserforderniß gehandelt. Hier wäre der Ort gewesen, die Verbindungen in ihrer Wurzel anzugreifen; mit ihnen müssen auch die übrigen Thorheiten, die nur ihr Gefolge bilden, verschwinden. Sie nur barbarisch nennen oder lächerlich machen, hat sich als unzureichend gezeigt. Strenge und Milde sind von den Regierungen vergeblich angewandt worden und Zachariä's Renommist ist ohne Wirkung geblieben. Die Stellung des Schülers und die Stellung des Staatsbeamten, zwischen denen der Student steht, hätten von dem Verfasser berücksichtigt werden müssen. Von hier ist die Organisation des Corps, das Diplomatische der Seniorenconvente, die massenhaften Duelle, die Völkerschlachten genannt werden, die studentische Ehre und das Schwelgen der Staatsbeamten in der Erinnerung an ihre Studierzeit, leicht abzuleiten. Allein eine Deduction dieser Art wäre nicht liberal gewesen. Herr Wachenhusen zieht deßhalb nur ganz äußerlich gegen die Accidenzen des Verbindungswesens zu Felde. Die Studenten sollen ihren Comment aufgeben. Schließt sich aber nicht jeder Stand gegen die anderen ab? Haben nicht die Angehörigen jeder Klasse ihre besondere Art, mit einander zu verkehren, ihre besonderen Gegenstände der Unterhaltung, ihre eigenthümlichen Bezeichnungsweisen und Ausdrücke — ihren Comment? Ist der Conversationston durch alle seine Modulationen etwas anderes als Comment? Unseren Verfasser erbittert besonders der Deckelgläser-Comment Seite 21. „Der Comment zwingt mich, so und nicht anders das Glas beim Trinken anzufassen."

Eine Untersuchung über das Duell weist er, wie die über den erimirten Gerichtsstand von sich. Nachdem er noch zu wiederholten malen zum Forschritt aufgerufen und sich in anderen Phrasen tautologisch ergangen hat, schließt er mit dem Versprechen an die Studenten: sie sollen, falls sie seinen Vorschlägen folgen, den Titel „gebildetster Theil des gebildetsten Volkes," den ihnen bisher die Professoren, vom Katheder herab, fälschlich beigelegt, fortan mit Recht führen. Sollte jemals ein Professor seine Zuhörer auf die angeführte Weise angeredet haben, so hätte derselbe sofort das Katheder verlassen und seinen Platz einem der Studenten abtreten müssen; diese aber selbst wenn sie noch weit mehr thun, als Herr Wachenhusen von ihnen verlangt, für den gebildetsten Theil des Volkes zu halten, kann nur der bis auf die Spitze getriebenen Liberalität einfallen.

Dasselbe Princip, das wir in der Weltanschauung, der Ansicht vom Staat und vom Studententhum des liberalen Verfassers aufgewiesen haben, finden wir consequent in den einzelnen Aussprüchen und Ausdrükken desselben wieder. „Wohl selten, meistens, wohl kaum, vielleicht, gewissermaßen, ich glaube zu dürfen, es wird so leicht Niemand und nicht leicht Jemand," sind die pater peccavi's, durch die er sich das Vergehen, etwa einen Gedanken haben zu können, abbittet. „Mancherlei und verschieden" aber, weil sie die Aeußerlichkeit des Unterschieds bezeichnen,

Digitized by Google

sind seine Lieblingsausdrücke, wie denn das Wort, „verschieden" Seite 11 allein siebenmal gebraucht wird.

Die Schrift des Herrn Wachenhusen ist ein treffender Ausdruck des Universitäts-Liberalismus, als solcher vollkommen anzuerkennen und der Verfasser hat auch bereits darin seinen Lohn gefunden, daß man ihm aus Süddeutschland her, wo das studentische Bewußtsein sich auch ein journalistisches Organ zu schaffen im Begriffe ist, die Bruderhand gereicht hat.

G. v. Förster.

V.

Union ouvrière. Par Mme. Flora Tristan. Edition Populaire. Paris. 1843.

„Heutzutage schafft der Arbeiter Alles, macht Alles, producirt Alles, und bei alle dem hat er kein Recht, keinen Besitz, kurz und gut Nichts." Mit diesen Worten Adolph Boyer's hat Madame Flora Tristan den Titel ihres „populären" Buches geschmückt. Diese Worte sind übertrieben, sind falsch: um Alles schaffen zu können, dazu gehört ein stärkeres, umfassenderes, als ein Arbeiterbewußtsein. Nur umgekehrt wäre der Satz wahr: der Arbeiter macht Nichts, darum hat er Nichts: er macht aber Nichts, weil seine Arbeit stets eine einzeln bleibende, auf sein eigenstes Bedürfniß berechnete, tägliche ist. Jene Uebertriebenheit in seinem Ausspruche, jene Verrückung der Frage, welche auf ein in sich übertriebenes Gemüth hindeutet, brachte Adolph Boyer dahin, sich selbst zu entleiben. Man kann sagen, daß Alle, welche die Sache wie Adolph Boyer auffassen, die Frage, um die es sich handelt, entleiben.

Madame Flora Tristan ist eine begeisterte Schwärmerin: mein Gott, denkt sie, es ist doch so kinderleicht, den Arbeitern ein besseres, anständigeres, angeseheneres Loos zu verschaffen, es ist doch eine Schande, daß man sich noch nicht gründlicher mit dem Schicksal der „zahlreichsten und nützlichsten" Klasse der Gesellschaft beschäftigt hat.

Ich will einen Auszug aus dem Buche der Madame Flora Tristan geben: so wird man ihren Standpunkt kennen lernen, der ein echt weiblicher ist. Flora Tristan nimmt die Kategorieen der bestehenden Gesellschaft ganz naiv auf und es kommt ihr nur darauf an, die Arbeiter auf eine „anständige" Weise in diese Gesellschaft einzuregistriren, oder vielmehr aus der Arbeitergilde eine eigene Art Gesellschaft zu machen.

Zuerst von den Schicksalen ihres Buches.

Nachdem Flora sich an verschiedene Verleger gewandt, ihr Manuscript aber stets mit abschläglicher Antwort zurückerhalten hatte, befand sie sich in einer sehr „verzweifelten Lage." Das Buch sollte und mußte gedruckt werden und sie brauchte dazu doch tausend bis zwölfhundert Francs. Sie erzählt:

„Mehrere Tage lang stand ich eine Qual aus, die nur diejenigen begreifen können, welche im Reich des Geistes leben. Ich war in meinem Gewissen von der Güte, von der Nützlichkeit meiner Ideen überzeugt, und ich empfand einen stechenden Schmerz, wenn ich daran dachte, daß diese Ideen um lumpiger tausend Francs willen als todtes Capital da auf dem Papier

Digitized by Google

bleiben ſollten. Aber wenn Gott Jemandem den Glauben giebt, ſo verleiht er ihn gleich in vollem Maße. Nach drei oder vier ſchlaflos zugebrachten Nächten war ich eines Morgens ſehr erfreut, mich ruhiger, vertrauender, ſtärker als je zu finden. Von meinem Fenſter aus ſah ich die Thürme von Sanct-Sulpice.

„Dieſer Anblick machte auf mich einen eigenthümlichen Eindruck: er rief mir alle großen, edlen, erhabenen Handlungen ins Gedächtniß, welche der Glaube den Chriſten eingeben hatte. Wie, dachte ich, meine Religion iſt, meine Brüder in der Menſchheit zu lieben, mein Glaube iſt, Gott in der Menſchheit zu lieben und zu dienen; wie! eine ſo erhabene Religion, deren Folgerungen ſo ſchön, ſo ohne unreinen Beiſatz ſind, ſollte mir nicht eben ſo große Kraft und Stärke geben, als die Katholiken hatten, welche Gott und den Armen im Hinblick auf eine jenſeitige Vergeltung dienten? Wie! ein Prieſter, ein einzelner Menſch hat in ſeinem Glauben ſich die Sendung auferlegt, eine der ſchönſten Kirchen von Paris zu bauen; dieſer Prieſter wich vor keiner Ermüdung, vor keiner Demüthigung zurück: von Thür zu Thür bettelte er für ſeine Kirche, und durch kleine Almoſen hob ſich jene große und prächtige Kirche in die Lüfte. Und ich ſollte dieſes Beiſpiel nicht nachahmen können? Ich ſollte nicht, wie er, von Thür zu Thür betteln und Unterſchriften für den Druck eines Buches ſammeln können, welches zur Belehrung der zahlreichſten Klaſſe dient?

„Ein großes Blatt Papier nehmen, oben darauf ſchreiben: Aufruf an alle Menſchen von Bildung und Menſchenliebe — wir bitten Sie um Ihre Beihülfe für den Druck eines Buches über die Arbeitervereinigung — meinen Namen zuerſt darauf ſetzen, meine Tochter, meine Aufwärterin, meinen Waſſerträger unterſchreiben laſſen, zu meinen Freunden laufen, um ihnen meinen Entſchluß auseinanderzuſetzen, das Alles war das Werk von vier und zwanzig Stunden.

„Meine Aufgabe war freilich ſchwieriger als die jenes Prieſters, er, der für die katholiſche Einigung handelte, war ſicher, faſt überall Hilfe, Sympathie, gute Aufnahme und Lob zu finden; aber ich, ich handelte vereinzelt, und konnte beinahe gewiß ſein, im Allgemeinen ſchlecht aufgenommen zu werden. Ich hatte mich natürlich zuerſt an die zu wenden, welche die Deviſe der Volksfreundſchaft, der Vertheidigung der Volksrechte ſtets mit ſich herumtragen. O! was für grauſame Täuſchungen warteten auf mich.

„Es iſt hier nicht der Ort zu erzählen, wie viel brennenden Schmerz mir die kalte, trockene, unbrüderliche Aufnahme verurſachte, die ich ſo oft zu erfahren hatte; wie oft die Thränen des Unwillens auf meinen Wangen brannten, wenn ich von jenen ſogenannten Freunden des Volkes kam.

„Armes Volk! Deine ſogenannten Freunde bedienen ſich Deiner, aber im Grunde hat keiner von ihnen die redliche Abſicht, Dir zu dienen.

„In einer Zeit des Egoismus, wie die unſere, ſich Leuten vorſtellen, denen man unbekannt iſt, ſie um Geld anſprechen für den Druck eines Buches, welches die Belehrung des Volkes über ſeine Rechte zum Zwecke hat, wahrlich, das heißt Folterqualen ausſtehen.

„Jeſus ſagte ganz wahr: Wenn du den Glauben haſt, ſo wirſt du Berge verſetzen. Ich habe an mir ſelbſt die Wahrheit dieſes Satzes erfahren. So lange mein apoſtoliſches Leben dauerte — und es dauerte wenigſtens einen Monat — hatte ich keinen Augenblick der Entmuthigung. Ich übertreibe nicht, wenn ich ſage, daß ich Paris zweihundert Mal zu Fuß in allen Richtungen durchlaufen bin. Freilich

Digitized by Google

bin ich körperlich ermüdet und erkrankt, aber ich beeile mich auch, zu ſagen, daß ich in Mitten ſo vieler Kümmerniß manche Freude erlebt, manches fühlende Menſchenherz, das mich verſtand, gefunden habe."

Madame Flora Triſtan hatte ſich zuerſt mit hundert Francs unterſchrieben, ihre Tochter Aline, Modiſtin, gab fünf Francs, ihre Aufwärterin einen Franc funfzig Centimes, ihr Waſſerträger funfzig Centimes. Das war der Stamm. Dazu gab, unter Anderen, Victor Conſiderant zehn, Eugen Sue hundert, George Sand vierzig, Blanqui funfzehn, Martinez de la Roſa fünf, Louis Blanc drei, Ponſard drei, Emil Souveſtre fünf, Paul de Kock einen Franc. Im Ganzen kamen Eintauſend fünfhundert achtunddreißig Francs zuſammen, um Flora's populäres Buch zu drucken.

Folgendes iſt der Inhalt deſſelben im Auszuge.

„Ihr Arbeiter und Arbeiterinnen! Bereits fünfundzwanzig Jahre beſchäftigen ſich die erleuchtetſten Geiſter der Nation mit Eurem Schickſal: ſie ſehen, daß es unerträglich iſt; ſie haben geredet und geredet, aber geſchehen iſt Nichts für Euch. Jetzt, da Nichts mehr zu ſagen, Nichts mehr zu ſchreiben iſt, jetzt muß gehandelt werden, und zwar ſeid ihr es, ihr allein, die in ihrer eigenen Angelegenheit handeln müſſen.

„Ihr dürft nicht mehr auf andere warten, auf andere hoffen, von euch allein hängt es ab, aus dem Irrſal des Elends zu entkommen, nur müßt ihr einen feſten Willen haben: nicht mit den Waffen in der Hand, nicht durch Aufruhr, durch Brand und Raub — nein, was ihr thun ſollt, iſt geſetzlich, rechtlich vor Gott und Menſchen: es iſt die allgemeine Einigung der Arbeiter und Arbeiterinnen.

„Eure jetzige Lebensweiſe iſt gleich der des Wilden, der alle Morgen ausgehen muß, ſein Brot zu ſuchen; ſeid ihr geſund, habt ihr kein Recht auf die Arbeit, krank und alt, kein Recht auf das Hospital, arm, verkümmert, kein Recht auf ein Almoſen. Was iſt die Quelle eures Uebels? Ihr ſteht allein."

Die ganze Geſellſchaft iſt in Claſſen, in Stände getheilt: nun gut, ſo mögen die Arbeiter eine Vereinigung ſtiften, welche der arbeitenden Claſſe die Verfaſſung einer Corporation giebt.

Dieſe Corporation kann ſich natürlich nicht gegen die andern geſellſchaftlichen Coterien halten, wenn ſie nicht

1) ein Capital hat. Es giebt in Frankreich mehrere Millionen Arbeiter und Arbeiterinnen, dieſe mögen ſich verpflichten, jährlich zwei Francs in eine gemeinſame Caſſe zu geben: dadurch würde die Arbeitercorporation ein Capital von ungefähr vierzehn Millionen Francs erhalten. „Seht ihr, was für einen Reichthum ihr beſitzt."

Die Arbeitergilde muß natürlich, da ſie ſchon durch ihren enormen Reichthum eine capitaliſtiſche Ariſtokratie geworden,

2) ein Palais oder mehrere Palais haben; ein Palais „würdig des großen Volkes der Arbeiter." „Auf die Facade deſſelben ſchreibt Ihr mit bronzenen Buchſtaben: Palais der Arbeitervereinigung, erbaut und unterhalten durch einen jährlichen Beitrag von zwei Francs, welchen die Arbeiter und Arbeiterinnen geben, um die Arbeit, wie ſie es verdient, zu ehren, und die Arbeiter zu belohnen, ſie, welche die Nation ernähren, ſie erhalten und ihre wahrhafte Kraft ausmachen. Ehre der Arbeit! Achtung und Dankbarkeit den braven Veteranen der Arbeit!"

Dieſe große Veränderung aber, die mit dem „großen Volk der Arbeiter," dieſem großen Theil des großen Volkes, vorgehen ſoll, muß auf geſetzlichem Wege geſchehen. Was kann nun deutlicher ſein, als die Erklärung der Menſchenrechte von 1791? Sie

Digitized by Google

ſtellt das Princip der abſoluten Gleichheit auf, der Gleichheit nicht blos vor Gott, welche Chriſtus lehrte, ſondern jener lebendigen Gleichheit, welche im Namen des Geiſtes und des Fleiſches im Angeſicht der Menſchheit ins Werk geſetzt iſt.

Der achte Artikel der Erklärung der Menſchenrechte erklärt die Unverletzlichkeit alles Eigenthums. Das einzige Eigenthum, welches der Arbeiter beſitzt, iſt ſein Arm: damit der Arbeiter dieſes ſeines Eigenthums mit Sicherheit genießen könne, muß er ſeinen Arm nützlich anwenden d. h. er hat das unbeſtreitbare Recht auf eine weiſe und billige Organiſation der Arbeit. Das iſt ein Recht, welches der Arbeiter, auf die Erklärung der Menſchenrechte geſtützt, zu reclamiren hat. —

Ferner iſt es der Charakter jeder Union, jeder Corporation, daß ſie ſich repräſentiren läßt, ſich einen Sprecher, einen Vertheidiger erwählt. Die Arbeiterariſtokratie muß alſo

3) einen Repräſentanten haben. Einen ſolchen Defenſor könnte ſie mit fünfhunderttauſend Francs jährlich beſolden. Dafür hätte ſich dieſer nicht etwa mit politiſchen und religiöſen Streitereien zu befaſſen: nein, die müſſen ihm ganz fern bleiben; „ſeine Sendung würde ſich darauf beſchränken, die allgemeine Aufmerkſamkeit auf zwei Punkte zu lenken: — das Recht eines Jeden auf die Arbeit; und: in Rückſicht auf das Wohlergehn eines Jeden und einer Jeden die Organiſation der Arbeit."

Es iſt, wie geſagt, gut, wenn das Budget jenes Vertheidigers auf fünfhunderttauſend Francs geſtellt wird: denn was hat er alles zu thun? Die Vertheidigung der Sache der Arbeiter, ſo heilig ſie iſt, iſt nicht ſo leicht: der Repräſentant würde mit Erbitterung und während einer langen Zeit kämpfen müſſen: er muß ſich zu einer Macht erheben, er bedarf der Oeffentlichkeit und dazu braucht er Geld, viel Geld. Mit fünfundzwanzigtauſend Francs würden dem Vertheidiger die Hände gebunden ſein, er würde nicht Alles machen können, was er für nothwendig hielte: muß er doch ſeine eigenen und die Schriften Anderer nebſt Annoncen drucken laſſen, muß durch alle Städte Frankreichs reiſen oder Reiſende abſenden, muß die Welt beſuchen und ein großes Haus halten.

4) Die Frauen, von denen das Glück des Hauſes, die Bildung der Kinder abhängt, müſſen befreit und ganz anders erzogen werden als bisher. Man darf ſie nicht mehr zu artigen Puppen heranbilden; man muß ihnen Kraft, Talent, Intelligenz zutrauen und man wird ſie auch bei ihnen finden.

„Die Frau iſt einem Arbeiter Alles in Allem. Als Mutter hat ſie Gewalt über ihn während ſeiner ganzen Kindheit, von ihr erhält er die erſten Begriffe für die Wiſſenſchaft des Lebens. Als Geliebte hat ſie Gewalt über ihn während ſeiner ganzen Jugendzeit, und welche ungeheure Gewalt kann ein ſchönes und geliebtes Mädchen ausüben. Als Gattin hat ſie Gewalt über ihn während drei Viertheile ſeines Lebens, endlich als Tochter während ſeines Alters. Hat das Kind eines Reichen eine unfähige Mutter, ſo thut man es in eine Penſion; hat ein junger reicher Mann keine Geliebte, ſo kann er ſein Herz und ſeine Phantaſie an den ſchönen Künſten oder an den Wiſſenſchaften ergötzen; hat der reiche Mann keine Gattin, es fehlt ihm nicht an Zerſtreuungen; hat der reiche Greis keine Tochter, er findet alte Freunde oder junge Neffen, die recht gern ein Parthiechen mit ihm machen. Der Arbeiter aber, dem alle dieſe Vergnügungen unterſagt ſind, findet nur in der Geſellſchaft der Frauen ſeiner Familie Freude, Troſt, Gefährten ſeines Elends."

Was folgt daraus? Nicht, daß man dem Arbeiter

Digitized by Google

die Theilnahme an jenen ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften geſtatten, nicht, daß man ihn in die Welt, in die Geſellſchaft einführen, ſondern daß man die Frauen befreien und beſſer erziehen ſoll.

Sind die Frauen der Arbeiter gebildet: was für ein herrliches Leben wird es dann ſein! Der Mann wird ſich mit der Frau über ernſte Dinge unterhalten können, er wird ſich von ſeinem Wochenlohn etwas abſparen, nicht mehr um in das Wirthshaus zu gehen, ſondern um Sonntags im Sommer eine Parthie aufs Land, im Winter einen Gang ins Theater zu machen. Seine gebildeten Kinder erfreuen den Ehemann, wenn er Abends von der Arbeit zurückkommt. Kurz und gut, der Stand der Arbeiter wird mit Einem Male „gehoben" ſein.

Damit alſo der Arbeiter fortan gebildete, geiſtreiche Frauen, Mütter, Töchter, Geliebte habe, damit die Frauen ihm nicht mehr kommen und keifen, wenn er ſich mit ernſteren Dingen, mit Politik, mit Leſen abgiebt, müſſen die Proletarier der Welt ein großes Beiſpiel geben, ſie müſſen die Rechte der Frauen proclamiren, wie die Revolution die Rechte des Menſchen erklärt hat: alſo etwa ſo:

„Wir, Proletarier von Frankreich, erklären, daß die Vergeſſenheit und die Verachtung, in welche die natürlichen Rechte der Frau verfallen waren, die einzigen Urſachen des Unglücks der Welt ſind, und wir haben uns entſchloſſen, in einer feierlichen Erklärung eingetragen in unſere Charte, die heiligen und unveräußerlichen Rechte der Frau auseinanderzuſetzen u. ſ. w." Es haben alſo die Arbeiter

5) ihre Charte und ihre Erklärung der Rechte; die Einigung iſt conſtituirt.

Dazu gehören aber auch

6) Geſetze. Dieſe würden beſonders in Bezug auf die Palais und auf die Aufnahme in dieſelben zur Anwendung kommen. In den Palais ſollen beſonders Greiſe und Kranken verpflegt, die Kinder in allen Arten Arbeiten und Kenntniſſen ausgebildet werden.

Vor allem muß eine Moral, die ſich auf den Begriff eines guten und gerechten Gottes gründet, gepredigt werden. Man muß den Kindern beibringen, daß das Geſetz der Menſchheit der beſtändige Fortſchritt iſt. Auch muß man geſchriebene Geſetze und Reglements haben, die den Kindern von früh an eingeprägt werden und deren Gegenſtand vor Allem die Achtung vor der Menſchenwürde iſt.

Vor Allem müſſen die Kinder zu guten Arbeitern in wenigſtens zwei Handwerken ausgebildet werden.

Zu guter Letzt muß die Arbeitergilde ſich

7) mit den beſtehenden Mächten und Ständen in Beziehung ſetzen. Sie muß an den König ſchreiben, daß er, als beſtallter Schutz aller ſeiner Unterthanen, zum Bau des Palais beitrage; ſie muß den Clerus an den demokratiſchen Charakter der chriſtlichen Religion erinnern; ſie muß dem franzöſiſchen Adel notificiren, daß er den Arbeitern von ſeinem Ueberfluß mittheile; ſie muß den Fabrikherren, den Finanziers, den Proprietäres ins Gedächtniß rufen, daß ſie nur durch die Arbeiter exiſtiren und in Ueberfluß leben, daß ſie alſo auch ihr Scherflein zum Wohlergehen der Arbeiter beitragen ſollen. — —

In einem letzten Aufruf an die Arbeiter geſteht Madame Flora ſelber, daß die Arbeiter bis jetzt ſehr roh und unwiſſend ſeien: den naiven Widerſpruch, in welchen ſie hierdurch ſelber mit ihrem Buche tritt, merkt ſie aber nicht. Nein, ſie ſetzt ihrer Naivetät am Schluß des Buches die Krone auf, indem ſie in einer an die Bürger gerichteten Auseinanderſetzung durchführt, daß ſie nicht im Mindeſten revolutionär ſei. Sie

Digitized by Google

handele ja zum Beſten der Geſellſchaft. Ob zum Beſten der Geſellſchaft, wie ſie iſt? Das frägt ſie ſich nicht. Und weil ſie die beſtehende Geſellſchaft nicht begreift, hat ſie ihrer Arbeiterariſtokratie auch nur eine Fata Morgana der jetzigen Geſellſchaft geben können.

Flora giebt uns ein Beiſpiel jenes weiblichen Dogmatismus, der eine Formel haben will und ſich dieſelbe nach den Kategorien des Beſtehenden bildet.

VI.

Hinrichs, politiſche Vorleſungen. Zweiter Band. Halle, 1843. 489 S.

Die Zeiten haben ſich ſehr ſchnell geändert. Den Schaden tragen diejenigen, die keine Entwickelung durchgemacht haben, alſo auch ſelbſt, wenn ſie wollten, ſich nicht ändern können und wenn es hoch kommt, das neue Princip — doch nein! das Neue kann nicht einmal zur Redensart gemacht, es können ihm nicht einzelne Wendungen entlehnt werden — — die großen Revolutions-Männer, die in den letztverfloſſenen Tagen aufgeſtanden und wieder gefallen ſind, haben mit dem Neuen nichts gemein, wollen mit ihm nichts gemein haben; ſie ſind Verbündete und die Wortführer der Maſſe, die den wahren Fortſchritt damit aufzuhalten ſucht, daß ſie die Begriffe und Redensarten, die zu ihrer Zeit als bedeutſame Hieroglyphen galten, nur Wenigen und dieſen nur mit Mühe zugänglich und geläufig waren, wirklich zu Redensarten und die Leichtigkeit, mit welcher ſie dieſelben behandelt, als den Beweis, daß ſie die Wahrheit in der Taſche trägt, geltend macht.

Noch vor wenig Jahren waren die Männer, welche die Formeln des Hegelſchen — des letzten dogmatiſchen Syſtems einigermaßen zu behandeln verſtanden und die Schwierigkeiten der Terminologie zu beſiegen wußten, wirklich die Männer des Fortſchritts. Warum? Weil ſie dazu beitrugen, daß das Geheimniß des Syſtems aufgedeckt wurde, in welchem die Begriffe, deren Entwickelung das Ziel der bisherigen Weltbildung war, ihre höchſte Vereinfachung erreicht hatten. Noch nie war der Werth der Begriffe ſo hoch geſtiegen, als in den Debatten der Hegelſchen Schule — wer ein Paar Begriffe aneinander zu reihen wußte, betrachtete ſich als den Baumeiſter einer Welt und wurde als ſolcher von den Andern angeſtaunt — noch nie war aber auch die Beſchäftigung mit den Begriffsformeln zu einem unſicherern Spiel geworden. Nicht nur der vollſtändige Bankerutt, der bald erfolgte, bewies die Unſicherheit des Spiels: die Spieler hatten ſelbſt damals ſchon, als ſie ſich und ihre Gegner zu überbieten ſuchten, das tödtliche Bewußtſein, daß der Preis, den ſie ihren Formeln beilegten, ein nur imaginärer, daß das Spiel eben nur ein Spiel ſei.

Man hatte wie früher einmal in Holland Tauſende auf eine Zwiebel geſetzt. Als der Zahlungstag kam, konnte Niemand zahlen. Als „Wahrheit, Freiheit, Wirklichkeit" u. ſ. w. ernſt genommen wurden und die bloße Formel nicht mehr reſpectirt wurde, hatten die Marken, die bisher aus einer Hand in die andere courſirten, ihren Werth verloren.

Die dogmatiſchen Begriffe wurden als göttliche Mächte verehrt, weil das Auge für die wirkliche Welt, deren höchſter Ausdruck ſie ſein ſollten, noch verſchloſſen war, weil man den wirklichen Reichthum der menſchlichen Verhältniſſe, den ungeheuren Inhalt der Geſchichte, die Bedeutung des Menſchen noch nicht kannte. Der einfache Begriff vertrat die Stelle des

Digitized by Google

Menſchen, der erſt geſchaffen werden ſollte: die Dialektik der Begriffe war der Götterkrieg, den die Philoſophen allein kannten, weil ſie den Kampf der Geſchichte noch nicht ſahen und von dem Kampf der Maſſe mit dem Geiſt, von dieſem Kampfe, der das Ziel der ganzen bisherigen Geſchichte war, nicht einmal eine Ahndung hatten.

Einfache Begriffe ſind die letzte Zuflucht derjenigen, die nichts mehr als die Mühe der Forſchung ſcheuen: Herr Hinrichs hat uns in dem erſten Bande ſeiner Vorleſungen den Beweis geliefert, zu welchen Plattheiten — „Unrichtigkeiten" wäre ein Ausdruck, der gar nicht mehr am Platze iſt, da es ſich unter dieſen Umſtänden gar nicht mehr um eine Auffaſſung der Sache handelt — zu welcher Radotage man kommen muß, wenn man z. B. die Revolution auf einen „einfachen Begriff" reduciren will. Der Philoſoph würde den Beweis vollenden, wenn er ſeine letzte Schuldigkeit thun und den Verſuch machen wollte, die Poren des philoſophiſchen Syſtems aufzuzeigen, durch welche eine wirkliche Darſtellung und Würdigung der Revolution paſſiren und in die „Dialektik der Begriffe" einrangirt werden könnte.

Die Maſſe will einfache Begriffe, um mit der Sache Nichts zu thun zu haben, Schiboleths, um mit Allem von vornherein fertig zu ſein, Redensarten, um mit ihnen die Kritik zu vernichten.

Die Philoſophen waren dazu prädeſtinirt, den Herzenswunſch der Maſſe zu erfüllen. Sie geben ihr einfache Begriffe und Redensarten, bis es der Maſſe auch vor dieſen ekelt und das reine Nichts ihrer Erbärmlichkeit einen andern Ausdruck erhält. Der Triumph ihrer Wortführer iſt immer nur ein augenblicklicher — er iſt jetzt ſchon zu Ende; die Auflöſung dieſer Materie, in welche die ganze bisherige Geſchichte zuſammengefallen iſt, geht reißend ſchnell vor ſich.

Was dieſen zweiten Band der politiſchen Vorleſungen betrifft, ſo haben wir nur die hauptſächlichſten Redensarten deſſelben zum Gebrauch für den künftigen Geſchichtſchreiber der jetzigen Zeit einfach einzuregiſtriren.

„Was für eine armſelige Thätigkeit, ſagt Herr Hinrichs gegen das, was er unter der neueren Kritik verſteht, iſt doch dieſe neue, reine Thätigkeit, die allen ſubſtantiellen Gehaltes baar und bloß, ohne Entäußerung und Erhebung formell iſt und bleiben muß. Solche Thätigkeit kann zwar Alles negiren und aufheben wollen, aber kann unmöglich etwas ſetzen und ſchaffen; denn ſie iſt von nichts erfüllt und hat nichts, womit ſie ſich vermitteln könnte, weil ſie nicht von ſich ſelbſt läßt." (p. 380.)

„Was nach dem Glauben der Kirche durch die Religion geoffenbaret worden, (p. 290) iſt die Wahrheit und Freiheit des Geiſtes ſelbſt."

„Dahin kann man freilich kommen, (heißt es p. 291 gegen die Erklärung der Religion, wie ſie in der „guten Sache der Freiheit" gegeben iſt) wenn man Religion und Kirche nicht ſelbſt als ein Reich der freien Gemeinſchaft faßt, ſondern in der Erkenntniß nicht zum Geiſte fortgehend an der bloßen Form deſſelben, am Selbſtbewußtſein feſthält."

„Die wahre Lehrfreiheit" beſteht nach dem politiſchen Redner darin, daß die „Glaubensſätze in flüſſigen Zuſammenhang mit der weitern wiſſenſchaftlichen Entwickelung und Erkenntniß geſetzt würden." (p. 293.)

„Ueberall iſt jetzt das Pathos die Einheit Deutſchlands und die Seele dieſer Geſinnung iſt der Volksgeiſt." (p. 169) Dies Pathos bewies ſich z. B. „bei Cölns Dombau." (Ebend.)

Dieſer „Geiſt der Einheit" ſtammt (p. 250) aus dem „Befreiungskriege."

Digitized by Google

Ueberhaupt iſt „unſere jüngſte Erinnerung die des Freiheitskrieges.“ (p. 489.) Herr Hinrichs hat nämlich mit ſeinen Glaubensgenoſſen einen ganz andern Krieg verſchlafen.

„Einheit des deutſchen Vaterlandes — ruft er daher, indem er ſich die Augen reibt — Aufopferung für das Ganze, freie Selbſtbeſtimmung in den öffentlichen Angelegenheiten mögen unſere Loſung ſein und bleiben.“ (Ebend.) —

In der „guten Sache der Freiheit“ iſt auseinandergeſetzt worden, daß die Kritik die Löſung der Aufgaben iſt, mit denen ſich die Facultäten bis jetzt erfolglos beſchäftigt haben, daß ſie das Geheimniß der Facultätswiſſenſchaften löſt und im Laufe der Colliſion, die ſie herbeigeführt hat, von den Facultäten ausgeſchieden werden mußte.

Die Ergänzung zu dieſem Ereigniß iſt als ein platter Faſtnachtsſpaß bald nachgefolgt. Es war etwas zu bekannt geworden, — Herr Hinrichs hatte ſogar ſeine Reden drucken laſſen — wie man ſich innerhalb der Facultäten über die Intereſſen der neueren Zeit ausſpricht und wie weit man dieſelben zu würdigen verſteht: man bekommt die Weiſung, ſich nicht zu ſehr bloß zu ſtellen: was thun darauf die Facultäten? Sie machen die bedrohte Schwäche und Unfähigkeit zu ihrer eigenen Sache. Daß ſie es ſo machen müſſen, hat ihnen die Kritik vorher geſagt.

VII.

Beraud über die Freudenmädchen.

Gegen Ende der dreißiger Jahre, bald nachdem Parent Duchatelet die Proſtitution von Paris von mediciniſchem Standpunkte aus beleuchtet hatte, gab Beraud ein Buch heraus: „les filles publiques de Paris et la police, qui les régit. Par F. F. A. Béraud, excommissaire de police de Paris, chargé specialement du service actif de l'attribution des moeurs; précédées d'une notice historique sur la Prostitution chez les divers peuples de la terre, par M. A. M. membre de plusieurs sociétés savantes.“ Zwei Theile.

Warum wir das Buch jetzt beſprechen? Nicht um jener Modenarrheit willen — die jetzt ſo ziemlich ihre Epoche gehabt hat, — welche auf eine Zeit lang den Glace-Handſchuh parfümirter Damen mit der ſchmutzigen Hand des Freudenmädchens in Berührung brachte, nicht jenes anatomiſchen Intereſſes wegen, welches der fein gewachſene Civiliſirte eine Zeit lang

Digitized by Google

an der Mißgeburt nimmt, auch nicht um jener Weiber selber willen, deren Körper zu Gelderwerb-Maschinen geworden sind; nicht der interessanten Facta wegen, welche Beraud mittheilt und welche bei aller schiefen Auffassung doch einen Blick in die Organisation der Gesellschaft thun lassen. Wer Facta haben, wer Erfahrungen machen will, der braucht sie nicht aus Büchern zu nehmen: ist es ihm ernst um die Gesellschaft, so lege er auf einige Zeit die Schaam der Civilisation bei Seite, welche am liebsten die Existenz der Verworfenheit ignoriren möchte und es höchstens zu einem Naserümpfen, zur Verachtung, zum Abscheu bringt: er begebe sich zu jenen Weibern, er studire ihr Leben, ihren Charakter, ihre Ansichten. Ihr könnt in Berlin Erfahrungen genug machen: Ihr könnt jene zarten Wesen beobachten, die so sittsam, so sylphengleich über die Straße dahergleiten und euch höchstens durch einen frivolen, verführerischen Blick ihr Gewerbe ahnen lassen, bis zu jenen schmutzigen geschminkten Dirnen, die euch gleich mit einer Obscönität in die Arme fallen. Seid ihr aber zu civilisirt, um selber diese Erfahrungen zu machen, gut, so seid ihr auch kaum werth, daß man euch eigene Erfahrungen vortrage, ihr würdet sie doch nicht verstehen, nicht zu würdigen wissen.

Es kommt mir vor Allem auf den Standpunkt an, aus dem Beraud die Stellung der Freudenmädchen zur Gesellschaft auffaßt und auf Abänderung der Hurenverhältnisse dringt: ich will euch seine leitenden Ansichten in wörtlicher Uebersetzung geben: ihr werdet euch in vielen Phrasen wiedererkennen.

„Möge man in dieser Schrift die Ansichten eines Ehrenmannes anerkennen, das ist all mein Ehrgeiz. In der That, die Lockung zur Ausschweifung vernichten, indem man sie, so viel wie möglich, aus offener Straße verbannt; die Hurerei in Grenzen zurückdrängen, daß sie die Schaamhaftigkeit nicht empöre; die verderblichen Folgen dieser fressenden Gesellschaftswunde schwächen: das ist der beständige Wunsch meines Herzens, das ist der Zweck meines Buches."

M. A. M., das Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, welches dem Buche Berauds eine historische Einleitung gegeben hat, fängt mit Erschaffung der Welt an: „die Hurerei, sagt er, steigt bis zum Anfang der Welt hinauf."

Was er eigentlich unter „Prostitution" verstehe, sagt uns dieser „Geschichtschreiber nicht: so viel scheint aus seiner Darstellung hervorzugehen, daß er jeden eines fremden Zweckes oder eines fremden Antriebes wegen unternommenen Beischlaf Hurerei nennt; so rechnet er denn auch die Unzucht, welche im Namen der Göttin Succoth-Benoth an den Thüren Babylonischer Tempel getrieben wurde, zur Prostitution.

Das ganze alte Testament bietet unserm Historiker Beispiele von Prostitution: David, Ammon, Salomon, Absalon, Esther u. s. w., sie alle spielen in seiner „Geschichte" eine Rolle.

Indem er nach Europa übergeht, sagt er: „die Hurerei war in Europa bald gestattet, bald begünstigt, verboten oder geduldet; und sie hat sich bei allen Fortschritten der Civilisation, ungeachtet der strengsten Polizeimaßregeln erhalten, ja vielleicht in ihrem Wachsthum vermehrt; sie erschien immer als ein nothwendiges Uebel und als Tugendhort für honette Frauen."

In Bezug auf die jetzige Pariser Prostitution sagt er: „die zu Paris geborenen Freudenmädchen sind fast alle aus der Classe der Arbeiter: ein Viertel derselben besteht aus natürlichen, ein Theil aus ausgesetzten Kindern. Fast alle haben unordentlich gelebt,

Digitized by Google

ehe sie sich bei der Polizei einschreiben ließen; die Faulheit und Putzsucht sind die bedeutendsten Ursachen ihres unordentlichen Lebens: sie wollen sich doch auch einmal ein vergnügtes Leben verschaffen. Indessen ist das Elend auch eine der wirksamsten Triebfedern der Prostitution. Eine große Menge Mädchen, verlassen von ihren Familien, ohne Verwandte noch Freunde, muß sich prostituiren, um nicht Hungers zu sterben. Parent Duchatelet erzählt von Einer, welche drei Tage gehungert hatte, ehe sie den verzweifelten Entschluß faßte, sich als Freudenmädchen einschreiben zu lassen. Auch giebt es in Paris junge Mädchen, welche, weil sie in ihrer täglichen Arbeit keine hinlänglichen Mittel finden, um ihre alten und schwachen Eltern zu ernähren, Abends das Gewerbe eines Freudenmädchens treiben und so das Fehlende ersetzen." Das hindert aber nicht, sie die verworfenste Menschenklasse zu nennen.

So viel von dem Geschichtschreiber der Prostitution: gehen wir jetzt zum Räsonnement Beraud's über.

Beraud spricht zuerst von der Arbeit Parent Duchatelets, welcher die Prostitution rein wissenschaftlich und medicinisch behandelt hatte. „Ich begreife nicht, sagt er, daß Parent Duchatelet eine Arbeit, welche durch die ehrenwerthesten Absichten eingegeben war, mit den Worten schließt: „„das Handwerk einer Hure ist also, die syphilitischen Krankheiten ausgenommen, an und für sich selber gar nicht ungesund."" Selbst wenn an dieser Vermuthung etwas Richtiges wäre, hätte er sie im Interesse der Moral verschweigen sollen." Was haben wir also von Beraud zu erwarten? Er wird uns manche Wahrheit aus Moral verschweigen, vom Standpunkte der Moral ausgehend und urtheilend wird er uns die Hurerei nur von ihrer unmoralischen, d. h. von ihrer abschreckenden Seite darstellen wollen; er wird auf sie selber als auf ein charakteristisches Factum, als auf einen Bestandtheil des Bestehenden nicht eingehen, nicht gründlich ihren Zusammenhang mit dem Bestehenden nachweisen können, er wird vielmehr der Moral ein Bild vorhalten, an dem sie sich ärgere, aber zugleich durch ihren Aerger erhebe. „Meine Arbeit wird eine Leuchtwarte sein, um den vernünftigen Theil der Gesellschaft aufzuklären und ihn vor den Klippen zu warnen, die ihn umringen. Ich muß es also den Familienvätern gar sehr ans Herz legen, mein Buch mit Andacht zu lesen, um sich selbst und die Personen, welche sie umgeben, richtig leiten zu können." „Es ist von vorzüglicher Wichtigkeit, daß meine Schrift in den Händen derjenigen sei, die durch ihren schwachen Charakter, ihre nervöse Organisation der Verführung ausgesetzt sind." Beraud stellt sein Buch und den Gegenstand von vornherein in Zusammenhang mit der Moral, aber er ist nicht fähig, die tiefere Beziehung zwischen Beiden zu entdecken.

Er geht noch weiter, er sagt: „die Regierung muß die Hurerei zum Schutze der sittenreinen Frauen dulden. Die Prostitution ist, trotz ihrer Immoralität, der Tugendhort für den größern Theil jenes Geschlechtes, das unserer Achtung und Ehrerbietung so würdig ist."

„Das Wort Hurerei schließt Alles in sich, was es an Verworfenheit im Vergessen seiner selbst giebt; das ist der niedrigste, verächtlichste Zustand, in den ein Mensch verfallen kann, in der That, Nichts unreineres, als ein Mädchen oder ein Weib, welches in der Gesellschaft von lauter Mustern von Anstand umgeben ist und doch, auf einmal ein heilsames Band zerreißend, sich so weit herabwürdigt, daß sie auf offener Straße die Vorübergehenden zur Ausschwei-

Digitized by Google

fung auffordert." Und dieſe extreme Unreinheit dient, wie Beraud „geſtehen muß," zum Tugendhorte der Sittenreinheit.

Indem nun Beraud zu den Anläſſen übergeht, durch welche junge Mädchen dahin getrieben werden, ſich ſelbſt preis zu geben, werden ihm dieſe „verworfenſten Geſchöpfe" mit einmal zu „Unglücklichen." Sein Gemüth erweicht ſich. „Die Unglücklichen! ſagt er, ſie kämpfen gegen die Nothwendigkeit, bis all' ihre Hilfsquellen erſchöpft ſind, dann bleiben ihnen nur zwei Auswege: der Selbſtmord oder die Proſtitution." Jene Verworfenheit iſt alſo eine ſehr unfreiwillige.

Im Anfange des dritten Kapitels giebt Beraud eine Schilderung derſelben: „das Freudenmädchen iſt, mit wenigen Ausnahmen, eine Mißgeburt: man kann bei ihr die Schönheit ihres Geſchlechtes finden, aber die Zartheit, die Feinheit deſſelben hat ſie eingebüßt. Ihre Sinne ſind durch Ausſchweifungen aller Art abgeſtumpft, ihr Charakter iſt durch das viehiſche Weſen der Männer, denen ſie ſich preisgiebt, verkränkelt. Ihre herausfordernde Sprache iſt von einer faſt blödſinnigen Zügelloſigkeit; ihr Herz iſt ohne Liebe, ſie ſpielt die Leidenſchaftliche, ohne das geringſte Verlangen zu empfinden, und ihr ganzes Benehmen iſt eine Lüge. Eine bloß ausſchweifende Frau iſt dem Freudenmädchen weit vorzuziehen, denn die erſtere hat doch wenigſtens eine wirkliche, wenn auch nur thieriſche Empfindung."

„Die prächtigſten Freudenmädchen ſind die Courtiſanen: das ſind diejenigen, deren leichter Tilbury oder eleganter Landauer den Ehrenmann zu Fuße mit Koth beſpritzt; diejenigen, welche unſeren ſittſamen Gattinnen und Töchtern ein Aergerniß geben, welche nur zu oft ſo vielen Häuptern ehrenwerther Familien den Untergang bereiten und die Ehre rauben."

„Die Courtiſanen kann man mit jenen Meteoren vergleichen, welche nur einen Augenblick glänzen. Nicht ſelten ſieht man ſie, die am Morgen ſo ſchön waren, am Mittag ihres Lebens in den Gelagen der Ausſchweifung, bis ſie dann an die Ecke einer Straße hinabſteigen, um ſich allen Schamloſigkeiten der Proſtitution hinzugeben.

„Dieſer allmälige Verfall iſt unvermeidlich — und das iſt recht, denn das Glück, in dem ſich die galante Frau berauſcht, die Vergnügungen, von denen ſie umgeben iſt, und die Verehrung, deren Ziel ſie iſt, würden für das Geſchlecht im Allgemeinen ein zu gefährliches Beiſpiel ſein. Gott ſei Dank, der Triumph des Laſters iſt von kurzer Dauer, ſein Verfall iſt reißend, und es iſt unmöglich, den erſchrecklichen Folgen der Entſittlichung zu entgehen. Siehe da das Palladium der Sittlichkeit, ſelbſt in den verderbteſten Zeiten; die anſtändigen Frauen finden hierin zugleich ihren Troſt; ihre Tugend befeſtigt ſich durch die Achtung, die Rückſicht, die Liebe, welche ſie einflößen, und ſie können ohne Neid auf den ärgerlichen Triumph eines Augenblickes ſchauen, einen Triumph, der mit Elend und Ehrloſigkeit bezahlt wird."

Es giebt polizeilich eingeſchriebene, anerkannte, und nicht eingeſchriebene, heimliche Freudenmädchen in Paris. Die erſteren belaufen ſich auf viertauſend. Sie zerfallen wieder in einzelne Unterabtheilungen.

„Das Liebesmädchen bekommt von der Wirthſchaftshalterin kein baares Geld; ſie wird eben bekleidet und beköſtigt. Sie iſt auf Geſchenke angewieſen, daher macht ſie unglaubliche Anſtrengungen, um den Anträgen gewiſſer Männer zu genügen. Welche Quelle von Ekel! Auf welche Stufe der Entwürdigung muß ſie nicht hinabſteigen. Wie ſehr iſt ſchon der bloße Gedanke daran geeignet, junge Mädchen am Rande des Abgrundes anzuhalten."

Die zweite Claſſe der polizeilich eingeſchriebenen

Digitized by Google

Freudenmädchen sind die numerirten Mädchen. Diese zahlen der Wirthschaftshalterin eine gewisse Pension für Kleidung, Speisung, Wohnung: der Ueberschuß ihres Verdienstes gehört ihnen.

„Die Stellung des numerirten Mädchens kann weniger haltbar werden, als die der Liebes-Dirne, denn während die letztere ohne Beunruhigung lebt und sich nicht um ihre täglichen Bedürfnisse zu bekümmern braucht, ist die erstere in ewiger Angst um Broderwerb. Wie unglücklich ist sie, wenn sie für ihre Waare keine Käufer findet! Ihre Schulden wachsen und die Wirthin quält sie vom Morgen bis zum Abend. Kommt nun eine Krankheit, welche ihr ihre Frische raubt, welche ihre Reize, das einzige, worauf die Wirthin speculirte, zerstört: — augenblicklich wird das arme Schlachtopfer mit Schimpf und Schande weggejagt, ohne Kleidung, ohne einen Pfennig Geld allen Schrecken des Elends preisgeben, unwerth des Mitleids, auf das sie Anspruch hatte, so lange ihr Elend noch unbefleckt war."

Die dritte Klasse sind die Karten-Mädchen. Sie sind frei, erhalten polizeilich eine Karte, damit man sie controlliren und wissen könne, ob sie sich regelmäßig zur ärztlichen Untersuchung stellen. Einige derselben wohnen für sich, andere, meist Arbeiterinnen und Töchter von Arbeitern, wohnen bei ihren Aeltern, noch andere wohnen in Hotels garnis. „Und in dieser Classe finden sich jene Elenden, welche von einem menschlichen Geschöpf nur noch die abgenutzte und ekelhafte Hülle haben und das scheußlichste Bild darstellen, welches nur die Natur in ihrer frühzeitigen Entwürdigung und frühreifen Gesunkenheit bieten kann."

Eine anständigere Sorte der Karten-Mädchen sind die Parthieen-Mädchen. „Auch ihr Leben besteht aus einer ununterbrochenen Reihe von Unordnungen; von ihren Herrinnen werden sie gequält, von vielen Männern schlecht behandelt. Entehrende Krankheiten treffen sie; ihre Reize verschwinden in kurzer Zeit; sie sind den empörendsten Demüthigungen ausgesetzt und sie stürzen unaufhaltsam in den Abgrund der Prostitution, so daß ihre Jugend sie meistentheils noch auf öffentlicher Straße, auf der letzten Stufe der Entehrung überrascht." — —

„Die Zwischenträgerin ist die Unterhändlerin der Prostitution. Die, welche diese ehrlose Rolle spielt, ist tausendmal schuldiger, als das Freudenmädchen. Ohne ihre Versprechungen, ihre mit tausend Lügen gezierten Süßigkeiten — wie viele jener Unglücklichen würden eine anständige Stellung in der Gesellschaft einnehmen und in der Liebe ihrer Angehörigen, in der allgemeinen Achtung glücklich sein.

„Aber wie sich der ausgefeimten Schulkniffe einer Kupplerin erwehren? Ihre Listen wiederholen sich unter so verschiedenen Gestalten, daß es einer felsenfesten Tugend bedürfte, um ihren unermüdlichen Angriffen Widerstand leisten zu können." — —

„Doch wohlan! höret noch von einer andern Hure, welche, selbst in ihrer Sphäre der Schamlosigkeit in den niedrigsten Grad der Verworfenheit verfallen ist. Elendig, schmutzig, würde sie einen Ekel zum Erbrechen erregen, wenn man sie beim fahlsten Lampenschein sähe; daher sucht sie immer die Finsterniß, und wie die Vögel der Nacht hält sie sich nur an den dunkelsten, einsamsten Orten auf. Hinter Schutt- und Steinhaufen, hinter verfallenen Häusern paßt sie auf den Mann, den der Zufall ihr in den Weg führt. Einige von diesen Geschöpfen sind über sechzig Jahre. Griff ich bei meinen nächtlichen Wanderungen solche Weiber auf, so kam mir oft genug der Zweifel, ob diese Wesen dem Menschengeschlechte angehörten, so sehr hatte die Sittenlosigkeit ihre Orga-

Digitized by Google

niſation außer Rand und Band gebracht. Ich kann nicht begreifen, wie Männer, junge Leute, ſchön und von Geſundheit ſtrotzend, ſo häßliche, fahle, ſtinkende Geſchöpfe in ihren Arm drücken können."

Eine andere Claſſe der Freudenmädchen „auf niedrigſter Stufe" ſind die Soldatenmädchen. „Das ſind gewöhnlich mehrmals weggejagte Domeſtiken, welche ihrer Verrufenheit wegen keine Stelle mehr finden. Oder es ſind Dirnen, die in den Garniſonen von Soldaten verführt, ihrem Geliebten nach Paris folgten, hier verlaſſen wurden und nichts weiter anzufangen wiſſen, als ſich preiszugeben."

„Die Barrierenmädchen, welche man nur ſelten im Innern von Paris trifft, weil ſie ſich nur in den Vorſtädten herumtreiben, befaſſen ſich mit der unnobelſten Menſchenklaſſe und befinden ſich ſtets in einem Zuſtande viehiſcher Betrunkenheit. Sie haben nicht, wohin ſie ihr Haupt legen ſollen, im Sommer ſchlafen ſie auf den Feldern, im Winter in den Steinbrüchen in der Nähe von Paris."

Es giebt aber noch andere Barrierenmädchen, gewöhnlich fünfundzwanzig bis dreißig Jahre alt, welche, anſtändig gekleidet, beſcheidener Haltung, oft ein Buch in der Hand vor den Thoren der Stadt auf und nieder wandeln. Bei ihnen findet man keine unanſtändige Gebärde, keine Lockung, manchmal ſogar geiſtreiche Unterhaltuug. „Ich bin der Anſicht, daß die Polizei dieſe im Vergleich zu den anderen Freudenmädchen ſo ſeltenen Frauen im Intereſſe der öffentlichen Sicherheit und Geſundheit mehr, als ſie es thut, gegen die Rohheit betrunkener Wüſtlinge ſchützen ſollte. Dieſe Frauen leben gewöhnlich im Schooße ihrer Familie, welche Nichts davon ahnt, daß ſie auf der Polizei eingeſchrieben ſind. Mangel an Arbeit, Faulheit oder Vernachläſſigung von Seiten ihres erſten Geliebten, das ſind die gewöhnlichen Gründe für die Art der Preisgebung, in der ſie leben: aus Furcht, von ihren Bekannten oder Verwandten beobachtet zu werden, üben ſie ihr Geſchäft vor dem Thore."

Viele Freudenmädchen verbinden mit ihrem Geſchäfte noch das des Diebſtahls, worin ſie von ihren Liebhabern, die man mit dem Namen Marlou „gebrandmarkt" hat, unterſtützt werden. „Der Marlou hat gewöhnlich angenehme Manieren; er iſt bei ſeinen blutigen Unternehmungen von kalter Wildheit. Seine Seele iſt feig, verweichlicht, ſein Wille aber iſt eiſern bei Ausübung eines Verbrechens. Warum iſt ein Menſch von einem ſolchen Aeußern, deſſen Anlagen, von Kindheit an wohl gezogen, vielleicht den Stolz ſeiner Familie gemacht hätten, zum verdorbenſten Subject, zum gefährlichſten Verbrecher herabgeſunken? Weil ſeine Jugend von böſen Rathſchlägen, von böſen Beiſpielen umgeben war: dann von der Zeit an, wo die Leidenſchaften zu keimen beginnen, ſich ſelbſt überlaſſen, hat er ſich einer unſittlichen Lebensart, laſterhaften Verbindungen ergeben und iſt endlich der Verblendung des Spieles, der Lockung der Ausſchweifung erlegen."

Wir haben jetzt die verſchiedenen moraliſirenden und charakteriſirenden Betrachtungen Berands angehört: ſeine Moral hat in ſuperlativen und excentriſchen Worten, Redensarten, Beſchreibungen ſich ſtark gefühlt; mit einem Male wird ſie wieder ſo ſchwach, daß ſie von der Nothwendigkeit der Freudenhäuſer ſpricht. „Die Freudenhäuſer," ſagt Berand, „werden von Damen, die freilich wenig achtbar ſind, geleitet; aber da die Hurerei ein unheilbares Uebel iſt, der menſchlichen Natur innewohnend; da dies Uebel ſogar nach dem Geſtändniß der unnachgiebigſten Caſuiſten ein nothwendiges iſt, ſo muß, wie mir ſcheint, die Regierung jene Damen gegen den Unfug einer verdorbenen und brutalen Jugend ſchützen."

Digitized by Google

Und wie ſehen dieſe Wirthſchaftshalterinnen, „welche die Polizei ſchützen muß," nach Berauds eigener Beſchreibung aus? „Um die Zahl der Freudenmädchen voll zu erhalten und dieſe ſo friſch wie möglich zu haben, ſehen ſich die Wirthſchaftshalterinnen gezwungen, oft mit ach! nur zu viel Erfolg unter jungen Töchtern zu recrutiren, welche ſie durch die ſchönſten Verſprechen täuſchen und welche ſie mit Hilfe ihrer abſcheulichen Kupplerinnen zur Ausſchweifung verleiten. Unglücklich iſt das junge unerfahrene Mädchen, welche ſich durch den Köder der Coquetterie und Leckerhaftigkeit fangen, unglücklich vor allem, welche ſich durch den Traum der Freude und der Vergnügungen verführen läßt! Im Schooße der Ausſchweifung iſt alle Freude Lüge, aller Genuß Schmerz. Das Uebermaaß verekelt Alles. Und damit ein junges Mädchen, in den Schlingen der Preisgebung gefangen, nicht bald das unglücklichſte aller Geſchöpfe ſei, muß ſie den Verſtand verlieren, und dann fühlt ſie ihr Unglück nicht mehr; oder ſie erliegt dem Kummer, den Rohheiten, den Qualen, vor denen ſie durch Nichts geſchützt iſt und ein früher Tod rettet ſie aus einem abſcheulichen Daſein." — —

„Meine Erfahrung hat mich, indem ſie mir das Uebel enthüllte, vermocht, das Heilmittel zu ſuchen. Ich glaube es gefunden zu haben, und ich will es heut als Mann, der ſeinen Nächſten liebt und ſeinem Vaterlande ergeben iſt, veröffentlichen."

Dieſes Mittel beſteht darin, daß man die geheime Hurerei unterdrückt, ſie zu einer öffentlichen, d. h. der polizeilichen Beaufſichtigung unterworfenen macht, die Freudenmädchen ſelber aber, nebſt ihrem Gewerbe, von der Straße verbannt. Hiermit glaubt Beraud ohne Zweifel die Bedingungen erfüllt zu haben, welche er ſelbſt auf folgende Weiſe ſtellt: „man muß den Finger in die Wunde legen, muß ſie bis auf den Grund ſondiren, muß ſie den Blicken Aller ausſetzen, um das Abſchreckende an ihr, das Fürchterliche in ihren Reſultaten zu zeigen."

Hier noch einige von Berauds Reformvorſchlägen: man darf mit Conceſſionen zu Freudenhäuſern nicht zu ängſtlich zurückhalten, dadurch wird nämlich die polizeiliche Beaufſichtigung bequemer: man darf Niemandem geſtatten, die Polizeiacten einzuſehen, ſo werden ſogenannte anſtändige Mädchen weniger durch Scham zurückgehalten, ſich einſchreiben zu laſſen. Auch darf man die Freudenmädchen nicht zwingen, ſich an hellem lichtem Tage zu gewiſſen Stunden auf der Polizei wegen ihrer ärztlichen Unterſuchung zu ſtellen, man muß ſie in ihrer Behauſung inſpiciren. „Die tägliche Erfahrung lehrt uns, daß ſelbſt das im Dienſt ergraute Freudenmädchen, das alle Scham verloren hat, immer noch eine fühlende reizbare Faſer behält, welche ſie gegen jenen Muß-Beſuch rebelliſch macht, ſo daß ſie ihm unter jedem Vorwande zu entgehen trachtet." „Der gegenwärtige Zuſtand der Dinge iſt eine Abirrung, eine Monſtruoſität, welche eine Verwaltung, die die Moral ſchützen will, abſchaffen muß." Und wie? Indem ſie die Mediciner in die Freudenhäuſer ſchickt. —

Beraud berechnet, daß die Zahl der nicht eingeſchriebenen Freudenmädchen von Paris die der eingeſchriebenen um das Doppelte überſteigt: man könnte alſo ungefähr achttauſend heimliche Huren in der Hauptſtadt Frankreichs rechnen. Eins dieſer Mädchen, die durch Berauds Agenten arretirt waren, zählte kaum zehn Sommer; mehrere waren dreizehn bis vierzehn Jahre alt; viele funfzehn bis ſiebzehn Jahre, von zwei Schweſtern war die eine ſechzehn, die andere neunzehn Jahre alt: eine Stumme ſtand in ihrem funfzehnten Jahre; ein Mädchen von dreizehn und eins von vierzehn Jahren wurden zum dritten Male

Digitized by Google

arretirt; drei waren fünfundfunfzig, vier achtundfunfzig, zwei neunundfunfzig, zwei zweiundsechzig, ein Mädchen endlich war dreiundsechzig und eins fünfundsechzig Jahre alt.

Die Zahl der heimlichen Freudenmädchen wächst oder vermindert sich mit den Jahreszeiten. „Zu Neujahr, an gewissen Festen, an Namenstagen wollen die jungen Mädchen Geschenke machen, schöne Blumensträuße darreichen; sie wollen selber ein neues Kleid, einen Modehut, und da sie kein Geld haben, geben sie sich auf einige Tage Preis. Man ladet ein Fräulein zu Gevatter, da sind Ausgaben nöthig, die Börse ist leer und man giebt sich Preis, blos um neben dem Herrn Gevatter anständig einhergehen und bei der religiösen Ceremonie eine „achtbare" Figur spielen zu können. Eine andere ist zur Hochzeit eingeladen, sie will auf dem Ball elegant erscheinen, die Prostitution deckt die Kosten ihrer Toilette." — —

„Das Strafsystem in Bezug auf die Freudenmädchen hat seit ungefähr zehn Jahren bedeutende Verbesserungen erfahren. Diese Verbesserungen waren um so dringender, als die Menschlichkeit oder besser gesagt, die Gerechtigkeit sie zu Gunsten der unglücklichen Mädchen forderte, die, wenn sie gestraft wurden, außerhalb des gemeinen Gesetzes standen. Wenn, wie ich nachher beweisen werde, die Willkür bei Behandlung der Freudenmädchen unvermeidlich ist, wenn sie sogar gegen Wesen, die sich, so zu sagen, in einem Zustande unheilbarer Verworfenheit befinden, nothwendig ist, so ist es auch gerecht, daß die Obrigkeiten, beauftragt, die Achtung für die öffentliche Sittlichkeit und Sicherheit aufrecht zu erhalten, alle möglichen Maßregeln ergreifen, damit die willkürlich auferlegten Strafen, indem sie die im allgemeinen Interesse erzielten Resultate haben, zugleich der Zukunft derjenigen nutzen, die durch sie getroffen werden."

Früher erhielten „jene Unglücklichen" den Staupbesen, wurden geschlagen, geschoren, gezeichnet und in verpestete Löcher gesteckt, welche man mit dem Namen Besserungsanstalten beehrte. Die Sittlichkeit der damaligen Zeiten war grausam, intolerant, consequent: jeder Mensch, der nicht für sie war, war wider sie und verdiente nicht mehr als Mensch geachtet, behandelt, bemitleidet zu werden. Diese Sittlichkeit hatte ihre lettres de cachet, wie der souveräne Fürst, sie war aristokratischer, als irgend ein Marquis, war religiöser als der Papst. Heut sind die Freudenmädchen in den Gefängnissen gesund einquartirt, haben jede ein Bett und gute Kost.

„So viel bleibt gewiß, daß die Freudenmädchen einem exceptionellen, willkürlichen Strafsystem unterworfen bleiben müssen. Ist doch das Freudenmädchen ein apartes Wesen in der Gesellschaft, sie hat mit Willen das Band mit ihr zerrissen, indem sie alle gediegenen Principien, alle Formen der Ehre mit Füßen trat, um in einer verderbten Atmosphäre zu leben, von der aus sich verpestende, tödtliche Dünste über die ganze Bevölkerung verbreiten. Ihre Sitten sind nicht unsere Sitten, es wäre ein öffentliches Aergerniß, wenn das Freudenmädchen in Mitten ehrbarer Frauen Platz nehmen wollte, die Freudenmädchen müssen daher, um nicht zu sagen als weibliche Heloten, doch als Wesen außerhalb der Gesellschaft behandelt werden."

Man nehme einmal an, ein Freudenmädchen wäre bei der Aufforderung zur Ausschweifung auf offener Straße ertappt, arretirt worden, und sie würde vor einen öffentlichen, ordentlichen Gerichtshof geführt. Advocaten würden sich nicht scheuen, solchen Clientinnen ihr Wort zu leihen; Entlastungszeugen würden gehört werden, und was für welche! Unterhalter, Marlous; ein verderblicher Conflict würde zwischen

Digitized by Google

den Berichten der Polizei und den Aussagen der Zeugen entstehen; die Verläumdung würde sich gegen die Agenten der Polizei richten u. s. w. die Angeklagte würde freigesprochen werden."

Beraud gesteht also ein, daß es in der sittlichen Gesellschaft eine ganze Klasse von Wesen giebt, welche die Gesellschaft mit ihrer Sittlichkeit, mit ihren Gesetzen, mit ihren Einrichtungen nicht zu umfassen vermag. Was folgert er daraus? Nichts gegen diese Gesellschaft, denn sie ist absolut, sondern: nun, man soll eben diese Wesen lassen, wo sie und was sie sind; „haben sie sich doch selber außerhalb der Gesellschaft gestellt."

Beraud kommt im dritten Capitel des zweiten Theils auf die Syphilis zu sprechen. Beschränkte sich, meint er, diese Krankheit nur auf jene verworfenen Wesen, in denen sie ihren Ursprung und ihre Fortpflanzung findet, dann würde ich vielleicht nicht so sehr darauf dringen, für sie ein Radicalmittel zu suchen, aber man bedenke doch auch, daß sich ihre verderblichen Folgen auf unschuldige Ehefrauen, auf Kinder, auf ganze Generationen erstrecken.

Beraud beschränkt sich bei seinen menschenfreundlichen Reformabsichten nicht auf Vorschläge im Einzelnen, er hat auch ein General-Reglement für die Freudenmädchen entworfen; die hauptsächlichsten Punkte darin sind folgende: Es ist den Freudenmädchen ausdrücklich verboten, sich in den Straßen und an öffentlichen Orten zu zeigen, um hier direct oder indirect zur Ausschweifung anzuregen. Sie können sich nur in den polizeilich geduldeten Freudenhäusern oder in ihrer eigenen Wohnung preisgeben. Die Freudenmädchen, welche nicht in jenen Häusern wohnen, müssen sich einfach gekleidet dorthin begeben, indem sie sich auf dem Wege jeder Unanständigkeit, jedes Aufenthalts, jeder Promenade, jeder Aufforderung enthalten. Sie dürfen an ein und demselben Abende sich nicht von einem Freudenhaus in das andere begeben. Die Zahl der Freudenhäuser in Paris erleidet keine Beschränkung. Jedes Mädchen, welches sich freiwillig stellt, oder sich von einer Wirthschaftshalterin stellen läßt, um in den Registern der Polizei eingetragen zu werden, wird angenommen, sein Alter und seine sonstigen Umstände mögen sein, wie sie wollen u. s. w.

So weit Beraud: er hat der polizeilichen Moral einen Ausdruck gegeben, die sich nicht berufen fühlt, ein Uebel in der Gliederung des Ganzen zu entdecken, sondern sich damit begnügt, dasselbe zurückzudrängen und so viel wie möglich den Blicken anständiger Personen zu verhüllen.

Ich schließe mit der Uebersetzung eines historisch merkwürdigen Actenstückes, das sowohl an sich für den Historiker und für den, der die Gesellschaft aus dem Grunde kennen lernen will, wichtig ist, als auch, als Gegensatz, eine Ergänzung zu Berauds Werke ist. Im Jahre 1830 nämlich, als der Polizeipräfect von Paris, Mangin, eine Ordonnanz erlassen hatte, durch welche die Freudenmädchen von der öffentlichen Straße verbannt wurden, gaben die Marlous eine Broschüre heraus, in welcher sie gegen diese Ordonnanz „im Interesse des gemeinen Wohles und der gemeinen Sicherheit" protestirten.

Diese Broschüre führt folgenden Titel: „Funfzigtausend Diebe mehr in Paris, oder Einspruch der alten Marlous der Hauptstadt gegen die Ordonnanz des Herrn Polizeipräfecten, die Freudenmädchen betreffend: vom schönen Theodor Cancan. Motto: O habt mit uns Erbarmen, ich fasse Eure Knie, o hört das Flehn der Armen (Hernani, Act 5, Scene 4) Druck von David, Boulevard Poissonniere, Nro. 4."

„Funfzigtausend Diebe mehr in Paris! Auf Un-

Digitized by Google

ehrenwort, Herr Präfect, Sie haben da ein schön Stück Arbeit gemacht, und ich fürchte, Sie werden sie bald zu bereuen haben; denn Sie haben den Dieben, den Gaunern, den Gaudieben, den Vagabonden u. s. w., welche die schönste Hauptstadt der Welt verpesten, eine brave Verstärkung zugeführt; und wenn ich sage, funfzigtausend Diebe mehr, so bin ich gewaltig überzeugt, daß ich noch sehr mäßig bin.

„Ich hätte eigentlich mit der Auseinandersetzung anfangen sollen, was denn ein Marlou sei; denn Sie wissen's vielleicht nicht; aber falls man es Ihnen schon auseinandergesetzt haben sollte, wird es hier nicht unnütz sein, es noch einmal aus Rücksicht auf die gute Sitte zu sagen; denn ich hoffe, daß noch Andere als Sie diesen Einspruch lesen werden, und wenn Herr von Jouy davon unterrichtet gewesen wäre, so hätte er in seinem „Eremiten der Chaussee d'Antin" gewiß davon gesprochen.

„Ein Marlou, Herr Präfect, ist ein schöner, junger Mann, kräftig, solide, der sich gut trägt und benimmt, tanzt die Cachucha und den Cancan mit Eleganz, ist liebenswürdig bei den Mädchen, welche sich dem Dienst der Venus geweiht haben, schützt sie bei drohender Gefahr, behandelt sie mit Achtung und weiß sie zu zwingen, sich anständig zu benehmen, ja anständig, das werd' ich beweisen. Sie sehen also, daß ein Marlou ein moralisches, der Gesellschaft nützliches Wesen ist, und Sie wollen uns dahin bringen, eine Pest derselben zu werden, indem sie unsere Freundinnen zwingen, ihr Gewerbe auf das Innere ihrer Häuser zu beschränken?

„Wie diese Damen noch frei ausgehen, dem dummen Engländer zulächeln, den robusten Deutschen anreizen, den schwarzbraunen Portugiesen verführen, endlich den Spanier, den Amerikaner anlocken durften, da war Geld vollauf in der Wirthschaft, uns Marlous fehlte es an Nichts und Ihre Agenten haben mich ohne Zweifel diesen Winter in meinem Mantel à la Quiroga und in meinem grauen Hute gesehen. Aber was soll mit Ihrer Ordonanz aus uns werden? Ich weiß es nicht, denn wir hatten unsere Beschäftigungen. Das Geld, das uns unsere Damen gaben, um uns von sich fern zu halten, damit wir sie nicht in ihren Abentheuerchen störten, wir brachten es jeden Abend nach unserem Gelüst, nach unseren Gewohnheiten durch. Carl ging zu Constant, in die Tabagie in der Straße Favart und las seine Zeitung, denn man kann Marlou sein und doch die Neuigkeiten lieben; August ging um Karte zu spielen und seine Cigarre zu rauchen; Ernst machte sein Piket beim Weinhändler an der Ecke; Adolph ging umsonst ins Theater, Gustav kaufte einen „Lavabe" für die Varietes.

„Sie wissen vielleicht nicht, was das heißt. Wohlan denn, ich, so sehr ich Marlou bin, will es Ihnen erklären; denn ein Präfect muß Alles wissen.

„Ich muß Ihnen sagen, daß, wenn die Herren Autoren ein Stück aufführen lassen, sie nicht das Urtheil des zahlenden Publicums abwarten, sondern das Parterre auf folgende Weise anfüllen: sie geben Herrn Sauton — da stelle ich Ihnen gleich einen alten Marlou vor, einen Schuft von der Tanzgesellschaft der Straße des Marais und des Sommer-Vauxhalls — Sie geben also dem Herrn Sauton hundert oder zweihundert Billets. Er, der ein schlauer Fuchs ist, vertheilt ein Schock davon umsonst: dafür muß man klatschen, weinen, stampfen: und so ein Hundert Lavaben, das heißt, man giebt dafür ein Paar Groschen .....

„Alexander, welcher leidenschaftlich tanzt, ging regelmäßig alle Sonntage, Montage und Donnerstage auf die Bälle in Paris und die andern Tage auf die

Digitized by Google

Bälle extra muros. Glauben Sie nicht etwa, daß ich Latein verſtehe; nein wahrhaftig, ich habe nichts gelernt und das kann man an meinem Stil ſehen, aber wir haben unter uns Brüdern einen jungen Menſchen, der den Rechtscurſus gemacht hat, und der hat mir geſagt, was das heißen ſoll.....

„Paul, Supernumerarius bei dem Verwaltungsſache, könnte der exiſtiren und ſich anſtändig kleiden, wenn Sie derjenigen, die ihn unterhält, die Erwerbsquelle abſchneiden?

„Hippolyt, Ex-Sapeur-Pompier, der Nichts weiter gelernt und den die Nothwendigkeit zum Marlou gemacht hat, ſoll der noch mit dreißig Jahren in die Lehre gehen?

„Achilles, Alcide, Alphons, Camill, Emil, Eugen, Lucian, Philipp, Rudolph, Theodor und tauſend Andere, deren Namen ich Ihnen nennen könnte, werden ſie, nachdem ſie in einer Art Luxus gelebt, im Elende leben können? Nein, gewiß nicht. Der Hilfe jener Damen beraubt, werden ſie den Speiſewirth, den Schneider, den Schuſter, den Hutmacher bezahlen können? Wie vielen Handwerkern bereiten ſie einen beträchtlichen Verluſt!

„Sie ſehen alſo wohl, Herr Präfect, daß ich und alle meine Mitbrüder durch Ihre Ordonnanz in Bedrängniß und Kümmerniß gerathen ſind und daß ich nicht übertreibe, wenn ich ſage, daß Sie funfzigtauſend Diebe mehr machen werden. Was ſollen wir anfangen, um zu leben? Stehlen!... um uns Kleider zu verſchaffen? Stehlen!... um ſelbſt einem natürlichen Bedürfniß zu genügen? Stehlen!... da haben Sie alſo eine Claſſe von Menſchen, welche ſeit undenklicher Zeit ſich durch gute Haltung, muſterhaftes Benehmen, durch die Dienſte, welche ſie der Geſellſchaft leiſtete, auszeichnete, und welche jetzt in die peinliche Nothwendigkeit verſetzt iſt, zu ſtehlen, zu gaunern, zu taſchendieben, ja zu morden, wenn Noth am Mann iſt. O großer Gott!

„Wir ſind nicht ehrgeizig, auf Ehre! Wir wollen keine Häuſer kaufen, wir wollen nicht, wie Herr Jules Vidocq, ein prächtiges Landhaus erwerben, ein Cabriolet haben und von uns ſprechen machen, indem wir unſere Memoiren veröffentlichen. Wir wollen nur trinken, ſpielen, rauchen, leſen, in's Theater, auf Bälle und ſpazieren gehen, kurz von einem Tag in den andern leben und diejenigen glücklich machen, die ein unglückliches Geſchick der Proſtitution preisgegeben. Und da wir endlich nicht die Zahl derjenigen vermehren wollen, welche die Gefängniſſe und Galeeren überſchütten, Gnade! Herr Präfect! vernichten Sie durch eine neue Ordonnanz die Wirkung der erſten und Sie werden den ehrenwerthen Bürgern von Paris die Sicherheit wiedergeben, welche Sie Ihnen geraubt, indem Sie uns zwangen, wo anders und auf andere Weiſe Exiſtenzmittel zu ſuchen.".....

Berand macht hierbei nur folgende Bemerkung: „Welcher ehrenwerthe Mann ſollte nicht nach Leſung dieſer Zeilen über die Frechheit und Schamloſigkeit dieſer Schändlichen, der Schmach und des Schreckens der Geſellſchaft, empört ſein."

Wir fügen hinzu, daß die Empörung nicht derjenige Zuſtand iſt, in welchem eine geſellſchaftliche Frage gelöſt werden kann.

Digitized by Google

VIII.

Schlözer. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, von Adolf Bock. Hannover, 1844. Kius. 169 S.

Jede bedeutende Epoche der Geschichte hat ihre besondern Physiognomieen, einen Typus, der selbst in den Männern, die sonst verschiedenen Richtungen folgen, sich gleich bleibt. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts herrschte der Typus, den wir nach seinem Ausdruck, den er in einem königlichen Gesicht gefunden hat, den Typus Ludwig XIV. nennen können: die Physiognomie der gebieterischen Kraft, die in ihrer Sicherheit noch nicht erschüttert ist und ihre Härte und Verschlossenheit noch nicht verloren hat. Dieser Typus wiederholt sich nicht nur in dem Gesicht eines Wolf, Gottsched, Händel, Bach u. s. w., sondern überrascht uns auch in den Portraits der entschiedensten Bedienten, die jene Zeit aufzuweisen hatte.

Die großen, breiten und mächtigen Züge haben noch etwas Barbarisches, insofern sie eine Größe und Macht ankündigen, die keine innere Entwickelung hat, sich nicht detaillirt aussprechen kann und mit Einem Worte, mag dasselbe tausendmal wiederholt werden, Alles entscheiden will.

Die Aufklärung, die dem Zeitalter der königlichen Ludwigs-Physiognomie folgte, spannte die Muskeln, welche diese Colosse von Gesichtern zusammenhielten, etwas ab, die Züge wurden schlaffer, die Kraft, die mit Einem Blick zu siegen gewohnt war, wurde unsicher — des Ausdrucks der freien Menschlichkeit, der wahren Ruhe und Sicherheit waren aber die plötzlich abgewelkten Gesichter nicht fähig, so wenig wie die Aufklärung ihren Urhebern, Beschützern und Mündeln die Freiheit geben konnte. Aus dem Gesicht des großen Königs wurde das des kleinen Tyrannen, der Gebieter wurde vom Schulmeister abgelöst, an die Stelle des Scepters trat der Krückstock. Das eigenthümliche Gesicht der Aufklärung war fertig, als die Sicherheit der gebieterischen Kraft verschwunden war und der Geist der Herrschsucht, der sich noch erhalten hatte, die erschlafften Züge zusammenkniff.

Mit demselben zusammengekniffenen Gesichte ruft der Eine: „wollt ihr pariren!" der Andere: „wollt ihr vernünftig sein!" der Eine: „wollt ihr nicht raisonniren!" der Andere „Publicität muß sein!" Lauernd und zusammengekniffen ist das Wesen des Einen, der den Grad berechnet, bis zu welchem er die Aufklärung fortgehen lassen dürfe, ehe er für sein Vorrecht Gefahr zu befürchten hat; eben so unsicher und lauernd ist die Haltung der Andern, die von der Aufklärung ihrer Obern nicht genug Rühmens machen können und im Geheimen die Furcht nicht los werden können, daß es mit der Permission, aufgeklärt zu sein, doch einmal ein Ende haben könne.

Der Eine ist der Tyrann des Andern — beide sind aber nur kleine Tyrannen und die Einheit ihrer Gesinnung kam zum Schluß des achtzehnten Jahrhunderts an den Tag, als Frankreich der kleinen Tyrannei und dem Schulmeisterwesen ein Ende machte.

Das Portrait Schlözers, welches Herr Bock seinem Buche hat beifügen lassen, ist das einzig Treffende, was er dem Publikum über seinen Helden mitgetheilt hat. Wer von dem „Briefwechsel" und den „Staats-Anzeigen" auch nur dunkel gehört hat, wird beim Anblick dieses Portraits ausrufen: Ja, der war

Digitized by Google

den Grafen und Landgrafen, den Geheimen Räthen, den souveränen Hase's, den Domkapiteln ebenbürtig, der war Fleisch von ihrem Fleisch, Geist von ihrem Geist; dieser Tyrann, dieser Schulmeister mußte wie die Hannöverschen Geheimenräthe gegen Nordamerika räsonniren, wie die Landgrafen gegen Frankreich ausfallen.

Außer dem Portrait enthält vorliegendes Buch Nichts, was treffend genannt werden kann und zur Sache gehört. Es enthält so viel Bemerkungen und Excurse, daß für eine Darstellung Schlözers kein Platz übrig blieb; selbst wenn man es auf den sechsten Theil reduciren und alle unpassenden und matten Bemerkungen streichen wollte, so kommt immer noch kein Bild von Schlözer heraus. Welche Bedeutung der publicistische Tyrann der Landgrafen und Domcapitel für die Entwickelung und den Verfall der deutschen Zustände hatte, wie sich seine Feder zum Krückstock und Krummstab verhielt, daran wird nicht gedacht. Der Verfasser hatte viel zu viel anderweitige belehrende Bemerkungen zu machen, die unserer Zeit auf die Beine verhelfen sollten, als daß er seinen eigentlichen Gegenstand hätte kritisiren und darstellen können.

Ein Beispiel wird genug sein, um die Natur seiner Bemerkungen kennen zu lernen. Indem der Verfasser auf Schlözers „Vorbereitung zur Weltgeschichte für Kinder" zu sprechen kommt, läßt er sich mit vieler Breite (p. 41—44) darüber aus, was an der Einrichtung dieses Buches zu billigen und was an ihr in pädagogischer Hinsicht noch auszusetzen sei. Z. B.: „daß Schlözer die einfachen Erzählungen des Alten Testaments zum Grunde legt, ist nur zu billigen. Es schadet Nichts, wenn das Kind eigentlich nimmt, was wir später als Symbol ansehen: denn der Mensch muß die Entwickelungsepochen der Menschheit im Kleinen und in der Kürze durchmachen. Nur bleibt es auffällig, wie der Verfasser, der den Kindern schon mit höchst schwierigen Begriffen nahen zu dürfen glaubt, darin eine Erleichterung finden kann, daß er den Ausdruck noch aus der Ammenstube holt." So geht es mit derselben Ernsthaftigkeit noch vier Seiten fort. Da konnte der Verfasser natürlich nicht zur Sache und zur Einsicht kommen, daß die Kinder, für welche die Aufklärer des achtzehnten Jahrhunderts ihre Leitfaden und Elementaria schrieben, sie selber waren.

IX.

Proudhon.

Ich beginne meine Schilderung des Proudhonschen Standpunktes mit der Charasteristik seiner Schrift: „was ist das Eigenthum."

„Ich will, sagt er, kein System des Neuen geben: ich will Nichts, als die Abschaffung des Privilegiums, die Vernichtung der Sclaverei, die Gleichheit der Rechte, die Herrschaft der Gesetze. Gerechtigkeit, Nichts als Gerechtigkeit, das ist's, was ich meine; ich überlasse Anderen die Sorge, die Welt zu disciplíniren. —

Ich sagte zu mir eines Tages: Weshalb in der Gesellschaft so viel Schmerz und Elend? Soll der Mensch denn immer unglücklich sein? Und ohne mich bei den Auseinandersetzungen der Reformisten aufzuhalten, welche bald die Feigheit und Unerfahrenheit der Gewalt, bald die Verschwörer und Aufrührer, bald die allgemeine Dummheit und Verworfenheit wegen

Digitized by Google

der allgemeinen Noth anklagen; ermüdet durch die endlosen Kämpfe der Rednerbühne und der Presse, wollte ich selber die Sache ergründen. Ich befragte die Meister der Wissenschaft, ich las hundert Bände Philosophie, Rechtswissenschaft, Staatsökonomie und Geschichte. Und zuletzt sah ich ein, daß wir noch nie den Sinn der Worte: Gerechtigkeit, Billigkeit, Freiheit erfaßt haben, daß unsere Ideen über diese Gegenstände sich in der tiefsten Finsterniß befinden. —

Diese unsere bisherige Unkenntniß ist die einzige Ursach des Pauperismus, der uns verschlingt, und alles Unheils, von dem das Menschengeschlecht getroffen ward.

Unsere Kenntniß der moralischen Gesetze ist nicht von vornherein vollständig; so kann sie einige Zeit dem gesellschaftlichen Fortschritt genügen; auf die Länge aber wird sie uns einen falschen Weg führen und endlich in einen Abgrund von Unheil stürzen. Ist nun aber eine neue Erkenntniß nöthig geworden, so erhebt sich ein erbitterter Kampf zwischen den alten Vorurtheilen und der neuen Idee. Nihil motum ex antiquo probabile est, jede Neuerung ist tadelnswerth, rief Titus Livius. Aber wie! wenn der Mensch unwissend geboren, wenn es seine Bestimmung ist, sich schrittweise zu unterrichten, muß er nun das Licht verläugnen, seiner Vernunft abschwören und sich der Herrschaft der Umstände unterwerfen? Reform, Reform, schrieen Johannes der Täufer und Jesus Christus, Reform, Reform, riefen unsere Väter vor funfzig Jahren und wir werden noch lange Zeit rufen: Reform, Reform.

Zeuge der Schmerzen meines Jahrhunderts sprach ich zu mir: Unter den Principien, auf denen die Gesellschaft beruht, giebt es eins, welches sie nicht versteht, welches durch ihre Unwissenheit verderbt ist und alles Uebel verursacht. Und doch ehrt man dies Princip, doch will man es; denn sonst wäre es ohne Einfluß.

Dieses Princip nun, welches wahr ist seinem Wesen nach, falsch aber in unserer Art es aufzufassen, dieses Princip, so alt wie die Menschheit; welches ist es?

Fragen wir die Lehrer des Gesetzes, von dem man uns sagt, daß es in das Herz des Menschen gegraben sei, so finden wir bald, daß sie sich darüber streiten, ohne zu wissen, was es ist. Und bei dem Anblick dieses Durcheinander von Meinungen, welche sich widersprechen, werden wir sagen: „der Gegenstand unserer Untersuchungen ist das Gesetz, die Bestimmung des socialen Princips; nun sind die Politiker d. h. die Männer der socialen Wissenschaft, in vollständiger Unklarheit, in Irrthum befangen: wie aber jedem Irrthum eine Wirklichkeit zu Grunde liegt, so wird man in ihren Büchern die Wahrheit finden, die sie ohne ihr Wissen in die Welt gesetzt."

Wovon unterhalten sich nämlich die Rechtsgelehrten und die Publicisten? Von „Gerechtigkeit, Billigkeit, Freiheit," von „natürlichem Gesetz, bürgerlichen Gesetzen." Aber was ist die Gerechtigkeit, welches ist ihr Wesen, ihr Charakter, ihre Bedeutung? Auf diese Frage können uns unsere Lehrer offenbar nicht antworten.

Die Theologen sagen: alle Gerechtigkeit kommt von Gott. Das mag wahr sein, bringt uns in unserer Erkenntniß aber nicht weiter.

Versuchen wir, unserem Gegenstande etwas näher zu kommen.

Die Gerechtigkeit ist das Centralgestirn, welches die Gesellschaften lenkt, der Pol, um den sich die politische Welt dreht, das Princip und die Regel aller Verträge. Die Gerechtigkeit ist nicht eine Schöpfung des Gesetzes, vielmehr das Gesetz eine Bestimmung,

Digitized by Google

Anwendung des Gerechten. Wenn alſo die Idee, welche wir uns vom Gerechten und vom Recht machen, falſch iſt, ſo müſſen offenbar alle ſeine Anwendungen im Geſetz ſchlecht, alle unſere Einrichtungen fehlerhaft, unſere Politik irrthümlich ſein: ſo entſteht Unordnung und ſociales Leiden."

Dies ſucht Proudhon durch die Erfahrungen der Geſchichte zu beweiſen. „Es iſt achtzehnhundert Jahr her, da verzehrte ſich die Welt unter der Herrſchaft der Cäſaren in Sclaverei, Aberglauben und Weichlichkeit. Die Philoſophen ſahen das Ende des Reiches vorher; aber ſie wußten keinen Rath. Was konnten ſie auch erdenken? Um dieſe altersſchwache Geſellſchaft zu retten, bedurfte es eines Wechſels in den Gegenſtänden der Achtung und öffentlichen Verehrung, bedurfte es der Vernichtung der durch eine tauſendjährige Gerechtigkeit geheiligten Rechte. „Rom, ſagte man, hat durch ſeine Politik und ſeine Götter geſiegt, jede Reform im Cultus und öffentlichen Geiſte wäre Narrheit und Schändung. Rom war gnädig genug gegen die beſiegten Nationen, indem es ihnen das Leben ſchenkte: wollte es die Völker befreien, ſo würde es ſein Recht aufgeben." So hatte Rom das Factum und das Recht für ſich, der Götzendienſt, die Sclaverei, die Weichlichkeit bildeten die Grundlage der Inſtitutionen: daran rütteln hieß die Grundfeſten der Geſellſchaft erſchüttern, hieß, in die moderne Sprache überſetzt, den Abgrund der Revolutionen eröffnen.

Da erſchien „Wort Gottes." Er ging hin und verkündete überall, daß die Stunde der Geſellſchaft geſchlagen habe, daß die Welt einer Erneuerung entgegen gehe; die Prieſter ſeien Schlangen, die Rechtsgelehrten ſeien Ignoranten, die Philoſophen ſeien Heuchler und Lügner; der Herr und der Sclave ſeien gleich; der Wucher und Alles, was ihm gleiche, ſei Diebſtahl; die Reichen und Vergnüglinge ſeien verdammt, während die Armen an Geiſt und die Reinen zur Seligkeit beſtimmt ſeien.

Aber man hielt ſich nicht an die praktiſchen Conſequenzen der moraliſchen und politiſchen Principien, welche „Wort Gottes" gelehrt hatte. Die Ungeheuer der alten Welt erſchienen nach und nach wieder.

Und auch die Revolution konnte nicht den vollſtändigen Begriff der Gerechtigkeit herausarbeiten. Der Geiſt, welcher die Bewegung von 89 hervorrief, war ein Geiſt des Widerſpruches: das reicht hin, um einzuſehen, daß das Neue, welches an die Stelle des Alten trat, an ſich ſelber nichts methodiſches und überlegtes hatte; daß es, aus dem Zorn und Haß entſprungen, nicht die Wirkung einer auf die Beobachtung und das Studium gegründeten Wiſſenſchaft haben konnte; mit Einem Wort, daß die Grundlagen deſſelben nicht aus einer gründlichen Erkenntniß der Natur- und Geſellſchafts-Geſetze entſprungen waren. So finden wir denn in den ſogenannten neuen Inſtitutionen, daß die Republik ſich denſelben Principien überließ, gegen die ſie gekämpft hat. Mit einem unüberlegten Enthuſiasmus unterhält man ſich über die Regeneration von 1789: Lüge! nichts als Lüge!

Wenn unſere Ideen über eine Thatſache der Phyſik, der Einſicht oder der Geſellſchaft ſich ganz und gar ändern, ſo nenne ich das „Revolution:" tritt dagegen nur eine Ausdehnung oder Abänderung auf der beſtehenden Grundlage unſerer Ideen ein, ſo iſt das „Fortſchritt." So gab es im Jahre 1789 einen Kampf und einen Fortſchritt, aber keine Revolution.

Das Volk blieb bei den alten Principien der Geſetzgebung, die Menſchenrechte proclamirten zwar die Gleichheit aller Menſchen, aber ſie behielten die

Digitized by Google

Ungleichheit des Ranges und so weiter bei; die herben Formen des Eigenthums, die Frohne, die todte Hand verschwanden: das Wesen der Sache blieb."

Proudhon findet also etwas Absolutes, eine ewige Grundlage in der Geschichte, einen Gott, der die Menschheit lenkt, und zwar ist dies die Gerechtigkeit, das „Centralgestirn," der „Pol" der menschlichen Gesellschaft. Er gesteht im Anfange seines Buches, er sei genöthigt, „die Vernunft der bisherigen Verhältnisse auf den Kopf zu stellen," über der Vernunft dieser Verhältnisse steht ihm aber die Gerechtigkeit, welche für die „Unvernunft," die bisher geherrscht hat, nicht verantwortlich sei. Die Gerechtigkeit, das Gesetz, die Gleichheit sind für Proudhon der Himmel, das Paradies unserer Zustände, doch soll das Thal der Erde d. h. die Ungleichheit nicht zu diesem Himmel nothwendig gehören. Die Römer mißbrauchten zwar die Begriffe des Rechtes und Gesetzes zur Unterdrückung und zu Unmenschlichkeiten, das „lag aber nur an dem falschen Verständniß dieser Begriffe."

Es ist das Charakteristische jeder religiösen Vorstellung, daß sie das Dogma eines Zustandes aufstellt, in welchem am Ende der eine Gegensatz als der siegreiche und allein wahre dasteht. Die kämpfende Kirche, welche bisher immer noch an dem heillosen Gegensatz des Heidenthums und des Unglaubens gelitten, wird zur triumphirenden, der Teufel unterliegt, das Reich des Bösen wird zerstört, und das tausendjährige Reich tritt ein. Der Politiker spricht: „die Factionen sind besiegt, das Reich der Gesetze, die Herrschaft des Rechtes hat begonnen." Proudhon sagt: „der Begriff der Gerechtigkeit muß erst noch richtig gefaßt werden." Auf dem Gebiete der Religion denkt man nicht weiter über das tausendjährige Reich nach: man weiß nicht, wann es eintreten wird, es kann morgen kommen oder über zwei Jahre, aber es wäre irreligiös, den Eintritt desselben kritisch ableiten oder an den historischen Fortschritt knüpfen zu wollen. Der Politiker braucht fast alle Tage die Redensart, daß das tausendjährige Reich nahe. Proudhon verkündet, daß das Himmelreich nahe herbeigekommen sei; aber er verfährt schon kritisch: er will auch die Gründe angeben, warum es nächstens eintreffen muß.

Proudhon kommt durch die Thatsache des Elends, der Armuth einseitig zu seinen Betrachtungen; in ihr sieht er einen Widerspruch gegen die Gleichheit und Gerechtigkeit; sie leiht ihm seine Waffen. So wird ihm diese Thatsache zu einer absoluten, berechtigten; die Thatsache des Eigenthums zu einer unberechtigten. Die Kritik dagegen faßt beide Thatsachen der Armuth und des Eigenthums zu einer einzigen zusammen, sie erkennt die innere Verbindung beider, macht sie zu Einem Ganzen, das sie als solches nach den Voraussetzungen seiner Existenz fragt. Viele Stellen in Proudhons Schriften beweisen, daß er vor Allem die eine Seite der Gesellschaft, die Gedrückten, die Armen, die „Proletarier" im Auge hat und für sie schreiben zu müssen glaubt. „Tagelöhner, Arbeiter, Männer aus dem Volke, wer ihr auch sein möget, der erste Schritt zur Reform gehört euch. Ihr werdet diese Synthese, diese gesellschaftliche Zusammensetzung vollenden, welche das Meisterwerk der Schöpfung sein wird: ihr allein könnet sie vollenden. Denn Alles, was vom Volke ausgeht, ist durch und durch synthetisch, die Philosophen allein haben das

Digitized by Google

Talent, eingelegte Arbeit zu machen. Schon habt ihr begriffen, daß der hervorſtechendſte Charakter unſerer Reform die Arbeit und die Induſtrie ſein müßte. Auf denn, Geſchlecht, dem die Zukunft gehört, auf, und erobere die neue Welt."

Indem Proudhon auf dieſe Weiſe die eine Seite der menſchlichen Geſellſchaft zur abſoluten, übergreifenden macht, muß er, jetzt iſt es uns erklärlich, ſo ſchreiben wie er ſchreibt, das heißt, er muß die Kategorieen der Geſellſchaft, die ihm als uranfänglich, leitend feſtſtehen, behalten und von ihnen aus debueiren; dieſe ſollen eben nur beſſer verſtanden werden. — Doch, ſagt ihr, wie ſoll man denn ſchreiben? Iſt es denn möglich, ſich anderer Begriffe, als der ſchon beſtehenden: „Freiheit, Gleichheit" u. ſ. w. zu bedienen? Ich antworte, daß die Griechiſche, die Lateiniſche Sprache nntergingen, als der Gedankenkreis erſchöpft war, dem ſie zum Ausdrucke dienten.

Proudhon bleibt im Folgenden der Art und Weiſe ſeiner Kritik ganz getreu. Die Unmöglichkeit, daß das Recht des Eigenthums aus der Beſitzergreifung entſpringe, beweiſt er durch den Satz, daß die Beſitzergreifung nur einen „gleichen Beſitz" zur Folge haben könne, weil das Recht derſelben für Alle ein „gleiches" ſei. Er bequemt ſich nicht der Folgerung, welche er aus nachſtehenden Sätzen des Joſeph Dutens zieht: „das Eigenthum iſt für jeden Menſchen ein natürliches und unveräußerliches Recht: die Ungleichheit der Eigenthume iſt ein nothwendiges Reſultat der Natur." „Das heißt, ſagt Proudhon: alle Menſchen haben ein gleiches Recht auf ungleichen Beſitz."

„Welchem Führer, ſagt Proudhon bald darauf, folgte das Geſetz, als es das Eigenthum einführte? Das überſteigt allen Glauben: dem Princip der Gleichheit. Die Ackerbauer theilten den Erdboden unter ſich; die Gleichheit heiligte nur den Beſitz; bei dieſer Gelegenheit heiligte ſie das Eigenthum. Sollen aber unſere Vorfahren, die nichts von Statiſtik und Staatsökonomie verſtanden, uns die Principien der Geſetzgebung leihen? Das Geſetz iſt immer der Ausdruck eines Bedürfniſſes. Die alten Begründer des Eigenthums überſahen über der Sorge für ihr Bedürfniß, daß dem Eigenthumsrecht zugleich das Recht zu entäußern, verkaufen, verſchenken, erwerben und verlieren entſprach, was die Gleichheit, von der ſie ausgingen, zerſtörte."

Und worauf ſtützt nun Proudhon ſeinen Beweis für die Unmöglichkeit des Eigenthums? Das über-

Digitized by Google

steigt allen Glauben: auf daſſelbe Princip der Gleichheit.

Proudhon eifert gegen die Philoſophie, was wir ihm an und für ſich ſelber nicht verdenken können. Warum aber eifert er? Die Philoſophie, meint er, ſei bis jetzt nicht praktiſch genug geweſen; ſie habe ſich auf das hohe Pferd der Speculation geſetzt und da ſeien ihr die Menſchen gar zu klein vorgekommen. Ich meine, daß die Philoſophie überpraktiſch iſt. Das heißt, ſie war bisher nichts als der abſtracte Ausdruck der beſtehenden Zuſtände, ſie war ſtets in den Vorausſetzungen derſelben, die ſie als abſolute hinnahm, gefangen. Was kann z. B. praktiſcher ſein, als wenn Couſin, der für Proudhon als Philoſoph darſteht, von der Freiheit und Heiligkeit der menſchlichen Perſon ausgehend, die Unverletzlichkeit des Eigenthums beweiſt. So iſt auch Proudhon praktiſch, indem er, den Begriff der Gleichheit den Beweiſen für das Eigenthum zu Grunde liegen findend, aus demſelben Begriff gegen das Eigenthum docirt. Proudhon will aber auch praktiſch ſein, er will nachweiſen, wie das Vorhandene, das Beſtehende ſeinen Principien nach auf eine bald in's Leben tretende Gleichheit hinweiſe; er will die Anknüpfungspunkte nachweiſen, welche die Gleichheit in der Theorie und in der Wirklichkeit des Beſtehenden findet, darum darf er jene Principien nicht unterſuchen.

Sind die Conſequenzen des Princips der Gleichheit ſtärker als es ſelber, wie will ihm Proudhon zu ſeiner plötzlichen Stärke verhelfen?

Ein Land, ſagt er, welches von hunderttauſend Menſchen in Beſitz genommen wird, muß in hunderttauſend, und wenn die Summe der Einwohner auf vier und dreißig Millionen ſteigt, in vierunddreißig Millionen Theile getheilt werden. „Richtet nunmehr die Verwaltung und die Regierung, die Arbeit, die Auswechſelungen und Erbfolgen alſo ein, daß die Mittel der Arbeit immer gleich bleiben und jeder frei ſei, und die Geſellſchaft wird vollkommen ſein.“ Abgeſehen davon, daß in einer nach dieſem Princip eingerichteten Geſellſchaft am Ende auf Jeden ein halber Sandkorn kommen würde, abgeſehen davon, daß dies Princip der gleichen Theile nichts anderes als eine Conſequenz des Princips der Ausſchließlichkeit iſt, ſo bemerke man, daß eine ſolche Gleichheit nach Proudhons Anſicht ſchon dageweſen. Wohin ſoll ſie geführt haben? Zu dem Zuſtande, gegen den Proudhon kämpft. Proudhon faßt nicht den Begriff des Beſitzes mit dem des Eigenthums zuſammen. Der erſtere ſoll ſtehen bleiben, da iſt es, bei Proudhons abſtracter Polemik gegen das letztere unerklärt, wie der Beſitz zum Eigenthum führte.

Wir kommen immer wieder darauf zurück: Proudhon ſchreibt im Intereſſe der Proletarier. Verliere ich, ſagt er, verliere ich den Proceß, welchen ich gegen das Eigenthum führe, dann bleibt euch und mir nichts übrig, als uns den Hals abzuſchneiden. Proudhon ſchreibt im Intereſſe derer, die Nichts haben. Haben und Nichthaben ſind ihm abſolute Kategorieen: Das Haben iſt ihm das Höchſte, weil ihm zugleich das Nichthaben als höchſter Gegenſtand des Nachdenkens daſteht. Jeder Menſch ſoll haben, aber gleich viel wie der andere, meint Proudhon. Man bedenke aber, daß mir an dem, was ich habe, nur das intereſſant iſt, was ich ausſchließlich, was ich mehr habe als der andere. Bei der Gleichheit wird mir das Haben und die Gleichheit ſelber etwas Gleichgiltiges.

Man hat, deducirt Proudhon weiter, die Arbeit als Schöpfungsgrund des Eigenthums angegeben.

Digitized by Google

Aber hat der Eigenthümer stets allein gearbeitet? Haben nicht also nach seinem eigenen Geständniß die, welche für ihn arbeiten mußten, verloren, was er sich aneignete? Say behauptet in seiner Staatsökonomie, daß die des Anbaus fähigen Ländereien eigentlich unter die natürlichen Besitzthümer gerechnet werden müßten, weil sie aber leichter anzueignen sind als Luft und Wasser, so folgert Say aus dieser größeren Möglichkeit auch sogleich ein Recht, sich durch Ausschließung der Anderen, „welche ihre Zustimmung gaben," ein Feld als Eigenthum zu nehmen. Hierzu ist nur zu bemerken, daß mit Aneignung eines Stück Landes auch die übrigen Elemente: Luft, Wasser, Feuer angeeignet werden: terra, aqua et aëre et igne interdicti sumus.

Ch. Comte meint, der Mensch bedürfe, um zu leben, der Luft, der Nahrung, der Kleidung. Einige dieser Dinge, wie Luft und Wasser, seien unerschöpflich, bleiben also immer Gemeineigenthum, andere seien in geringerer Masse vorhanden und würden Privateigenthum. Charles Comte beweist also von den Begriffen der Begrenztheit und Unbegrenztheit aus: er wäre vielleicht zu einem anderen Resultat gekommen, wenn er die Begriffe der Entbehrlichkeit und Unentbehrlichkeit zu Hauptkategorien gemacht hätte.

Durch den Begriff der Verjährung hat man die Unantastbarkeit des Eigenthums bewiesen. Das Recht der Verjährung ist es, welches den alten Vorstellungen, Ansichten und Einrichtungen ihre oft blutige Widerstandskraft giebt und aus dem Weisen, welcher das Neue lehrt, einen Märtyrer macht. Jeder neuen Entdeckung, Erfindung hat das Recht der Verjährung einen Damm entgegengesetzt. Wir wissen noch nichts und die Unwissenheit der Menge erzeugt die Tyrannei der Menge: aber die Vernunft hatte stets die Fähigkeit, sich zu revidiren und reformiren: der Irrthum der Vergangenheit macht nicht für die Zukunft verbindlich.

Proudhon, um, wie er selbst sagt, „seiner Methode getreu zu bleiben," setzt nun den Begriff der Verjährung als einen richtigen, berechtigten voraus und sucht aus ihm die Gleichheit des Eigenthums zu beweisen. Ebenso sucht er den Beweis zu führen, daß, die Arbeit als Grund des Eigenthums angenommen, diese nur zur Gleichheit des Eigenthums führen, ja, daß sie das Eigenthum zerstören müsse.

Charles Comte, so deducirt Proudhon, geht von der Ansicht aus, daß eine Nation Eigenthümerin eines Landes sein könne, während man doch, wenn das Eigenthum das Recht zu brauchen und zu mißbrauchen mit sich führt — jus utendi et abutendi re sua. — auch einer Nation nicht das Recht, ein Land zu brauchen und zu mißbrauchen, zusprechen kann. Inmitten eines solchen Landes, meint Ch. Comte weiter, gab es nun ausgedehnte Landstriche, Sumpfländer z. B., welche ein betriebsamer Mann urbar und dadurch zu seinem Eigenthume machte: das sei keine Usurpation, denn es sei klar, daß, wenn ein Landstrich, der heut tausend Francs kostet, damals, als er usurpirt ward, fünf Dreier galt, in der That der Nation nur der Werth von fünf Dreiern entzogen ist.

Proudhon erzählt hiergegen folgende Geschichte: Ein Bauer gestand in der Beichte, daß er eine Urkunde vernichtet habe, durch die er sich zum Schuldner von hundert Thalern bekannte. Du mußt die hundert Thaler zurückerstatten, sagte der Beichtvater. Nein, erwiederte der Bauer, ich werde zwei Kreuzer für das Blatt Papier geben. — Wenn ich, setzt Proudhon hinzu, ein Stück Land abtrete, so beraube ich mich nicht blos einer Erndte, sondern ich entziehe

Digitized by Google

meinen Kindern und Kindeskindern ein bleibend Gut. Der Boden hat nicht blos heut einen Werth, er hat auch einen Fähigkeits- und Zukunftswerth.

Der neue Werth, sagt Ch. Comte, den ich einer Sache durch meine Arbeit beilege, ist mein Eigenthum. Proudhon will ihn auf folgende Weise widerlegen: Da müßte also der Mensch aufhören, Eigenthümer zu sein, so wie er zu arbeiten aufhört. Das Eigenthum des Products kann nimmermehr das Eigenthum des zu Grunde liegenden Stoffes mit sich führen. Uebrigens ist der Grundsatz, daß ich durch die Arbeit ein Recht auf Stoff und Product bekomme, in der heutigen Gesellschaft gar nicht durchgeführt; Arbeiter z. B., welche einen Sumpf austrocknen, erhalten nur ihr Tagelohn, durch welchen der Capitalist dem Arbeiter nicht etwa seinen Antheil am Product abkauft: denn was ist der Lohn anderes als eine zur täglichen Bekösti gung und Anfrischung der Arbeiter nöthige Ausgabe. Jene unermeßliche Kraft aber, welche aus der Einigung und Harmonie der Arbeiter, aus dem Zusammentreffen und der Gleichzeitigkeit ihrer Anstrengungen hervorgeht, die bezahlt Niemand. Zweihundert Grenadiere haben in wenigen Stunden den Obelisken von Luxor aufgerichtet: wäre ein Mensch in zweihundert Tagen damit fertig geworden? Und doch wäre die Summe der Tagelohne dieselbe gewesen.

Proudhon meint, auf diese Weise bei der Gleichheit des Eigenthums anzulangen, daher polemisirt er gegen folgende Hauptgrundsätze der Fourieristen und St. Simonisten: „Jedem nach seinem Capital, seiner Arbeit und seinem Talente" (Fourier) — „Jedem nach seiner Fähigkeit, jeder Fähigkeit nach ihren Werken" (Saint-Simon). Jene beiden Secten machen sich eine Ehre daraus, die Ungleichheit als Princip aufzustellen, weil die Natur durch ungleiche Vertheilung der Fähigkeiten selber auf die Ungleichheit hinweise.

„Doch die Arbeit, behauptet Proudhon, ist kein Kampf: der Mensch soll mit seinem Nächsten in Frieden arbeiten. Die Summe der Arbeiten, welche für die Gesellschaft gemacht werden können, wird um so größer sein, je mehr die Zahl der Arbeiter vergrößert und die Aufgabe eines jeden verengert wird. Daraus folgt, daß mit der Ausdehnung der Gesellschaft die natürliche Ungleichheit mehr und mehr neutralisirt wird.

Das Leben ist ein Kampf, aber kein Kampf des Menschen gegen den Menschen, sondern des Menschen gegen die Natur, und jeder von uns muß in diesem Kampf mit seiner Person bezahlen. Wenn nun hier der Starke dem Schwachen zu Hilfe kommt, so verdient seine Gutthat Lob und Liebe, aber seine Hilfe muß auf freie Weise angenommen, sie darf weder durch Gewalt auferlegt, noch ein Preis auf sie gesetzt werden.

Man entgegnet, daß alle Arbeiten nicht gleich leicht seien, manche erfordern eine große Ueberlegenheit des Talents und der Einsicht, folglich müsse sich der Preis danach richten. Dieser Einwurf war stets der Stein des Anstoßes für die Oekonomisten und die Partheigänger der Freiheit: Babeuf wollte, daß jede Ueberlegenheit mit Strenge unterdrückt, daß sie wie eine Pest der Gesellschaft verfolgt werde.

Die Verrichtungen gleichen einander in einer Gesellschaft von Menschen nicht: es muß also verschiedene Fähigkeiten geben; gewisse Geschäfte erfordern eine höhere Einsicht: es giebt also Personen von überwiegendem Geist und Talent; unsere Geschäfte entspringen aus unseren Bedürfnissen: bewundern wir nun die weise Einrichtung der Natur, welche bei den verschiedenen Bedürfnissen, die sie uns gab und denen

Digitized by Google

der einzelnſtehende Menſch nicht genügen könnte, dem ganzen Geſchlechte die dem Individuum vorenthaltene Kraft gab. Die Verrichtungen aber der Einzelnen ſind unter einander gleich: man geſtatte nur einem jeden, mit dem andern ſich in einen freien Tauſchvertrag einzulaſſen.

Mag Homer mir ſeine Verſe ſingen; ich höre dies erhabene Genie, gegen das ich, der einfache Hirt, Nichts bin. Was ſind meine Käſe gegen eine Iliade? Will aber Homer, als Lohn für ſein unvergleichliches Gedicht, mir Alles, was ich habe, nehmen und aus mir ſeinen Sclaven machen, da danke ich ihm und verzichte auf das Vergnügen, ſeine Geſänge zu hören. Homer kann nicht vierundzwanzig Stunden ohne meine Producte auskommen: er nehme alſo meine Käſeſtulle, und dann unterrichte, ermuthige, tröſte er mich durch ſeine Poeſie.

Nun ſoll aber doch das Honorar, welches ich dem Homer gebe und das, was er mir leiſtet, gleich ſein. Wie iſt der Werth ſeiner Leiſtung zu beſtimmen?

Ich will annehmen, daß dieſe Iliade, dies Meiſterwerk an und für ſich einen unendlichen Werth habe: kann man mehr verlangen? Wenn nun aber das Publicum, dem es frei ſteht, daſſelbe zu erwerben, den Kauf verweigert, ſo verringert ſich ſein innerer Werth nicht, aber ſein Werth für den Umtauſch, ſeine productive Nützlichkeit iſt null. Zwiſchen dem Unendlichen und zwiſchen dem Nichts muß alſo der Lohn geſucht werden. Mit anderen Worten, nicht der innere, ſondern der relative Werth iſt zu beſtimmen.

Wie viel Nägel iſt ein Paar Holzſchuhe werth? Der ſimple Bauer antwortet: ſo viel, als man in derſelben Zeit mit denſelben Koſten verfertigen kann. Der abſolute Werth einer Sache iſt alſo, ſo viel ſie Zeit und Auslage koſtet.

Um gewiſſe Producte zahlen zu können, muß die Geſellſchaft um ſo zahlreicher ſein, je ſeltener die Talente, je koſtſpieliger die Producte, je mannigfaltiger die Künſte und Wiſſenſchaften ſind. Eine Geſellſchaft von 50 Arbeitern kann einen Schulmeiſter, von 100 einen Schuſter, von 150 einen Marſchall, von 200 einen Schneider erhalten, die höchſten Verrichtungen werden nur in den ſtärkſten Geſellſchaften möglich. Hierin allein liegt die Auszeichnung der Capacitäten.

Relativerweiſe iſt das gegenſeitige Verhältniß der Producenten gleich; das Talent, ein Product der Geſellſchaft und der Geſellſchaft ſeine Exiſtenz ſchuldend, kann nicht materiell aufgewogen werden. Jede Vergleichung der Producenten unter einander, jede äußerliche Auszeichnung iſt unmöglich.

In der That iſt jede Arbeit, die aus den Händen des Menſchen hervorgeht, im Vergleich zu der rohen Maſſe, aus der ſie gebildet iſt, unſchätzbar. In dieſer Hinſicht iſt der Abſtand zwiſchen ein Paar Holzſchuhen und einem Stück Holz eben ſo groß wie zwiſchen einer Statue des Scopas und einem Marmorblock. Ihr fordert eine verhältnißmäßige Vertheilung der Ehren und Güter für die Talente: ſchätzt mir erſt das Talent eines Holzhackers ab und ich werde das Gleiche mit dem des Homer thun. Nur die Intelligenz kann die Intelligenz belohnen; wo es aber auf den Austauſch der Producte ankommt, da kann das Maas nicht aus dem Genie und Talent genommen werden.

Man glaube aber nicht, daß ich, indem ich mich auf die Freiheit der contrahirenden Theile berufe, in der Theilnahmloſigkeit der Maſſe ein Gegengewicht gegen das Talent finde. Nein, der Mann der Wiſſenſchaft und des Talents muß ſich gleich fühlen in der Geſellſchaft, weil ſein Talent und ſeine Einſicht nur ein Product der geſellſchaftlichen Einſicht ſind. Er iſt ſich ſelbſt der Geſellſchaft ſchuldig. Er muß

Digitized by Google

überdies der Gesellschaft dankbar sein dafür, daß sie ihn, damit er der Wissenschaft obliegen könne, von den übrigen Arbeiten entbindet.

Es giebt keinen Menschen, der nicht von dem Product mehrerer Millionen Industrieller lebte. Der Aufwand eines Jeden setzt also eine ganze Welt voraus; in gleichem Verhältniß setzt die Production eines Jeden die Production von Allen voraus. Eine isolirte Industrie ist eine Unmöglichkeit. Aus diesem unbestreitbaren Factum folgt, daß alle Privatproductionen gemeinsam sind, so, daß die Gesellschaft auf jedes Product, wenn es aus den Händen des Producenten hervorgeht, Beschlag legen darf. Und wie Alle ein gleiches Recht auf des Einen Production haben, so hat der Eine ein Recht auf die Production von Allen."

Das ist in aller Kürze die auf den Begriff der Arbeit gestützte Beweisführung Proudhons. Verkenne man seinen Grundgedanken nicht. Die Arbeit ist ihm ihrem Charakter nach etwas Gemeinsames, nichts Isolirtes, Privates. Proudhon hebt aber den gesellschaftlichen Character der Arbeit wieder auf, indem er ihr die Bezahlung, das Salair entgegenstellt. Er stellt den Satz auf, daß man, um leben zu können, arbeiten müsse, daß Homer z. B. für seine Gesänge der Käsestulle des Hirten nicht entbehren könne: so stellt er also wieder das private Wohlsein als Ziel der Arbeit hin, und so giebt er eben die Definition derjenigen Arbeit, welche die Gesellschaft schon organisirt hat. Der heutige Arbeiter denkt nur an sich, d. h. er läßt sich für seine Person bezahlen, er selber ist es, der die ungeheure und unmeßbare Kraft, welche aus seinem Zusammenwirken mit Andern entsteht, nicht in Anschlag bringt.

Die Kategorie des Salairs steht bei Proudhon so fest, daß er die Gesellschaft geradezu eine commerziale nennt. Sie wird ihm zu einer Gesellschaft von Arbeitern, die sich gegenseitig ihre Producte austauschen: alles, was der Mensch macht, wird in ihr nur von dem Gesichtspunkte der Zeit, der Arbeit und der Auslagen, die es gekostet, betrachtet.

Aus den verschiedenen Kräften, die der Mensch heutzutage bei seinen Verichtungen draufzuwenden hat, folgt die Ungleichheit der Menschen. Proudhon sorgt daher dafür, daß die Arbeit, die er als Hauptkategorie bestehen läßt, nicht auch in seiner Gesellschaft von Gleichen wiederum die Ungleichheit hervorbringe. Was thut er? Er beschränkt das Recht auf die Arbeit, während er kurz vorher dasselbe ein unbeschränktes genannt und während man doch annehmen sollte, daß man in seiner Arbeiter-Gesellschaft nicht gesellschaftlich d. h. nicht arbeitsam genug sein könne. Er stellt erstens den Grundsatz auf, daß die Gesellschaft sich um die Arbeit, welche Jemand zu viel macht, nicht zu kümmern habe; er, der nichts Privates will, sieht sich gezwungen, diese überflüssige Arbeit eine Privatarbeit zu nennen, welche nicht gegen die Productionen der Gesellschaft, sondern nur gegen eine andere Privatarbeit ausgetauscht werden könne; und zweitens, daß sie als Herrin über die Arbeit Jedem eine gleiche Aufgabe zu stellen habe. „So wie in einer Druckerei, sagt er, die Arbeit, wenn sie knapp wird, ordentlich getheilt und Jeder, der seiner Geschicklichkeit wegen etwa mehr Arbeit in Anspruch nimmt, als ein Verräther verabscheut wird, so hätten auch die Gesetzgeber dies Princip der gleich vertheilenden Gerechtigkeit in die Gesellschaft einführen sollen: dann wäre die Freiheit und Gleichheit schon lange auf unzerstörbaren Grundlagen erbaut, dann würde man sich nicht mehr über das Recht des Eigenthums und gesellschaftlicher Auszeichnungen streiten."

Proudhon zieht aus seinen eigenen Behauptungen die Consequenzen nicht. Obwohl er sagt, daß

Digitized by Google

die Gesellschaft die Talente hervorbringe, obwohl man hieraus folgern muß, je gesellschaftlicher die Gesellschaft, desto häufiger die Talente: obwohl Proudhon in der Gesellschaft selber das Gegengewicht gegen die Anmaßung des Talents findet, glaubt er doch unsere Furcht vor dem plötzlichen Ueberhandnehmen der Talente beschwichtigen zu müssen, springt er zur Natur als Schöpferin der Talente über und meint er: „die Natur, welche ebensogut lauter Platons, Virgils, Newtons, Cuviers schaffen könnte, als sie Ackerbauer und Hirten macht, will das doch nicht, indem sie die Zahl der Capacitäten gegen ihre Nothwendigkeit abwägt." Sollte er nicht vielmehr schließen, daß die gesellschaftliche Gesellschaft lauter und immer mehr Talente nicht blos schaffen könne, sondern auch müsse.

Und wodurch wahrt sich die Gesellschaft weiter gegen das Talent? Dadurch, daß das Talent ja leben muß und des Hirten nicht entbehren kann. Was seine Besoldung angeht, so richtet die sich nach der „Zeit und nach den Ausgaben," die das Talent für seine Schöpfungen braucht. Die Kategorie der Besoldung zwingt Proudhon, nach einem Maaße zu greifen, welches den gemessenen Gegenstand gar nicht berührt. Auch er macht es wie jener Bauer, der den Werth des Wechsels ersetzt zu haben glaubt, wenn er den Papierwerth bezahlt. Wenn er einmal den Begriff des Salairs beibehält, wenn er einmal in der Gesellschaft eine Einrichtung sieht, die uns zu arbeiten giebt und uns dafür bezahlt, so kann er die Zeit um so weniger als Maas für diese Bezahlung annehmen, als er kurz vorher, dem Hugo Grotius beistimmend, durchführt, daß die Zeit in Beziehung auf die Geltung eines Gegenstandes gleichgiltig sei.

Damit nun das Talent gezwungen werde, jenes Maas anzunehmen, mißbraucht Proudhon den Begriff des freien Handels und behauptet, der Gesellschaft und ihren einzelnen Mitgliedern, als allerseits freien, stehe ja das Recht zu, die Erzeugnisse des Talents zurückzuweisen. Hierdurch widerspricht er aber seiner Behauptung, daß die Arbeit, welche der Gesellschaftsmensch vor sich bringe, auch sogleich der Gesellschaft gehöre.

Wie wenig durchgreifend übrigens Proudhon's scheinbar so scharfe Dialektik sei, geht daraus hervor, daß er aus dem Grundsatze, die Arbeit sei ein Grund des Eigenthums, zweierlei widersprechende Resultate zieht: 1) die Arbeit führe zur Gleichheit des Eigenthums 2) sie zerstöre das Eigenthum. Er hätte diese beiden Resultate zu einander in Beziehung setzen, er hätte sagen können, daß der an das Eigenthum gebrachte Begriff der Gleichheit dem Eigenthum seinen Charakter, nämlich die Ausschließlichkeit, die Distinction nehme und daß folglich die Gleichheit des Eigenthums einer Zerstörung desselben vollkommen entspreche. Da er aber das nicht thut, müssen wir seiner Kritik das Bewußtsein absprechen.

Dem Beweise für die Unmöglichkeit des Eigenthums, welchen Proudhon daraus führt, daß die Menschheit sich besonders durch das Zinsen- und Profit-System und durch die Unverhältnißmäßigkeit der Consumtion zur Production aufzehre, fehlt das Gegenstück, die Aufweisung nämlich, wie das Eigenthum historisch möglich ist.

Proudhon, von der Noth, von dem Bedürfniß der Menschheit ausgehend, weiß sich nicht anders zu helfen, als dadurch, daß er, die Kategorie der Noth und des Bedürfnisses zu einer absoluten erhebend, jeden Menschen sich als einen Arbeiter für sein und der Gesellschaft nothwendiges Bedürfniß denkt. Die

Digitized by Google

Menſchheit, die Geſellſchaft erſcheint ihm ſo als eine Verbrüderung, in welcher jedem ſeine gleiche Aufgabe geſtellt, ſeine gleiche Beſoldung zuertheilt wird. Die Noth, das Bedürfniß und die Arbeit dafür, die Proudhon als Hauptkategorien für ſeine Geſellſchaft ſtehen läßt, halten aber auch die jetzige Geſellſchaft zuſammen, ſchufen das Eigenthum und die Anerkennung deſſelben, ſchufen das Tagelöhnern, ließen an der Arbeit den geſellſchaftlichen Charakter zurücktreten.

Proudhon beweiſt die Unmöglichkeit des Eigenthums daraus, daß der Arbeiter ſein Product aus dem Lohn ſeiner Arbeit nicht wiederkaufen könne. Proudhon giebt nicht den erſchöpfenden Grund hiefür an, indem er das Weſen des Capitals herbeiholt. Der Arbeiter kann ſein Product nicht wiederkaufen, weil es ſtets ein gemeinſchaftliches, er ſelbſt aber Nichts als ein einzelner bezahlter Menſch iſt.

In ſeinem Vertrauen, daß die Inſtitute des beſtehenden Staates ſeinen Anſichten ein geneigtes Gehör ſchenken würden, ja daß ſie nur auf ſeine Enthüllung der Wahrheit gewartet hätten, reichte Proudhon ſeine Schrift „was iſt das Eigenthum" der Academie von Beſancon ein: „Wenn ich, ſagt er in der Widmung an dieſelbe, eine unumſtößliche Wahrheit enthülle, die aber bisher aus Gründen, welche ich auseinanderſetze, verkannt war; wenn ich durch eine untrügliche Methode das Dogma von der Gleichheit der Umſtände feſtſtelle; wenn ich das Prineip des bürgerlichen Rechtes, das Weſen des Gerechten und die Form der Geſellſchaft beſtimme, wenn ich für immer das Eigenthum vernichte; ſo fällt auf Sie, meine Herren, der ganze Ruhm davon zurück, ſo verdanke ich Alles nur Ihrer Hilfe, Ihren Eingebungen. Möchten Sie, meine Herren, die Gleichheit ſo wollen, wie ich ſie ſelbſt will, möchten Sie, zur ewigen Ehre meines Vaterlandes, ihre Verkünder und Herolde ſein."

Aber die Academie ſchrak vor jener Ehre und vor dieſem Wunſche zurück. Sie hielt es „zur Aufrechterhaltung ihrer Würde" für nöthig, öffentlich die Verantwortlichkeit für Proudhons „antiſociale Lehren" von ſich zu weiſen; ſie desavouirte und verdammte Proudhon's Schrift und ließ ihm zu wiſſen zu thun, daß er aus einer zweiten Auflage ſeiner Schrift die Dedication weglaſſen ſolle.

Der erſten Schrift über das Eigenthum ließ Proudhon bald eine zweite folgen: „Brief an Blanqui" betitelt.

In dieſer, ſo wie in ſeiner zwei Jahre ſpäter erſchienenen Schrift „Von der Gründung der Ordnung in der Menſchheit oder Grundzüge politiſcher Organiſation" iſt ſeine Redeweiſe ebner als in der Schrift über das Eigenthum, in der wir eine Maſſe Ausrufungen und Uebertriebenheiten finden: die Ausdrücke, welche zu ſehr den Kampf mit ſeinem Gegenſtande durchblicken ließen, ſind weggefallen. Er glaubt eben erkannt zu haben und in ſeiner Erkenntniß ruhig ſein zu können; „um den Haß loszuwerden, ſagt er ſchon in ſeiner Zuſchrift an die Academie, reichte das Erkennen hin." Und doch, wir müſſen ihm auch jetzt noch die Ruhe des Erkennens abſprechen, da er nur die Ruhe der Geduld erlangt hat. Er findet die Ruhe des Kritikers darin, daß er weiß, es wird mit der Zeit Alles anders werden, gleich als wenn ein Richter nur dann die gehörige Seelenruhe bewahrte, wenn er dem zum Tode verdammten Verbrecher den allmäligen Tod aus Altersſchwäche zudictirte. „Du ſchreiſt nach dem Martyrium, ſagt er zum Abbe Con

Digitized by Google

ſtant, und es giebt doch kein anderes Martyrium als das der Geduld."

Dieſe Art geduldiger Ruhe iſt es, welche ihn antreibt, ſein Princip und Anknüpfungspunkte für daſſelbe in dem Beſtehenden wiederzufinden, mit anderen Worten, ſein Princip mit dem Beſtehenden zu verſöhnen. Wir nehmen einige Stellen aus dem „Brief an Blanqui," um zu zeigen, wie wenig er ſeine Stellung zur Geſellſchaft durchdacht hat. Proudhon weiß, was er von der leſenden Menge zu halten, was er von ihr zu erwarten habe; „wehe dem Schriftſteller, ſagt er, für den die Veröffentlichung der Wahrheit etwas anderes iſt als die Erfüllung einer Pflicht! Hat er auf den Anhang der Maſſe gerechnet, hat er geglaubt, daß Habſucht und Eigenliebe ſich ſelbſt vergeſſen und ihn bewundern würden, hat er ſein Selbſtbewußtſein nicht mit dreifachem Erz gepanzert, ſo wird er unterliegen." Er findet, daß der Geiſt des Eigenthums, gegen den er ſich richtet, nicht einen Theil, ſondern die ganze Geſellſchaft durchzieht. „Der Millionär, ſagt er, iſt nicht mehr vom Eigenthum angeſteckt, als der Tagelöhner für dreißig Kreuzer des Tages: Meinung und Wille ſind auf beiden Seiten gleich; auch die Wirkung iſt dieſelbe, nur daß ſie bei dem einen poſitiv, bei dem andern negativ iſt." „Ihr ſeid, redet er die Proletarier an, ihr ſeid wirklich Menſchen niederen Schlages, denn die Kraft und der Wille fehlen euch; ihr ſeid vielleicht zur Arbeit und zum Kampfe geſchickt, für die Freiheit aber und für die Gleichheit habt ihr weder Muth noch Charakter." „Alle Welt, ſagt er bald darauf, alle Welt iſt heute ſchuldig; mit der That, mit dem Beiſpiel hat alle Welt gefehlt, der König ſelber iſt, wie ſeine Vorgänger, nichts als eine verſonificirte Idee." Das Princip des Eigenthums beherrſche unſer ganzes Leben: „wie bei einem Volke das Eigenthum eingerichtet war, ſo war auch ſtets die Familie, die Ehe, die Organiſation des Heeres und der Verwaltung, die Geſetzgebung und die Gerichtsordnung." „Die Freiheit von 89 genügt nicht mehr."

Neben dieſe Ausſprüche ſtellen wir folgende: „Man muß die Geſetze nicht verletzen, ſondern reſtauriren." Man muß den Proletarier „rehabilitiren." „Um die Conſtitution und das Geſetz zu ändern, muß man ſich auf den Boden der Conſtitution und des Geſetzes ſtellen." „Man muß in den höchſten Kreiſen der Geſellſchaft Genoſſen ſuchen." „Man müßte ſich an die Eigenliebe der Hohen wenden und etwa eine Petition folgenden Inhalts dem Miniſter des Innern überreichen: Herr Miniſter! An dem Tage, wo der Moniteur eine Königliche Ordonnanz über die Einrichtung von National-Muſter-Werkſtätten bringt, werden die unterzeichneten Zehntauſend ſich vor das Schloß der Tuillerien begeben und aus voller Bruſt rufen: es lebe Ludwig Philipp! An dem Tage, wo der Moniteur die Nachricht bringen wird, daß gegenwärtige Petition verworfen ſei, werden die Unterzeichneten Zehntauſend im Innern ihres Herzens ſagen: nieder mit Ludwig Philipp! — Das Vergnügen einer Volkshuldigung würde das Opfer einiger Millionen aufwiegen, und dann würde ich im Namen des Volkes gern zum Könige ſprechen: Hören Sie, was das Volk Ew. Majeſtät ſagen läßt: O König, Du ſiehſt, was es koſtet, den Beifall der Bürger zu erndten; ſollen wir von jetzt an den Wahlſpruch annehmen: Helfen wir dem Könige, der König wird uns helfen? Klingt es nicht ſchön in Deinen Ohren, wenn die ganze Welt ſagt: der König und das Volk von Frankreich? Laß alſo dieſe habſüchtigen Banquiers, dieſe wortklauberiſchen Advocaten, dieſe geiſtloſen Bürger, dieſe ehrloſen Schriftſteller, dieſe gebrandmarkten Adligen; alle dieſe Leute haſſen Dich und halten Dich nur noch, weil ſie

uns fürchten. Vollende das Werk unſerer Könige, vernichte die Ariſtokratie und das Privilegium, mach gemeinſame Sache mit dieſen treuen Proletariern, mit dem Volke, welches allein einen Souverän ehren und aus freier Seele rufen kann: es lebe der König."

„Ich bin für die Philoſophie des Beſtehenden; ſtatt zu zerſtören, was einmal exiſtirt, und die Vergangenheit von vorn anzufangen, will ich, daß man Alles geſetzlich mache, indem man es ändert. Ich fordere auf der einen Seite, daß man die Eigenthume läßt, wie ſie ſind, daß man aber ſtufenweiſe bis zum allmäligen Verlöſchen die Intereſſen aller Capitale herabſetzt; auf der anderen Seite, daß die Verfaſſung, ſo wie ſie iſt, aufrecht erhalten werde, daß man aber die Methode in die Verwaltung und in die Politik einführe."

Noch folgende Stellen aus der Schrift: „den Eigenthümern zur Warnung."

„Wenn ich die Journale leſe, wenn ich eine Revue aufſchlage, wenn ich eine Broſchüre von einem unſerer Politiker durchblättere, ſo ſtoße ich immer gleich auf jenen Ruf andächtiger Empörung über die „falſchen Doctrinen," die „auflöſenden Doctrinen," die „abſcheulichen Doctrinen," welche das Volk verführen und der Geſellſchaft Gefahr drohen. Weshalb ſtellt man denn dieſen verkehrten Lehren nicht beſſere gegenüber? Hat denn die Regierungswahrheit keine Apoſtel mehr? Sind die wohlmeinenden Leute ſchlecht bezahlt? Gegen alle neuen Lehren hat man Flüche und Schimpfworte, aber keine Gründe. Warum verſchmähen es die Prieſter der mit dem Sturz bedrohten Religionen, die Verkündiger der reinen Sittlichkeit, der geſunden Philoſophie, des unvergänglichen Rechtes, warum verſchmähen ſie es, zu uns in den Kampfplatz herabzuſteigen und mit uns zu ſtreiten für das Heil des Volkes? Ich ſuche unter den zahlreichen Kategorieen der offiziellen Schaar, ich ſteige die hierarchiſche Leiter der Corporationen und Angeſtellten auf und nieder; überall find' ich Menſchen, die eſſen und ſchwadroniren, nirgens Einen, der überlegt und denkt. Wer in der That iſt es denn, der arbeitet, daß das Volk denken lerne und daß das Chaos der ſocialen und philoſophiſchen Wiſſenſchaften ſich entwirre? Sind es unſere Philoſophen, unſere Prieſter, unſere Magiſtrate, unſere Academiker, unſere Journaliſten, unſere Deputirten, unſere Regierungen? Dabei ſehe man nur, wie die Sorgloſigkeit unſerer guten Bürger von Tag zu Tage wächſt, immer üppiger wird. „Nur keine Furcht, ſagen ſie, nur keine Furcht; die Socialiſten ſind lächerlich, die Communiſten verächtlich, die Egaliſten unmöglich, die letzten Saint-Simoniſten werden auch bald den Stab über ſich brechen, indem ſie ſich mit der großen Hure verbinden. Tod den Revolutionärs, mögen die Beſiegten elendiglich verkommen." Und du glaubſt noch, es könne ein Funken des heiligen Feuers in dieſe vermoderten und wurmſtichigen Herzen dringen? Es hilft dir gar nichts, wenn du ſagſt, du wolleſt Alles bewahren, indem du Alles erneuerſt — ſo macht man keine Revolution."

In dieſen letzten Worten ſcheint die Meinung ſich auszuſprechen, daß Proudhon eine Revolution wolle, daß er auf keiner Seite der gegenwärtigen Geſellſchaft einen Anknüpfungspunkt für ſeine Theorien finde. Ein Fourieriſtiſcher Gegner hatte einen ſolchen Grundgedanken in ſeinen Schriften gefunden und daraus den Vorwurf abgeleitet, er ſei nicht „praktiſch." „Es ſcheint uns über allen Zweifel erhaben zu ſein," hatte dieſer Gegner geſagt, „daß jeder Philoſoph, welcher an einer beſſeren Organiſation arbeitet, die Materialien dazu in der gegenwärtigen Geſellſchaft finden muß und daß das Eigenthum das unumgäng-

Digitized by Google

lichſte unter dieſen Materialien iſt. Wir wollen gern zugeben, daß die Geſellſchaft einer Aufhebung des Eigenthums entgegengeht: doch erlaube man uns dabei zu bemerken, daß das Ende dieſes Weges noch ein Paar Jahrhunderte von uns liegt und daß dieſe Ausſicht auf viele Jahre nichts in der gegenwärtigen Lage des Menſchen und der Dinge ändern wird."

Proudhon kann dieſen Vorwurf, daß er unpraktiſch ſei, nicht verſchmerzen: er ſchildert, wie die bisherigen Syſteme der Oekonomiſten, der Fourieriſten, der Saint-Simoniſten, alle auf eine Verwaltung ſtatt einer Regierung, auf die Gleichheit hindeuten, daß man der Bewegung, welche in das Eigenthum ſelber eingetreten, ihren ruhigen Verlauf laſſen müſſe, damit ſie in Frieden bei der Gleichheit anlange, daß die Eigenthums-Periode nur eine Zeit des Uebergangs in der Organiſation der Geſellſchaft ſei. „Das Eigenthum iſt nicht ewig, ſagt er; wenn man einmal einen Widerſpruch finden will, ſo ſehe man ihn bei meinem Gegner, der das Eigenthum für abſolut erklärt und dann doch zugiebt, daß es im Laufe der Zeit verſchwinden könne. Ja, das Eigenthum war geſetzlich; aber nur, weil es Vorbereitung zur Ordnung, nicht, weil es die Ordnung ſelber iſt: ihm, der erſten Anſtrengung der Natur, den Charakter der Vollendung beilegen, hieße die Wallungen des Chaos verewigen. So finde ich eben in dem Eigenthume ein Mittel zum Uebergang und zur Organiſation."

Endlich langt er bei einem praktiſchen Reſultate an, er ſagt: „Es iſt ein Syſtem abſoluter Gleichheit zu finden, in welchem alle gegenwärtigen Inſtitutionen, weniger das Eigenthum oder die Summe der Mißbräuche des Eigenthums, nicht allein eine Stelle finden können, ſondern ſelber Mittel zur Gleichheit ſind: individuelle Freiheit, Theilung der Gewalten, öffentliche Verwaltung, Jury, verwaltende und gerichtliche Organiſation, Einheit und Ganzheit des Unterrichts, Ehe, Familie, Erbſchaft in gerader und Seitenlinie, Rechte des Verkaufs und Tauſches, Recht ein Teſtament zu machen, ja Recht der Erſtgeburt; — ein Syſtem, welches beſſer, als das Eigenthum, die Bildung der Capitale ſichert und die allgemeine Nacheiferung wach erhält, welches von einem höheren Standpunkte die Aſſociationstheorien von Plato bis auf Fourier entwickelt, verbeſſert, vervollſtändigt; — ein Syſtem endlich, welches unmittelbar anwendbar iſt, weil es ſich ſelber zum Uebergangsmittel dient. Nun ſage man mir noch, daß ich die Vorausſetzungen der Natur und der Geſellſchaft außer Acht laſſe."

Das Eigenthum iſt nach Proudhon die Seele der beſtehenden Verhältniſſe, iſt Stütze der Ehe, des Familienlebens, der individuellen Freiheit, dieſe Seele will er tödten und die Hülle ſtehen laſſen.

„Die Haupteinrichtungen der Geſellſchaft müſſen bleiben, es muß doch einen Vorſtand geben, eine Geſetzgebung, einen Magiſtrat: und nur eine kleine Aenderung ſoll für den neuen Zuſtand der Dinge gemacht werden." Obwohl nämlich Proudhon gegen das Ende ſeiner Schrift ſagt: „Jede Regierung will ſich aufrecht erhalten und hält ſich für legitim, ſie wird ſtets dem Fortſchritte ihre ganze Macht entgegenſetzen;" obwohl er in einer Polemik gegen den National den Satz aufſtellt, daß ein einmal gewählter Monarch ſich nicht dazu verſtehen wird, wieder abzudanken: ſchlägt er einige Seiten früher vor, daß, ſtatt wie jetzt die geſetzgebende Gewalt zu wählen und die königliche für erblich zu erklären, in ſeinem neuen Zuſtande die Magiſtrate, Senatoren, Offiziere, der König, Präſident oder die Directoren („wir haben für keine Regierungsform eine Vorliebe") gewählt werden müßten. Alle Beſtrebungen Proudhons gelten einem Zuſtande der

Digitized by Google

Gleichheit, in welchem es weder Hohe noch Niedere gebe; und doch begründet er jene seine Meinung über die Wahl der Vorstände damit, daß dieselben als „Obere" doch ohne den Respect, den Gehorsam und die Liebe der Unteren nicht ersprießlich wirken könnten; diesen Respect u. s. w. erwerbe man nicht durch Ueberzeugung, vielmehr offenbare sich nur durch die meisten Stimmen das Vorhandensein desselben. Mit diesen letzteren Deductionen nähert sich Proudhon dem Räsonnement der Politiker: und wie jeder Politiker national ist, patriotisch, so erklärt sich auch Proudhon für einen Patrioten. „Die Hingebung für eine Idee muß der Hingebung für das Vaterland nachstehen," sagt er. Er weiß es also nicht, daß eine Kritik des Eigenthums der menschlichen Gesellschaft überhaupt sich nicht in die Grenzen eines Vaterlandes einschließen läßt.

X.

Miscellen.

Die den Repräsentanten von England und Frankreich von Seiten der Pforte ertheilte Zusicherung, daß künftig wegen Rückkehr eines Renegaten zu seinem früheren Glauben kein Todesurtheil mehr vollzogen und der Schuldige auch auf keine andere Weise aus dem Wege geräumt werden solle ist den Repräsentanten vom Sultane mündlich in feierlicher Audienz wiederholt worden. (Paris. 24 März. Telegraphische Depesche). Nach späteren Berichten ist die Todesstrafe in lebenslänglichen Galeerenarrest verwandelt worden.

Mit strenger Anwendung der bestehenden schwedischen Gesetze hat das Swea-Hofgericht den Malermeister Nilson wegen seines Uebertritts zum katholischen Glauben zur Landesverweisung aus Schweden und zum Verlust aller Erb- und Bürgerrechte in seinem Vaterlande verurtheilt. Voss. Ztg. 15 April.

In Oesterreich ist das josephinische Toleranzedict thatsächlich dadurch aufgehoben, daß es von nun an von der Entscheidung der Behörden abhängt, ob ein Individuum von der katholischen Kirche zur evangelischen übertreten darf oder nicht, und die Behörden die Begründung des Uebertritts meist nicht stichhaltig finden. Schles. Ztg. 12. April.

Im Anfang März ereignete sich bei Adrianopel folgendes Skandal. Während der Vollziehung einer armenischen Hochzeit drang ein Haufe von Muselmännern, Albanesern in die Kirche, wo die Ceremonie statt fand. Sie überwältigten die dort Anwesenden, schändeten die Braut und die übrigen Frauen, entmannten dann den Bräutigam und einen der andern Männer und zwangen zuletzt die Frauen die abgeschnittenen männlichen Theile zu verschlingen. Augsb. Allg. Zeitung.

Viel Aufsehen macht in München noch immer die gesetzwidrige Bekehrung von vier blinden Kindern in der Blindenanstalt zum katholischen Bekenntniß, welche vor kurzem stattgefunden, und soll das protestantische Consistorium eine energische Vorstellung deshalb an die oberste Behörde gerichtet haben. D. Allg. Ztg. April.

Verlag von Egbert Bauer in Charlottenburg. Berlin, gedruckt bei F. Nietack.

Digitized by Google

Allgemeine

Literatur-Zeitung.

Monatsschrift,

Herausgegeben

von

Bruno Bauer.

Heft 6. Ausgegeben im Mai 1844.

I.

Preußens Beruf in der deutschen Staats-Entwickelung, und die nächsten Bedingungen zu seiner Erfüllung. Von C. Brüggemann. Berlin, 1843, bei Besser.

Am 4. Februar 1843 ward eine Königl. Preußische Cabinetsordre erlassen, welche erklärte, „daß die Verfügungen vom December 1841 wegen Handhabung der Censur von den Censoren mißverstanden seien." Sie machte eine strengere Beaufsichtigung der Tagespresse zur Pflicht.

Sonach war abermals eine Maßregel gegen öffentliche Volksmeinungen für gut befunden worden, deren Vergünstigung von dem Volke nach den Erbhuldigungstagen in Königsberg und Berlin mit so vieler Begeisterung aufgenommen worden war. Während die Bekanntmachung dieser Maßregel von der großen Masse ziemlich gleichgültig aufgenommen wurde, während die ganze Kaste der Geldspeculanten der rheinischen und leipziger allgemeinen Zeitung ihre Niederlage gönnte, erklärten die liberalen Publicisten: „der Sinn für Oeffentlichkeit im Staate — in der Gemeinde — Gericht — Ständesaal und Presse — sei einmal in der Nation unwiderstehlich erwacht, die gesetzgebende Macht werde ihn nicht dämpfen können u. s. w." Indessen erzeugten diese eitlen Demonstrationen keinerlei Resultat, es dauerte vielmehr nach dem Absterben der rheinischen Zeitung gar nicht sehr lange, daß zum großen Leidwesen der majorennen Kinder auch die Bilderfreiheit mit einem Interdict belegt wurde.

Die eingetretenen Mißhelligkeiten gingen der liberalen Partei, die sich längst auf den Augenblick gefreut hatte, durch öffentliche Vorträge ihre hohlen Theorien an den Mann zu bringen, sehr zu Herzen: auch unsere Correspondenten, die außer dem Zweikammer-System der Liberalen das Heil der Nation suchten, waren mehr oder weniger bei der Sache betheiligt — ein Zeitungs-Inserat über deutsche oder preußisch-vaterländische Zustände war ja leichter fabricirt, als ein Buch oder eine Broschüre. Das aber schien de-

Digitized by Google

nen, welche glaubten: „die Radicalen hätten durch ihre destructive Tendenz der guten Sache diese Schmach bereitet," noch am geeignetsten: es mochte unter den subtilen Geistern die Meinung aufgetaucht sein, „ein gründlicher Nachweis der Volksmündigkeit werde das Cabinet von 1840 noch einmal für Regulirung der gesellschaftlichen Verhältnisse gewinnen, es werde bei dieser Inspection auf Mängel treffen, deren Beseitigung die eigene Sicherheit erfordere," denn schon erhob das Bettlerthum, das Prolatariat wie die schlangenköpfige Hydra ihr drohendes Haupt; gegen dieses Mysterium mußte ein „heiliges Gemeinwesen im treuen Wechseldienst der Stände — eine treu geeinte Christenheit" die Waffen des Schutzes, des Widerstandes schmieden. Um diese Combination ins Leben zu rufen, gab es gutmüthige Leute, die sich an das Ultimatum von Königsberg und Berlin vom Jahr 1840 hielten, die glaubten, „alles was darin enthalten sei, werde ohne Kampf gegen die neuen Prinzipien praktisch durchgeführt werden," sobald es gelinge, die höhere Staatsgewalt von der Nothwendigkeit eines solchen Schrittes zu überzeugen, um so mehr, da die berufsreiche Masse ihren letzten Grad politischer Bildung in jenen Tagen der Begeistrung empfangen habe.

In einer solchen Gemüthslage erschien Herrn Brüggemanns Schrift: „Preußens Beruf in der deutschen Staats-Entwickelung, mit den nächsten Bedingungen zu seiner Erfüllung."

Wenn Preußen den Beruf in sich trägt, einen Schritt weiter zu gelangen, als bisher die Staaten gelangt sind, so ist anzunehmen, daß die Befähigung dieses Berufs nicht so überraschend wie die Volksmündigkeit von 1840 entstanden ist, sondern daß sich diese Annahme auf ältere Urkunden stützt.

Herr Brüggemann sucht uns die Gründe aus dem Gange der preußischen Geschichte mit vieler Beredsamkeit, die aber häufig mit überflüssigen Doppelsätzen angefüllt ist, zu erklären. Die Periode von 1807—1843 ist in drei Abschnitten behandelt, nehmlich:

1) Die Zeit von 1807—1813. Sie ist bezeichnet als die Zeit des politischen Erwachens in Deutschland und Preußen.

2) Die Restaurationszeit mit ihren Mißverständnissen und Mißgestaltungen.

3) Die Gegenwart von 1840.

Wir werden diesen Plan, des Interesses wegen, den ein solches Thema uns einzuflößen vermag, so wie er aufgestellt ist, nach seiner Endrichtung verfolgen; auf diesem Wege wird uns so manches klar werden. Der Verfasser spricht sich am Eingange seiner Schrift über den Thronwechsel von 1840 und über die ihn begleitenden Thatsachen also aus: „Wiederum ist im Laufe der geschichtlichen Entwickelung des Vaterlandes und vornehmlich des vaterländischen Staatswesens ein Augenblick folgenreicher Entscheidung herangekommen. Von einer bestimmten und klaren Auffassung des Inhaltes und des Berufs dieses bedeutungsvollen Augenblicks ist alles zu gewinnen. Eine längere Verkennung dieses Augenblicks wird Verluste an Macht und Ehre für Preußen und für das gesammte deutsche Vaterland nach sich ziehen. Ein treues Wort von Wohlwollen getragen, wird auch bei entgegengesetzten Ueberzeugungen eine freundliche Statt, — zumal in Deutschland finden."

Wären diese Worte zu Deutschland in der Philisterperiode, oder wenigstens vor dem Gebrauch der Locomotiven gesprochen, — vielleicht hätten sie Eingang gefunden: vielleicht auch nicht. Aber im Jahr 1843, also drei Jahre nach den Krönungsacten von Königsberg und Berlin, ist es von der deutschen Nationalität zu viel verlangt, daß sie sich, wie die For-

Digitized by Google

derungen unſers Verfaſſers weiter lauten, für Preßfreiheit, — Oeffentlichkeit des Prozeſſes — Gleichheit der Militairverfaſſung auf dem Fuße wahrer Landwehren, Feſtungsbauten: — und was überdies noch alles zu einer ſoliden Staatswirthſchaft gehört, — intereſſiren ſoll. Wir wollen Herrn Brüggemann nicht den Vorwurf machen, daß er die Geſchichte Preußens, den Zuſtand der Geſellſchaft und ihrer Verfaſſung nicht gründlich erſchaut hätte, wenigſtens zeigt ſeine Schrift, daß ſie durch eine ziemliche Benutzung von Materialien hinter die Urſachen und Verhältniſſe gekommen iſt, auf welche ſich ſeine Hypotheſe des preußiſchen „Berufs" gründet: dennoch leidet ſie an dem unglückſeligen Wahn, das hiſtoriſche Recht werde nach einigen Definitionen der Freiheit dem Volke die Zugeſtändniſſe formeller Erklärungen entgegentragen, als ob es ein Kinderſpiel wäre, eine Königskrone an den Egoismus einer Klaſſe Menſchen zu veräußern. Sie verfällt bei allem Streben nach Gründlichkeit des Geſchichts-Studiums in den Hauptfehler, leichtgläubig genug zu ſein, das hiſtoriſche Recht werde ſich durch einige dialektiſche Schlüſſe, mit Hintanſetzung ſeiner Rechte, ſeiner Sicherheit für ein liberal erträumtes Gemeinweſen beſtimmen laſſen. — — In dem weitern Verlauf dieſer „räſonnirenden" Abhandlung iſt es ſchade um die ehrliche Denkweiſe; faſt jedes Blatt iſt hier germaniſirt; faſt jedes Blatt iſt für die Nachkommen Herrmanns eine Warnung, vor dem Sauſen und Brauſen der engliſchen Lokomotiven hübſch munter zu bleiben, ja nicht inſtinktmäßig wieder einzuſchlafen. Wir wiſſen zur Stunde ſelbſt nicht recht, ob unſere berufsreichen Socialiſten ſchlafen — wachen oder träumen, nur ſo viel wiſſen wir, daß die Stadtverordneten der Reſidenz keine Oeffentlichkeit wollen. Wir haben geſehen, daß ſich dieſe an unſere Reden nicht viel kehren, wenn auch Herr Brüggemann ſagt: „es gilt die Hinüberſetzung des büreaukratiſchen Staats in den öffentlichen, den auf der anerkannten Mündigkeit der Stände des Volkes beruhenden Staat." Wenn auch auf derſelben Seite weiter nachgewieſen wird, „daß durch ein ſelbſtſüchtiges Privattreiben die wahre Freiheit, die wahre Weisheit nicht gedeihen könne; ſondern daß es gelte, den Staat, wie es bei den Vätern war, durch eine freie Einung freier Männer frei hinzuſtellen, weil dieſer Sinn politiſcher Mündigkeit für ein in Waffen, in Freiheit, in Gehorſam erzogenes Volk zum ſittlichen Bedürfniß geworden ſei," ſo liegt dies alles dem Verſtändniſſe unſeres gelehrten Publikums noch viel zu fern. Wenn dieſe Maſſe ſchon dahin gelangt wäre, die Freiheit für ein ſittliches Bedürfniß zu halten, dann möchten die Berliner Volksblätter mit ihrer, auf temporäre Volksgeſinnung und ſtaatliche Zuſtände reflectirenden Logik vor der Cenſur der „königlichen Volksfreiheit" nicht länger beſtehen können. Eine Nation, die es bis zu einer ſolchen „Freiheit" gebracht hat, hält ſolche bellende oder achſelträgeriſche Organe für ſeiner unwürdig.

Ohne der Ehre unſeres Staatsbürgerthums zu nahe zu treten, läßt ſich von demſelben behaupten, daß, ſo viel Stände, Corporationen und Mitglieder in ihm anzutreffen ſind, auch eben ſo viele Meinungen herrſchen, die mit wenigen Ausnahmen auf conſervativem Boden ruhen, weil dies die bequemſte Stellung ſelbſt für diejenigen iſt, die ihre Lebenszeit zum Nachdenken erhielten. — Wohl verſtanden! die Geldmänner nennen dieſe Claſſe „die Arbeitsſcheuen:" ihre Communialgeſinnung fühlt zwar auch einen Beruf in ſich, jedoch einen ganz andern, als Herr Brüggemann meint; ſie fühlt nicht den Beruf der „königlichen Vollfreiheit," ſondern den Beruf des Privilegiums, der ausſchließlichen Beſitznahme des Nationalvermögens. In dieſem Bewußtſein glauben dieſe

Digitized by Google

Leute nur an die Scheu des Arbeiters, nicht an die Arbeitslosigkeit. Deshalb sind ihnen die Institutionen des Bettlerthums ein Gräul.

Dieser neue Staat des christlichen Europas, gegen welchen die englische Verfassung vergebens ihre Schutzmittel der Freiheit zur Selbstvertheidigung anwendet, erfüllt die Liberalen mit Besorgnissen für die Zukunft und mit Mißtrauen gegen sich selbst. Ohne den innern Zustand der Gesellschaft zu erforschen, ohne die wahre Gesinnung der großen Masse kennen zu lernen, hält diese politische Parthei es für möglich, durch sogenannte Schutzgesetze eine Allgemeinheit des materiellen Wohlstandes in einer Zeit herzustellen, wo der Egoismus einen Beruf *ohne Gleichen* hat, mit aller Beharrlichkeit auf dem Wege der heiligen Ehre und wahren Treue fortzuwandeln. Wer die Natur dieser nationalen Productionskraft erst ergründet hat, dem möchten sehr bald die Worte zu liberalen Phrasen fehlen, womit das Publikum auch in der Schrift über „Preußens Beruf" gemartert wird.

Unser Verfasser kämpft für die Idee eines neuen Germanenthums unter Preußens Vorsitz. Hier ist ihm die christliche Religion, mit der in der alten Germanenzeit, wie im ganzen Mittelalter ein eben so arger Mißbrauch getrieben worden ist, als in unserm humanisirenden Jahrhundert, zur absoluten Bedingung einer neuen Weltordnung geworden. Der Vernünftige mag billig fragen: warum diese christliche Religion nicht in der Reinheit ihrer Glaubenssätze erhalten worden ist, welche in ihr anzutreffen sind?! Ist es denn gar zu schwer, das Böse zu vermeiden? kann dies nicht eben so leicht geschehen, wie man das Gute vermeidet? Aber freilich! wenn man das Gute, das Vernünftige, das Reelle, wovon jede Zeile dieser Religion spricht, stets so in Ausführung bringen wollte, würde das Privatinteresse seine Rechnung nicht finden. Diese Religion, welche uns nach den Resultaten ihrer Anwendung keinen sehr hohen Begriff für die Sache der Menschheit abgewinnen kann, erkennt Herr Brüggemann für die Himmelspforte aller Volks-Glückseligkeit. Es heißt: „die Religion eines Volkes ist die Seele seiner Geschichte! — In diesem Sinne verehren wir im Eintritte des Christenthums den Anfang einer ganz neuen sittlichen Welt und einer neuen Reihe politischer Entwicklungen. Als charakteristisch für die neue, die *christliche* Rechtsidee müssen wir bezeichnen: — die Befreiung von der Äußerlichkeit einer bloßen Privatfreiheit, im Maaße eines reinen Privateigenthums, durch die Ahnung einer höhern Freiheit, im Maaße der Liebe und der Durchdringung der Privaten zu einem wahren Gemeinwesen königlicher Vollfreiheit."

Was weiter zu dem staatsvölkerlichen Beruf Preußens gehört, und welche Stelle die christliche Religion bei dem großen Reformwerk der Menschwerdung spielt, wird von Herrn Brüggemann in der Ausführung der vorhergehenden Stelle in seiner Schrift Seite 13 gesagt: — „an die Stelle eines bloßen Privatrechts tritt somit ein Recht des Gemeinwesens; aber eines Gemeinwesens, das nicht die Privatfreiheit verschlingt, sondern zur unendlichen Vollfreiheit, zur Ehre der höchsten Selbstständigkeit verklärt, indem es sie wiedergebiert aus der vollkommenen Hingebung und Treue. Das allgemeine Wohl in heiliger Treue und wahrer Ehre mögen wir demnach als eine passende Bezeichnung der christlichen Rechtsidee betrachten."

Hätte die christliche Religion den Menschen, wie sie es wollte, in einem Leben himmlischer, reiner Liebe zurückgehalten, hätte sie ihn mit dem reinen Hinblick nach oben gesättigt und allen ihren Bekennern den

Digitized by Google

Panzer der Verachtung gegen „irdischen Tand" angezogen, wäre sie die unpartheiische Lenkerin der menschlichen Schicksale geworden, wäre sie für die Menschen die einfache sittliche Erziehungslehre geblieben — ein Vorzug, den sie immer gegen das Judenthum und die andern Hauptreligionen einnimmt — so würde es gegenwärtig nicht einmal nöthig sein, der verwahrlosten großen Masse gegen Stände und Privilegien Schutzdämme zu bauen, es gäbe schon an und für sich keine Stände und Privilegien. Oder wenn ein christlicher Staat dennoch privilegirte Stände zu seiner Existenz brauchte, — so dürften die Privilegirten doch nur einen christlichen, d. h. „brüderlichen" Gebrauch von den Theorien ihrer Staatsreligion machen. Befindet sich doch die große blinde Masse schon hinlänglich in dem Zustande christlicher Duldung. Sie arbeitet für die Privilegirten, ja, sie muß auch noch alle Verantwortlichkeit für die Sünden, die Andere auf ihre Rechnung begehen, tragen. Will Herr Brüggemann den Beruf Preußens durch factische Beweise zu einem neuen vernunftgemäßen Leben des Staates und Volkes darlegen, so hätte er der Religion eine andere Stellung im neuen Staatssystem anweisen sollen. Er sagt zwar, „das allgemeine Wohl in heiliger Treue und wahrer Ehre wäre die passende Bezeichnung der christlichen Rechtsidee." —

Was hilft uns aber die christliche Rechts-Idee, wenn von ihr für die Gesellschaft ein schlechter Gebrauch gemacht wird? Deshalb, daß sie Herr Brüggemann beibehalten will, wird sie den Materialismus nicht idealisiren; sie wird für das materielle Prinzip nach wie vor durch ihren Gebrauch der Stützpunkt der Unverletzlichkeit bleiben. So lange die berufsreichen Herrn in jedem Nadelstich eine Sünde sehen und für diese eine Strafe bereit haben, so lange können die Privilegirten, welche diese christliche Rechtsidee schon aus einem ganz anderen Gesichtspunkt betrachten wie der verantwortliche Pöbel, — sicher sein. Unsere Bemühungen würden vergebens sein, wenn wir auf diesem Fundamente der Menschheit eine menschliche Stellung verschaffen wollten. Dieses Geschäft überlaßt ganz ruhig der Kirche, es ist ihr Amt, die Menschen selig zu machen.

Die Grundidee zu Preußens Beruf in der deutschen Staats-Entwickelung legte Friedrich der Große durch seine Kriege gegen das in Philisterhaftigkeit und Altersschwäche entnervte deutsche Reich. Die Vergrößerung Preußens zu einer ansehnlichen Staatsmacht übertrug dem jungen Königreich in den politischen Verhältnissen schon eine Rolle, so konnte z. B. keine fremde Staatsmacht Raubkriege, wie sie zu Ludwig XIV. Zeit in Deutschland Mode waren, mit Umgehung Preußens anfangen. Allein die passive Stelle war für Preußen, welches nach der Eroberung Schlesiens auf seine Sicherheit bedacht sein mußte, nicht mehr genug, sondern es mußte, nachdem es sich einmal fürchterlich gemacht hatte, sich gleichsam an die Spitze der europäischen Staatengesellschaft stellen, was durch Friedrich den Großen auch geschah, und was damals von Oestreich mit heimlichem Ingrimm beobachtet wurde. Friedrich II. machte schon den Versuch, die Nation zu politisiren, weil er sehr wohl einsah, daß in einer politischen Volksmeinung der treueste Alliirte für die Behauptung der preußischen Staats-Existenz zu finden sei. Ein Volk ohne Gesinnung, ohne Bewußtsein, war für diesen Fall ein Unglück, das sich nicht übersehen ließ. Der König fing aber seine Aufklärungs-Versuche von der unrechten Seite an und brachte es mit denselben nicht weiter als bis zu dem Eindruck, den seine Erscheinung und seine für

Digitized by Google

die deutsch-religiösen Gemüther etwas frivole Denkweise auf diese gemacht hatte. Die Nation, von aller Theilnahme an der Verwaltung ausgeschlossen, wurde von den Franzosen 1806 überrascht und mußte sieben Jahre lang für ihre eigene Theilnahmlosigkeit seit Friedrichs II. Tode büßen.

Herr Brüggemann, der eine kurze Uebersicht über die frühern Vorgänge in Preußen bis zur Gesetzgebungsperiode von 1807 liefert, sagt, daß Preußen nach der Action von Jena und den berüchtigten Festungsgeschichten „den ganzen Unwerth und die Unzuverlässigkeit alles blos äußerlichen Meilen- und Seelenbesitzes gründlich erkannt habe." Dieser Ansicht ist jedoch zu widersprechen, einzelne Männer, wie Stein, Niebuhr und Vinke mögen solchen Unwerth wohl erkannt haben, wogegen der Adel, die Geistlichkeit und die gesammte Büreaukratie diese Meinung nicht so gleich theilten.

Herr Brüggemann scheint der Politik und den gesetzgebenden Theorieen dieser drei Männer ein besonderes Studium gewidmet zu haben. In dieser Beziehung kommt in seiner Schrift Seite 27 folgende bezeichnende Stelle vor. Wir werden diese Stelle anführen, um der Idee auf die Spur zu gelangen, welche sich Herr Brüggemann im Jahre 1843 nach dem Edict vom 4. Februar machen konnte.

„Das Gericht über den büreaukratischen Staat, das in den Tagen von Jena ergangen war, — und außerdem der Widerwille gegen die ähnliche Weise des Napoleonischen Staates — trieb ächte deutsche Männer, die überall Treue und Ehre höher schätzten als gemeinen Nutzen, auf die Spur der in England erhaltenen echt germanischen Staatsweise. — Männer wie Stein, Vinke, Niebuhr, hoben den englischen Grundsatz der Selbstverwaltung des Volkes in Staat und Gemeinde hervor, — gegenüber der büreaukratischen Verwaltung durch schreibende Regierungsgewalten, die alles wissen, alles leiten und regeln wollen. Mit Begeistrung sprach man vom freien England, das unter allen Wechseln und Erschütterungen sich selbst richtete, und von dem noch unschätzbareren Gut, sich selbst durch die Verständigsten aus ihrer Mitte richten zu lassen. Diese Brittische Freiheit wollte man nach Preußen übertragen."

Man denke nun aber daran, wie die Wahlen der Volksmänner in England betrieben werden, und man wird sich jederzeit eine richtige Vorstellung machen können, ob gerade diese Deputirten, die ihre Stimmen meistentheils auf eine stupide Weise von den Staatsbürgern von Haus zu Haus für baare Bezahlung abbetteln, stets die Einsichtsvollsten sein können. Indessen, wenn Herr Brüggemann im Jahr 1843 dachte, daß in Preußen bei allen Kennzeichen des Berufs, die Staatstheorie eine vollständige Anwendung von dem Steinischen Testamente machen werde, dann ist ihm auf Kosten seines Glaubens eine Niederlage bereitet, welcher jeder Redliche entgehen wird, sobald er mit der großen Bescheidenheit unserer Socialisten einige Bekanntschaft gemacht hat.

Vielleicht hat Herr Brüggemann an natürliche Wunder gedacht, an denen jene Periode, aus der auch das Steinsche Testament hervorging, so reich ist. An Deutschland darf man aber in gewöhnlichen Zeiten seine Forderungen nicht zu hoch stellen, hier muß man sich immer in dem Geleise des langsamen gemessenen Fortschrittes bewegen; übernatürliche Wunder, wie zu Abrahams Zeit, geschehen seit Friedrich dem Großen, wo Philadelphia sein Wesen getrieben haben soll, — nicht mehr: es regnet kein Manna vom

Digitized by Google

Himmel, ſondern der Bäcker muß regelmäßig ſeine Tagesgeſchäfte verrichten, wenn unſere berufsreiche Geſellſchaft ſich ſättigen ſoll.

Weil wir aber von Wundern reden, ſo brachte Napoleon, der auf ſeinen Fahrten, hin und zurück von Egypten den engliſchen Korſaren wie durch ein Wunder entrann, um dem alten Europa mit einigen Wahrheiten beſchwerlich zu fallen — durch ſeine ſtrenge Thron-Reviſion in Deutſchland ein neues Weltwunder mit zum Vorſchein, in dem er den alten Deutſchen Widerwillen gegen politiſche Selbſtſtändigkeit doch wenigſtens zehn Jahre lang zu verdrängen wußte.

Die fruchtbare Empfänglichkeit der friſcherregten Nationalität wollte 1807 ein großer Staatsmann benutzen, um Friedrichs des Großen Ideen in etwas größerer Ausdehnung zu realiſiren. Dieſer Mann war der Miniſter v. Stein.

Indem wir ſein Reformwerk näher betrachten, wollen wir vorerſt die Elemente bezeichnen, welche die neue Geſetzgebungs-Idee zu beherrſchen hatte.

Erſtens: einen herrſchſüchtigen, in alten Anmaßungen befangenen Adel, der ſelbſt nach der Lection von Jena die Beibehaltung ſeiner Oberlehns-Herrſchaft für Deutſchlands Wiedergeburt nothwendig hielt. Zweitens: eine gemiſchte, aus allen Confeſſionen zuſammengeſetzte Geiſtlichkeit mit einigen tauſend Morgen Land, Abteien, Meiereien, und einer Verantwortlichkeits-Lehre, an welcher jede Regung des Menſchengedankens zum Abbild von Lot's Weib wird. Drittens: eine ängſtliche, pedantiſche Beamten-Corporation, die nie mehr that, als wie ihr geheißen war. Viertens: ein maulfaules, mit einigem Mutterwitz begabtes Bürgerthum, welches ohne alle Induſtrie und politiſchen Ehrgeiz ſeine Zunftprivilegien zur erſten Bedingung der Menſchwerdung hielt. Fünftens: einen erbhörigen Bauernſtand, der im ganzen Umfange der Monarchie keine zehn Morgen Land als reelles Eigenthum beſaß, weil der ganze Flächenraum ſeit den Zeiten des dreißigjährigen Krieges in Dominial-Gefälle eingetheilt war: — und ſechſtens: eine Nation, die nie darnach gefragt hatte, ob Kant ſeine Ideen über Menſchwerdung aus der Luft gegriffen, oder ob die Theorie um der bloßen Theorie willen ſtreite: — eine Nation, der alle dieſe Spitzfindigkeiten nicht die mindeſte Sorge machten, ſobald ſich die Reform nur nicht um ein Corporations-Verhältniß bekümmerte: ein geſinnungsreiches Volk .....

Aus dieſem Reichskataſter wollte der Miniſter Stein ein engliſches Selfgouvernement geſtalten, welches, wie Herr Brüggemann mit Begeiſtrung über die engliſchen Zuſtände ſich äußert, „einen ſo allgemein praktiſchen Verſtand und vornehmlich ein ſo lebendiges Intereſſe zu erregen weiß an allem, was das Vaterland, den Nutzen und den Ruhm der Nation betrifft."

Dieſes Teſtament enthält mit Herrn Brüggemanns Commentarien folgende Hauptſtellen:

1) Die Einheit der bürgerlichen Geſellſchaft mit der Polizei im ganzen Staate. Die Regierung kann nur von der höchſten Gewalt ausgehen. Sobald das Recht, die Handlungen eines Mitunterthans zu beſtimmen und zu leiten, mit einem Grundſtück erkauft oder ererbt werden kann, verliert die höchſte Gewalt ihre Würde und in dem gekränkten Unterthan wird die Anhänglichkeit an den Staat geſchwächt.

2) Gleichheit vor dem Geſetz und unpartheiiſches Gericht. — Es ſoll der Richter von der höchſten Gewalt abhängen. Denn wenn umgekehrt der Richter von dem Gegner abhinge, ſo wäre der Glaube an das Recht ſchon erſchüttert, es würde die Meinung von der Würde des Richters, von ſeiner unverletzbaren Heiligkeit verletzt. —

Digitized by Google

3) Vollkommene persönliche Unabhängigkeit jedes mündigen Bürgers, namentlich Abwehr jeder unfreien Bande, in welchen das Gesinde zu den Herrschaften steht. Alle Erbunterthänigkeit soll aufhören.

Nach Aufhebung der Leibeigenschaft in Schlesien im Jahr 1807 hat man von Seiten des Adels Versuche gemacht, diese Erbhörigkeit in einigen Punkten wieder herzustellen. Dagegen protestirt der Minister weiter, wie folgt:

Es kann niemals die Rede davon sein, diesen Einzelnen auf Kosten der Persönlichkeit zahlreicher Mitunterthanen Gewinn zuzuwenden. Es bedarf keiner neuen Gesindeordnung, sondern nur der Aufhebung der vorhandenen. Das Gesindeverhältniß enthält freilich über den Dienst und den Lehn-Vertrag hinaus noch kein sittliches Element der Gesinnung. Aber Gesinnung wird nur durch Gesinnung erweckt: — sie erzwingen wollen, ist eben so unmöglich wie unsittlich. Die erste Bedingung der wahren Sittlichkeit ist die rechtliche Unabhängigkeit. Diese zu erziehen:

Dazu gehört der öffentliche Staat und das allgemeinere Staatsbürgerthum. — Unter diesem wird verstanden: — eine allgemeine Nationalrepräsentation, die jedoch nicht den schlechten Sinn einer Beschränkung der königlichen Gewalt haben soll. Das Gute, was in ihr liegt, ist, der höchsten Gewalt ein Mittel zu geben, wodurch sie die Wünsche des Volkes kennen lernen und ihren Bestimmungen Leben geben kann. Von der Ausführung eines solchen Planes hängt Wohl und Wehe unseres Staates ab: denn auf diesem Wege allein kann der Nationalgeist positiv erweckt werden. Dazu ist jedoch nöthig: ein Ineinandergreifen der Stände: und besonders zu dem Ende eine Reform des sich bei uns kastenmäßig abschließenden Adels. — Zwischen unseren beiden Hauptständen, dem Adel und dem Bürgerstande, herrscht durchaus keine Verbindung. So leidet der Gemeingeist und das Vertrauen der Regierung. Der Adel muß alles privatrechtliche Privilegium aufgeben und seine Ablösung beschleunigen helfen: — er muß sich mit den übrigen Ständen in ein Ganzes verketten.

Nach dieser politischen Staats- und Volksbildungs-Combination des Herrn Ministers von Stein wird von unserm Verfasser auf den Schlußstein dieses in der That gesinnungsreichen Kunstgebäudes hingewiesen, indem er über das wahre noch fehlende Element also sagt: „aber im Staate geht der Mensch der christlichen Zeit nicht auf: und deshalb wird gefordert als Krone und Wurzel aller Freiheit: die religiöse und sittliche Freiheit der durch die unendliche Treue des Glaubens und der Liebe zur eben so unendlichen Ehre erhobenen vollfreien Persönlichkeit."

Ich muß gestehen, ich bin sehr zufrieden mit der Copie dieser Phrase fertig zu sein, sie benimmt dem stabilen Deutschen beinahe die Luft zum ferneren Fortschritt..... Der Minister Stein äußert sich über diesen Punkt also:

Durch Belebung des religiösen Sinnes werden alle diese Einrichtungen ihren Zweck erreichen. Doch können Vorschriften und Anordnungen diesen Zweck nicht erreichen. Es liegt der Regierung ob, mit Ernst diese wichtige Angelegenheit zu beherzigen: doch wird der Staat positiv hier nicht viel ausrichten können. Wer die Religion in andern beleben will, muß selbst erst von Religion belebt sein: — und diese ist in ihrem innersten Wesen — Glauben an den Geist und unbedingte Ehrfurcht vor seiner Freiheit. Zwang richtet hier nichts aus, und ist noch unsittlicher, als für die Pietät des Gesindeverhältnisses.

Dies der Hauptinhalt von Steins politischem Testamente, welches der große Staatsmann noch vor

Digitized by Google

seinem Austritt aus dem activen Dienst der Regierung und allen ihren Abhandlungen einhändigte.

Das Testament blieb seinen Hauptsätzen nach einstweilen unausgeführt liegen. Das Volk, welches bis auf den heutigen Tag noch keine specielle Kunde über jenes Erzeugniß erhielt, wodurch es gebildet werden sollte: — eben dieses Volk besaß damals für eine solch ausgedehnte Freiheit noch keine Dimensionen.

Die Restaurationszeit oder die Zeit der Mißverständnisse und Mißgestaltungen.

Herr Brüggemann hat Deutschland so eben in einem lichtvollen Augenblick gesehen; es befremdet uns daher nicht, wenn er die Restaurationszeit sehr strenge behandelt. Der Grundsatz: „Gesinnung sei nur durch Gesinnung zu erwecken," ward trotz aller „Freiheitsreife" der Völker nur von einer Seite beherzigt.

Herr Brüggemann findet die Staatsglieder, die nach solchen Erlebnissen, wie Preußen seit 1806—1815 erfahren hatte, wie eine eherne Kette aneinander geschmiedet werden mußten zur ewigen Dauer, in völlig lockerem Verbande. Was außer dem Krieg mit Napoleon gewesen war, davon wußte kein Mensch etwas mehr, selbst Herr von Stein mit seinem Testamente, Vinke, Niebuhr und wie alle die Restoren der deutschen Volksfreiheit geheißen haben — waren vergessen, — und wie allerdings von keiner Seite geläugnet werden kann: mit Absicht vergessen. Wenn Gott das deutsche Volk heimsuchen will, dann muß er es mit altpreußischem Liberalismus oder mit sächsischen Ständeversammlungen strafen. Uns hat er die Bureaukratie und den servilen Egoismus unserer Eisenbahn-Actionaire gegeben. „Auch unser Bürgerstand, sagt Herr Brüggemann, besaß keine Routine, sondern er bestand mit aus den beschränktesten Zöglingen der Staatskünstelei, denn sobald die Idee des öffentlichen Staates in Anwendung gebracht werden sollte, lief dieser in babylonischer Verwirrung auseinander." — Ja! ja! das ist wahr: die moderne Bourgeoisie besteht aus erschrecklichen Helden, alle Vernunftschlüsse, die über das Gebiet der alten Fama hinausreichen, hält sie für das Werk des Antichrists; tritt einer, der an den Theorieen der Staatengeschichte genug hat, — über dieses Gebiet hinaus, will er auf der Erde Menschen anstatt Heuchler schaffen, so hält die berufsreiche Societät den neuen Praktikus für den Scheiterhaufen reif.

Herr Brüggemann scheint überzeugt zu sein, daß das hochstudirte Gemeinde-Wesen der Restaurationszeit aus der Dummheit der Parteien, wovon keine den Begriff einer vernünftigen Volksfreiheit fassen konnte, hervorgegangen sei. Nachdem die Bürger ihre civilisirte Anschauungsweise zu erkennen gegeben, nachdem die Büreaucratie ihre bequeme regelrechte Stellung wieder eingenommen, sagt Herr Brüggemann, „bildeten sich Gruppen durch die Kraft des Interesses zu praktischen Parteien, die auch Gestaltungen zu Stande brachten: — nur natürlich lauter Mißbildungen, ohne alle Lebensfähigkeit und jede feindlich gegen die andere. Zur natürlichen Strafe erreichte dafür auch nothwendig jede blos das Gegentheil ihrer Absicht." Weil im Anfang dieser eben bezeichneten Glanzperiode der praktische Verstand der großen Masse noch keine sonderliche Ausbildung erlangt haben konnte, so scheint es, als ob unser Verfasser die Staatsbürgerschaft am Ende dieser Periode für den Empfang der vernünftigen Freiheit für zurechnungsfähig hält,

Digitized by Google

indem er am Schluß seiner publicistischen Abhandlung mit ziemlicher Sicherheit parlamentirt, es fehle blos noch am Vertrauen, — aber freilich einem wahrhaften Vertrauen, einem wider alles Mißtrauen und Einseitigkeit unerschütterlichen Vertrauen: bei den Leitern des Staats am Verstande, aber freilich dem staatserhebenden männischen, sich über die Routine und die kleingeistige Furcht, an der Geschichte gebildeten und mit lebendiger Anschauung fremden öffentlichen Staatswesens genährten Verstand. Es käme ferner nur darauf an, daß die Leiter des Staats von 1843 wieder einsehen, was 1807 die Staatsmänner in Preußen einsahen; was Herr von Vinke damals ausgesprochen: „Nur Publicität und freie Ungebundenheit des öffentlichen Urtheils über öffentliche Personen und Gegenstände gleich im Beginnen, und wir werden bald aus der schönen Blüthe des Gemeingeistes die goldene Frucht der öffentlichen Meinung sich bilden sehen."

Natürlich bleibt es jedem Natur- und Geschichtsforscher überlassen, nach seiner jedesmaligen Einsicht ein Resultat seiner Untersuchungen zu entdecken, damit die Wissenschaft, und wenn es die politische Wissenschaft sein sollte, welche in Deutschland für die Erziehung einer allgemeinen Nationalwohlfahrt noch nicht ihr Schülereramen bestanden — mehr und mehr bereichert werde. Wenn aber die „Bildung eines heiligen Gemeinwesens im treuen Wechseldienst der Stände" in irgend einer Zeit möglich gewesen ist, so wollen wir es recht gern zugeben, nur glauben wir, war dies eine andere Zeit als die vom Jahr 1843, da hier sowohl, wie in den gepriesenen constitutionellen Staaten die Grundlage der Verfassung nicht auf der Gesinnung, sondern auf dem Eigenthum beruhet. Die Restaurationszeit schuf keine Stände, sondern eine Ständelosigkeit. Die Regierung ließ die alten Formen bestehen, sie glaubte genug zu thun, wenn sie dem Volke eine schulgeregelte Bildung angedeihen ließ, worin ihr die staatlich ordinirte Geistlichkeit die trefflichsten Dienste leistete. Die Regierung wollte ein religiös-sittliches Staatsbürgerthum erziehen, sie wußte aber nicht, daß man da, wo der materielle Mensch durch Beispiele, welche die Regierung nach einigen Friedensjahren durch die Erwerbung des materiellen Reichthums gegeben hat, geleitet wird, nicht für die wahre religiöse Sittlichkeit empfänglich sein kann. Für solche Triebe und Leidenschaften bildete sich die Masse schnell heran, das materielle Element war der einzige Hebel des Fortschrittes. Wenn wir daher in der preußischen Nation Intelligenz suchen, so liegt sie in den Kniffen und Ränken der Bereicherungskunst, nicht aber in der ideellen Vorstellung, daß einer für alle, und alle für einen leben und sorgen müssen.

Die geringfügigen Instanzen, welche die Regierung in den Provinzialständen und Stadtverordneten dem Volke zur Combination eines großen Gemeinwesens bot, blieben an der Seite des Absolutismus, der sich neuerdings nicht durch den König, sondern durch die Büreaukratie kund gab, — ein bloßes Schattenbild freier Volksinstitution, hieraus konnte eben so wenig wie durch die Kirche, die stets für ein doppeltes Interesse lehrte, das völkerliche Bewußtsein zum vernünftigen Denken und Handeln gestaltet werden.

Wer etwa glaubt, daß zur Stiftung eines „heiligen Gemeinwesens im treuen Wechseldienst der Stände" diese einseitige Bildung hinreiche, der möchte sich gegenwärtig, wenn im Jahr 1840 das Volksbewußtsein an seinen Platz gestellt worden wäre, — vielleicht schon von dem Gegentheil überzeugt haben. Zu einem solchen Gemeinwesen gehört Charakter. Die Theorieen der Restaurationszeit wußten der Volksbildung keine Bestimmtheit zu verleihen. Obwohl die Regierung von den v. Hallerschen Adelsprincipien keine

Digitized by Google

Anwendung machen wollte, so besaß die Beamtenmasse dennoch jedes Mittel, den Strom der Geistesrevolution ins alte Bette des Gehorsams und bewußtloser Abhängigkeit zu führen. Die Freiheit, welche der Staatsbürger in einem monarchisch freien Staate nach dem Muster von Steins Verfassungs-Urkunde empfangen kann, blieb in der Brust des preußischen Völkerberufs unter der Controlle der Behörden todt liegen. Herr Brüggemann weiß die Mißgestaltungen der Restaurationszeit sehr gut zu bezeichnen; weil aber das Volk noch keine Gelegenheit fand, seine politischen Ansichten zu erweitern, so irrt er sich in so fern, als er glaubt, „es fehle blos noch an der Einrichtung, an der praktischen Ausführung der Steinschen Theorien, um eine selbstständige Volksmeinung herrlich emporsprießen zu sehen."

Eine selbstständige Volksmeinung und ein williges furchtloses Eingehen der Regierung und des Staatsoberhauptes in diese Meinung, das ist das Lied, welches die volksorganische Publicistik seit jener Schreckensperiode gesungen hat.

Es ist aber nicht so leicht, von einem Besitzthum zu scheiden, welches der festwurzelnde Glaube des ausschließlichen Rechtes von Alters her für sich in Anspruch nahm. Stellen wir daher unsere Forderungen nicht zu hoch, verlangen wir nicht, daß dieses Princip plötzlich resigniren soll. Dieses Princip hat ein Vorrecht so gut wie die große Volksmasse, die ihr Gefühl der Verantwortlichkeit in guten und bösen Tagen mit sich herumschleppt. Allerdings zürnt die große Masse oft über die neugezogenen Stände der Restaurationszeit, sie merkt es an sich selbst, daß es die Mißhelligkeiten der langen Friedensjahre zu keiner solchen Vollfreiheit, wie sie Herr Brüggemann nach dem Muster des englischen Selvgouvernements verlangt, gebracht haben; sie feiert täglich das Leichenbegängniß ihres seligen Vermögens und hat auf den traurigen Resten früherer Macht und Größe ähnliche Gedanken, wie einstens Scipio auf den Trümmern von Carthago.

Die Gegenwart von 1840.

Bei einer andern Gelegenheit habe ich schon gesagt: „wir können nicht verlangen, daß sich unsere Umstände durch das Wort eines einzigen Mannes verbessern sollen, und zwar zu unserm Vortheil verbessern, dazu ist mehr nöthig, als die Einbildung des Repräsentations-Berufs."

„Gleich im Beginn, sagt Herr Brüggemann, gleich im Beginn der neuen Regierung kam der Gegensatz der Ansichten über den Fortbau der Verfassung entschieden zur Sprache."

So weit wie dem König seine souveräne Stellung gegen die absoluten Monarchen Rußlands und Oestreichs erlaubte, so weit wie es sein eigenes ererbtes Recht zuließ, als freier König zu herrschen, konnte jeder Preuße überzeugt sein, werde der neue Monarch Freiheiten gestatten. Allein daß die Politik der Restaurationszeit, die Politik „der Furcht, des Mißtrauens, der Hemmungen, des Vertagens und des Altflickens," wie Herr Brüggemann sie nennt, unmittelbar durch Erweckung neuer Institutionen hinweggeräumt werden konnte, das konnten nur diejenigen glauben, welche anstatt einer nationalen, eine heilige concessionirte Gesinnung an den Stufen des Thrones niederlegten.

Herr Brüggemann meint in allem Ernst, — „der Thronwechsel von 1840 wäre gerade nicht als ein

Digitized by Google

historischer Wendepunkt zu bezeichnen, er sei aber doch der Wendepunkt in der Geschichte des neuen Preußens und zwar der Wendepunkt der beschriebenen Politik aus der Restaurationszeit. Sowohl in dem Fürsten wie im Volke habe sich die Ahnung einer solchen Wendung geregt und ausgesprochen." Der freisinnige heilige Politiker segelt auf der spiegelglatten Oberfläche des Zeitstromes fort, ohne vor seiner hoffenden Erwartung die innere Gährung eines nahenden Gewittersturmes zu gewahren; die bloße Ahnung, die im Staatsoberhaupt und dem Volke für die Gestaltung einer Idealwelt liegt, — ist ihm genug; „die Weisheit der Restaurationszeit sei eine Thorheit gewesen, darum drohe ihren einheitslosen Werken überall der Einsturz. In dieser Ahnung liegt der Keim der Zukunft und die Macht derer, welche berufen sind, am Baue dieser — nehmlich der Zukunft, — am Baue dieser voranzustehen."

Es ist nicht zu läugnen, die Schrift des Herrn Brüggemann bekämpft mit Beharrlichkeit die Mißbräuche, die in der vergangenen Zeit liegen, mit sammt denen, die in der neuen geblieben sind, weil hier nicht alles buchstäblich erfüllt werden konnte.

Die Idee, daß Preußen ohne die Aufnahme des englischen Selvgouvernements nicht reich an Gottesfrieden und an Weltfrieden werden könne, ist die höchste Spitze, zu der sich der Verfasser erheben konnte. Eine öftere Wiederholung gesalbter hochtönender Reden: „das allgemeine Wohl in heiliger Treue und wahrer Ehre," oder: „das ordnende waltende Gesetz des göttlichen Friedens, der göttlichen Ordnung eines heiligen Gemeinwesens der im treuen Wechseldienst der Stände treu geeinten Christenheit ꝛc." ist für uns etwas störend dennoch nicht so belästigend, als dem preußischen Thronerben die ewige Mahnung an die in den Jahren von 1807 in Aussicht gestellte Verfassung sein muß. Mit dieser Mahnung ließen die Königsberger nach dem Erbhuldigungsfeste nicht lange auf sich warten, dort befanden sich die treuen Anhänger der Steinschen Politik unter den höchsten Staatsbeamten. Es ist nach der Motion, welche die altpreußischen Regierungs-Chefs dem König für eine ausgedehntere Vollmacht der Stände stellten, wahrscheinlich, daß diese Herren an die Volkskreise appellirten, ferner, daß sie auch glaubten, mit der Repräsentation würden sowohl die alten, wie die neu erstehenden Mißhelligkeiten aufgehoben werden.

Nun, es mag sein, daß dies geschehen wäre; für unsern Ueberblick der Verhältnisse berechtigen uns die Zustände von England, Frankreich und den deutschen constitutionellen Staaten zu keiner solchen sichern Hoffnung. Doch müssen wir fast bedauern, daß Se. Majestät der König nicht auf die Erweiterung der Vollmacht im Sinne einer allgemeinen Volksvertretung sich einließ, damit unsere Ansicht nicht blos theoretisch, sondern auch praktisch gerechtfertigt erschiene.

Wenn Preußen so wie Frankreich aus einer geschlossenen Ländermasse bestände, dann würden die naturwüchsigen Formen der alten Zeit mit leichterer Mühe ein gefälliges menschliches Ansehen erhalten können; so aber muß es sich von den Sentimentalitäten des „vollfreien" Liberalismus entfernen und mit langsamen gemessenem Fortschritt die Verhältnisse, wie sie gerade kommen, zu beherrschen suchen.

Der Staat, dessen Festigkeit in seiner Geschäftspraxis, in seinen wohlgeordneten Finanzen und in seiner Militärorganisation ruht, braucht sich vor einer voreiligen Demonstration nicht zu fürchten, wenn sonst die innern Zustände befriedigender Natur sind, was

Digitized by Google

aber leider als eine Folge der schläfrigen Restaurationszeit nicht nachzuweisen ist. Was diese Zeit für die Bildung des Gemeinwohls versäumt, was sie ferner in ihrer Egoisten-Gestalt für sich in Besitz nahm, ohne zu bedenken, daß Alle gleiche Ansprüche zu leben haben, dafür kann die neue Regierung nicht verantwortlich sein. Wollte die neue Regierung so schnell, wie die Liberalen mündig werden, auf eine radicale Verbesserung der untern Volkszustände sich einlassen, dann möchte sie von dem, was die Restaurationszeit erschuf, bald für sich selbst nichts besitzen; und gesetzt, sie gebe gutwillig die Mittel ihrer eigenen Existenz hin, wer bürgt ihr für die dankbare Gesinnung von Geistern, die sich durch nichts weniger als durch ein festes Lebensprincip zu erkennen geben? Die Regierung konnte sich für die Idee des englischen Selvgouvernements nicht begeistern lassen, um so weniger, weil diese Regierungsform gegenwärtig den ertremsten Abstand zwischen Arm und Reich präsentirt, weil sie nicht auf Gesinnung, sondern auf der bloßen Eitelkeit der Parlaments-Redner und auf dem Besitzthum der Fabrikanten und Kaufleute ruht.

Man glaubt, eine solche Einrichtung sei geeignet, in Deutschland, in Preußen Gesinnung zu erwecken; wir wollen die Meinung nicht widerlegen, daß sie zur Zeit, wo noch Gesinnung zu finden war, dieselbe gestärkt hätte; nachdem jedoch das deutsche Ehrenwort aus der Mode gekommen ist, täuscht man sich vollkommen, wenn man glaubt, eine bloße Veränderung der Gesetze werde die Geister, welche sich zuerst für ihre Emancipation auf die gemeinste Seite legten, in eine idealische Form gießen können.

Diese Unmöglichkeit hat die Regierung erkannt. Ihre Politik hat bewiesen, daß sie die Schwierigkeit einsah, alle die abstrakten Begriffe über Besitzthum und Freiheit mit einmal zu regeln; sie that, was sie den Umständen für angemessen hielt, sie gestattete unter Bedingung freie Rede. Bald bildete sich eine Opposition, die allerdings gegen die Hallerschen Rechtstheorieen, überhaupt gegen jedes Privilegium zu Felde zog, wo dann auch der Beamtenstand, der weltliche wie der geistliche nicht verschont blieb. Auf diesem letztern Spielraum mochten die meisten Mißbräuche zu finden sein; der Streit über Kirche und Staat wurde bald heftig, es wurde für und wider den historischen Christus gestritten; ob die Regierung besser gethan hätte, diesen Streit ruhig fortsetzen zu lassen, das wagen wir nicht zu behaupten, jedoch erklärt Herr Brüggemann, noch ehe derselbe auf die Spitze getrieben war, die Presse für unbequem; nachdem halb officielle Artikel erklärt haben sollen, „die Presse entspreche nicht den in sie gesetzten Erwartungen," sagt unser Verfasser; — „will man nicht ganz unbillig sein, so darf man nicht den sehr natürlichen Einfluß deutscher Gewohnheit übersehen, und nicht dem deutschen Geschäftsmanne, der so lange nur ehrfurchtsvolles Schweigen gekannt hatte, eine Einsicht in die Natur und rechte Behandlung der Tagespresse zumuthen, wie solche der englische Staatsmann mit der Muttermilch eintrinkt."

So viel uns von den damaligen Probearbeiten der jungen deutschen Presse zu Gesichte gekommen ist, müssen wir gestehen, hat sich gerade nicht eine Schülerarbeit in denselben kund gegeben, überhaupt nicht in der rheinischen und leipziger Zeitung, welche wegen ihrer meisterhaften Rhetorik, nicht wegen ihrer schlechten Aufsätze gelesen worden sind. Manche hohltönige Rede eines englischen Staatsmannes, oder eines englisirten Deutschen möchte gegen die Sprachwissenschaft dieser Organe zu kurz kommen.

Natürlich erging es der Opposition, deren Wahrheiten selten für Wahrheiten gehalten werden, wie

Digitized by Google

immer: sie mußte schweigen. — Anderes ungewaschenes Zeug ist seit dem Tode der leipziger und rheinischen Zeitung genug zum Vorschein gekommen. Dem Volke, dem auch Herr Brüggemann ohne Bedenken das Taufzeugniß seiner Mündigkeit ertheilt, wird aus den Berliner Tagesblättern keine Gesinnung für ein nationales Gemeinwesen erstehen. Uebrigens liegt in der Meinung unseres Verfassers, daß das Volk durch die lange Gewohnheit des ehrfurchtsvollen Schweigens, mit seinem beschränkten Unterthanenverstand — der mit Gänsehäkchen verzeichnet ist, — alles Selbstgefühl verloren hat ein ziemlich greller Widerspruch gegen die übrigen Bestimmtheiten, die in der Schrift für die Berufsfähigkeit des Volkes ausgesprochen sind. Die Vertreter eines englischen Selvgouvernements dürfen keine beschränkten Ansichten mit ins Parlament bringen: sie müssen gleich bei ihrem Eintritt wissen, was sie zu thun haben, um eine königl. Vollfreiheit zu Tage zu fördern. Daß aber das Volk seine Kenntnisse noch nicht bis zu dieser Stufe der Intelligenz und Weisheit ausgedehnt hat, das ist auch unsere beschränkte Ansicht.

Des Volkes Begeisterung wiegt uns in keine Illusion ein, seine politische Mündigkeit auszusprechen. Es besitzt einen äußerlichen Anstrich von Charakter, der aber schnell seine Farbe verändert, sobald es darauf ankommt, diesem Charakter Bestimmung zu geben. Der leidige Eigennutz löst alle Chimären des Nationalwillens schnell auf, denn sobald eine Forderung an sie ergeht, die sie nicht verstehen, tritt jeder einzelne auf die Seite der Selbstgenügsamkeit und sucht sich in gemessener Entfernung von dem Gesammtinteresse als guter Bürger zu beweisen. — Die Leidenschaft viel zu erwerben, ferner die Leidenschaft, alle diejenigen, die nichts erworben hatten oder vor der Concurrenz-Masse nichts erwerben konnten, zu verachten, das war der Geist, der die ganze Restaurationszeit durchdrang, und der sich mit einer ziemlichen Quantität Indifferenz der neuen Zeit anschloß.

Von politischer Bildung ist noch keine Rede. Der dunkle Begriff politischer Bedeutung, welcher in der landsmannschaftlichen preußischen Nationalität anzutreffen ist, ruht auf dem Gedächtniß einer großen Geschichte. Die Regierung fand es nach ihrer Ansicht für rathsamer, diese Idee im Volke nicht weiter zu erläutern, sondern sie wendete ihre Fürsorge auf die Erziehung eines christlich sittlichen Staatsbürgerthums. Vermöge des staatlichen Schulunterrichtes, ferner vermöge der neuen merkantilischen Machinationen erlangte das Volk einen bedeutenden Anstrich von Intelligenz. Mehr aber nicht. — Gedanken und consequenter Grundsätze war es bei dem Thronwechsel von 1840 nicht fähig. Die Antipathie verschwand und ging einem völlig eraltirten Zustand über. Der neue König wird das goldne Zeitalter über Preußen hereinführen, so dachte jeder in seiner Art, und jeder in seiner Art stellte bei diesem wunderbaren Uebergang noch seinen besondern Wunsch in Aussicht. Allein konnten sie nicht jubeln, man hätte sie nicht gehört: darum schloß sich jeder Einzelne, — Ritter! Bürger! Landleute! mit seiner Hoffnung an die große Masse an und jauchzte dem neuen Fürsten, der königliche Worte sprach, einen massenhaften Beifall zu. Doch konnte nicht alles, was der Monarch gesprochen, in Erfüllung gehen, es brauchte auch nichts von dem, was er in der Strömung des Augenblickes gesprochen, erfüllt werden, denn er hat nichts versprochen; — nichts von alle dem, worüber das Volk bald nach dem großen Acte in neue Betrübniß und Antipathie gerieth.

Carl Reichardt.

Digitized by Google

II.

Katechismus für wahlberechtigte Bürger in Preußen. Von Dr. A. Benda. Berlin, 1843 bei Springer.

Das ist ein Gedenkbüchlein, in welchem die Elemente der bürgerlichen Tugend klar und rein wie die zehn Gebote auf den Gesetztafeln Moses verzeichnet sind! Ein Katechismus mit gesalbter Salomonischer Sprache, dessen Worte sanft wie eine Taube, Zirb! Zirb! hinaufsteigen in die Region des Pathos und donnerähnlicher Aspecten: — ein solches Product geistiger Thatkraft, welches den „Urtypus" der Gesetze vor dem „strohernen, ledernen und entgeisteten" Buchstaben zu erwärmen versteht — hat uns in der That schon längst gefehlt. In Herrn Benda's Katechismus wird uns nach fünf und dreißig Jahren eines ungenügenden Selbstunterrichtes ein Wegweiser geboten, dem wir zur ferneren gegenseitigen Orientirung blindlings folgen dürfen.

In diesem Büchlein liegt ein Schatz von Erfahrungen, welche der Verfasser im praktischen Dienst in Folge zweimaliger Wahl als Stadtverordneter hat sammlen können. Es wird hier der ganze Dilettantismus einer fünfunddreißigjährigen Vernachlässigung des von Europa bewunderten Gesetzes von Seiten der betheiligten Bürger nachgewiesen. Es heißt: „Ihr könnt es nicht läugnen, daß unter Tausenden kaum Einer das von Europa bewunderte Gesetz jemals gelesen, noch vielweniger sich bemüht habe, den Geist und die Bedeutung desselben zu erforschen und sich anzueignen. Ihr habt weder gehegt noch gepflegt! — Kurz ihr habt nichts gethan! ihr habt euch des Eidbruchs schuldig gemacht."

So und noch weiter redet Herr Benda zu den ehrenwerthen Städteverordneten, die eigentlich sich höchlichst verwundern müssen, daß man sich nach fünf und dreißig Jahren auf eine solche specielle Weise um ihre Erwerbe in der Praxis bekümmert.

Es wird in diesem Büchlein der Gemeinsinn vermißt, der sich durch den „Geist und die Bedeutung der Städteordnung in vollkommener Uebereinstimmung mit ihrem urgöttlichen Charakter ausspricht, und, wie Herr Benda sich weiter ausdrückt, die gleichsam zu lebendigem Fleisch gewordene Uridee der Menschheit zu verwirklichen strebt."

Das zu grelle Verdonnern der Städtebürger durch einen ihrer ehemaligen Vorstände würde sich noch mit der Gemüthsruhe unserer Vertreter hinnehmen lassen, wenn die Benda'sche Auffassung der Städteordnung von 1808 nicht an einer moslemitischen Begriffs-Affection über das Wesen und den Gebrauch der Städteordnung laborirte. Herr Benda sollte wissen, daß die Idee und die Praxis von einander getrennt werden können, wie es diese Volks-Institution von der Controll-Behörde sein kann.

Diesen Fehler sucht Herr Benda in einem Anhang zu verbessern, in welchem der Prospectus einer förmlichen Examination mit den Candidaten des Bürgerbriefes unter Vorsitz des Stadtschreibers aufgenommen ist.

Der Stadtschreiber ist übrigens ein gar zu gestrenger Herr: denn wenn einer von den Clienten oder vielleicht alle zusammen die 204 §§ der Städteordnung nicht auswendig wissen, dann werden sie gleich schmählich gescholten. Die angehenden Bürger werden durch den gestrengen Herrn Stadtschreiber mit

Digitized by Google

Er und Ihr abſolvirt. Im Katechismus geht es übrigens mit dem Examen noch ganz paſſabel. Die Pſeudobürger antworten wie gedruckt. Die Bürger in Natura möchten jedoch in Verlegenheit kommen, wenn ſie, nachdem der Benda'ſche Katechismus erſchienen iſt, mehr wiſſen ſollten, wie ſie bisher nöthig hatten. Denen iſt nicht anders zu rathen, als ſich dieſes Handbüchlein anzuſchaffen.

C. R.

III.

Weshalb hab' ich gelebt, wenn nach dem Leid der Erde
Ich nur zu einem Unding werde?
Hab' ich gelebt? O nein! Ein ſteter Todeskampf,
Ein Ringen nach Geburt, ein Werdekrampf,
Das war mein armes Sein. Und das war Alles?
Ein ew'ger Fall! Und giebt's kein Ziel des Falles?

Tod und Vernichtung! grauſenvolle Worte!
Geheimnißvolles Paar, das ich nicht denken kann,
Was ſenkt ihr meinen Blick, den ich ſchlug himmelan?
Was ſchließt ihr höhnend mir der Hoffnung Pforte?

Ha, flieh Gedanke, laß mich, laß mich los,
Du ſtehſt vor meinen Sinnen rieſengroß,
In eine ſchwarze Schauernacht gehüllt,
Ein Schreckensbild.

Dich ganz zu faſſen, ganz zu denken, nein,
Das kann ſelbſt einem Gott nicht möglich ſein.
Wenn Gott iſt, kann er dann das Nichtſein denken?
Iſt er die Liebe?
Die ew'ge Liebe?
Wie kann er uns in Tod und in Vernichtung ſenken?

Und Gott iſt, da das Weltall iſt,
Und ich bin ein Gedanke dieſes Geiſtes
Der Liebe, die den Wurm im Staube nicht vergißt!
Im großen Buche der Natur da heißt es:
Was einmal war und iſt, wird ewig ſein,
Es iſt nicht ungeſchehn zu machen,
Im kleinſten Wurme, kaum zu ſehen klein,
Lebt Gottes Geiſt, hält Gottes Engel Wache.

Da ich auch ein Gedanke Gottes bin,
Kann er mich wiederum vernichten?
Gedanken ſind nicht zu zernichten,
Das ſagt uns unſer Menſchenſinn.
Erſt denken mußt' er mich, bevor er mich gemacht;
Und daß ich bin, iſt, daß er mich gedacht.

Doch war ich? Bin ich? denk ich? leb ich?
Folgt nicht dem Leben nur das Leben?
Und war dieſe Qual, dieſe Angſt, dieſe Pein,
Dies ewige Sorgen von Tag zu Tag
Ein Leben zu nennen?

Hab ich gedacht?
Habt ihr mir nicht den Gedanken genommen?
Habt ihr mich nicht der Menſchheit entriſſen?

War ich?
War ich, als ich, ein Kummerleib,
Mich mühſam nährte?
Mich mühſam ſchleppte?
War ich?

Die Sehnſucht, die ich hier im Buſen trage,
Ja, dieſe Sehnſucht löſet mir die Frage.
Ja, dieſe Sehnſucht hebt mich hoch und höher
Weit über dieſe Erdenwelt hinaus,
Sie zeiget mir, dem armen Späher,
Des großen Geiſtes Himmelhaus.
Sie kann nicht nutzlos in mir wohnen,
Der Hoffnung nicht mit Lügen lohnen.

Nein, ich vertraue, ich vertraue dir.

Digitized by Google

Ein hoher Sein, ein freier Leben
Wirſt du dem armen Dulder geben.
Die Hülle paßt nicht dem Gedanken Gottes!
Auf des Gedankens Wort paßt nicht das Wort des Spottes!
Und was, wenn nicht ein Spott, was war ich hier?

Fritz Berk.

IV.

Herr Rauwerk und die philoſophiſche Facultät.

Die Literatur der Facultätsgutachten iſt neuerdings durch einen Beitrag vermehrt worden, der beſonders deshalb von Intereſſe iſt, weil er von der philoſophiſchen Facultät, nicht von der theologiſchen ausgegangen iſt. Die theologiſchen Fakultäten haben bereits durch ihre Gutachten und Separatvoten der Kritik ein ſehr willkommenes aber unfreiwilliges Hebopfer gebracht, indem ſie zeigten, was ſie zu leiſten vermögen, wobei ſich beſonders diejenigen unter ihnen, die ſich unter Bedingungen für die in Frage geſtellte Lehrfreiheit erklärten, durch die Verwirrung und Unklarheit der Begriffe von Lehr- und Schreibfreiheit, amtlicher Stellung und wiſſenſchaftlicher Unabhängigkeit durch das völlige Verkennen des Weſens aller Fakultäten, vornehmlich der theologiſchen ausgezeichnet haben.

Die Theologie iſt aber eine durch Vorausſetzungen und Conſiſtorien von vorn herein äußerlich und innerlich beſchränkte Disciplin, wogegen die philoſophiſche Fakultät noch vor wenig Jahren den Ruhm genoß, unabhängig von Vorausſetzungen und äußeren Einflüſſen die freie Wiſſenſchaft zu vertreten. Ihre Abhängigkeit von der erſten Fakultät und ihre innere Unfreiheit, die in ihrem Weſen als Fakultät begründet iſt, zeigte ſich aber während der Entwickelung des Kampfes zwiſchen der Kritik und den kritiſchen Verſuchen innerhalb theologiſcher Vorausſetzungen ſchon darin, daß dieſer Kampf zugleich das Loos der ſpekulativen Philoſophie entſchied, indem er das theologiſche Weſen derſelben verrieth. Die philoſophiſche Fakultät konnte daher nicht mehr mit den Fortſchritten der Philoſophie in Conflict gerathen; es war nur noch die Geſchichts- und Staatswiſſenſchaft, durch welche die Fakultät in einen Conflict mit ſich als Fakultät, oder vielmehr, weil ſie viel zu illuſoriſche Begriffe von ihrer Freiheit hat, mit dem Staate gerathen konnte. Dieſer Conflict konnte auch nicht von der Härte und Entſcheidung ſein, als jener, in den die theologiſche Fakultät mit ſich als Vertreterin der wiſſenſchaftlichen, kritiſchen Theologie, und zugleich als kirchlichem Inſtitute gerathen war. Er konnte nicht von dieſer Härte und Entſcheidung ſein, da die Kritik, die ſich gegen die Theologie gekehrt hatte und zuerſt kehren mußte, die Kritik überhaupt, nicht allein die Kritik der Theologie, geweſen war und ſomit ihr Kampf und Ausgang auch das Loos der bisherigen Staatswiſſenſchaft entſchieden hatte.

Der Kampf, der einzig mögliche Kampf konnte daher nur ein Kampf zwiſchen Principien ſein, die bereits von der Kritik gewürdigt ſind; er konnte daher nichts zur Entſcheidung bringen.

Die Fakultät war ſelbſt in Herrn Rauwerk angegriffen, als das Cultusminiſterium ihr ſeine publiciſtiſchen Aufſätze zur Entſcheidung vorlegte, und nahm ſich daher ihres Docenten an, aber ſie nahm ſich ſeiner nicht in der Weiſe an, wie einige theologiſche Fakul-

Digitized by Google

täten im Intereſſe der kritiſchen Theologie überhaupt auch den neueſten Kritiker ſchützen zu müſſen glaubten, ſo wenig ſie auch ſeine Methode verſtanden und ſeine Reſultate billigten. Nein! die philoſophiſche Fakultät ſah ſich in Herrn Rauwerk darum ſelbſt angegriffen, weil er ſich nirgends in ſeinen Schriften von ihren Vorausſetzungen entfernt und daher mit ihr ſelbſt und ihren Statuten nicht im Widerſpruche befunden hatte. Wie dem Privatdocenten Herrn Rauwerk auf ſeinem Standpunkte nichts anders übrig blieb, als freiwillig zurückzutreten, weil ſich ſeine Halbheit gegen die Conſequenz einer Macht, die ihre Rechte ſchärfer zu faſſen weiß, nicht vertheidigen konnte, ſo konnte auch die Fakultät die Maximen ihrer bisherigen politiſchen Kannegießerei nicht mehr als nothwendige Forderungen der Geſchichte und der Wiſſenſchaft vertheidigen.

Die Fakultät mußte alſo Herrn Rauwerk vertheidigen, wenn ſie ſich nicht ſelbſt aufgeben wollte, theilt ſie doch ſelbſt zum Theil ſeine Anſichten, ſtimmen doch ſelbſt namhafte Gelehrte und Staatsmänner mit ihm überein und iſt nicht ſelbſt von dem an Dahlmanns Stelle nach Göttingen berufenen Profeſſor Rauwerks Schriftchen: Wort über freie Staatsverfaſſung in den göttinger gelehrten Anzeigen rühmlichſt erwähnt worden?

Die Fakultät vertheidigt alſo Herrn Rauwerk in ihrem Gutachten — aber wie vertheidigt ſie ihn? Ein Votum abzugeben, iſt eine unendlich peinliche Aufgabe für unſere heutigen Facultäten, da ihre Mitglieder durch jeden Act ihre Unſicherheit zu verrathen fürchten.

In einem Falle, wie der vorliegende iſt, wenn die Mitglieder der Fakultät Anſichten zu vertheidigen gezwungen ſind, die den Regierungsmaximen widerſprechen, wird ſich die innere Spaltung im Weſen der Fakultät nothwendig ſo darſtellen, daß die Mitglieder der Fakultät und die Fakultät ſelbſt ihrem Begriffe nach auseinanderfallen und die Unwahrheit ſo darſtellen, daß die Mitglieder als Individuen ſich zu Gunſten des Staates und als Mitglieder der Fakultät zu Gunſten der Anſichten, die der Regierung mißfällig waren, zugleich ausſprechen werden.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß hierdurch leider der Zuſammenhang der Sprache geſtört und ein Widerſpruch auf den andern gehäuft werden wird. Man betrachte nur folgenden Satz: „Wie wenig auch die Mitglieder der Fakultät in ähnlicher Weiſe, wie Herr Rauwerk in den uns mitgetheilten Schriften gethan, zu ſchreiben, geneigt ſein möchten, ſo glaubt doch die Fakultät nachgewieſen zu haben, daß — die Schriften des Dr. Rauwerk ihr keine Motive zu einem Antrage, gegen ihn einzuſchreiten, darbieten."

Ehe wir die Frage beantworten, warum die Mitglieder nicht in der Weiſe, wie Herr Rauwerk ſchreiben wollen, müſſen wir vorher noch fragen, warum die Fakultät in ſeinen Schriften kein Motiv zu einem Antrage auf ſeine Entfernung findet.

Darauf, daß der Docent und der Schriftſteller zwar eine Perſon, aber zwei verſchiedene Weſen ſind, legt die Facultät ſelbſt nur wenig Gewicht, da ſie zwiſchen ihnen unterſcheiden zu dürfen nur wünſcht, aber in der That nicht unterſcheidet — eine Unterſcheidung, die in dem (Bresl. Zeit. Januar 1843) veröffentlichten Urtheilsſpruch über den ehemaligen Profeſſor Hoffmann durch die Beziehung auf den Begriff des Jugendlehrers bereits ihre Erledigung gefunden hat. Es iſt überhaupt ſchwer zu ſagen, warum die Fakultät ſich nicht genöthigt geſehen habe, gegen Herrn Rauwerk einzuſchreiten, denn ſie ſelbſt kann über ſeine Anſichten ihre eigene Anſicht gar nicht rein ausſprechen, oder vielmehr die Sätze des Gutachtens mußten ſo unklar ſein, wie ſie ſind, wenn ſie ihre eigene Anſicht wirklich rein ausſprechen ſollte.

Digitized by Google

Jeder Satz iſt mit einem Zuſatze verſehen oder durch Worte, die den Gedanken verkümmern und verklauſuliren, ſo reichlich ausgeſtattet, daß er entweder nichts beſagt oder das unangenehme Gefühl der größten Unbeſtimmtheit in uns erweckt. Auch verlohnt es ſich nicht der Mühe, bei jedem Satze nachzuweiſen, woher die Verwirrung und Unklarheit ihren Urſprung herleitet, und worin ſie beſteht, genug, daß wir wiſſen, worin die Unklarheit des Ganzen bedingt iſt.

„Die Fakultät findet z. B. in Nauwerks Schriften keine ſubverſiven und revolutionären Anſichten.“ Gut, aber der Satz wäre viel zu beſtimmt, wenn er keine Einſchränkung erhielte: welche? iſt gleichgültig, wo möglich die unklarſte. Die Fakultät findet alſo in Nauwerks Schriften keine ſubverſiven und revolutionären Anſichten in dem Sinne, daß ſchlechte Mittel zu guten Zwecken empfohlen würden. Sie hat damit in der That nichts geſagt, und auch nichts anderes erreicht, als daß ſie die Schriften Nauwerks in eine kurze Formel zuſammengezogen und ſomit ihre Uebereinſtimmung mit ihm documentirt hat.

Die Fakultät wollte ihren Docenten vertheidigen, aber ſie that es auf die einzig mögliche Weiſe. Sie mußte ſich darauf berufen, daß Nauwerks Anſichten nicht „neu und unerhört“ ſind, d. h. ſie mußte eingeſtehen, daß neue und unerhörte Anſichten ihr allerdings einen Grund geboten hätten.

Man hat in dieſer Stelle, in der Nauwerks Anſichten als alt, gewöhnlich und trivial dargeſtellt werden, eine wer weiß wie feine Ironie gegen die Peinlichkeit, mit der man ſie von oben her neuerdings in Erwägung zog, herausgefunden und mag ſich an dieſer Entdeckung ſo lange ergötzen, bis es ſich herausſtellt, daß dieſe Stelle allerdings ironiſch iſt, die Ironie in ihr aber die Ironie der Verzweiflung über ſich ſelbſt iſt: „Gleiche und ähnliche Sätze ſind vielfach in alten und neueren Schriften gedruckt worden, ſie ſind mannigfach in der öffentlichen Meinung verbreitet. Der Staat überläßt ſonſt ruhig und in ſich gegründet ſolche Vorſtellungen der Meinung der Individuen.“

Dieſe Trivialität, Unſchädlichkeit und Unſchuld iſt der Kern der Nauwerkſchen Schriften: deshalb glaubt! nun die philoſophiſche Fakultät, weil ſie ſich als wiſſenſchaftliche Behörde! berechtigt! glaubt! den Kern der Sache ins Auge faſſen zu dürfen, nachgewieſen zu haben, daß ihr die Schriften Nauwerks u. ſ. w.

Und doch wollen die Mitglieder der Fakultät nicht in gleicher Weiſe, wie Nauwerk, ſchreiben; warum nicht?

Vielleicht, weil Herr Nauwerk an einer Schrift mitgearbeitet hat, an der auch Männer theilgenommen haben, welche die Wiſſenſchaft wirklich gefördert haben, weshalb es ſich nicht geziemt, daß Docenten ſich in ihre Geſellſchaft miſchen? doch nein!

Vielleicht taugt nur die Schale nichts, wenn auch der Kern gut iſt. Richtig! die Form mancher Sätze in Nauwerks Schriftchen, ſobald ſie aus dem Zuſammenhange geriſſen werden, iſt zu ſchroff, der Ausdruck zu heftig, zu bitter — ſagen die Mitglieder der Fakultät. Allein, ſo fährt die Fakultät ſelbſt fort, allein im Zuſammenhange verſchwinden dieſe Sätze und ſie glaubt daher berechtigt zu ſein, einzelne Ausdrücke — wie ſtark ſie auch ſein mögen, und welche Mißbilligung ſie auch für ſich verdienen mögen, murmeln die Mitglieder wieder dazwiſchen — auf ſich beruhen zu laſſen.

Wie gleichgültig doch die Fakultät, die wiſſenſchaftliche Behörde gegen die einzelnen Ausdrücke iſt!

Das unſichere Umhertappen der Rathloſigkeit, die gar nicht weiß, was ſie will und kann, gewährt einen tragikomiſchen Anblick. Was gilt die Wette, im nächſten Augenblicke hat ſich die ganze Scene verwandelt

Digitized by Google

und die philosophische Fakultät will gar nichts mehr vom Kern der Sache wissen, überläßt ihn einem höheren Richter und wirft sich mit allem Fleiße gerade auf die Form. Der Verlust der Sache geht ihr nicht einmal zu Herzen, sondern sie freut sich vielmehr, die schwere Last von ihren Schultern abgewälzt zu haben, reibt sich die Hände und sieht ganz vergnügt aus.

„Die philosophische Fakultät glaubt auch zugleich von ihrem Standpunkt aus fordern zu dürfen, daß man einem Schriftsteller in Rücksicht der Ausdrucksweise keine zu engen Grenzen setze," damit die Sprache nicht allmählig ihre Schärfe verliere und sich in Plattheit verlaufe. „Die Fortbildung der Sprache, diesen Punkt dürfen Gelehrte nicht außer Augen setzen, namentlich die Mitglieder einer philosophischen Fakultät, zu deren Gebiet auch die Cultur des Sprachlichen und Rhetorischen gehört." „Ueberhaupt hat man polemischen Aufsätzen etwas! ätzenden Witz und selbst! einige! Keckheit immer verziehen, — wenn sie nehmlich Geist verriethen und Charakter zeigten, wenn sie nur wohlmeinend waren." Während sich also die philosophische Fakultät mit der Fortbildung der Sprache beschäftigt, „richtet der Rechtsgelehrte und der Staatsmann seinen ernsten Blick nach der andern Seite, dem Inhalte."

Am Ende war das ganze Gutachten nur eine stylistische Uebung, damit die Sprache nicht ganz verweichliche, sondern männlich und markig bleibe.

Verhält es sich so, dann hat die Fakultät ihre Aufgabe ebenso wenig gelöst als Herr Rauwerk.

J.

V.

Correspondenz aus der Provinz.

1.

Geehrter Herr!

Darin, daß die Jugend sich überhaupt gern bei gemeinschaftlichen, zumal geistigen Bestrebungen zusammen anschließt, (unsere beiderseitige Altersverschiedenheit beruht nur auf zwei Jahren) und es mir andertheils in meiner Umgebung an Wesen gebricht, die mich, d. h. das Wesen der von engherzigem Wust befreiten neuesten Philosophie verstehen könnten, wollen Sie die Entschuldigung für diese Zeilen finden. .....Indeß offen gestanden, die Aussichten für ein erfolgreiches Wirken reduciren sich auf ein kleines Wenig, seitdem die immer drückender lastenden und sich gestaltenden Verhältnisse sich in einzelnen Facten und Acten manifestiren. ..... Ha, dieses Wort: bitten, könnte mich zähneknirschend machen, wenn ich diese nicht schon verloren hätte. Das Eigenste, Innerste des Menschen ist ihm so entfremdet worden durch das Außersichsetzen, daß er jetzt, wo er anfängt, sich zu fühlen, um Zurückerstattung fleht.

Eigentlich fehlt es an einem Vermittelungsversuche unsererseits, d. h. Seitens der Philosophie; so lange wir uns nicht mehr an die Volksfassungskraft anschließen, an das Bestehende Etwas klein zugeben, hält uns der Haufe immerhin für Tollhäusler, ist keine Möglichkeit einer Verständigung. Wir müssen uns — wenigstens einmal — herablassen, den

Digitized by Google

Zauberknoten unterſuchen und löſen, der dem gemeinen Menſchenverſtand den Eingang in die unbeſchränkte Denkfluth nicht geſtattet. Sonſt wundern wir uns ja nicht, wenn ſo viel Fladen uns nachgeworfen werden, wenn die geiſtige Bornirtheit immer verſtockter ſich gegen uns geſtaltet, wenn ſie, — wie naiv! — in der Unbeſtimmtheit ihres ſubjectiven Selbſtbewußtſeins uns nicht mehr verflucht, ſondern bemitleidet. ..... Eine zweckloſe Compilation iſt der von Pfeilſchmidt herausgegebene Prozeß der Halliſchen Jahrbücher. Das einzige Gute ſind die vielen Citate aus den Jahrbüchern und allenfalls die hiſtoriſche Darſtellung des Herganges in den Kammern, die ich aber nicht geleſen, da ja der Sieg, wie bekannt, den Sophismen einer falſchen Rechtsauffaſſung verblieb.

.....Doch nein, ich will dieſe ſubjectiven Aeußerungen der Klage unterdrücken; ich habe von Feuerbach das Moment der Bildung in die objective Anſchauung ſetzen gelernt; und überhaupt erſt jetzt, nachdem ich in meinen wenigen Mußeſtunden Feuerbach zum größten Theil durchſtudirt habe, fühle ich eine gewiſſe Selbſtzufriedenheit, eine Freude am Glück des Seins, des Lebens, von der mich eine gräßliche innere Zerriſſenheit lang abhielt.

..... Noch eins! Nur äußerſt flüchtig konnte ich Ihre Novelle: „Es leben feſte Grundſätze," durchfliegen; indeß eine Totalitätsanſchauung habe ich doch gewonnen. Mir iſt dabei, offen geſtanden, Ihre Abſicht durchaus nicht recht klar, um ſo weniger, als Sie ja praktiſch die Unanwendbarkeit unſerer Grundſätze für das Leben darzuthun ſcheinen, welcher Schein doch bei einem Producte wie beregtes, das einen größeren Leſerkreis leichtlich zu erwarten hat, vermieden werden ſollte. Dadurch geſchähe ja nach meiner Anſicht dem Charakter einer modernen Tendenznovelle durchaus kein Abbruch. Oder habe ich Sie total mißverſtanden, und zu flüchtig geleſen? Belehren Sie mich!

September, 1843.

2.

Die Durchreiſe unſeres Schulkameraden R. giebt mir die erwünſchte Gelegenheit, Sie nach vielen Jahren wieder einmal zu grüßen ..... Ich bin Ihren Arbeiten mit Theilnahme gefolgt ..... Ich kann mir nicht anders denken, als daß die Zeit nicht mehr fern iſt, in der man über Ihre Arbeiten lächeln und ſie faſt unbegreiflich finden wird .....

Im April 1843.

3.

Von demſelben an denſelben.

...Das Gedicht erfolgt hiermit zurück; den erſten Band Ihrer Synoptiker, ſo wie den zweiten Band der Anekdota habe ich noch; den erſteren Band zu beenden, iſt mir bis jetzt noch unmöglich geweſen. Ich komme nicht einmal recht zur Lectüre und ich weiß nicht, ob Sie es als einen triftigen Entſchuldigungsgrund anerkennen werden, wenn ich Ihnen ſage, daß ich jetzt verlobt bin. Ich muß jetzt meiner Braut leben und ſie nimmt nicht nur meine freien Stunden, ſondern all mein Dichten und Trachten vollſtändig in Anſpruch ..... Das Leben kommt mir jetzt manchmal ſo unendlich kurz vor, daß es mir ſcheint, ich käme zu gar Nichts, ſei nicht zu etwas Rechtem gekom-

Digitized by Google

men, würde zu Nichts kommen und die Menſchheit überhaupt würde zu Nichts kommen. Machen Sie ſich ſonſt aber darüber meinetwegen keine Vorſtellungen: ich fühle mich durchgängig ſehr glücklich, meine Braut beſchäftigt mich beſtändig, ſie iſt es, die mich beglückt, aber bei alle dem kann ich es mir doch nicht verbergen, daß es ums Menſchenleben ein ſeltſames Ding iſt. Ein Jahr verſchwindet einem nach dem andern, man wird, man weiß nicht wie, immer älter, bereichert ſich an Erfahrungen, lernt neue Empfindungen kennen, entdeckt in ſich neue Gefühle und lernt ſie als die Quelle neuer Glückſeligkeit kennen, man begeiſtert ſich für alles Große und Hohe — und was iſt im Ganzen bei alle dem der Erfolg? Ein Nu reicht hin, um ſich wieder kleinlich und jämmerlich zu fühlen und wie in die reine Leere zu fallen, in welcher es einem dann vorkommt, als wäre alles Große und Herrliche, für welches man ſich ſo eben noch begeiſtert hatte, nichts als ein eitler Traum.

Wirklich vorwärts, ſehe ich wohl, kann man nicht kommen. Bei jenem Wechſel, der bei mir des Tages oft mehreremal vorkommt, kann man nicht klarer werden und ſich nicht einmal unterrichten.

Der Menſch iſt zum Irren geboren. Wenn ich recht lebhaft von dieſer Wahrheit überzeugt bin — und dieſe Ueberzeugung erwacht zu ihrer größten Lebhaftigkeit, wenn meine Erfahrungen und hohen Empfindungen in jene Leere zuſammenfallen — dann ſehe ich, daß Sie mit den Ihrigen das Volk und die Menſchheit nicht verſtehen. Sie und Ihre Freunde, ſehe ich dann deutlich ein, ſind die eigentlich verblendeten; Ihre Gegner kennen das Volk und die Maſſe, die Bedürfniſſe und Wünſche der Menge weit beſſer. Ja, es ſteht mir ganz ſonnenklar vor Augen, daß Sie Recht haben und daß Ihre Gedanken wahr ſind, aber entſchuldigen Sie, das Volk hat auch nicht Unrecht, wenn es ſich dagegen ſträubt, ſeine ihm ſüß und theuer gewordenen Gewohnheiten, die ihm durch das Herkommen zur höchſten Wahrheit geworden ſind, abzulegen. Ach ja! das Volk hat Recht, das wird mir in manchen Stunden vollkommen gewiß, ganz gewiß. Ich weiß wirklich nicht, wo das Alles hinaus ſoll. Daß Sie Recht haben, kann ich nicht läugnen, hätte aber dann und wann große Luſt, es zu thun. Es lebt ſich ſo ſüß und behaglich in den alten Gewohnheiten; man iſt darin ſo zu Hauſe, fühlt ſich durch Nichts genirt und braucht ſich keinen Zwang anzuthun. Sie werden ſagen: nun, ſo bleib' doch zu Hauſe und nähre dich redlich! Ach, ich kann nicht mehr zurück — es geht nicht mehr, wenn ich es auch manchmal möchte: ich habe zu tief die Wahrheit erkannt, und kann man von der einmal gewonnenen Erkenntniß wirklich abfallen? Ach, ich glaube es nicht! Man müßte ſonſt am Ende verrückt werden.

Sie werden es wohlwollend aufnehmen, wenn ich meinem gepreßten Herzen gegen Sie Luft mache, denn, glauben Sie mir, von der gewonnenen Erkenntniß wird es einem manchmal ſo dumm, als ginge einem ein Mühlrad im Kopfe herum.

October 1843.

...Ihre Geſchichte der Cultur habe ich durchflogen und mich höchlichſt daran ergötzt; mit Spannung ſehe ich der Fortſetzung entgegen.

Können Sie mir „die Religion der Zukunft" ſchicken? Sie ſehen, daß ich mich nie ganz von der Theilnahme an der literariſchen Bewegung zurückziehen werde. Wie ſollte ich auch ganz ſtumpf werden? Sollte das wirklich möglich ſein?

Im Mai 1844.

Digitized by Google

4.

Lieber Freund!

Ich hatte Ihnen in Berlin ſo viel zu ſagen und ich bin nicht dazu gekommen. Noch vor der Abreiſe wollte ich Ihnen Manches mittheilen und eine Menge Fragen vorlegen, ich war aber noch zu ſehr innerlich beſchäftigt, um Ordnung in meinen Ideen zu finden. Auf der Rückfahrt machte ich mir den Plan, wie ich Ihnen meine Ideen mittheilen wollte, und jetzt, da ich meine Geſchäfte wieder in ihren gehörigen Gang gebracht habe und nun meinen Plan ausführen will, weiß ich von dem Allem kaum noch eine Silbe, ſo ſehr bin ich anderweitig zerſtreut worden. Ich werde Ihnen daher nur noch ſchreiben können, was Sie vielleicht gern wiſſen möchten, wie es hier ausſieht.....

Ich komme hierbei gleichzeitig auf den ganzen Zuſtand dieſer berliner Couleur zu reden, von der Bauers Worte die richtige Anwendung finden: daß die Philoſophie nur zu zerſtören, aber nichts zu geben hat, und da ſie ſich nur einer hegelphiloſophiſchen Ausbildung zu rühmen haben, ſo ſind ſie nur die Abreißer aber nicht die Aufbauer, mithin tragen ſie nur indirect bei, daß die Welt einen Fortſchritt macht. Der wahre Fortſchritt, den wir machen können, liegt nur allein in der Erkenntniß der Wirklichkeit. Von ihnen aber erfahren wir nur, daß unſer Erkennen nicht von der Wirklichkeit, ſondern von etwas Unwirklichem war, womit wir aber noch nicht die Wirklichkeit erkannt haben. Wie ich Ihnen ſchon früher ſagte: alle unſre Aufklärung verdanken wir der Naturwiſſenſchaft und giebt dieſe die letzten Gründe für die Philoſophie. Wollen wir alſo bald etwas Mehreres ſein, wie wir ſind, ſo ſind vor allen Dingen erſt wichtige Entdeckungen in der Natur nothwendig. Ein guter Naturforſcher verhält ſich zum Philoſophen, wie dieſer zum Theologen, und es iſt mir auffallend geweſen, wenn ich Beſtrebungen dieſer Art bei ihnen vermiſſe, oder wenn ſie gar dieſelben belächeln. Es tritt in ihren Verhältniſſen leicht eine Stagnation ein, die unvermeidlich iſt, wenn ſie mit der Begriffserklärung zu Ende ſind und durch ſich ſelbſt zum weitern Erkennen, das heißt zum Fortſchreiten keine Mittel beſitzen.

Mancher von ihnen wird wohl noch lange im Kreiſe der Ideen herumlaufen und unnöthig das ſuchen, was ihm fehlt und was er ſagen möchte, und es zu nichts bringen. Hegel und alle Philoſophen gingen ſo willkürlich mit der Natur um, wie ſie es gewohnt waren mit ihren Spekulationen und Begriffsbildungen. Wie ganz anders würden unſere Philoſophen die Aufklärung der Menſchen über ihr eigenes Weſen bewirkt haben, hätten ſie nur die Mittel beſeſſen, ſelbſteigene Forſchungen, die nicht dialektiſch, ſondern mathematiſch oder durch augenſcheinliche Beweiſe darzuthun ſind, zu machen, und ſomit ſich ſelbſt zum Fortſchritt zu verhelfen. Dies iſt auch die Urſache des geiſtigen Todes aller gelehrten Leute und ihrer Pedanterie. In der Regel haben dieſe Menſchen mit dem 40ſten Jahre abgeſchloſſen, kramen nun alle Jahre ihre Weisheit aus und ein, wie ein Landjude, und ſterben zuletzt am Ekel ihrer geiſtigen Nothdurft. Ich erinnere Sie hierbei an unſern alten Pfarrer, der, weil er Naturforſcher war, noch als alter, blinder Mann ſeine gewöhnliche Lebhaftigkeit hatte im Gegenſatze zu den andern Gelehrten. — Es iſt nicht zu verlangen, daß wir Alle Naturforſcher ſein ſollen, doch müßten wir aufhören, bloße Stubengelehrte zu ſein und die Forſchungen der Phyſiologen, Chemiker, Phyſiker, Mathematiker uns zu eigen machen. Wir ſehen ein, wie un-

Digitized by Google

befriedigt uns die Politiker, Geschichtsforscher und Gesetzgeber lassen, wenn sie den Hegelschen Standpunkt nicht erreicht haben, eben so unbefriedigt bleiben wir durch die Physiologen, Anthropologen, Mediciner und Philosophen, wenn sie nicht, wie es bei den Franzosen schon mehr der Fall ist, den Standpunkt der wirklichen Naturforschung für sich erreicht haben. Die Trennung der Wissenschaften schadet uns ungemein und wenn wir selbst Willens sind, das Zunftwesen der gelehrten Welt niederzureißen, so lassen Sie uns den Anfang machen, das todte Wissen abzustreifen und das Wissen lebendig zu machen. Die Anforderungen an den Menschen gehen weiter, als der Staat sie macht durch das letzte Examen, die Schule endigt nur mit dem Leben. Ich glaube hiermit nicht zu viel gesagt zu haben, wenn ich den Zustand dieser Leute dadurch zu erklären suche, daß sie zwar den Proceß des geistigen Mauserns durchgemacht haben, aber den Mauserstoff noch nicht losgeworden sind, um die Elemente der Neubildung und Verjüngung in sich aufnehmen zu können. Es scheint mir aber nothwendig, um nicht in der Revolution unterzugehen, daß man gleichzeitig den neuen Menschen erzeuge und vollende, wenn man den alten von sich trennt; so erscheint uns das organische Leben in der Natur, so muß auch das geistige Leben sich gestalten. Sie sagten mir früher: es ist nichts schwerer als das Alte zu vergessen; den Gedanken habe ich verfolgt und finde darin die vollständige Wahrheit: daß man nichts Neues lernen kann, ohne das Alte vergessen zu haben und daß hierin, im Vergessen, der geistige Verjüngungsprozeß beruht, der mithin nicht zu Stande kommen kann, wenn das Eine nicht vorangeht; und daß die geistigen Mauserstoffe dieselben Uebel verursachen wie die Anhäufung des Bluts, Muskeln, Nerven und die Mauserstoffe der Verdauungswerkzeuge im menschlichen Körper, nämlich die Verstopfung. Wollen wir uns also purificiren, so geschieht es nicht anders, als daß wir uns gestehen, wir verstehen noch nichts, wenn wir das alte Verständniß aufgelöst haben, und dringen mit jugendlichem Eifer in das Erkennen der Wirklichkeit und stellen dem transscendentalen Principe, dem wir noch immer angehören, den Materialismus und das Nützlichkeits-Prinzip entgegen. Die neuen Leiter dieses Prinzips sind da, es sind die Chemiker, Physiker, Physiologen, Naturforscher, Mediziner und Aerzte; Berzelius und Liebig, Magnus und Arago, E. H. Schulz, Humboldt, Schönlein und Diefenbach, sind die Namen, sowie noch viele Andere. Diese Kenntnisse müssen wir uns noch aneignen, mit diesen Leuten müssen wir uns verstärken! Ihre Schriften können von nun an nur noch Interesse haben. Mit dem Humanismus ist es vollständig zu Ende. Aller Aberglaube ist Dummheit und läßt sich nur durch wahre Aufklärung über die Natur und ihre Dinge ausrotten. Es ist ein neues und unerschöpfliches Feld, erhält den Menschen immer frisch und macht ihn wieder jung, das Alter, was so verrufen bei uns ist, gewinnt wieder seinen Werth und die Jugend findet an ihm den Maßstab des Ruhmes, den sie zu erreichen hat. — Sollte man von diesem Standpunkte aus sich nicht so viele Erscheinungen des Lebens erklären können, die wir so lange als ein nothwendiges Uebel betrachtet haben? Leute mit der schärfsten Dialektik und dem größten Kunstsinne wurden am Ende ihres Lebens zu Narren, weil sie wie die Despoten alles zerstörten oder wie die Feuerländer so kurzsichtig waren, daß sie ihr eigenes Bedürfniß nicht erkannten und selbst ohne Grund und Boden blieben, um ihren nackten Cadaver zu beerdigen; wer aber reich war an Erfindungen und nützlichen Lehren, der hinterließ reiche Erben, wie Newton und James Watt, die ihnen köstliche Denk-

Digitized by Google

mäler ſetzen konnten, und die ganze Welt erfreut ſich immer ihres Daſeins im erhöheten Genuſſe des Lebens, was ſie ihr bereitet. — Wodurch kann alſo das Problem unſerer Zeitübel gelöſt werden? Durch Erkennen des alten und neuen Princips.

.....Ich bin müde, das Bild weiter auszumalen. Sie werden mir beipflichten. Sie ſehen hieraus gleichzeitig, daß ich in Berlin unbefriedigt geblieben bin und mich nicht einmal mit Ihnen gehörig ausſprechen konnte. Man muß hierzu aber Ruhe haben und nicht gehetzt ſein, wie es diesmal der Fall war. ..... Berlin kann nicht allein das Material liefern, der Humanismus hat dort alles überwuchert. Jene Leute müſſen Berlin vergeſſen und das Dünkelhafte, als wohnten ſie in der Reſidenz des Wiſſens. Sie müſſen ſich umſchauen, auch außerhalb Berlins wohnt der Menſchengeiſt, ſie müſſen im eigenen Lager noch weiter die Feindſchaft erregen, gegen ſich ſelbſt ſollen ſie verfahren. Der Uebermuth ſchadet ungemein. Der Ernſt des Lebens geht verloren, wenn man ſich ſelbſt von der Theilnahme an der wahren Weiterbildung des Lebens ausſchließt. Man ſieht ihr Verſtummen, wenn die Kritik gegen noch größere Thorheiten nichts zu operiren hat. Es iſt ſchrecklich, wenn man nur bedauern muß, daß das Unglück der Welt nicht noch größer iſt, um zur Wirkſamkeit zu kommen. Wir haben ſelbſt den menſchlichen Standpunkt verloren, wenn wir nicht ſchaffen und zeugen wollen, ſondern nur zerſtören. Bauer ſagt richtig: die Kritik kann in neuerer Zeit nur allein retten, aber der Nachſatz darf nicht fehlen und das Verbot und Gebot muß in richtigem Wechſel aufeinander folgen.

.....Die Welt- und Menſchenkenntniß, die uns vor Allem allein nöthig iſt, kann auch nicht allein durch die Schärfe des Denkens gewonnen werden, ſondern alle Sinne müſſen mitwirken und alle Anlagen des Menſchen als nöthiges und unentbehrliches Werkzeug dazu verwandt werden, ſonſt muß die Anſchauung und das Erkennen ſtets mangelhaft bleiben, und wo wir am Ziele zu ſein glauben, uns ſtets unbefriedigt laſſen und den moraliſchen Tod herbeiführen.

Ich bin ſo breit und weitſchweifig geworden, was ich wohl zu Anfange nicht dachte, daß es geſchehen könne, da ich kaum aufgelegt zum Schreiben war. Albert ſollte dieſen Brief mitnehmen und das veranlaßte mich zum Schreiben, er war aber zur Zeit der Abreiſe nicht vollendet, da ich den Schluß nicht finden konnte. Sie erhalten ihn daher nachträglich, und haben wieder einen neuen Beweis, wie unzufrieden ich ſtets war und es noch immer bin. Iſt es bloße Unzufriedenheit, Oppoſition oder inneres Bedürfniß, das noch nicht befriedigt iſt und die Berechtigung hat, befriedigt zu werden? Meine rein praktiſche Ausbildung iſt wohl ſchuld daran, daß ich den Mangel an Praxis gleich herauswittere und den praktiſchen Standpunkt nur als maßgebend anerkennen kann, wenn man dem Leben oder der Praxis gegenüber etwas unternehmen will. Bin ich auch für eine Zeit in die Theorie verloren, ſo komme ich bald wieder auf den grünen Baum des Lebens zurück, da ich die Früchte nicht entbehren kann, und zu wenig ätheriſch bin; ich bedarf nicht allein des Sonnenſcheins, ſondern Schnee, Regen, Hagel und alle Unwetter zum guten Gedeihen. So iſt die Philoſophie mir etwas ſehr Nützliches, aber nicht das Heil der Welt allein: es iſt die Abendarbeit des Tages, um in letzter Zeit dem Körper die Ruhe und dem Geiſt die Freiheit, auf eigene Hand ſich zu ergehen, zu vergönnen, es iſt die geſchäftige Müßigkeit, wo der Menſch das Zuſehen hat, aber keine Werkthätigkeit, wo der Menſch nicht fehlen darf, ſondern der ganze Organismus auf den Beinen iſt und deshalb nur etwas Vollſtändiges zu Tage gefördert

Digitized by Google

werden kann. Ich will hiermit nicht geſagt haben, daß ich ſomit uns etwas Vollſtändiges liefern kann, ſondern beſcheide mich gerne, daß der wahre Standpunkt weit über mir liegt, aber was ich fühle, das gehört mir.

Um endlich zum Schluß zu kommen, will ich nur anfangen zu grüßen.....

Im Februar 1844.

Warum haben Sie aber in Berlin nicht geſprochen? Oder darf ich wirklich noch ſo fragen? Ich glaube nicht. Ich will es gradezu ausſprechen. Sie haben deshalb geſchwiegen, weil Ihr Gegenſatz gegen die hieſige Richtung in Ihnen bereits entſchieden, und doch nicht ſo klar iſt, daß Sie den offenen Kampf hätten aufnehmen können. Daher Ihre Verſtimmung, Ihre Verdrießlichkeit, Ihre Apathie, die es den beiden B., da ſie Ihre Entfremdung und Theilnahmloſigkeit ſahen, nur möglich machte, Muthwillen zu begehen, wenn ſie mit Ihnen zuſammen waren. Sie haben ſich ſelbſt getäuſcht, wenn Sie bisher meinten, an der Entwickelung in dem Sinne theilzunehmen, daß Sie auch an den Reſultaten würden theilnehmen können. Ohne es zu wiſſen, haben Sie ſich von der Sache, um die es ſich ſeit drei Jahren handelte, eine unrichtige Vorſtellung gemacht; Sie fühlen jetzt ſelbſt, daß eine Differenz da iſt, ſehen dieſelbe aber nicht am rechten Orte.

Sie ſchieben die Differenz in die Richtung, daß ſie Ihnen zwiſchen dem, was Sie für Ihre Wahrheit halten, und zwiſchen dem zerſtörenden Werke einer Art von berliner Parthei ſtattzufinden ſcheint. Von dieſer Parthei, die Sie eine „Couleur" zu nennen belieben und von den beiden Bauers unterſcheiden, ſagen Sie, daß ſie ſich nur einer Hegelphiloſophiſchen Ausbildung zu rühmen haben, alſo nur die Abreißer, nicht die Aufbauer ſeien. Nun wohl, ſo nennen Sie mir das zerſtörende Werk, wodurch ſich die Berliner einen Namen gemacht haben! Nennen Sie das Werk, wodurch ſie Ihren Vorwurf verdienen! Nennen Sie mir das Werk, wodurch ſie ſich das Recht erworben haben, ſich einer philoſophiſchen Bildung zu rühmen! Dieſe Leute, ſagen ſie, laufen im Kreiſe der Ideen herum. Sagen Sie mir aber doch die Ideen, die ſogar einen vollſtändigen Kreis um dieſe Leute bilden ſollen, die Sie ſo tief unter ſich zu ſehen glauben! Ich muß Sie beim Worte halten: Sie müſſen mir das corpus delicti aufzeigen. Sie müſſen es nothwendig thun. Theilen Sie mir die Begriffserklärung mit, mit der Ihre imaginären Gegner bald oder in dieſem Augenblicke zu Ende ſind. Ich ſehe, Sie haben mehr erfahren als ich: laſſen Sie mich an Ihren Erfahrungen Theil nehmen.

Wird es mir Etwas helfen, daß ich Sie beim Worte nehme, und erfreuen Sie mich mit einem reichhaltigen Briefe über die Ideen, Begriffserklärungen und zerſtörenden Arbeiten Ihrer berliner Gegner, dann will ich Ihnen gern auch mit meinen Erfahrungen dienen — beiderlei Erfahrungen können ſich dann, wenn es ſich noch der Mühe verlohnt, mit einander meſſen.

Ich werde Ihnen dann ungefähr ſchreiben, daß ich von einer Berliner Parthei, die ſich durch Ideen und durch eine „Begriffserklärung" auszeichnet, deren Ende täglich oder ſtündlich zu erwarten ſei, Nichts weiß, daß ich die zerſtörenden Arbeiten Ihrer Gegner nicht kenne. Das aber weiß ich freilich, daß Ihre vermeintlichen Gegner inſofern ſich negirend verhalten, daß ſie über gediegene und tüchtige Arbeiten mit leichter Mühe hinaus ſind, ohne ſie zu ſtudiren, daß ſie mit einem „Werke" fertig ſind, indem ſie darüber die

Digitized by Google

bloße Bemerkung machen, es ſei epochemachend, entſpreche aber doch bei weitem noch nicht dem, was ſie von der Sache wiſſen, d. h. nicht wiſſen. Ihre Gegner, mein lieber Freund, ſind ſo wenig zerſtörender Natur, daß ſie die unbedeutendſten Geringfügigkeiten, wie ſie der Tag und der Augenblick gebiert, als bedeutende Erſcheinungen preiſen und in ihrem Spiritus zu conſerviren ſuchen. Eine Studentenverſammlung, eine Studenten-Motion, ein Gutachten, welchem ſo ziemlich jeder Zuſammenhang fehlt, gilt ihnen als ein Werk, als eine That, woraus ſich über Nacht ſchon ganz gewiß das Gebäude einer neuen Menſchheit von ſelbſt zuſammenfügen wird. Mein Freund, Ihre Gegner wären die größten Baumeiſter, wenn die Steine, die ſie am nächſten Morgen zu einem ſoliden Gebäude zuſammengefügt zu ſehen hoffen, über Nacht nicht immer ſchon in Staub zerfallen wären. Bewundernswürdig ſind ſie nur um ihrer Geduld und Ausdauer willen, mit der ſie am folgenden Tage daſſelbe Spiel von neuem beginnen und zur Nacht mit denſelben Hoffnungen zu Bette gehen.

Wenn Sie die Naturforſchung hoch ſchätzen und als wichtig bezeichnen, ſo werden Sie von meiner Seite keinen Widerſpruch erwarten. Wenn Sie aber ſo gut wie Alles von ihr erwarten, ſo kann ich nicht anders, ich muß an jenen ſächſiſchen Candidaten denken, welcher den Preis, den eine menſchenfreundliche Geſellſchaft auf die beſte Beantwortung der Frage, wie für die Bildung der Dorfgemeinden am ſicherſten geſorgt werden könne, ausgeſetzt hatte, ſchon in der Taſche zu haben meinte. Er hatte nichts mehr und nichts weniger als eine Lupe eingeſchickt mit der Anweiſung, man ſolle für jede Dorfgemeinde dieſes Inſtrument aller Inſtrumente anſchaffen und zu beſtimmten Zeiten die ehrlichen Bauersleute dadurch bemerken laſſen, wie groß die Natur ſei, die ſie zu ihrem Vortheil und zum Beſten der Städter an den Werktagen bearbeiten. Ich weiß nicht beſtimmt, ob der ehrliche Candidat den Preis wirklich davon getragen hat; aber das weiß ich, daß Ihre Angſt für Berlin, man möchte ſich hier eines ſchönen Morgens am Ende der Kritik ſehen und Nichts mehr zu thun haben, ſehr grundlos iſt.

Allen Reſpect vor der Naturforſchung! Aber die Natur iſt nicht die einzige Wirklichkeit, weil wir ſie in ihren einzelnen Producten eſſen und trinken: es giebt noch eine andere Wirklichkeit: die heißt Geſchichte, und wenn die Erkenntniß derſelben uns auch nicht ſo ſchnell mit einem neuen Habit beſchenkt wie es die Erfindung eines Watt gethan hat, ſo wird ſie uns doch deſto dauerhafter und gründlicher umgeſtalten.

Allen Reſpect vor James Watt und gar keinen Reſpect vor den Millionen, die er ſeinen Baſen und Vettern verſchafft hat: wenn auch der Forſcher, der die geſchichtlichen Räthſel der Menſchheit löſt, keine Erben hinterlaſſen kann, die ihm „köſtliche Denkmale" ſetzen, ſo deutet er doch erſt das Denkmal, was ſich die Menſchheit ſelbſt geſetzt und woran ſie Jahrtauſende gearbeitet hat. Und, was noch mehr iſt, er giebt dieſem Denkmal erſt ſeine wahre Ewigkeit.

Oder meinen Sie, mit der Erkenntniß der geſchichtlichen Menſchheit ſei es ſchon zu Ende? Oder wiſſen Sie eine, eine einzige Periode der Geſchichte, die in der That ſchon erkannt iſt?

Was Sie unter dem „Humanismus" verſtehen, den Sie mit Stumpf und Stiel ausgerottet ſehen möchten, kann ich mir wohl ungefähr denken. Sie meinen, wenn die Kritik am Ende ihrer Arbeit ausruft: der Menſch iſt nun geſchaffen, ſo ſei das der nackte, hilfloſe, bloße Menſch, ein kraft- und ſaftloſes Geſchöpf, das noch kein Glied ſeines Leibes gebrauchen kann. Erlauben Sie aber, mein theurer Freund,

Digitized by Google

der Menſch, der am Ende der Kritik daſteht, iſt ja der Menſch, der eben dieſe kritiſche Arbeit vollbracht und durch ſie ſich bewährt und hervorgebracht hat. Er iſt auch kein Dogma, kein ſtillſtehendes, abgeſchloſſenes, dogmatiſches Geſchöpf, ſondern er bildet ſich in der Kritik und durch die Kritik raſtlos weiter, er gewinnt neue Geſtalten, neue Kräfte. Er ſteht jetzt ſchon ganz wo anders, als wo Sie meinen.

Wenn man glaubt, der Menſch, von dem die Kritik ſpricht, ſei der nackte, pure, kraftloſe Menſch, ſo beweiſt man eben, daß man die Kritik nicht mitgemacht, miterlebt hat, man würde ſonſt die Kräfte kennen, die im Laufe der Kritik ſich bilden, entwickeln und zu neuen Thaten anreizen.

Sie haben ſich getäuſcht, wenn Sie in der Parthei, die Sie im Eingange Ihres Briefes ſchildern, Ihre Gegner zu ſehen meinten; geſtehen Sie es ſich vielmehr, Sie ſind ein Gegner der Kritik ſelber.

5.

Mein theurer Freund!

Schon zweimal habe ich an Sie geſchrieben, eben ſo oft aber das Geſchriebene zerriſſen. Seit Wochen bin ich ſo gar nicht in der Stimmung geweſen, um Briefe zu ſchreiben, daß in der That Alles auch ſonſt von mir Gearbeitete nur Mißfallen erregt hat. Die Elemente des Alten und Neuen haben gerade in dieſer Zeit ſo ſchrecklich durcheinandergetobt, daß ich mitunter die Haltung verloren habe. Ich bin ſehr ſpät nach Berlin gekommen, es wird aber nicht zu ſpät geweſen ſein. Bücher üben einen mächtigen Einfluß auf mich, der perſönliche Umgang aber ungleich mehr. Ich weiß wohl, daß man auch in einem Dorfe nicht zu verkümmern braucht, aber es iſt doch ſchwer, ſich hier immer oben zu erhalten. Ich halte jetzt den Kopf wieder friſch über dem Waſſer, aber ich werde wohl bald wieder zu thun bekommen, um mich nicht herunterreißen zu laſſen. So beſchäftigt mich jetzt die Ehe. Meine bisherigen Vorſtellungen darüber ſind in Berlin erſchüttert worden.

September 1843.

....Sie wollten uns hier in Berlin überraſchen? das trifft ſich ja ſchön, daß Sie in Ihrem Vorſatz geſtört wurden. Ich habe mich mit Edgar ſchon lange darauf gefreut, Sie und unſere andern Freunde an der .... zu beſuchen. Wir hoffen in den nächſten Tagen Sie alle wiederzuſehen. Das wird eine köſtliche Fortſetzung unſerer Zuſammenkünfte und Geſpräche an der Spree und Havel abgeben.

6.

Nun, alter Murrkopf, wird meine Stimme durch den Haufen von Steinen, die man von allen Seiten auf dich wirft, bis zu dir dringen? Und, ſiehſt du, ich mit meinem liebenden und menſchenfreundlichen Gemüthe fühle mich faſt verſucht, auch ſo ein kleines Steinchen nach dir zu werfen. Wahrhaftig, vor lauter Humanitätsprincip möcht' ich ganz boshaft auf dich werden.

Denk' dir, neulich kommt der O...r aus Berlin hier durch. Ich erinnere mich immer noch mit Freude des Sommers von anno 42; was war das unter uns „Radicalen" für ein einträchtig Leben, trotz aller Debatten über Atheismus und Popularität und Jacoby und Königsberg; wir waren durch die Rheiniſche Zeitung verbunden — kurz, wir fühlten uns faſt als Parthei. Dann brachte uns im Herbſt die Anhaltiſche Eiſenbahn jene beiden „Freiheitsmänner," die eigens

Digitized by Google

gekommen ſchienen, um nach Berlin, das ihnen zu frei und frivol war, ein gediegenes ſittliches Princip und den Anker der Religion der Freiheit zu bringen. Aber dieſer Anker wollte gar nicht in dem bodenloſen „Sumpfe" der Frivolität haften und die „Straßenjungen" verſpotteten ſie, als ſie das neue Evangelium auf den Gaſſen predigten. Sie wollten ſich nicht weiter beſchmutzen, der eine wendete ſich ganz malcontent nach Hauſe, der andere reiſte in den Norden, um begeiſterte Reden zu hören und zu halten. Einige Zeit darauf machte auch ich nach Hauſe zurück, wo ich mit der Nachricht der unterdeß eingetretenen Verbote eintraf. Seitdem hörte ich von euren perſönlichen Verhältniſſen wenig: ich ſah nur, daß Ihr, du und dein Bruder, friſch darauf los arbeitet, einige von uns verſtummten: das aber ließ ich mir nicht träumen, daß Eure alte Heiterkeit, die ſ. g. „Frivolität" und Eure Einigkeit aufgehört haben könnte.

Wie nun alſo der O. zu mir kommt, meine ich nicht anders, als ich werde einen luſtigen Burſchen in ihm finden, mit dem ich ein Paar Abende recht munter vertrinken werde, Freiheitsgedanken mit Scherzworten wechſelnd. Aber was tritt da für ein Menſch in meine Stube. Mismuthig, gedrückt, kann kaum mehr den Mund aufthun, er, der ſonſt immer mit einem recht „frechen" Worte bei der Hand geweſen war. Wie geht's? fragt er mich ganz kleinlaut. Nun, wie ſoll's gehen, ſchrei' ich ihm entgegen, gut, da ich dich ſehe; komm, und erzähl mir doch von Berlin. — Ach was Berlin, entgegnet er, Berlin exiſtirt nicht mehr; und misliebig fährt er fort: es iſt mit Allem Nichts, ich wollte, ich hätt' Geld, um nach Amerika zu gehen. — Nun da ſoll doch gleich, was iſt Euch denn in Berlin dazwiſchengefahren? Habt Ihr denn gar nichts mehr zu thun oder könnt ihr nichts mehr thun? Sind Euch die Gedanken ausgegangen, daß ihr vor eurer Deutſchen Gedankenloſigkeit nach Amerika fliehen müßt, ſo fahre ich ihn an.

Nun fängt er an zu erzählen. An die Stelle des alten Zuſammenhaltens ſei eine gegenſeitige Unzufriedenheit, an die Stelle der Parthei, in welcher man ſich gegenſeitig zu tragen und zu ertragen habe, die Ausſchließlichkeit getreten. Gar keine Geſellſchaft mehr, gar kein Geſpräch mehr, gar keine Discuſſion mehr! Er könne gar nicht begreifen, wie Leute, wie ihr beide, die doch dem Humanitätsprincip huldigten, ſich ſo abſchließend, ſo abſtoßend, ja hochmüthig benehmen könnten. Er habe faſt alle Luſt verloren, etwas zu ſchreiben, denn er wiſſe gar nicht mehr, für wen er ſchreibe, nirgends finde er Anklang: man werde gar noch von ſeines Gleichen verhöhnt; übrigens habe er ſelber das drückende Bewußtſein, lange Nichts Rechtes zu Stande gebracht zu haben.

Ich weiß gar nicht, fuhr er fort, warum es einige unter uns giebt, die, wie es ſcheint, abſichtlich eine Spaltung hervorrufen. Wir ſtehen doch alle auf demſelben Standpunkt, wir huldigen alle dem Extrem, der Kritik, ſind alle fähig, einen extremen Gedanken, wenn auch nicht zu erzeugen, ſo doch aufzufaſſen und anzuwenden. Wie geſagt, ich finde bei dieſer Spaltung kein anderes leitendes Princip als Egoismus und Hochmuth.

Und was er mir noch Alles ſagte; ich verlor ordentlich die Luſt, auch nur einen Abend mit ihm zu trinken, ſo ſteckte er mich mit ſeinem Mismuth an. Nun laß du mich zu dir reden. Ich will Nichts von der Nothwendigkeit des Zuſammenhaltens ſagen — das iſt ein hinlänglich abgedroſchenes Thema. Aber ſage mir, behaupteſt du denn nicht auch, daß der Menſch zum geſellſchaftlichen Leben geſchaffen ſei und du willſt die Geſellſchaft derer, mit denen du früher zuſammenarbeiteteſt, meiden? — daß

Digitized by Google

er zum Gedankenaustauſch geſchaffen ſei, und du willſt in Anderen keinen Gedanken anerkennen? — daß er ſich nicht ariſtokratiſch abſchließen dürfe, und du willſt nicht einmal durch die Gedanken, welche du ſchärfer zu haben glaubſt, geſprächsweiſe belehren? Ich begreife das nicht. Haben denn nicht wenigſtens Einige unter unſeren Freunden die Kritik erfaßt oder vielleicht den guten Willen der Kritik — ut desint vires, tamen est laudanda voluntas.

Sieh' einmal, da hab ich hier ganz in meiner Nähe ein ganzes Häuflein gemüthlicher Schwaben, deren Eintracht und Zuſammenarbeiten man nicht genug preiſen kann. Sie rühmen ſich und laſſen von ſich rühmen, daß ſie, die „ausgezeichnetſten und gediegenſten" Mitarbeiter — Köſtlin, Schwegler, Planck, Viſcher, Klüpfel, Reiff, Zeller — die „ächt wiſſenſchaftliche" Erbſchaft der Deutſchen Jahrbücher angetreten d. h. daß ſie die „Charlatanerie des Extrems" von ſich abgewieſen und nun in „gediegener Würde und Gelehrſamkeit" den Grundgedanken der Deutſchen Jahrbücher, die „Herrſchaft der Wiſſenſchaft" verfolgen. Dieſe Schwaben kennen nämlich nur die früheren Jahrgänge der Jahrbücher, in denen ſie und ihre Richtung die Hauptſtimme führten, dieſe Jahrgänge nennen ſie charakteriſtiſch für die Wirkſamkeit der Jahrbücher; was ſpäter kam, das war ſo ein Sturmwind, eine Ausartung, aber keine Fortbewegung, ein principloſes, erboſtes, gereiztes Kreiſeln. Nun alſo, obgleich dieſe Leute noch ſehr im Jahre 39 ſtecken, und wie alle ſolche Poſitiven und Männer des hiſtoriſchen Princips arrogante Geſpenſter, boshafte Wohlmeiner ſind, ſo haben ſie doch den Schein der „Rührigkeit" oder ſie ſind vielmehr wirklich rührig, emſig, auf den Ruhm des Schwabenthums bedacht und beſonders die oben angeführten ſieben ziehen ohn' Ermüden aus, um das Wildpret der Wiſſenſchaft, der männlich ernſten, zu erjagen und für die Tafel des „Gebildeten" zu bereiten.

Nun, lach mich nur nicht aus: ich hab dir auch nur im Spaß von dem Zuſammenhalten dieſer Männer erzählt, deren Einigkeit darin beſteht, daß ſie ſich Alle echt ſchwäbiſch in Einen Standpunkt verbiſſen haben. Sie halten ſich aneinander, weil ſie alle zuſammen nicht aus der warmen Maſſe eines überlebten Standpunktes herauskönnen und vor Allem, weil ſie Schwaben ſind, die in dem, was Schwaben in der Wiſſenſchaft geleiſtet hat, das Höchſte erkennen müſſen, was überhaupt geleiſtet werden kann. Sie wollen Alle keine Vaterlandsverräther ſein.

Zu guter letzt: klär mich auf.

Tübingen. M. L.

Es iſt wirklich eine Inconſequenz von mir, daß ich dir auf deinen Brief antworte: dergleichen Dinge, wie du mir da ſchreibſt, habe ich nun ſchon ſo oft gehört, daß ich gar nicht mehr darauf Rückſicht zu nehmen beſchloſſen hatte. Auf der anderen Seite haſt du wieder in dem, was du über das Zuſammenhalten der Schwaben ſagſt, ſo treffendes bemerkt, daß ich dir, zumal du in der Ferne den Lauf der Dinge nicht beobachten konnteſt, die erbetene Aufklärung nicht verſagen kann.

Laß mich zuerſt von den verſchiedenen Standpunkten der Kritik ſprechen, oder vielmehr von Denen, welche die Kritik in der Taſche zu haben glauben, und von Denen, welche wirklich die Macht der Kritik kennen und ſie anwenden. Für die erſteren iſt die Kritik reine Form, für die Letzteren das Inhaltvollſte, vielmehr das einzige Inhaltsvolle. Für die erſteren iſt ſie bloß Redensart und bedient ſich bloß der Re-

Digitized by Google

densarten, um vermittelst ihrer, wie „unfrei, beschränkt, unmenschlich," sich über Alles, über das Studium der Sachen, über die Sachen selber hinwegzusetzen und so scheinbar bei dem Extrem anzulangen. Die andere ist insofern das Inhaltsvolle, als sie den Inhalt, den Grund, das Wesen der Dinge studirt, kennen lernt, im Menschen und in der Geschichte auffindet und ihn so erst wahrhaftig besiegt. Die erstere ist unwissend, „klug," die zweite ist lernend. Für die Erstere sind Worte wie „Extrem," „Weitergehen, Nicht-weitgenug-gehen," von Bedeutung und höchste, göttlich-angebetete Kategorieen, die andere ergründet die Standpunkte und wendet nicht die Maaße jener abstracten Kategorieen auf sie an. Die erstere ist theologisch, boshaft, neidisch, kleinlich, anmaßend, die andere das Gegentheil von alle dem, wenn du sie einmal in Beziehung zu jener setzen willst, obgleich sie gar keine Beziehung oder vielmehr nur die zu ihr hat, daß sie sie aufzuheben und in ihr auszulachendes Nichts zurückzuweisen trachtet.

Nun sieh einmal: als die Kritik noch politisch war, d. h. zu den Zeiten der Rheinischen Zeitung seligen Angedenkens, da näherte sie sich noch sehr stark der ersteren Art von Kritik. Sie hatte Stichworte, wie Freiheit, Volk, Volkssouveränität, Oeffentlichkeit, Preßfreiheit und in diesen Stichworten war es leicht sich zu einigen: jene Begriffe waren absolut, waren verehrt, man untersuchte sie nicht. Durch die Unterdrückung, welche die politische Kritik erfuhr, wurde die Kritik selber angewiesen, sich in sich auszubilden, sie verbot sich selber ihren ersten Standpunkt und erreichte eine Klarheit, eine Lernbegierde, eine Ruhe, in der sie unangreifbar und unüberwindlich ist.

Das ist nun klar, daß, wenn eine Spaltung, eine Absonderung eingetreten ist, die Schuld dieser Absonderung auf Seiten derjenigen ist, welche auf dem ersten Standpunkte der Kritik zurückblieben d. h. welche durch ihre Unfähigkeit gezwungen wurden, zurückzutreten. Ich habe dir schon gesagt, daß zwischen den oben geschilderten beiden Standpunkten keine Beziehung, kein Gedankenaustausch, keine Discussion, keine Geselligkeit möglich ist und daß die wahre Kritik höchstens das Geschäft des „olympischen Gelächters" auf sich nehmen kann. Denn wer ist der Egoistische? Derjenige, der zurückgeblieben und alle Weisheit zu haben glaubt, oder derjenige, welcher der Lernbegierde der Kritik nachgegeben? Uebrigens sage ich dir, daß der Terrorismus des kritischen Auslachens und Auf-das-Maulschlagens wirklich nothwendig ist, wo man sieht, daß die boshaft-gemüthliche Unfähigkeit sich in sich selbst verstockt hat. Dieses Auslachen ist kein Hochmuth, es ist nur der Proceß, den der Kritiker mit Behagen und Seelenruhe gegen einen untergeordneten Standpunkt, der sich ihm gleich dünkt, anwenden muß: wie sollte der Kritiker die Nase hochtragen, da er immer nur scharf grade aus und durch und durch sehen will?

Jetzt ein Paar Worte über dein „gesellschaftliches Leben." Ja, der Mensch ist dafür geschaffen; aber kann der Kritiker in derjenigen Gesellschaft leben, die er kritisirt? Müßte er dann nicht auch ihre Vorstellungen, ihre Kategorieen, ihre Gesetze zu den seinigen machen? Ebenso wenig kann er mit einer Clique leben, denn so würde er, sich selbst zu einem Mitglied einer Gesellschaft machend, der Gesellschaft ein Recht des Krieges über sich geben, während er selbst sein Recht der unbefangenen Kritik über sie aufgeben würde. Ja, der Kritiker darf es nicht einmal wagen, sich persönlich in die Gesellschaft einzulassen; denn, sie auslachend, sich an ihre Gesetze nicht kehrend, und

Digitized by Google

von ihr nicht verſtanden, würde ſein Betragen nur zu demjenigen ausarten, was gewöhnlich „Unſinn machen" heißt.

So entbehrt der Kritiker aller Freuden der Geſellſchaft; aber auch ihre Leiden bleiben ihm fern. Er kennt weder Freundſchaft noch Liebe; dafür aber prallt die Verläumdung machtlos an ihm ab: nichts kann ihn beleidigen; ihn berührt kein Haß, kein Neid; Mißgunſt, Aerger und Grimm ſind ihm unbekannte Affecte. Das Philiſterthum, das mit Steinen nach ihm wirft, das ihn mißkennt und ihm unreine Motive unterſchiebt, um ihn ſich gleich zu machen, es wird von ihm, nicht verlacht, denn das iſt es nicht werth, aber durchſchaut und mit Ruhe in ſeine unbedeutende Bedeutendheit zurückgewieſen.

Wirſt du nun den Arm ſinken laſſen, den du ſchon gegen mich erhoben hatteſt?

Berlin. — —

7.

Lieber Herr Bauer!

R. R. ſagt mir, daß Sie meinen Artikel in der ..... ſcharf getadelt haben, und, wie ich R. R. verſtehe, nicht nur deshalb, weil dieſer Artikel ſchlecht und ſeinem Zweck nicht entſprechend iſt — was ich gern zugeben will — ſondern auch beſonders, weil ich mich dieſer Sache gar nicht hätte annehmen ſollen, weil der Aufſatz der „Roſen," der mich empört hatte, nicht zu widerlegen oder — was weiß ich — nicht zu entkräften geweſen ſei. Indeſſen kann ich mir nicht denken, daß Sie es nicht eben ſo wie ich und Andere für gemein und nichtswürdig halten, Perſonen wie Ruge, die jedenfalls auf unſere Achtung und unſeren Dank Anſpruch haben, in das perfide Zeitungsgeklätſch zu bringen und über ſie ſolche Aeußerungen umherzutragen, aus denen der übrigens Unkundige nichts weiter herausnehmen und im Gedächtniß behalten kann, als: „dieſer Ruge iſt ein ſchofler Kerl, ein Subject, das uns Deutſchen (— ja, wir ſind die Rechten!) auswärts Schande macht." Sie ſelbſt haben ja einen Entwickelungsgang offen vor den Augen der Welt (durchgemacht und jeder Ehrenmann und Einſichtige wird Sie deshalb ehren und achten); Sie können alſo empfinden, welche Infamie darin liegt, wenn aus dem wiſſenſchaftlichen Entwickelungsprozeſſe, den Einer innerlich und in ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit durchmacht, die Folgerung gezogen wird, dieſer Strebende und Ringende ſei ein liederliches Subject, ein charakterloſer Menſch, ein Geſchöpf, deſſen man ſich dem Ausland gegenüber zu ſchämen habe. Und gerade dieſe Folgerung hat der Herr S. in den Roſen in Bezug auf Ruge gemacht. Ich weiß wohl, Sie werden groß genug denken, um dergleichen Geplärre zu verachten. Ich bin überzeugt, daß auch Ruge dies thut. Ich meinestheils traue mir zu, daß ich in meiner eigenen Sache es wohl auch thun würde. Aber dies alles ſchließt nicht aus, daß man in Freundes Sache dem nichtsnutzigen Treiben ernſt entgegentrete und wenigſtens dem Zeituugspublikum zu zeigen ſuche, wie faul und treulos dieſes Treiben iſt. Wie geſagt, mein Artikel hat vielleicht dieſen Zweck nicht erreicht, taugt vielleicht nichts. Möglich; aber ein Schelm macht's beſſer u. ſ. w.

Warum ich Ihnen dies ſchreibe, warum ich mich gegen Sie verantworte? Weil ich Sie achte und deshalb Ihre Achtung wünſche; weil ich Ihnen in Bezug auf meine Entwickelung den größten Dank ſchuldig bin und Sie deshalb liebe; weil, als mir R. R. Ihre Aeußerung mittheilte, ich mich in Gedanken unwillkür-

Digitized by Google

lich gegen Sie vertheidigte, und Ihnen nun auch selbst das mitzutheilen wünsche, was ich dachte. Wie mich mein Herz trieb, mich meines Freundes Ruge anzunehmen, so treibt es mich gegen Sie, der Sie mich deswegen getadelt, mich zu verantworten. Sind es doch dieselben weltbewegenden Gedanken, ist es doch derselbe Geisteshauch der Zeit, der uns auf verwandten, vielleicht gleichen Bahnen (wenn auch mit ungleichen Kräften und Leistungen: die meinigen, weiß ich, sind gering) forttreibt: sollen wir uns persönlich immer spröde, schroff, abstoßend gegen einander verhalten? Findet man doch die Menschen selten genug, mit denen ein Austausch möglich ist, zu denen man sich hingezogen fühlt, und soll auch zwischen denen selbst, die in der gleichen Bildungs-Sphäre sich bewegen, denen so viele Voraussetzungen zum engern Anschließen, zum traulichen Umgang, zu ächter Freundschaft gegeben sein sollten, immer doch Störendes und Trennendes sich eindrängen? Meine Bekannten in Berlin sagten mir, als ich Anfang dieses Jahres dort war, daß Sie Alles von sich zurückstießen und fern hielten, sich ganz vereinsamten und jede Annäherung, jeden Umgang mit Geflissentlichkeit mieden. Ich kann natürlich nicht wissen, auf welcher Seite die Schuld ist. Aber das kann ich nicht lassen, Ihnen auszusprechen, daß es mich schmerzt. In Ihren Büchern habe ich so oft Ihre geistige Nähe gefühlt, an Ihren Kämpfen und Mühseligkeiten nehme ich so lebendigen Antheil, und sicherlich geht es doch gar vielen Andern eben so, daß ich keine Vorstellung habe, warum sich nicht auch in unmittelbarer persönlicher Berührung dasselbe innige Verhältniß sollte bilden können. Ich bin weit entfernt, mich Ihnen hiermit aufdrängen zu wollen. Ich habe meinem Herzen genügen wollen, indem ich Ihnen schrieb, und nach mir urtheilend, habe ich mir gedacht, daß Ihnen selbst wohl ein Beweis der Theilnahme von Seiten eines Ihnen sonst wenig bekanten Mannes erfreulich sein könnte. Ich mache keineswegs die Prätention, daß Sie diesen Brief beantworten sollen; ich will weder Ihnen die Zeit rauben, die Sie besser gebrauchen können, noch Ihnen eine Last aufbürden, noch auch mich der Kränkung aussetzen, etwas, worauf ich rechnete, unerfüllt zu sehen.

Mögen Sie mir das Schreiben für Sentimentalität oder Eitelkeit oder Zudringlichkeit auslegen oder wofür Sie wollen, mögen Sie antworten oder nicht, ich kann dem Triebe nicht widerstehen, es abgehen zu lassen, und wünsche nur, daß Sie den freundlichen Sinn darin erkennen mögen, der es eingegeben hat.

Januar 1844.

Ei, von Ihrem Artikel als solchem, ob er treffend oder nicht triftig sei, war nicht die Rede. Das sagte ich nur, daß Ruge in einem Augenblick, wo er durch seine Ruhe und Festigkeit im Benehmen wenn nicht die Richtigkeit seiner neuen Wendung, doch wenigstens die Ueberzeugung von seinem Rechte hätte zu erkennen geben sollen, alle Fassung verloren und denjenigen, die ihn in der Art vertheidigen wollten, daß sie ihn auch nur einigermaßen im Rechte zeigten, die Sache unmöglich gemacht habe.

Sie werden von mir nicht erwarten, daß ich Ruge deshalb, weil er gegen die Deutschen gesprochen hat, Vorwürfe — wenn überhaupt in solchen Angelegenheiten von Vorwürfen die Rede sein könnte — machen würde. Es fragt sich nur, ob seine Aeußerungen gegen die Deutschen auf einer Sach- und Geschichtskenntniß beruhen.

Ich bin auch nicht dazu fähig, mich auf eine Disputation über die gegenseitigen Vorzüge oder

Digitized by Google

Schwächen beider Nationen, der Deutſchen und Franzoſen, einzulaſſen. Wenn es ſo weit gekommen iſt, daß die Nationen überhaupt als ſolche Nichts Großes und Bedeutendes mehr hervorbringen können, iſt es zu ſpät, die Eine aufzugeben und bei der Andern Erſatz zu ſuchen.

Vor zwei Jahren, als es darauf ankam, für einen Augenblick an die Aufklärung der Franzoſen des achtzehnten Jahrhunderts zu erinnern, um in der Schlacht, die damals geſchlagen wurde, an einer Stelle auch dieſe leichten Truppen einmal agiren zu laſſen — da war es etwas ganz Anderes. Die Wahrheiten aber verändern ſich jetzt ſehr ſchnell. Was damals an der Stelle war, iſt jetzt ein Verſehen.

Die Franzoſen haben ſich in den letzten Jahren durch ihre Verſuche, eine ſociale Theorie aufzuſtellen, ein geſchichtliches Verdienſt erworben. Jetzt ſind ſie erſchöpft: ihre neue Theorie war noch nicht rein, ihre ſocialen Phantaſieen, ihre „friedliche Demokratie" ſind ſo wenig von den Vorausſetzungen des alten Zuſtandes frei, daß ſie ſogar dazu beitragen können, die Anſprüche der Geiſtlichkeit, von der jetzt die Regierung beunruhigt wird, zu beſtärken.

Keine Nation hat jetzt vor der andern etwas voraus; wenn Eine dahin kommen kann, über die anderen ein geſchichtliches Uebergewicht — nicht der praktiſchen Herrſchaft, ſondern des geiſtigen Verdienſtes zu erhalten, ſo wird es nur die ſein, die im Stande iſt, ſich und die anderen zu kritiſiren und die Urſachen des allgemeinen Verfalls zu erkennen.

Vor zwei Jahren ſprach ich Jemanden, der Deutſchland vom Süden bis zum Norden ſo eben durchreiſt hatte: „In Deutſchland, das war das Einzige, was er als Ertrag ſeiner Erfahrung angeben konnte — giebt es dreißig und ein Paar Millionen Narren."

Niemand kann etwas anderes erfahren als ſich ſelbſt.

So erging es auch Rugen. Er wußte nicht mehr, welche Wendung er in den Tagen der Kriſis und Gefahr einſchlagen ſolle. Seine Erfahrung an ſich ſelber machte er zu einer Erfahrung an dem deutſchen Weſen. Da er dieſe Erfahrung nicht detailliren konnte — ſie war nur ſeine Selbſterfahrung — ſo wurde er gereizt: daher ſeine letzten Aeußerungen.

Er wußte nicht, welchen Weg er einzuſchlagen habe — alſo gab es in Deutſchland keinen Weg mehr, der zur Entwickelung führte — alſo waren die Poſtillone die einzigen Führer, denn ſie kannten die Chauſſeen, die aus Deutſchland hinausführen.

Lieber Herr **, ich habe Ihnen damit bereits auf den zweiten Theil Ihres Briefes geantwortet. Die Kritik der Nationen, der Geſchichte und der bisherigen Entwickelung ſcheint mir der einzige Weg zu ſein, der in dieſem Augenblicke allein weiter führt. Dieſe Kritik wäre einſeitig und unwahr, wenn ſie nicht zugleich die Kritik der Parthei, jeder Parthei, des ganzen Partheiweſens wäre. Die Kritik macht keine Parthei, will keine Parthei für ſich haben, ſie iſt einſam — einſam, indem ſie ſich in ihren Gegenſtand vertieft, einſam, indem ſie ſich ihm gegenüberſtellt. Sie löſt ſich von Allem ab. Jede gemeinſame Vorausſetzung, die zur Bildung einer Parthei immer nothwendig iſt, würde ſie als ein feindſeliges Dogma betrachten, wenn ſie, wie es innerhalb der Partheien nöthig iſt, ſich gehindert ſehen ſollte, dieſelbe zu kritiſiren und aufzulöſen. Jedes Band iſt ihr eine Feſſel, jede verbindende Vorausſetzung gilt ihr als die Sirene, die ſie auf ihrer Fahrt aufhalten wollte, als die ſchmeichleriſche Täuſchung: „nun ſind wir fertig, wir haben das Verſtändniß gewonnen, wir wiſſen

Digitized by Google

nun, woran wir sind." Gerade diese allerschädlichsten Voraussetzungen wird sie vor Allem kritisiren müssen — denn sie würden ihre Weiterentwickelung verzögern, ja vollkommen verhindern und sie selbst aufheben.

Sie steht am Anfang eines neuen Weges, — also allein.

Die Partheien haben für den Theil der Geschichte, der wirklich Geschichte ist und für die Zukunft eine neue Entwickelung möglich macht, ihre Bedeutung verloren. In den nächsten Jahren nach der Bewegung vom Jahre 1789 hatten sie ihre classische Periode erlebt — da war ihre Bedeutung colossal — ihr Verfall bis zum 18. Brümäre, die Möglichkeit dieses barbarischen Tages überhaupt ist ihre vollständige geschichtliche Kritik.

Die Geschichte wird jetzt den entgegengesetzten Weg gehen, und er wird sicherer sein.

Mai.

8.

.... Doch muß ich gestehen, (worin auch meine Bekannten sämmtlich mit mir übereinstimmen) daß das erste Heft Ihrer Zeitung noch gar nicht befriedigt hat. Wir hätten doch etwas Anderes erwartet.

Januar 1844.

... Daß es die Erwartungen nicht befriedigen würde, wußte ich in voraus, weil ich diese Erwartungen mir ziemlich leicht vorstellen konnte. Man ist so ermattet, daß man Alles auf einmal haben will. Alles? Nein! Wo möglich Alles und Nichts zugleich. Ein Alles, was keine Mühe macht, ein Alles, das man aufnehmen kann, ohne eine Entwickelung durchzumachen — ein Alles, das in Einem Worte da ist.

Neulich klagte ein hiesiger Bekannter gegen mich über eine frühere Arbeit: es sei doch gar zu viel verlangt, sich durch die mühseligen Weitschweifigkeiten der Entwickelung durchzuarbeiten, und doch möchte man das Ding kennen. Ich machte ihm den Vorschlag, ich würde ihm künftig die Druckerschwärze, die für den Abdruck eines Buches gebraucht würde, auf einem oder zwei Bogen ohne weiße Zwischenräume so auftragen lassen, daß er mit einem Blicke das Ganze übersehen könne. Da er mit diesem Auskunftsmittel nicht sogleich zufrieden schien, so tröstete ich ihn damit, ich würde ihm zu einer noch leichtern Aneignung die Schwärze in eine kleine Kugel geformt zuschicken.

9.

. . . „Wenn Einer die Bauers anerkennt, begann seine Antwort, so bin ich es: aber die Literaturzeitung! Alles, was recht ist!" Es war mir interessant, zu hören, was Einer dieser „Radicalen," dieser Klugen von anno 42 über Euch dächte, ich suchte ihn auszuquetschen, wie einen Schwamm; denn er wollte mit seinem Wasser gar nicht heraus. Und meine Mühe thut mir nicht leid, ich habe viel gelernt, zwar hörte ich keinen Gedanken, diese Leute denken gar nicht mehr, weil ihr Denken seit anderthalb Jahren stehen geblieben ist, aber ich hörte doch Redensarten, die mir bewiesen haben, wie diese Leute Nichts, was nicht mehr ihre Phrase ist, auffassen können: selbst inhaltslos und unwissend leugnen sie den Inhalt geradezu,

Digitized by Google

machen ihn durch ein mißliebiges Wort ab, und haben dann doch eine gewisse Wuth, daß sie hinter die Sache, die sie einigermaßen ahnen, nicht kommen können. Diese Leute sind wieder das geworden, was sie waren; nur wenn man sich den Charakter Deutschlands vergegenwärtigt, ist es Einem kein Räthsel, daß sie einmal „Etwas" waren.

Erstlich hatte jener kluge Mann an der „Literaturzeitung" die Form zu tadeln. Er nimmt es ihr allen Ernstes übel, daß sie nicht eine Jenaische oder Hallische allgemeine Literaturzeitung ist. „Das Gedicht vom Schneider Berck ist ganz gut, aber es paßt nicht in eine Literaturzeitung, der Gegenstand, den Stubenmaler Koppe behandelt, ist ganz gut, aber der Aufsatz paßt nicht in die Literaturzeitung, die drei Biedermänner, deren Satire noch dazu ganz outrirt und roh ist, passen nicht in die Literaturzeitung." Seht Ihr, so hängen diese Leute an den alten Formen, so ist diesen „Radicalen" das „Neue" ein Gräuel, sie nehmen sich nicht die Mühe, das Princip, den Grund des Neuen zu finden, sie haben nicht einmal die Ahnung, daß das Neue in altem Namen oft nichts weiter bezweckt als eine Auflösung, eine Widerlegung der alten Form: nein, sie haben schon von vornherein Eure Literaturzeitung durch das bloße Wort „Literaturzeitung" widerlegt.

„Und nun, fuhr er fort, was kann in Berlin Gescheutes gesagt werden? Wozu liest man eigentlich die Literaturzeitung, da man doch wissen könnte, daß in ihr nur Umschreibungen, Gedämpftheiten, gemäßigte Redensarten zu finden sind, um den Censor zu täuschen? Ich werde in Berlin nie etwas drucken lassen." Mein unterhaltender Freund läßt nämlich nirgends etwas drucken, ich weiß blos, daß er vor Jahren eine kleine Broschüre in Leipzig verlegte; sonst aber behält er seine Gedanken bei sich, ist stolz auf seinen Schatz und begnügt sich mit dem Bewußtsein: „wenn ich nur wollte!" Er besitzt eben nur eine abstracte Form, keinen Inhalt, und jene Form, aus ein Paar Phrasen bestehend, die er als Heiligthümer behandelt und denen er nie auf den Grund sieht, ist seine Kritik. Mein Freund läßt nur einige Correspondenzen in einem süddeutschen Blatt drucken. Ihr müßt einmal einige Proben daraus mittheilen; zu köstlich ist die Art, wie mein Freund seinen Phrasen dort Weihrauch streut, und sich von ihnen oft so umnebeln läßt, daß er es ihnen oft genug gestattet, sich in eine ganz gedankenlose, fast verrückte Satzverbindung zu stellen. Ich sehe ganz genau den Kopf meines Freundes, wenn er schreibt: er läßt jene Phrasen in sich herumtanzen, er hat nicht einmal die Macht, sie am Bindfaden zu leiten und er muß ihnen die wunderlichsten Sprünge gestatten. Daß natürlich diese Phrasen oft wüthend werden und sich ärgern, nicht überall, nicht auch hier in Berlin ihre Männerchen machen zu dürfen, versteht sich von selbst, und daß mein Freund immerfort die Censur und ihren „Geistesdruck" im Munde führt, ist eine einfache Folge davon. Leute, wie er, begreifen eben nicht, daß die Censur weniger ein Kampf Mann an Mann, weniger ein Kampf nach außen, als ein uns innerlicher Kampf ist. Sie sehen in der Literatur nur ein persönliches Zwiegespräch, ein gegenseitiges Ueberlisten zwischen Schriftsteller und Censor. Sie geben sich nicht die Mühe, in sich selbst einzukehren, in sich selbst sich auszuarbeiten und an die Stelle der censurwidrigen rohen Phrase den fein durchgeführten, nach allen Seiten hin auseinandergelegten kritischen Gedanken zu setzen. Sie sind es daher auch gar nicht werth, in Eurer Literaturzeitung den Inhalt zu sehen oder zu erkennen, sie finden ihre Phrasen nicht und diese liebenswürdigen Vertreter des Humanitätsprincips wür-

Digitized by Google

den ja ganz in ſich zerfallen, wenn einmal ihre Taſchen reißen und ihre Phraſen verloren gehen ſollten.

„Auch ſind, fuhr er fort, die Bauers zu frivol; ein bischen mehr Ernſt in Behandlung der ſo wichtigen Fragen könnte ihnen nicht ſchaden.“ — Siehe deutſche Jahrbücher, erwiderte ich, letzter Jahrgang, eine der letzten Nummern. „Ja wohl, antwortete er, nur hat Ruge die Sache noch nicht tief genug aufgefaßt.“ Wie tief er ſelber ſie einfaſſe, konnte ich nicht herausbekommen: denn natürlich iſt ihm die Frivolität nur noch mehr zur Redensart geworden, als dem Ruge, dem es damals doch noch wenigſtens Ernſt mit der Sache war. Mein Freund aber, damals ſelbſt einer von den „Frivolen“ und jetzt natürlich, weil ſeine Frivolität nur eine ſelbſtgemachte Göţin war, auf den Standpunkt des geſinnungsreichen Ernſtes herabgeſunken, hat auch den Ausdruck „Frivolität“ ſich nur angeſchafft, um ſich vor dem Denken zu wahren: es wäre ja frivol, den Sachen auf den Grund zu ſehen, man muß immer mit einer gewiſſen heiligen Scheu ſich ihrer Betrachtung überlaſſen, d. h. ſich mit ihrem Namen und ihrer Außenſeite begnügen und betrügen, die man dann auch nicht einmal hat, weil man ihren Inhalt nicht durchdenkt.

Frivolität ſcheint ihm an Euch die die Sache beherrſchende und durchdringende Leichtigkeit der Behandlung, die Beherrſchung der Kategorieen, die durch Studium gewonnene Einſicht, kurz und gut, die Herrſchaft über die Gegenſtände; er macht es ſich mit den Sachen leicht, ihr macht die Sachen leicht. Bei all ſeinem Es-ſich-leicht-machen drückt ihn doch das dunkle Gefühl, daß ihm die Sachen eben ſo ſchwer und undurchgeiſtet bleiben, wie vorher, daß ſie ihm undurchdrungen, unüberwunden gegenüberſtehen: da tröſtet er ſich aber mit dem Worte „Geſinnung,“ dieſe Phraſe hat ihn über die kindiſche Art, ſich über die Sachen zu ſetzen, hinweggeholfen.

„Der Aufſatz über Berand, meinte unſer Freund weiter, behandelt einen ganz zeitgemäßen Gegenſtand, aber er iſt nicht gründlich genug; auch ſieht man zu ſehr die Abſicht, das Wort Huren und Hurerei vorzubringen, das iſt frivol und unpaſſend.“ Edgar mag hieraus die Lehre ziehen, künftig für dieſe Leute gründlicher zu Werke zu gehen und ihnen am liebſten gleich das ganze Buch, das er beſpricht, abzuſchreiben oder zu überſetzen. „Ich leſe zwar am Eingange ſeines Aufſatzes die Erklärung, daß er in ihm nur eine durch Stellen belegte Schilderung des moraliſch-polizeilichen Standpunktes geben wolle; ich glaube auch, daß es ihm — ich kenne Berands Buch nicht — gelungen iſt, die charakteriſtiſchen Stellen aus Berands Buch zu finden und zuſammenzuſtellen, er ſei aber künftig gründlicher:“ lieben Freunde, wie billig habt Ihr dieſe Gründlichkeit! nur ein Paar Phraſen über Freiheit, Unfreiheit, ſittlich, unſittlich, Geldherrſchaft, nur ein paar Sudeleien gegen die „chriſtliche Geſellſchaft“ und mein Freund Kritiker iſt zufriedengeſtellt. Edgar mag ſich einen Phraſenſack anſchaffen und künftig bei ſeinen Aufſätzen blind hineingreifen, um einen beim Publicum anklingenden Stil zu erhalten.

Was übrigens den Vorwurf von zu oft genannten Huren betrifft, ſo tröſte er ſich; er konnte doch für ſeinen Aufſatz kein neues Wort erfinden. Mein Freund Kritiker iſt bei all ſeiner „revolutionären“ und ſchlachtſchwertartigen Geſinnung doch von einem ſo feinen Mitgefühl für die Geſellſchaft, daß es ihm leidthut, wenn der Schaamtheil derſelben zu oft genannt wird, und er hinter ſolcher unbefangenen Redeweiſe ſogleich die Abſicht, die gemachte Frivolität merkt.

Ueberhaupt iſt er mit Edgars Sachen gar nicht

Digitized by Google

recht zufrieden: „ſeine Aufſätze in den deutſchen Jahrbüchern ſind viel beſſer geweſen. Auch Proudhon iſt nicht mit genug gründlichem Ernſte behandelt.“ Ich kenne nun zwar Proudhon, ich weiß, daß die Darſtellung Edgars die charakteriſtiſchen Punkte aus ihm genommen und auf anſchauliche Weiſe nebeneinander geſtellt hat, das genügt aber nicht; hätte er ein paar Donner und Blitze, ja, ich muß es ſagen, ein paar üble Winde gegen das Eigenthum losgelaſſen, dann erſt wäre er gründlich geweſen. Mein Freund Kritiker iſt nämlich noch nicht dahinter gekommen, daß Ihr in der „Literaturzeitung“ die reine, darſtellende, die Sache ergreifende, nichts hinzuſetzende Kritik übt: die Gewaltſamkeiten der Deutſchen-Jahrbücher-Kritik liegen ihm immer noch im Kopfe. So nannte er auch den Aufſatz über die »union ouvrière« unbedeutend: natürlich, es iſt ja darin Nichts Selbſtändiges gegeben und dieſe Leute haben ſich wirklich wieder auf den Gruppeſchen Standpunkt, auf dem ſie freilich immer ſtanden, zurückbegeben: Geben! Geben! Geben! ſoll die Kritik: jeder Aufſatz ſoll ihnen ein ganzes Syſtem entwickeln, ſie wollen ein bequemes Syſtem: ja hättet ihr nur ein neues Syſtem, mit — ja wär' es auch mit neuen Redensarten, ſie würden bald das Nachplappern lernen. Herrliche Zeiten der deutſchen Jahrbücher, wo man in jedem Aufſatze ein ganzer, ein großer Mann war!

Den Spott, der in den drei Biedermännern liegt, ahnen die Leute von der Richtung meines Freundes wohl; aber ſie ahnen auch, daß ihre eigene Ungründlichkeit in jener Satyre verſpottet iſt; ſie fühlen immer mehr, daß ſie ſelbſt zu der Geſellſchaft gehören, die in dem Hageren, dem alten Herrn und ſeiner Familie charakteriſirt iſt. Weil ſie ſelbſt aber keinen Charakter haben, ſondern nur eine verkörperte Formel ſind, vermiſſen ſie in jener „rohen“ Erzählung die „Charakterzeichnung,“ ſehen ſie in jenem alten Herrn ꝛc. nur „Schemata,“ als ob ſie ſelbſt etwas Anderes als „Schemata“ wären.

Ich habe Euch das Alles ſo weitläufig geſchrieben, weil ich weiß, daß ich Euch durch Mittheilung der Anſichten meines Freundes eine Freude mache. Ihr ſeht daraus, daß die Literaturzeitung ihren Zweck erfüllt, d. h. daß ſie keinen „Anklang“ findet. Anklang könnte ſie nur finden, wenn ſie mit der Gedankenloſigkeit mitklingelte, wenn Ihr mit dem Schellenſpiel von Redensarten einer ganzen Janitſcharenmuſik gangbarer Kategorieen ſtolz voranſchrittet; das wäre doch noch für die Jungen ein köſtlicher Anblick: wie könnt Ihr aber glauben, daß Ihr in Eurem einfachen Anzuge Gefallen erregt?

Freienwalde. — —

VI.

Erkenntniß

des Obercenſurgerichts in Betreff der zwei erſten Bogen des Briefwechſels zwiſchen Bruno Bauer und Edgar Bauer.

1.

Beſchwerde.

An ein Hohes Königliches Ober-Cenſur-Gericht.

In den beiliegenden erſten zwei Bogen des „Briefwechſels zwiſchen Bruno Bauer und Edgar Bauer“ hat der Herr Cenſor eine Reihe von Stellen geſtri-

Digitized by Google

chen. Es ſcheint mir faſt unangemeſſen — ſo eigenthümlich iſt der vorliegende Thatbeſtand — mich mit der Frage zu beſchäftigen, weshalb wohl der Herr Cenſor dieſe Stellen eines biographiſchen und literarhiſtoriſchen Werkes, welches die Entwickelung zweier Perſonen darſtellt, geſtrichen hat. Soll ich mich auf Muthmaßungen wirklich einmal einlaſſen, ſo kann der Beweggrund, der den Herrn Cenſor zu ſeinem Verfahren bewogen hat, nur der ſein, daß er glaubte, Alles ſtreichen zu müſſen, was aus meiner und meines Bruders Edgar Feder hervorgegangen iſt und das Wort „Religion" oder „Theologie" enthält. Vielleicht auch ging der Herr Cenſor von der Vorausſetzung aus, daß ein Schriftſteller keine über das Gewöhnlichſte und Platteſte hinausgehende Verantwortlichkeit übernehmen dürfe, und half er ſich nun, indem er ſich von ſeiner Seite wiederum ſcheute, eine derartige Verantwortlichkeit zu übernehmen, damit, daß er die ihm bedenklich ſcheinenden Stellen ohne weiteres ſtrich.

Ich erlaube mir demnach die gehorſamſte Bitte, ein Hohes Königliches Ober-Cenſurgericht möge entſcheiden, ob es bei den Vorausſetzungen und dem Verfahren des Herrn Cenſors ſein Bewenden haben ſoll.

Berlin, den 30. März 1844.

Eines Hohen Ober-Cenſurgerichts
ergebenſter
B. Bauer.
Neuſtädtiſche Kirchſtraße Nr. 2.

2.

Erkenntniß.

An den Schriftſteller Herrn Bruno Bauer.

Auf die von dem Schriftſteller Bruno Bauer zu Berlin geführte Beſchwerde über die Seitens des Cenſors erfolgte Verſagung der Druck-Erlaubniß für mehrere Stellen der beiden erſten Bogen der Schrift: „Briefwechſel zwiſchen Bruno Bauer und Edgar Bauer während der Jahre 1839 bis 1842 aus Bonn und Berlin" hat das Ober-Cenſur-Gericht, nach erfolgter Erklärung des Staats-Anwalts, in ſeiner Sitzung vom 7. Mai 1844, an welcher Theil genommen haben: der Präſident, Wirklicher Geheimer Ober-Juſtizrath und Staats-Sekretair Dr. Bornemann und die Mitglieder, Geheimer Ober-Juſtizrath Zettwach, Geheimer Ober-Tribunalsrath Ullrich, Geheimer Regierungsrath Aulike, Wirklicher Legationsrath Graf v. Schlieffen, Geheimer Finanzrath v. Obſtfelder, Geheimer Regierungsrath Schröner, Kammergerichtsrath v. Bülow, Regierungsrath v. Kunow und Land- und Stadtgerichts-Director Luther, auf den Vortrag zweier Referenten für Recht erkannt: daß für folgende Stellen:

1) im erſten Briefe: die Seite 5 und 6 geſtrichenen Worte;

2) im fünften Briefe: die Seite 20, 21 und 22 geſtrichenen Stellen und

3) den ſechſten Brief, Seite 31 und 32

die Druck-Erlaubniß, unter Aufhebung der entgegenſtehenden Verfügung des Cenſors vom 27. März 1843, wie hiermit geſchieht, zu ertheilen, in Betreff der beiden, Seite 26 und 27 geſtrichenen Stellen dagegen die Beſchwerde als ungegründet zurückzuweiſen.

Von Rechts wegen.

Gründe.

Die im erſten Briefe vom Cenſor geſtrichenen Worte, ſo wie die im fünften Briefe geſtrichene erſte

Digitized by Google

Stelle verſtoßen nicht gegen die Cenſur-Inſtruction vom 31. Januar pr., da dieſelbe den Scherz nur dann ausſchließt, wenn er die durch die einzelnen Artikel gezogenen Grenzen überſchreitet. Eine ſolche Ueberſchreitung iſt aber in den gedachten Stellen nicht zu erkennen, weshalb denſelben die Druck-Erlaubniß zu ertheilen war.

Auf gleiche Weiſe hat der in demſelben Briefe unmittelbar darauf folgenden, vom Cenſor gleichfalls geſtrichenen Stelle die Druck-Erlaubniß ertheilt werden müſſen, da durch dieſelbe die Religion weder herabgewürdigt, noch geſchmäht oder gar verſpottet wird. Der Briefſteller giebt nur an, was ihn individuell veranlaßt hat, das Studium der Theologie aufzugeben; dies kann mit Bezug auf den angeführten Grund nicht getadelt werden, und es iſt daher auch nicht cenſurwidrig, dies öffentlich auszuſprechen.

Endlich hat auch dem ſechſten, ganz geſtrichenen Briefe die Druck-Erlaubniß ertheilt werden müſſen. Der Briefſchreiber läßt ſich darin über die Theologie, nicht über die chriſtliche Religion ſelbſt aus, und die in dem Briefe an ſich nicht vorhandene gefährliche Tendenz kann aus Aeußerungen, die in irgend einer anderen Schrift des Verfaſſers vorkommen mögen, nicht hineingetragen werden.

Dagegen iſt in Betreff der beiden, Seite 26 und 27, im fünften Briefe geſtrichenen Stellen die Beſchwerde zu verwerfen geweſen, da eine Aeußerung, wie ſie hier einem individuell bezeichneten Mann in den Mund gelegt wird, und das damit in Verbindung geſetzte Urtheil des Briefſchreibers nicht nur eine perſönliche Beleidigung des genannten Mannes, ſondern auch einen gehäſſigen Angriff auf die Religion im Allgemeinen enthält. Die Druck-Erlaubniß iſt daher nach Artikel II. und V. der Cenſur-Inſtruction mit Recht verweigert, und war ſomit überall, wie geſchehen, zu erkennen.

Berlin, den 7. Mai 1844.

Das Königliche Ober-Cenſur-Gericht.

Bornemann.

Anmerkungen:

1) Die im erſten Briefe p. 6 und 7 geſtrichenen Stellen, in welchen Bonn als die heilige Stadt der Apologetik und als würdige Schweſterſtadt des heiligen Cöln bezeichnet war, ſind nicht mehr der Rede werth. Desgleichen die im fünften Briefe geſtrichene erſte Stelle.

2) Die p. 21 und 22 geſtrichene Stelle lautete:

Ich ſelber halte nicht mehr viel von der Theologie und bin entſchloſſen, zur Geſchichte überzugehen. Das Colleg über Dogmatik hat mich zum Bewußtſein gebracht und inſofern iſt es gut, daß ich einmal gezwungen war, eine echt theologiſche Vorleſung regelmäßig anzuhören. Es iſt unmöglich, daß ich ein ehrlicher Theolog bleibe, da mir aller Glaube abgeht: was hilft es mir nun, wenn ich, der Autorität des Profeſſors nachgebend, meiner erheuchelten Frömmigkeit den Mantel der Wiſſenſchaft und meiner Wiſſenſchaft, die dann auch nur erheuchelt ſein würde, den Mantel der Frömmigkeit umhinge? Das Gewand der Theologie kommt mir alt, weit, geflickt, ausgetragen vor; die Wiſſenſchaft der Geſchichte ſteckt noch in den Kinderkleidern. Ich war nahe daran zu verſauern, jetzt werde ich wieder friſch und lebendig, da ich einer Charybdis entgangen zu ſein glaube.

3) Der ſechſte Brief lautete:

Zuerſt meinen Glückwunſch, daß du dich den Zudringlichkeiten der Megäre entzogen haſt.

Digitized by Google

Das Einzige, was dir in der Theologie offen gestanden hätte, wäre das Einzige gewesen, was jetzt in ihr überhaupt zu thun ist, Kritik und Aufräumen.

Ich stecke einmal darin und der Kampf hat sich zu tief in mich eingefressen, als daß ich mich davon abtrennen könnte. Ich bin so fest mit der Theologie verwachsen, daß ich nur mir thue, was ich in der Theologie thue d. h. ich wasche mich vom Unrath rein, indem ich in der Theologie aufräume. Wenn ich fertig bin, werde ich rein sein.....

Bonn, den 5. Januar 1840. Bruno.

1) Die im fünften Briefe berichteten Aeußerungen eines religiösen Gegners der „sogenannten Hegelianer" für die Religion sind in dem Abdruck des Briefwechsels, wie er jetzt dem Publikum vorliegt, gemildert worden.

VII.

Die Zeitung macht frei und gleich.

„Die Zeitung macht frei und gleich; sie drückt die Hochstehenden herab und hebt die Niederen hinauf. Die Zeitung befördert das Wohlergehen der Massen; Geistesfreiheit, Sittlichkeit, Glück mit den Zeitungen, das Gegentheil davon ohne sie.

„Die Stunde, in der man Zeitungen liest oder für sie schreibt, ist nicht schlecht verwandt. Sie ist eine von denen, in welchen wir uns in das Objective tauchen und der privaten Beengtheit entrückt mit dem ganzen Menschengeschlecht der Gegenwart in magnetische Berührung, in die vertrauteste Gemeinschaft treten. Man könnte sich, wollte man ein Uebriges thun, zu dieser Stunde schmücken, wie der Spartaner vor der Schlacht oder die Hände waschen, wie der Muhamedaner zum Gebet." (Rauwerk über die Theilnahme am Staat p. 18 und 19).

Welch tragisches Loos, Ausdruck der öffentlichen Meinung sein zu müssen! Fortwährend die Gegenstände hin und her drehen, von vorne und von hinten zeigen zu müssen, wie es grade die Laune der öffentlichen Meinung verlangt! Heute wird den Grimms ein Fackelzug gebracht, vox populi erkennt sie an, der Zeitungscorrespondent weiß nur Rühmliches von ihnen zu berichten. Morgen erlassen sie eine Erklärung, vox dei wendet sich von ihnen, der Zeitungscorrespondent muß seinem Orakel nachplappern: die Grimms sind mit Einem Male ganz andere Personen geworden — zwischen dem gestern und dem heute liegt eine unausfüllbare Kluft. — Heute liest man ein Gutachten der philosophischen Facultät, welches für den Begutachteten scheinbar günstig lautet: die öffentliche Meinung und ihr Ausdruck, der Zeitungscorrespondent, greifen nur diesen Schein auf und heben die Facultät in den Himmel: wenn nun morgen, durch eine Erklärung gegen den Begutachteten der Schein abfällt und das wahre Wesen hervortritt, so eifert der Zeitungscorrespondent mit derselben Harmlosigkeit, mit der er gestern pries — Tadel und Lob, Ruhm und Schimpf stellt er ganz unbefangen neben einander. Die immer fertige öffentliche Meinung hat natürlich nie Zeit, nachzudenken: sie begnügt sich mit den „Schlagwörtern der Zeit," hört auf den „Pulsschlag der Zeit," und ein halbes Hinhören, ein leises Fühlen mit der Hand reicht hin, um ihr Urtheil fertig zu haben.

Ja — tragisches Loos, im Dienste dieser öffentlichen Meinung zu stehen! Der nachfolgende Aufsatz ist dazu bestimmt, ein solches Martyrium an den Berliner Cor-

Digitized by Google

reſpondenzen der Mannheimer Abendzeitung zu analyſiren. Er hat nicht die Tendenz, eine einzelne Perſönlichkeit anzugreifen: er will in den Zeitungsproductionen nur die Gedankenloſigkeit der öffentlichen Meinung und das traurige Schickſal desjenigen darſtellen, den ſeine eigene Schwäche, ſein eigener Antheil an der öffentlichen Meinung dazu treibt, ſich ihr zu opfern, indem er ſich zu ihrem Ausdruck macht.

Seine Göttin umnebelt ſeine Sinne dergeſtalt, daß er, in ewig verzückter Stimmung, nicht daran denken kann, ſich über den inneren Zuſammenhalt ſeiner Dithyramben Rechenſchaft abzulegen. „Der Tod des Pfarrers Weidig" iſt erſchienen: der Correſpondent hat ebenſowenig wie die öffentliche Meinung den Beruf, gründlich auf das Buch einzugehen, er und ſeine öffentliche Meinung finden ſich mit ein Paar Ausrufungen ab: „das Buch „„der Tod des Pfarrers Dr. Weidig"" „macht auch hier den tiefſten Eindruck." (M. A. 1843. Nr. 279.) Eindruck machen, Anklang finden, „freudiges Aufſehen erregen" (M. A. 1844. Nr. 49.) das ſind natürlich die Kategorieen, nach denen der Correſpondent, bei ſeinem ſteten Hinblick auf die leſende Maſſe, ein Buch abſchätzt. „Es (jenes Buch) muß und wird einen mächtigen Grundſtein zu dem Gebäude eines neuen Gerichtsweſens in Deutſchland bilden." Dieſer „mächtige Grundſtein" verwandelt ſich im nächſten Satze in eine Flammenſchrift: „In Flammenzügen wird da die Nothwendigkeit der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit dargethan; ſie (dieſe Flammenzüge!) müſſen ſelbſt durch das dickſte Fell kommen." (M. A. 1843. Nr. 279.) Die ſich hier ausſprechende öffentliche Meinung, die, wie wir ſehen, nicht denken kann, will das Buch nur zu ihren Gunſten ausbeuten, trotz ihrer Gedankenloſigkeit maßt ſie ſich einen Willen an, „im Tod des Pfarrers Weidig" ſucht ſie für dieſen Willen einen Vortheil. Eins ihrer Schlagwörter iſt die Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens, Einführung der Geſchwornengerichte: ſie ſtudirt nicht, ſie frägt weder nach den Reſultaten der Geſchworengerichte in England und Frankreich, noch viel weniger ſucht ſie über das Weſen des Gerichts klar zu werden: an dem abſtracten Worte Oeffentlichkeit begeiſtert ſie ſich; gerichtet will ſie immerhin ſein, aber „unſere Geſetze, und unſere Richter müſſen aus uns ſelbſt, aus unſerem eigenen Willen hervorgehen" (a. a. O.), durch dieſe Reflexion, durch dieſe praktiſche Nutzanwendung iſt ſie mit dem „Tod des Pfarrers Weidig" fertig geworden. Zu guter letzt fallen ihr noch Freiheit „überhaupt" und Geſchworenengericht in eins zuſammen: „deshalb iſt das Geſchworenengericht für eine Staatsgeſellſchaft eben ſo nothwendig, wie die Freiheit überhaupt." (a. a. O.) Und der Correſpondent ſchickt ſeinen Brief mit dem erhebenden Bewußtſein ab, das Wort Freiheit um jeden Preis in demſelben angebracht zu haben.

Dieſe öffentliche Meinung, die ſich eben nur auf Eine Weiſe ausdrücken kann und auf's Maul geſchlagen iſt, ſo wie ſie ihre Schlagwörter nicht brauchen darf, fühlt ſich natürlich fortwährend durch die Cenſur genirt: ewig ſteht der Cenſor hinter ihr und ſieht ihr auf die Finger; unfähig, einen ſchußfeſten Gedanken zu produciren, iſt ſie aufgebracht gegen denjenigen, der dem rauſchenden Quell ihrer Redensarten das Fließen verbieten will. „Es durchzuckt ſie wie Fieberſchauer" (1844. No. 86), wenn ſie an die Wirkungen der Cenſur denkt; nur die Cenſur iſt Schuld, daß das Volk nichts lernt: „Rauwerk täuſcht ſich, wenn er glaubt, ſeine Anſichten trotz der Cenſur unter das Volk bringen zu können." (M. A. 1844. No. 76). „Die Halbheit, in der ſich unſere Preſſe bewegen muß, läßt uns zu keiner wahrhaft energiſchen Darſtellung kommen."

Digitized by Google

(a. a. O.). Und doch „würde eine entschiedene Richtung sich bei uns Bahn brechen, weil sie den rechten Boden des kritischen Verstandes vorfindet" (a. a. O.); d. h. der Correspondent wagt doch nicht, der öffentlichen Meinung selber „Halbheit" und „Energielosigkeit" vorzuwerfen; nein, sie ist, trotz der Censur, im Grunde sehr „kritisch."

„Preßfreiheit!" Himmel, was könnten wir „radicalen" Correspondenten alles mit Preßfreiheit machen! Wir haben so viel Gedanken in petto! „Gebt der Sittlichkeit, der Freiheit Raum, laßt uns menschlich auf die Menschen wirken, laßt uns sie belehren, was die Gesellschaft, was der Staat für Forderungen an sie mache, welche Pflichten sie gegen dieselben zu üben haben, laßt uns eine Volkssittlichkeit schaffen" (M. A. 1843. No. 243). Die Preßfreiheit wird schlechterdings von der öffentlichen Meinung gefordert, sie wird alle Wunden heilen, alle Gegensätze ausgleichen; sie ist eine so werthe Göttin, daß man bei jeder Gelegenheit auf sie zurückkommen, aus allen Verhältnissen ihre Nothwendigkeit beweisen muß: „Können sich Rationalisten und Pietisten, Supernaturalisten und Hegelianer mit einander vertragen und zu gleicher Wirksamkeit verbinden, können die feindlichen Lager sich vereinigen, so lange ihr Princip sie von einander scheidet und sie sich selbst noch nicht einmal die Freiheit ihres Princips erkämpft haben? Es giebt nur Eine Bedingung, unter welcher dies möglich ist, die Preßfreiheit! Entschließe man sich zu diesem Schritt und die verschiedenen Partheien werden sich, nachdem sie sich über ihre verschiedenen Rechte vereinigt haben, auch dazu verstehen, gemeinsam wirken zu wollen." (1844. Nr. 74).

Die öffentliche Meinung, als deren Redner der Correspondent der M. A. auftritt, sieht besonders in der Berliner Censur die Unterdrückerin aller „Energie;" sehen wir zu, welchen Charakter die „gründliche," „ganze," „energievolle" Kritik ist, die unser Correspondent seinem badischen Blatte liefert.

„Marheineke's Buch über die Reform der Kirche durch den Staat befriedigt zwar die davon gehegten Erwartungen nicht, doch stoßen wir auch hier zuweilen auf Ausdrücke, welche an Energie kaum etwas zu wünschen übrig lassen," (M. A. 1844. No. 64). Einzelne Ausdrücke also, in denen, wie wir aus eigner Anschauung des Buches sagen können, höchstens der Schein der Energie liegt, und die Erwartungen des Publicums, das sind die Maaße, nach denen unser correspondirender Kritiker messen muß.

„Die Zusammenstellung mehrerer Sätze aus Rauwerks Aufsätzen und kleinen Schriften, welche Schlagwörter unserer Zeit enthalten und in denen, wie das Gutachten sagt, sich nur ganz allgemein anerkannte Wahrheiten aussprechen, macht eine ellatante Wirkung. Doch stoßen wir auch auf eine (?) Stelle, welche Pedanterie verräth." (M. A. 1844. Nr. 82). Diese eine Stelle ausgenommen läßt nach der Behauptung des Correspondenten das ganze Gutachten der philosophischen Facultät auf den guten Geist derselben schließen; sie würde Rauwerk wohl „in seinem Rechte geschützt haben" (a. a. O.). Armer Correspondent, wie mußt du dich bald darauf selber widerlegen! Warum siehst du aber auch das Gutachten nicht gleich genauer an!

„Hinrichs politische Vorlesungen sprechen in populärer Form die Gedanken der neuern Philosophie über unsre Zeitgeschichte aus, sie verarbeiten und nehmen in sich auf die neuesten Resultate der Geschichtsforschung und geben deshalb eine ansprechende und belehrende Darstellung der Entwickelung unserer Zeit und ihrer Aufgaben."

Digitized by Google

(M. A. 1843. No. 270). (Was die Verarbeitung der Resultate der Geschichtsforschung angeht, vergleiche man Heft I., und was die Gedanken angeht, Heft V. dieser Literaturzeitung). „Das Buch ist übrigens in Halle gedruckt." Der Druckort ist, wie man sieht, für diesen Correspondenten ein bedeutendes Kriterium.

„Auch der Berliner Correspondent der Hamburger neuen Zeitung gehört zu den achtungswerthesten und gesinnungsvollsten unserer hiesigen Politiker, es ist nur zu bedauern, daß er sich in jüngster Zeit die Manier angewöhnt hat, seine Ansichten so diplomatisch zu verklausuliren und dadurch in so viele Perioden einzuschachteln, daß man nun keinen rechten Genuß mehr von seinen Briefen hat. Früher schrieb derselbe saillant, sarkastisch, und häufig auch mit nicht unglücklichen Witzpointen; die Censur hat diese, wie es scheint, gebrochen." (M. A. 1843. Nr. 251).

Ha! diese Censur! sie „läßt über einen gewissen Punkt hinaus keine Entwickelung zu" (M. A. 1844. Nr. 36). Für unseren Correspondenten ist es die Censur, welche die Entwickelung eines Schriftstellers aus ihm hinaus verlegt und „ihn seine besten Kräfte im Kampfe mit ihr verschwenden läßt." „Auch in den Kritiken von Edgar Bauer zeigt sich der Zwang, welchen ihm die Censur auferlegt, sehr deutlich" (a. a. O.); der Correspondent sollte lieber seinem Schöpfer danken, daß es Censur giebt: hat er an ihr doch ein kritisches Maaß gewonnen, überhebt sie ihn doch der Mühe, einen Aufsatz zu studiren, weil sie ihn mit der firen Idee beschenkt hat, daß unter ihr doch nichts Rechtes zu Stande komme. „Edgar Bauer hat Recht in dem, was er gegen Ruge sagt, daß dieser sich nämlich selbst auf den Standpunkt des Bestehenden gestellt habe und daher mit Recht unterlegen sei." Aber, bemerkt der Correspondent hiergegen, man hätte Ruges Standpunkt „schärfer ins Auge fassen und seine Petition als einen Versuch ansehen sollen, sich mit dem Bestehenden über die Forderungen freier Wissenschaft zu verständigen" (a. a. O.) Man muß gestehn, der Correspondent hat mit der letzteren Redensart den Begriff des „Sich auf den Standpunkt des Bestehenden Stellens" scharf in's Auge gefaßt. Doch er findet noch ein neues Kriterium, woraus er schließt, daß Edgar Bauer nur „obenhin" mit Ruge verfahren ist: „Er hat sich selbst in den Deutschen Jahrbüchern vor noch nicht zwei Jahren die Sporen verdient und sein Ritterthum ist schwerlich schon so weit gediehen, um Ruge in den Sand zu setzen." (a. a. O.)

Uebrigens muß man es dem Correspondenten lassen, daß er die Standpunkte seiner Gegner „scharf in's Auge zu fassen" versteht: wenn er z. B. die Kategorie der „Lächerlichkeit" als Waffe schwingt und mit ihr alle Gegnerschaft darniedergeschlagen zu haben glaubt. „Dahin gehört die Eisenbahn, die zwei überaus lächerliche Artikel gegen die Jahrbücher geschleudert hat und die Grenzboten, die in ihrem neuesten Heft eine eben so lächerliche Correspondenz aus Paris gegen Ruge bringen. Solchen knabenhaften Patriotismus kann man nur mit Verachtung strafen." (M. A. 1844. Nr. 97.) Diesen Patriotismus lächerlich zu machen, wozu Auffassungsgabe und Studium gehört, ist freilich unbequemer, als ihn nur lächerlich nennen.

Hat nun unser Correspondent jenen „freien Geist," den er so unabläßig in seinen Briefen verlangt? Das Resultat vorliegenden Aufsatzes wird die Antwort auf diese Frage sein; hier sei nur so viel gesagt, daß der Correspondent auf die „Philosophie"

Digitized by Google

und den freien Geist ungemein vertraut und pocht. „Im Kampf mit der Philosophie ist die Staatsgewalt bisher noch immer unterlegen und muß unterliegen, weil der freie Geist stärker ist als der gebundene und unfreie Geist. Wie will man jetzt, da die philosophische Bildung Allgemeingut der Nation geworden, da der Geist sich in tausend Formen zu kleiden vermag, um zu wirken, denselben hemmen!" (M. A. 1844. Nr. 22.) In wie viele von den „tausend Formen" „kleidet" sich denn „der Geist" unseres Correspondenten? Und welches ist denn die philosophische Bildung, welche Allgemeingut der Nation geworden? Ist es die, in welcher und zu welcher unser Correspondent spricht?

Für diese neuere Philosophie nun, deren Hauptprincip nach der Meinung des Correspondenten das ist, von vorn herein über alles hinaus zu sein, „frei" zu sein und jede Sache ohne Einwirkung und Kampf von außen sich „naturgemäß entwickeln zu lassen," ist unser Correspondent so eingenommen, daß er verlangt, die Heiden mit der christlich europäischen Bildung zu verschonen „und sie ihrer eigenen Entwickelung zu überlassen." (M. A. 1844. Nr. 81.)

Denn jene eigene „menschliche" Entwickelung, die vor der Durchdringung und kritischen Ueberwindung des Gegensatzes zurückschreckt, ist die „Freiheit."

Die Freiheit, die sich in der gesellschaftlichen Stellung des Menschen verwirklichen soll, ist nicht etwa die abstract republicanische; vielmehr „ist der Standpunkt des abstracten Republicanismus ein in sich schwankender und inconsequenter;" man muß „sich hierüber erheben und die Idee der rein menschlichen Freiheit, welche sich nicht mehr an die Vergangenheit hält, sondern einzig und allein der Zukunft in's Auge schaut und den Kampf um die Freiheit als das allein Wahre und Berechtigte anerkennt, erfassen, man muß sich in diese Kämpfe der Gegenwart unmittelbar versenken." (M. A. 1844. Nr. 1.)

Der Lehre von dieser Freiheit, welche die Wissenschaft herauszuarbeiten hat, darf sich der Staat nicht entgegenstellen. „Wir glauben behaupten zu dürfen, daß auf einer Universität alle Meinungen und Ansichten entwickelt werden müssen und daß der Staat die Bekämpfung derselben lediglich der Wissenschaft zu überlassen habe. Wie eine auf haltbaren geistigen und materiellen Grundpfeilern ruhende Regierung sich über alle Partheien erheben sollte, so darf sie auch in der Wissenschaft keine Lehre als die allein richtige erklären." (1844. Nr. 58.) Der Correspondent hat also seit zwei Jahren nicht einmal so viel gelernt, das Verhältniß des Staates zur Wissenschaft sich klar zu machen: er treibt sich immer noch in den abstracten Forderungen der Rheinischen Zeitung herum.

Herr Nauwerk hat nach seiner Meinung „den Muth gehabt, den Organismus des Staatslebens in den Bereich der academischen Lehre zu ziehen." (1843. Nr. 304.) Weshalb verdenkt es ihm aber der Correspondent, daß Herr Nauwerk freiwillig dem Lehrstuhle entsagt? Nicht weil er dadurch die Gelegenheit aus den Händen gegeben, seine Ansichten öffentlich auszusprechen, sondern „weil man ihn nun als bloßen Literaten behandeln, ihm leicht etwas anhaben und ihn bei Gelegenheit, da er kein geborner Preuße ist, aus Berlin verweisen kann." (1844. Nr. 58.)

Obwohl es Herrn Nauwerk „an Leidenschaft fehlt, um den Kampf der jetzigen Ideenwelt in seiner wahren Energie darzustellen, obgleich seine Wirksamkeit mit der viel feurigern des verstorbenen Gans nicht zu vergleichen ist," so „strömen ihm doch die Studenten zu," denn „er giebt ihnen, was die Jugend jetzt dringend verlangt, politisches Wis-

Digitized by Google

ſen." (1843 Nr. 304.) Ueberhaupt ſind es die Studenten, in denen der „Pulsſchlag der Zeit" ein feines Gefühl, die „jetzige Ideenwelt" einen empfänglichen Boden vorfindet. Zwar knüpft die Bewegung der Studenten nur an kleine Intriguen, an Relegationen, Conſile, Verweiſe, die ſie vom Rektor erhalten, an, aber „das ſind ſo die kleinen Intriguen, welche das Leben in unſerer Hauptſtadt ungemein intereſſant machen, weil ſie den Faden der Geſchichte ſo deutlich und ſichtbar fortſpinnen und Jeder, der ſich um die geiſtigen Intereſſen unſerer Zeit bekümmert, dabei irgend wie betheiligt iſt." (1843 Nr. 281.)

Die Studenten „ſtreben nach einem gemeinſamen Mittelpunkt," Dr. Rutenberg hält an ſie „eine ergreifende aus ſeinem tiefſten Innern ſprudelnde Rede" (1843 Nr. 268.): „die Bewegung unter ihnen nimmt einen immer beſtimmteren und bedeutenderen Charakter an, Student Maaſſen hält eine begeiſternde Rede über die Idee einer Studentenreform, der Student, ſagt er, muß das Schwert des Geiſtes handzuhaben wiſſen, es iſt ſeine Aufgabe, die Wiſſenſchaft in ihrer wahrſten und freieſten Form in ſich aufzunehmen. Dieſe Rede erregt einen Sturm der Begeiſtrung, alle Herzen fliegen dem kühnen Jünglinge zu, welcher dem Geiſt der Zeit Worte geliehen. Die Bewegung der Geiſter kann hier nicht gehemmt werden; der Student muß in die Allgemeinheit aufgehen." (1843 Nr. 286.) „Die Studenten entwickeln geiſtige Rührigkeit, Tact und geſundes Urtheil, ſie halten entſchieden am Banner der Oeffentlichkeit, mit Vermeidung aller Ungeſetzlichkeit benutzen ſie die vorhandenen Formen und Bahnen" (Nr. 287). „Die academiſchen, ſowie die übrigen Staatsbürger, huldigen immer eifriger der Ueberzeugung, daß die vollſte Oeffentlichkeit die mächtigſte Bundesgenoſſin aller tüchtigen Beſtrebungen iſt." (ebend.) „Die Studentenangelegenheiten nehmen ungewöhnliche Aufmerkſamkeit in Anſpruch, denn die Studenten haben Reformideen angeregt" (1843, Nr. 291.) —: das ſind die wichtigen Fortſchrittsereigniſſe, an denen der Correſpondent „den Faden der Geſchichte ſich deutlich fortſpinnen" ſieht.

Bald hat er auch von der eingetretenen Reaction zu berichten: „zwei Studirende, deren Einen ich kürzlich ſo rühmend erwähnte, ſind conſilirt worden. Die Studenten verſammeln ſich in einer Kneipe und kaum haben ſie hier eine Stunde ganz ruhig geſeſſen und Bier getrunken, da wird ihnen befohlen, den Saal zu räumen. Einige Privatleute werden verhaftet. Dieſer Vorfall machte natürlich das größte Aufſehen, er wurde mit Blitzesſchnelle in der ganzen Stadt bekannt, bildet noch jetzt das allgemeine Stadtgeſpräch" (1843 Nr. 297).

Die „Reformbewegung" der Studenten wird in den Berliner Zeitungen verdächtigt; das „können ſich die Studenten unmöglich gefallen laſſen," ſie verfaſſen eine Erwiederung, welche unſer Correſpondent in Nro. 300 (Jahrgang 1843) mittheilt. Dieſe Erwiederung dreht ſich in dem Kategorieenkreiſe der A. P. Z. herum, ſie ſpricht von „böswilliger Entſtellung," von zu „lächerlichen und kindiſchen" Verdächtigungen, als daß ſie einer weitern Beſprechung verdienten und glaubt mit dem Stichwort des freien Mannes: „das iſt eine bornirte Auffaſſung" andere Verdächtigungen widerlegt zu haben. Unſerem Correſpondenten genügt natürlich dieſe Erklärung; er thut noch ein Uebriges und giebt ſich in demſelben Briefe die Mühe, der „Albernheit" zweier Zeitungscorreſpondenten zu gedenken, ſonſt aber über die Behauptung eines Correſpondenten der Düſ-

Digitized by Google

seldorfer Zeitung, „welcher in jener ernsten Bewegung nichts als Knabenspiele zu sehen vermag," „kein Wort weiter zu verlieren."

„Man ist hier auf den schließlichen Ausgang der Studentenbewegungen gespannt"; (1843 Nr. 301) „daß die Studenten aus Instinct, Gefühl und Nachdenken das System der Freiheit mehr lieben, als das entgegengesetzte, wer mag sich wohl darüber wundern?" (a. a. O.) Mit dieser letzteren Phrase hat der Correspondent die „Bewegung" der Studenten erklärt, er giebt sich nicht weiter die Mühe, daran zu denken, daß auch das eine Art Bewegung ist, wenn in einem faulen Wasser, in den ein Stein geworfen wird, sich Gase bilden, stolz nach oben steigen, oben aber als Blasen zerplatzen.

„Die Studenten beginnen, ihren Vorrechten zu entsagen, beantragen die Aufhebung ihrer academischen Gerichtsbarkeit und erringen sich durch ihre geistige Regsamkeit den Zusammenhang mit der freien Wissenschaft. Laßt, sagen sie, die Jungbegelianer, in deren Geiste jetzt der Fortschritt der Zeit sich Bahn bricht, auf die Universitäten. Denn diese wollen nicht mehr Professoren, Gelehrte, sondern Menschen sein (was sollen sie also auf den Universitäten) welche die Vernunft in sich ohne Rücksicht auf Personen und Zustände arbeiten lassen, und solche wollen wir auch werden." (1844. Nr. 33.) In Bezug auf die Broschüre „an die deutschen Studenten von Gustav Wachenhusen" bemerkt unser Correspondent ganz treffend, in ihr bezeuge es sich, von welchem Bewußtsein die Studirenden der Gegenwart durchdrungen sind; er weiß freilich nicht, inwiefern er mit diesem Ausspruche Recht hat.

Den Gebrüdern Grimm wird ein glänzender Fackelzug gebracht: Wilhelm Grimm hält eine „gefühlvolle, höchst bewegte Rede," von der „man so viel verstehen konnte, daß Grimm auch von der rechten Weise, die Gegenwart zu erfassen, und von der academischen Freiheit sprach." (1844. Nr. 54.) Auf diese Weise berichtet der Correspondent von einem Ereigniß, welches natürlich schön ist, denn die Studenten sind dabei betheiligt, bei dem wir aber zweifelhaft sind, was mehr zu verwerfen sei, die abstracte Demonstrationssucht der Studenten, welche den ersten besten Namen mißbrauchen, der in dem Ruf von irgend einer Art Liberalismus steht, oder die Gutmüthigkeit derer, welche diese „unfreie" Heuchelei nicht durchschauen und sich wirklich mißbrauchen lassen.

In Folge eines bei jenem Fackelzuge sich ereignenden Zwischenfalles, wird Hoffmann von Fallersleben, der „überall in Deutschland so tief geliebte Mann" (1844 Nr. 55) aus Berlin gewiesen; die Grimms lassen eine Erklärung drucken, welche wirklich nothwendig war, um jenen Heuchelenthusiasmus der Studenten zu widerlegen. Da schlägt dieser Enthusiasmus plötzlich in „Erbitterung" um: „die Erbitterung gegen die Grimm spricht sich bei allen Freisinnigen unverholen aus. Die Studirenden waren drauf und dran, eine Deputation zu ihnen zu schicken, um den Fackelzug zu revociren" (1844 Nr. 69). Natürlich, die Grimms sind trotz des Fackelzuges geblieben, was sie waren, die Studenten haben nicht mit ihnen spielen können: ihr Fackelzug ist widerlegt und sie müssen ihn „revociren." „Wir können die Grimms von nun an nur noch um ihrer grammatischen und antiquarischen Studien willen hochachten" (1844. Nr. 62).

Die Studenten sprechen über Socialismus und Communismus (1844 No. 21.) Auch unser Correspondent hat „den Anforderungen der Zeit" nachgegeben; er hat seit 1842 und von der Politik der Rh. Z. doch einen Fortschritt gemacht und er hat auf

Digitized by Google

echt ſtudentiſche Weiſe einige Stichworte der „freien Philoſophie" in ſich aufgenommen. Er kämpft gegen die „Nationalität" und für die „Idee der Menſchheit."

„Die wahre deutſche Nationalität beſteht darin, ſich aller nationalen Bornirtheit zu entſchlagen und dem Geiſt jedes Volkes Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, um die Idee der Menſchheit zu erfaſſen. Krieg jeder abgeſchloſſenen Nationalität, Krieg der Nationalität als ſolcher" (1844. No. 25.) Die Nationalen „ſind mir ehrenwerthe, aber von einem beſchränkten moraliſchen und nationalen Princip ausgehende Männer." Die „Bekenner einer freiern Richtung" müſſen ihnen entgegentreten. „Die Nationalitäten ſind zu überwindende Schranken der Freiheit." Dieſer „Gedanke, alle Nationalität zu vernichten und die Idee der Menſchheit zu erfaſſen, lag ſchon dem Kosmopolitismus des vorigen Jahrhunderts und ſogar ſchon dem des Alterthums zu Grunde und hat ſich jetzt mit erneuter Kraft aus der univerſalen Bildung und der von jeder Rückſicht freien Philoſophie unſerer Zeit wiedererzeugt." Die Ruſſen, Polen, Italiener ꝛc. „mit ihrem ſpeciellen nationalen Wahnſinn, werden niemals dazu kommen, einen Bruderbund mit einander zu ſchließen." Der nationale Krieg „erzeugt einen ebenſo wahnſinnigen Fanatismus, wie die Religion. . . . . Soll daher Vernunft in die Geſchichte kommen, ſo muß jede Nation ihre Freiheit von der Idee der Menſchheit aus zu geſtalten ſuchen. . . . .Bei den Franzoſen bildet ſich jetzt eine neue Weltanſchauung, welche von der Idee der Menſchheit ausgehend die Mängel des Volkes und der Volksherrſchaft einer ſcharfen Kritik unterwirft." (1844 No. 47.) Der „Vorwurf der Beſchränktheit und Geiſtesrohheit gegen die Nationalen iſt gerechtfertigt. . . . Die conſtitutionelle Staatsform und die daraus hervorgehende Repräſentation kann niemals dem Geiſte des Fortſchrittes genügen. . . . Wir ſtellen die Idee der Menſchheit dem abgeſchloſſenen Volksthum gegenüber. . . So lange ein Volk das andere noch zu unterdrücken trachtet, hat es ſelbſt den Begriff der freien Menſchheit noch nicht in ſich aufgenommen. . . Die europäiſche Menſchheit hat die Thorheit der nationalen Bekriegung längſt erkannt." Nur „einen allgemeinen Geiſt, eine allgemeine Freiheit muß ein Volk anerkennen." (1844. No. 80.)

Glaubt der Correſpondent mit dieſen hingeſchleuderten Worten: „Bornirtheit, Beſchränktheit, Schranken, zu überwindende Schranken, Idee der Menſchheit, Abſchließung, frei, freier, Freiheit, Wahnſinn, wahnſinniger Fanatismus, dem Geiſte des Fortſchritts genügen, Thorheit, Allgemeinheit, allgemein," eine Kritik der Nationalität gegeben zu haben? Nein, mit ſolchen Redensarten, von denen man abhängig iſt, die man als gedankenerſparende Götter verehrt, beweiſt man nur die eigene Denkſchwäche und Kritikloſigkeit, die „Freiheit," welche vermittelſt einer ſtolz hingeblaſenen Redensart von vorn herein über Alles hinaus iſt.

Unſer Correſpondent behauptet, „über die Organiſation der Arbeit Gedanken zu haben und auszuſprechen" (1844 No. 80.). Aber alle ſeine Gedanken beſchränken ſich auf ein Schimpfen über „Trägheit, Unwiſſenheit und Selbſtſucht" (1843 No. 302); „in den höhern Ständen herrſche keineswegs diejenige Geſinnung, welche zur Verbeſſerung des Loſes der arbeitenden und den ſtärkſten Druck tragenden Klaſſen und zur Herbeiführung eines menſchlichen Daſeins auch in den untern Schichten der Geſellſchaft erfor-

Digitized by Google

dert wird." (1844 No. 49.) Ja, unser Correspondent fordert endlich Preßfreiheit und Oeffentlichkeit der Stadtverordneten-Versammlungen, bevor er seine Gedanken über Organisation der Arbeit expliciren könne (No. 43.). Nun, wir werden bis dahin warten!

Unser Correspondent fahre in seiner Wirksamkeit fort; er weiß ja, daß die Zeitungen „Organe des freien Geistes der Zeit" sind (1844 No. 80), und daß die „Radicalen" nicht „die Kritiklosigkeit der liberalen Zeitungen" (1843. No. 250) theilen. Er fahre fort, Märtyrer der öffentlichen Meinung zu sein, und wie diese ganz unbefangen die „freie Wissenschaft" und Anforderungen an die Universitäten, die Aufhebung der Nationalität und Anforderungen an den Staat nebeneinander zu stellen. Er erinnere sich aber auch, daß er, „Trägheit, Unwissenheit und Selbstsucht" im Charakter seiner Zeit findend, wohl auch seinen Theil an diesem Charakter haben wird, er erinnere sich, daß es von Trägheit, Unwissenheit und Selbstsucht zeugt, die „Fragen der Zeit" mit Redensarten abzumachen.

VIII.

Correspondenz.

Aus Bern.

Sie schreiben mir, Sie hätten meinen Glückwunsch am Schluß meines letzten Briefes wirklich übel genommen, zumal da es Ihnen geschienen habe, als ob er aus dem Grund des Herzens und zwar eines beklommenen Herzens aufgestiegen sei. Die Tendenzen, welche ich Ihnen als in der Schweiz immer weiter um sich greifend geschildert, seien, weit entfernt, unheilvoll zu sein, nur glückliche zu nennen, wenn man einmal vom „Glück" sprechen wolle: sie seien nur eine Bestätigung Ihres schon oft ausgesprochenen Gedankens, daß die Staatsmacht immer mehr, die Kirche und die Religion als ihre Basis anerkennend, auf die Tendenzen der Kirche eingehen, sie fördern und sich ihnen übergeben werde. Diese Tendenzen würden sich noch viel consequenter ausbilden und die politische Freiheit immer mehr bei dem Beweise anlangen, daß sie vor Allem den Gehorsam, das Vertrauen, das Genügen des freien Bürgers fordere: mit anderen Worten, die politische Freiheit werde sich bald genug nur noch mit Preßprocessen zu Gunsten der religiösen und politischen Institutionen beschäftigen, um den freien Mann darauf hinzuweisen, daß er keinen Gedanken, der nicht in den Kreis jener Institutionen eingeschlossen ist, zu denken oder auszusprechen habe.

Nun gut, da Sie so gutes Muthes sind, so will ich mich fortan aller Glückwünschungen enthalten und Ihnen einfach noch einige Thatsachen mittheilen, aus denen Sie den Geist, welcher in der freien Schweiz, dem Machwerk von 1830, jetzt weht, erkennen können.

Hören Sie den weiteren Verlauf der Preßprocesse, von denen ich Ihnen in meinem vorigen Schreiben berichtet, und von einigen anderen. Am 30 März sind vier Preßprocesse Jenni's zusammen vor dem Obergericht abgeurtheilt worden. Diese vier Processe sind folgende 1) wegen des Liedes gegen den Papst, wovon sie schon wissen 2) wegen einer bei ihm erschienenen Broschüre: „der Krieg zwischen Frankreich und der Schweiz im Jahre 1830, veranlaßt durch eine Schürze," 3) wegen folgender drei Stellen,

Digitized by Google

welche er in den von ihm redigirten Guckkasten aufgenommen hatte 4) War Jenni ich weiß nicht zum wie vielten Male wegen der seinem Guckkasten vorgedruckten Vignette belangt worden. Ad. 1, wurde er zu fünf Wochen Verweisung und in die Kosten verurtheilt, Ad. 2, freigesprochen, Ad. 3, zu dreißig Wochen Verweisung verurtheilt, Ad. 4, freigesprochen. Der Proceß wegen Bullenfälschung, in welchem das Urtheil erster Instanz auf zwei Jahre Landesverweisung lautete, schwebt noch.

Folgendes ist ein ergötzliches Factum, aus dem man sieht, wie leicht man hier zu einem Preßproceß kommen, aus welchen Gründen man aber davon kommen kann. Jenni hatte in No. 13 seines Guckkastens eine Carricatur mitgetheilt, auf welcher er dargestellt ist, wie er vor sechzehn Eseln, die um einen Tisch sitzen, kniend Abbitte thut. Der Berner Regierungsrath, die höchste Executivbehörde der Republik, die aus siebzehn Mitgliedern, mit Inbegriff des Schultheißen besteht, nahm aus Gründen, mit denen sich jene Behörde gerade keine Schmeichelei machte, an jener Carrikatur Anstoß, in feierlicher Sitzung werden die Esel auf dem Bilde gezählt und ein fehlender Esel rettete Jenni vor einem neuen Preßprocesse.

Einen früheren Preßproceß desselben Buchhändlers will ich hier nachholen. Am 2. Februar ist Jenni vom hiesigen Amtsgericht wegen einer Stelle im Guckkasten, zu sechzigtägiger Gefangenschaft, 50 Fr. Buße und in die Kosten verurtheilt.

Also kein Glückwunsch.

Zerrleder.

IX.

Miscellen.

I.

Herr Leo sagt bei Gelegenheit einer Anzeige von „dies Buch gehört dem König" in der evangelischen Kirchenzeitung Nr. 36. unter Anderm Folgendes: „Weitling und „dies Buch gehört dem König" sind Symptome einer und derselben Krankheit, des Zuchtlosigkeitsfiebers, woran unsere Zeit theilweis krankt — in Zürich scheint indeß die Zucht noch auf etwas festeren Füßen zu stehen.

Das bloße Daseyn dieses Buches bezeugt, daß ein gewisser Theil unserer gebildeten Zeitgenossen allen festen sittlichen Boden verloren hat, vagat per eremum; was man sonst unbesinnlich am Griffe hat, wird hier in Frage gestellt, alles, was sonst zusammenhielt, erscheint zerrissen. Siegt dies, so haben wir auf Teutsches Leben und Daseyn zu verzichten; die Nation geht in Fäulniß über und endet elend, jämmerlichst wie das alte Griechenland, in inneren geistig machtlosen Zuckungen, bis sich ein nervenstärkerer, frischerer Nachbar des sittlich gebrochenen Haufens annimmt, die Rolle Roms zu Griechenland übernimmt, und der bübischen Rotte, zu der bis dahin die Nation geworden seyn wird, mit Gewalt eine Art Raison wenigstens wieder beibringt. Soll es dahin kommen? Ist auch nur einige Aussicht der Wahrscheinlichkeit dazu da? — Wir denken nicht. Wie Rom sein mächtiges, sittlich festes (eben weil beschränktes) Volksbewußtseyn gehabt hat, und von ihm gehalten und gehoben worden ist, bis es allen seinen inneren Reichthum entfaltet und dargelegt hatte, und dann in den barbarischen Reichen auf seinem Boden weniger bewältigende Feinde, als (mit Ausnahme zweier) Adoptiverben seiner Bildung und Kraft, in dem einen, dem Fränkischen, sogar einen regenerirenden Adoptiverben gefunden hat — so ist auch noch Aussicht vorhanden, daß sich das sittliche Erbtheil aus dem regenerirten heiligen Römischen Reiche Deutscher Nation über die faselnden Bücher der Art, wie wir eben eines näher betrachteten, hinaus wird behaupten lassen; zumal in dem Hause des kräftigsten, rührigsten Kindes jenes Reichs und Hauses der Ehren, in Preußen, was nun seit zwei Jahrhunderten dasteht, mit immer steigender Bedeutung dasteht, als eine columna Germaniae. Aber dies auch dürfen wir uns nicht verhehlen, daß der Geist, der in solchen Büchern und in der Rotte ihrer Schreiber und Anhänger lebt, und hin wiederum der Geist, der Preußen groß gemacht, der es selbst zu einem mächtigen Hause der Ehren ausgebaut hat, einander nicht nur fremd, sondern innerlichst feindlich, glaubensfeindlich entgegenstehn. Preußen hat neben mächtigen — bei jedem Schritte seiner Ausdehnung neben immer mächtigeren Nachbarn sich behauptet; es ist nun bei einer Bevölkerung, die nicht einmal die Hälfte erreicht der Volkszahl des kleinsten der übrigen Europäischen Großmächte, doch sittlich-mächtig, politisch-mächtig in gleicher Linie mit den mächtigsten anderen allen. Das Fundament aber dieser Macht, das Fundament dieser columna Germaniae heißt und hieß seit zwei Jahrhunderten: Ordnung und Gehor-

Digitized by Google

ſam; feſte ſittliche Zucht, ſo weit ſie den Staat angeht; unbeſtrittener Glaube der Unterthanen an die öffentlichen Gewalten. Das ſind die Talismane, das ſind die Edelſteine der geiſtigen Krone Preußens — wehe! und dreimal wehe, wenn die Einſicht, daß ſie es ſind, wenn der Glaube an die eigenen ſittlichen Grundfeſten einmal wanken ſollte; wenn man (in der Meinung, bequem thun zu können, was die reicheren Nachbarn thun) libertiniſche, zuchtloſe Geſinnung, wenn man eine Rotte des rennenden Geiſtes in ſeinem Inneren einen breiteren Einfluß der Lüge und Anſteckung gewinnen ließe, als jetzt dies Völkchen hat."

II

Die Badiſche Abgeordnetenkammer hat ſich bei der Berathung über die von der Badiſchen Regierung vorgeſchlagene neue Strafproceßordnung auch beiläufig mit der Stellung der Frauen in der chriſtlichen Geſellſchaft beſchäftigt. Der Entwurf der Regierung ſchlug vor, bei den öffentlich zu haltenden Schlußſitzungen nur erwachſene und ehrbare Perſonen männlichen Geſchlechts zuzulaſſen; die Regierung erklärte hiermit, daß die Frauen ſich nicht um Recht, Geſetz und Gerechtigkeit zu kümmern hätten, daß ſie höchſtens halbe Bürgerinnen ſeien, unfähig, die Angelegenheiten der Geſellſchaft, die Stellung des Bürgers zum Geſetz aufzufaſſen. Richtig iſt dieſer Grundſatz, inſofern die Frauen ja auch weder einen Repräſentanten wählen, noch eine Repräſentantin in die Abgeordnetenkammer ſchicken dürfen. Falſch iſt er, weil dann für die Frauen conſequenterweiſe ein ganz anderes Geſetz gemacht werden müßte und die Praxis derjenigen Gerichte, von deren öffentlichen Sitzungen ſie ausgeſchloſſen ſein ſollen, gar keine Anwendung auf ſie finden dürfte. Die Regierungscommiſſäre, von der Oppoſition angegriffen, nahmen ſogar zu der Etymologie ihre Zuflucht; Staatsrath Jolly behauptete, ſchon in dem Worte Frauenzimmer liege, daß die Frau für das Haus geſchaffen ſei.

So viel iſt gewiß, daß ein Ehemann, ein Vater, ein Liebhaber oder ein Bräutigam — und nur in dieſen vier Beziehungen weiß ſich der Staatsbürger zu dem weiblichen Geſchlecht — unmöglich ſeine Frau, ſeine Tochter, ſeine Geliebte oder ſeine Braut emancipiren kann. Unglücklicher Ehemann, deſſen Frau den Reden eines Advocaten zuhörte, über Geſetzesreformen nachdächte und ſeinem hungrigen Magen bei Tiſche nichts weiter als eine Abhandlung über die Todesſtrafe vorzuſetzen wüßte. Troſtloſer Vater, deſſen Tochter ſich nicht mit der Klavierſtunde, mit Stickereien und ſeinen Verheirathungsplänen begnügen und in der Welt noch andere Lehren ſuchen wollte, als er ihr eingeprägt hat. Verzweifelter Liebhaber, deſſen Geliebte ſich um die Vertheidigungsrede eines Advocaten mehr, als um ſeine Liebesſchwüre bekümmert, ſich für das Schickſal eines Verbrechers mehr, als für die Verzweifelungen ſeines Herzens intereſſirt, und das Nachdenken über den Rechtszuſtand ihres Vaterlandes einem Kuſſe vorzieht. Bedauernswerther Bräutigam, deſſen Braut ſich mit ihrem Gedankenkreis über das Hochzeitkleid hinauswagt, und die noch andere Menſchen, noch andere menſchliche Intereſſen als ihn und die Verheirathung mit ihm kennen lernen will.

Und vor allem du, emanietes, unweibliches Geſchöpf, Mädchen, Jungfrau, Frau, die menſchlich mit Menſchen reden, vernünftig mit Vernünftigen denken, geſellſchaftlich in der Geſellſchaft von Männern leben will. Die Männer werden ſich nicht für dich intereſſiren, denn du biſt unfähig, einem Einzelnen unter ihnen die Palme für ſeine Bemühungen um dich und für ſeine Galanterien zu reichen. Deine Freundinnen werden dich ſchmähen, weil du nicht biſt wie ſie, weil du dich nicht an einem Tanze und an einem galanten Wort beſeeligſt, ſie werden dich als unſittlich ausrufen, weil du vernünftige Männer gern vernünftig ſprechen hörſt, dein Vater wird dich einſperren und ſich deinetwegen die Haare ausraufen, Zwiſchenträger werden jeden deiner Blicke, den du einem Manne, weil ſein Wort dir gefiel, zuwirfſt, aufgreifen und als buhleriſch verdächtigen, ſie werden deinen Aeltern ins Haus laufen und ſie ermahnen, deinem verworfenen Lebenswandel ein Ende zu machen. Du wirſt noch gebundener ſein, als früher, unglückliche Unſittliche, als du noch ſittſam, ein Mädchen mit Mädchen vom Putze ſprachſt und von deinen Anbetern träumteſt. Geh, geh nach Hauſe zurück, warte, bis der kommt, der dich heirathen und dich vor der Gefahr ſchützen wird, allein unter Menſchen zu gehen.

Mußt du doch ſorgſam vor den ernſten Erfahrungen gewahrt werden, damit du als Ehefrau nicht deinem Manne mit ſelbſtſtändigen Gedanken zur Laſt falleſt, damit du nicht, wenn du in der ehelichen Kammer ſitzeſt, weißt, daß es draußen noch eine Welt und menſchliche Kämpfe und menſchliche Schickſale und Ideen giebt. Du darfſt die geſellſchaftlichen Gebrechen nicht kennen lernen, darfſt über Verbrechen und Sittenloſigkeit nicht aburtheilen hören; denn deine Phantaſie würde befleckt, dein Gedankenkreis zu weit, dein

Digitized by Google

menschliches Bewußtsein zu umfassend werden und dein Lexicon würde mehr Worte enthalten, als du als Frau kennen darfst; dein Sinnen und Trachten würde über die Interessen des Einen, für den allein du leben sollst, hinausgehen. Du würdest ja eine menschliche Sprache reden. Wie unbequem! Geh, geh also nach Hause zurück, bleib still sitzen, beweine deine Verirrung, welche dich nach der Menschheit neugierig machte, und warte auf den, der dich heirathen wird.

Man muß gestehen, daß die Badische Regierung die Stellung der Frauen in der Gesellschaft sehr gut durchschaute, als sie die Frauen von den öffentlichen Gerichtssitzungen ausschloß. Denken wir an das Wort Frauenzimmer!

III.

Folgende Thatsachen, welche den jetzt in der Schweiz herrschenden Geist charakterisiren, entnehmen wir den beiden ersten Heften des diesjährigen „Vorläufer."

Am 18. December 1843. wurde der Proceß des Herrn Secundarlehrer Sieber von Wetzikon (Canton Zürich) vor Obergericht entschieden. Die Anklage ging erstens darauf, daß Sieber ein unfähiger und schlechter Lehrer; unfähig, weil in einigen Aufsätzen der Schüler Unsinn und nichts sagende Phrasen, sogar orthographische Fehler stehen geblieben seien; schlecht sei er, weil in den Aufsätzen der roheste Spott mit Bibelsprüchen und der christlichen Religion, ja sogar mit der Geistlichkeit getrieben worden sei: zweitens darauf, daß Siebers Jünglinge am hohen Donnerstag und Charfreitag maskirt zu einer Comödienprobe (Schillers Wilhelm Tell) durch das Dorf gezogen und diejenigen, welche sie eben auf dem Wege zum Confirmationsunterrichte getroffen, in niederträchtiger Weise bespöttelt haben. Trotz dem, daß der Vertheidiger Sieber's alle diese Anklagen in ihr Nichts widerlegte, indem er nachwies, daß es unmöglich, ja gar nicht Zweck sei, bei einer Correctur von Schüleraufsätzen alle Fehler herauszucorrigiren; daß in den eingeklagten Aufsätzen blos die Geistlichkeit als Finsterlinge bezeichnet würde, ohne der Religion zu spotten; daß ferner ein Trauerspiel von Schiller keine Komödie genannt werden dürfe, wurde Sieber zur Amtsentsetzung, Wahlunfähigkeit für 5 Jahre und 100 Fr. Buße verurtheilt. —

Der Basler Pfarrer Heß hat den Befehl ausgewirkt, daß alle Spitaler alle Sonntag seine Kirche besuchen und seine Predigt anhören müssen. Wer nicht kommt, verliert seinen Schoppen Wein und darf nicht spazieren gehen. —

Das Obergericht von Luzern verurtheilte neulich den Redacteur des Eidgenossen, weil er den Redacteur der Staatszeitung einen „Buben" genannt; dagegen sprach es einen Anhänger der Regierung frei, welcher einen für Verwerfung des Preßgesetzes Stimmenden einen „Hurenreligionsspötter" genannt hatte. —

Besonders der Pfäffikoner Bezirk des Kanton Zürich, dieser Sitz des Pfarrer Hirzel ist voll von Verbrechern. Vor dem Züricher Criminalgericht sind neulich vierzehn Personen abgeurtheilt, welche, meistens aus jenem Bezirk, theils gemeinschaftlich, theils einzeln vierundfunfzig verschiedene Diebstähle, größtentheils mit Einbruch verübt hatten. Die Angeklagten waren nicht etwa vagabondirende Personen, die keinen Broderwerb hatten und aus Noth ihre Zuflucht zum Verbrechen nahmen; alle waren haushälisch niedergelassen. Sie nahmen Alles, was Werth hatte; auf das Schweinefleisch hatten sie es besonders abgesehen, das sie, um alle Tage Fleisch essen zu können, in großer Quantität stehlen. Der Hauptangeschuldigte sprach öfters in seinen Verhören vom Vergeben der Sünden durch das Blut Christi: habe er Böses gethan, so werde ihn Gott schon strafen. —

Im Jahre 1840 schrieb Siegwart Müller: „Wer die Freiheit des Volkes, wer Volkssouveränetät und Rechtsgleichheit liebt, darf den Jesuiten die Erziehung der Jugend im freien Vaterland nicht anvertrauen." Im Jahre 1843 sagt derselbe Siegwart Müller. „Meine Grundansicht geht dahin, daß die Erziehung und Bildung der Jugend nur durch Jesuiten gehörig besorgt werden könne. Nur eine im Geiste der römisch-katholischen Religion gewonnene Erziehung der vorzugsweise zu öffentlichen Wirken berufenen Stände ist eine der wesentlichen Gewährleistungen für das zeitliche und ewige Wohl des Luzernervolkes, ich stimme also für Einführung der Jesuiten."

Verlag von Egbert Bauer in Charlottenburg. Berlin, gedruckt bei F. Nietack.

Digitized by Google

Allgemeine

Literatur-Zeitung.

Monatsschrift,

Herausgegeben

von

Bruno Bauer.

Heft 7. Band II. Ausgegeben im Juni 1844.

I.

Englische Tagesfragen.

Wir sehen heutzutage die geschichtliche Bewegung sich in eine Vielheit von Kämpfen zertheilen, die sich selber, treffend genug, Fragen nennen. Seit dem Abschnitt, wo diese Bewegung sich zuerst aus der verwirrten Vereinzelung, in welche sie die Schranken der Selbstsucht trennten, zur allgemeinen Geschichte der Menschheit erhebt, wo sie beginnt, die Stiftung einer Gesellschaft zum Ziel sich zu setzen, und die vorherige Einschränkung in ihrer Nichtigkeit wenigstens erkennt und gleichgültiger behandelt, hat die Form und der Name, unter dem sie sich geltend zu machen sucht, öfter gewechselt. Erst waren es Systeme oder Principien, nun Fragen: die Theilnahme hat sich allmälig vom umfassenden Ganzen weg, und zuletzt dem Einzelnen zugewendet.

Als treibende Ursach dieser Vereinzelung müssen wir den Widerstand ansehen, den die unvollkommene Einseitigkeit und Starrheit jener Systeme und Prinzipien an dem geschichtlichen Stoff erfuhr, den sie in sich aufnehmen und verarbeiten wollten. Die Mannigfaltigkeit früherer Gestaltung wurde in eine an sich leere und unvollständige Form hineingestopft, die, an dem Wesen des Bestehenden nichts ändernd, und so ihrem Inhalte fremd bleibend, denselben nur einem gewaltsamen Drucke unterwarf, gegen den er sich endlich eben so gewaltsam Luft machte. Aus der gesprengten Fessel quoll die alte Gestaltung, überall gequetscht und beschädigt, aber auch mit desto größerer Abneigung gegen eine Umformung, die nur dies zu Stande gebracht hatte.

Die Geschichte hatte einen Kreislauf gemacht. Aber weit entfernt, durch diese ernste Mahnung zur Selbstkritik, zur Kritik überhaupt geführt zu werden, schrieb der Liberalismus, der sich so von einem Prinzipe nennt, dem Prinzipe der Freiheit, die er in Allem fördern will, der diese Freiheit mißt, dort mehr, dort weniger findet, das Wort Fortschritt auf sein Banner, und stempelte es dadurch zum Motto gerade des

Digitized by Google

Stehenbleibens, das, wie wer aus Schlamm sich herausarbeiten will, mit dem Scheine des Weiterkommens sich selbst betrügt, und, wie jener in den alten Schlamm zurücksinkt. Denn indem ihm die vergeblichen Anstrengungen den geschichtlichen Stoff als eine zu widerstandsfähige Macht kennen gelehrt hatten, gab er den Prinzipkampf selbst gegen ihn in der That auf und rettete nur den Schein, indem er sich freundschaftlich ihm zur Seite stellte, und sich mit Versuchen begnügte, auf Einzelnheiten leitend einzuwirken. Eine Bescheidenheit, die sich eben jetzt in der bescheidenen Form der Frage am besten gefällt.

Es ist aber um so mehr Sache der Kritik, in diesen kleinen „Fortschritten" denselben früher gespielten Kreislauf aufzuzeigen, als sie sich mit der „Praxis" und dem „materiellen" Interesse, der früheren Theorie gegenüber brüsten, und an das besitzlose Volk appelliren, dessen Wohlfahrt sie im Auge zu haben behaupten. Zugleich berechtigt dies Feldgeschrei des materiellen Interesses zu der Hoffnung, daß die Kritik wenigstens da nicht kurz zurückgewiesen werden könne, wo sie die Folgen der Fortschritte, gerade für das materielle Interesse, quantitativ entwickelt.

Noch bleibt aufzuzeigen übrig, weshalb hier England vorzüglich zu berücksichtigen sei. Auch in andern Ländern haben wir Oppositionen und Fragen, an die sie ihre Thätigkeit knüpfen; große und kleine Fragen, von den Unterrichtsfragen Frankreichs bis zu den Lesevereins-, Universitätsgerichts-, Apothekerfragen Deutschlands herab. Wenn wir aber auf unsere Frage, wo denn der endliche Nutzen sei, stets nur Vertröstungen und Versprechungen zur Antwort bekommen, wenn das kleinliche Treiben des Liberalismus in unserer Heimath seine Zweck- und Hülflosigkeit gar von vorne herein nicht zu verhüllen vermag, und sich als bloße Spielerei und Nachäfferei ausweist, so kann man es uns nicht verargen, daß wir unsern Blick auf das Land wenden, auf das solche Nachahmung als auf ein preiswürdiges Vorbild zeigt; dessen Handels- und industrielle Größe der angegriffene Liberalismus, als sein letztes und stärkstes Bollwerk betrachtet; dessen freisinnige Staatsmänner, Kaufleute und Fabrikanten, von den freisinnigen Staatsmännern, Kaufleuten und Fabrikanten anderer Länder um den Glanz der Parliamente und Meetings, und die Wichtigkeit ihrer Verhandlungen beneidet werden.

Dies Parliament, diese Meetings, waren selten in größerer Geschäftigkeit als jetzt, und es muß anerkannt werden, daß der größere Theil derselben, trotz O'Connel und der Königin Pomareh Majestät, den socialen Fragen gewidmet ist. Aber dies Bilden am Staat, das in den Untersuchungen über die Korngesetze, die Fabrikenbill, die Armengesetze sich auf seiner Höhe glaubt, kann doch sich entweder nicht aus der Beschränktheit des augenblicklichen Vortheils, und der Vaterländischkeit erheben, und die Predigten des weiterschauenden Evart über allgemeine Handelsfreiheit werden vor weniger als vierzig Mitgliedern (der zum Beschluß nothwendigen Anzahl) gehalten, oder auf dem andern Felde, der Bestimmung der Arbeitszeit in den Fabriken, verwahrt es sich gegen Warnungen, wie die: „daß man consequent, dann nicht blos in den Fabriken, sondern auch bei den Handwerkern und auf dem Lande die Länge der Arbeitszeit bestimmen müsse, ja daß man zuletzt vom Parliamente ein Minimum und Maximum des Lohnes verlangen werde" in einer ängstlich verneinenden Weise, indem es dabei zugesteht, daß dies eine völlige Entfernung vom parlamentarischen Prinzipe sein würde, und sich so eben nur als solches Bilden ausweist, das nicht den Ge-

Digitized by Google

danken, sondern das geschichtlich Bestehende zur Grundlage seiner Bewegungen macht. Dies läßt sich in deren Ursachen und nothwendigen Folgen nachweisen.

Dem englischen Landeigner war es besser, als irgend einem andern gelungen, sich selbstständig, und dadurch seinen Besitz bleibend zu machen. Daher der große Umfang der Ländereien, und daher die Thatsache, daß diejenigen, die sie bebauen, nur die Pächter derselben sind. Bei einem solchen Verhältniß ist es natürlich, daß der Landbauer nur da gewinnt, wo der Landbesitzer sein Interesse vernachlässigt, und mit einer niedrigeren Pacht, als er fordern könnte, zufrieden ist. Aber dieser Zustand wird nur vorübergehend sein, denn wo dem Interesse durch die bestehenden Einrichtungen die Macht gegeben ist, wird es immer damit enden, sich geltend zu machen. So geschah es auch in England. Was auch immer für vortheilbringende Fortschritte der Landbau machte, was auch immer der Pächter dem noch hülfloseren Arbeiter entzog, es ging zuletzt doch in die Tasche des Landeigners, der nicht einmal etwas dazu zu thun brauchte, indem die sich überbietende Concurrenz sein Einkommen von selbst steigerte. In einem französischen Werke über England werden die jährlichen Renten von ungefähr zwanzig landbesitzenden Großen zwischen 90000 und 140000 Pfund Sterling angegeben.

Diese ungeheuern Summen waren ohne Arbeit gewonnen und mußten sonach der Arbeit andrer, der Pächter und Tagelöhner entzogen sein. Auf die letztern fiel sogar der ganze Verlust, denn da dem Erdboden kein größerer Dienst abzuzwingen ist, als den er, gemäß den Naturgesetzen, leistet, so konnte der Pächter nur durch Herabsetzung ihres Lohnes die höhere Pachtzahlung erschwingen. Das Verhältniß zwischen dem, was der Landbauer in England im Schweiße seines Angesichts wirklich schafft, und dem Theil, den er davon erhält, war und ist daher ein ungünstigeres für ihn, als in irgend einem anderen Lande.

Es mußte aber um so fühlbarer werden, und zuletzt mit der wachsenden Noth auf anderweitige Abhülfe verfallen, als der beständige Ueberschuß der Gebornen über die Gestorbenen die Bevölkerung dergestalt vermehrt hatte, daß die Hülfsquellen des Landes nicht mehr zu ihrer Ernährung ausreichten. Diesen Versuch der Abhülfe sehen wir auf dreifache Weise in's Leben treten.

In der einen geht er vom Staat aus. Die Armensare, die vom Eigenthum erhoben wird, ist klärlich weiter nichts, als die Wiedererstattung im Ganzen eines kleinen Theils des verdienten Lohnes, der durch die Macht, die der Besitz giebt, dem Besitzlosen entrissen wird. Warum ist das überhaupt genommen, was doch wiedergegeben werden muß? Ein Prinzip, das zu so einem Widerspruch mit sich selbst führt, muß billig gegen sich einnehmen.

Die beiden andern Versuche der Abhülfe gingen vom Volk selber aus. Die Länge der Küste bei einer Insel, und noch dazu bei einer so buntgezackten, die überall im Lande nur geringe Entfernung des Weltmeers mußte, obgleich die inneren Verhältnisse hinderlich waren, und anfangs auch, dem viel früher seefahrenden Holland gegenüber, hinderten, das Volk doch endlich auf die, im Handel liegende Erwerbsquelle hinweisen. England trat in einer glücklichen Epoche in die Reihe der seefahrenden Staaten, die sich gerade zur Zeit in die Reichthümer Indiens und die unermeßlichen Länderstrecken des neuentdeckten Welttheils theilten. Auch England erhielt seinen Theil, und die Zähigkeit und Tapferkeit seiner Bewohner dehnte ihn zu einer Größe aus, die die Besitzungen

Digitized by Google

anderer, weniger ausdauernder Staaten, verſchlang. Da begann die Auswanderung der jüngeren Söhne des Adels nach Indien, wo ein weibiſches Volk ſeine Reichthümer und Genüſſe dem Eroberer faſt willenlos überließ, der gedrückten Religionsparteien und der Armen nach Nordamerika, deſſen Urwald und deſſen kriegeriſchen Stämmen ſie mühſam jede Hufe Landes abkämpfen mußten. Wie bald ſich daſelbſt das Mißverhältniß mit den heimiſchen Einrichtungen zur völligen Trennung vom Mutterlande geſtaltete, lehrt die Geſchichte.

Später als die Auswanderung in die Wildniß begann eine andere Auswanderung im Innern des Reiches, die zwar zu keiner Trennung, aber zu dem Fragezuſtand geführt hat, der die Theilnahme der Gegenwart in Anſpruch nimmt. Die Unfruchtbarkeit des Bodens, natürliche Anlage zu techniſchen Fertigkeiten, und eine angeborne Emſigkeit, ließen die Leute in Lancaſhire in der Weberei und andern Fabrikzweigen ihren Erwerb ſuchen, und indem ſie nicht allein für ſich und ihre Nachbarn, ſondern für das ganze Reich die Anſchaffung des Bedarfs übernahmen, fand ſich in dieſer Grafſchaft ein vom Landbau unabhängiger Gewinn ein, der ein Herüberziehen aus andern Grafſchaften in die aufblühenden Fabrikſtädte Mancheſter, Bolton, Preſton u. ſ. w. zur Folge hatte. Die Erfindung des fliegenden Weberſchiffchens durch Kay, die Vervollkommnung des Webeſtuhls, die Einrichtung des Mule, endlich die erreichte Möglichkeit, die Waſſerkraft anzuwenden, gaben dieſer Induſtrie einen ſolchen Aufſchwung, daß die jährlich fabricirte Waare den Bedarf von Groß-Britannien ſogar überſtieg, und die Kürze des Wegs zwiſchen Mancheſter und der Handelsſtadt Liverpool ließen dieſe beiden Städte in eine Geſchäftsverbindung treten, die die Ausführung der Gewebe auf den Continent zur Folge hatte.

Endlich wurde der Dampf zur Triebkraft in den Spinnereien und Webereien benutzt und von da an war Englands Sieg in der Concurrenz mit andern Ländern entſchieden; es wurde das erſte Fabrikland. Der höhere Lohn in den Fabriken (11 Sh. die Woche) reizte mehr und mehr Familien nach Norden, nach Lancaſhire und dem Weſten von Yorkſhire auszuwandern, die bei dem geringen Lohn der Landarbeit (6 Sh. die Woche) der Noth ausgeſetzt waren. Dieſe Auswanderung wird jetzt ſogar von den Armenbehörden ſelbſt veranlaßt, wo ſie ihre Mittel für unzulänglich halten. Zugleich machten die Maſchinen die Anwendung der Kinder in den Fabriken möglich, indem ihre Zuſammenſetzung den Arbeiter der Mühe des Denkens und der eignen Kraftanſtrengung überhob, ihn ſelbſt zum Theile der Maſchine machte. Ein neuer Zuwachs zum Einkommen der Familie, die ſich der Fabrikarbeit zugewendet hat.

Wenn uns nun die gedankenloſe Bewunderung des engliſchen Staats von ſeiner Handels- und induſtriellen Größe ſpricht, von ſeinen Colonien und Fabriken, ſo verweiſen wir ſie auf die dargeſtellten Thatſachen, aus denen hervorgeht, daß er ſie lediglich dem Druck ſeiner aufgehäuften Beſitzmaſſen und der Noth, die ſich ſo Bahn brechen mußte, zu verdanken hat. Oder begünſtigt er ſie etwa? Geſteht er ſeinen Colonien die geringſte Theilnahme an ſeinen Rechten zu? Hat er nicht einen Eingangszoll auf den rohen Stoff gelegt, den ſeine Fabriken bearbeiten, auf rohe Baumwolle 2 Sh. 11 D. per cwt, auf Wolle 1 Penny das Pfund?

Die Ausdehnung, die das Fabrikweſen durch ſeine Erfindungen erlangte, hatte es zu einer Macht erhoben, die jetzt der Macht des Landbeſitzes gegenübertrat. Die Waare kaufenden Länder bezahlten mit dem, was ſie im Ueberfluß hatten, mit den Erzeug-

Digitized by Google

niſſen des Bodens, und der Beſitzer des Bodens in England konnte den Preis nicht mehr machen, da er von außenher beſtimmt wurde. Das war ein drohendes Uebel, und das Parliament, das zum größten Theil aus Landeignern beſteht, auch im Unterhauſe, weil dieſe ihre Pächter ſchon zwingen können, zu wählen, wen ſie wollen, fand ſich auf einmal von ſeiner Pflicht ermahnt, den herabkommenden Landbau zu unterſtützen. Die Landeigner waren froh, die kläg-liche Stellung der Tagelöhner nun auf die Einfuhr des fremden Korns ſchieben zu können, und verlang-ten und erhielten einen ſchützenden Eingangszoll auf Nahrungsmittel. In den heutigen Meetings für die Erhaltung der Korngeſetze finden wir das Echo derer wieder, die ſie geſchaffen haben. „Was thut der reiche Mühlenbeſitzer? ruft Sir A. Hood in dem pro corn law meeting von Somerſetſhire, er ſchreitet einher auf den Schultern des Yeomans, des Landbauers von England, und entreißt ihm, was er im Schweiß ſei-nes Angeſichts erwirbt. Er will ihn in die Geſell-ſchaft und die Gleichheit mit deutſchen Leibeigenen hinabſtoßen."

Es handelte ſich aber bei Einführung des Korn-zolls nicht um Verbeſſerung der Lage des Landbauers. Die Thatſache zeigt es, daß der Lohn vorher wö-chentlich 8 Sh. betrug, jetzt 6 Sh. (Beadon im Meeting im Somerſetſhire). Das Nachdenken zeigt es auch; denn was war in dem Verhältniß zwiſchen dem Landeigner und dem Landbearbeiter anders ge-worden? Die Preiserhöhung der Bodenerzeugniſſe hatte nur ein Steigen der Pacht zur Folge; die Concurrenz giebt es nicht zu, daß der Lohn der Arbeit ſich vom Minimum der Möglichkeit erhebt. Es handelte ſich bei dieſem Schutzzoll überhaupt um keinen Schutz, um keine Deckung des Verluſtes. Der Verluſt durch das Sinken der Kornpreiſe war nur eingebildet, denn mit ihnen ſank der Preis der andern Waaren, ja, durch die überall eingeführten Maſchinen ſchneller, als ſie. Bekam der Landmann früher für den Quar-ter Weizen nur 2½ Elle Shirting, ſo bekam er jetzt 10 Ellen. Nein, es handelte ſich um keinen Verluſt, ſondern um einen Gewinn, einen Gewinn für die Landeigner. Das Fabrikenweſen verdankte ſeinen Flor nur zum kleineren Theil dem Abſatz im Inland, den größeren, wie wir geſehn haben, dem Abſatz im Aus-land. Um den Tribut, den das Ausland den Fabri-ken zahlte, wurden ſie, wiſſentlich oder nicht, von den Landeignern beneidet, und ſie trachteten danach, die Früchte einer Anſtrengung an ſich zu reißen, an der ſie keinen Theil gehabt, die im Gegentheil der eiſen-brechenden Noth zuzuſchreiben iſt, die ihr Druck er-zeugte. Dieſen Zweck erreichte der Schutzzoll auf die Nahrungsmittel. Er rang am täglichen Brot der Fabrikpartei ihren Gewinn wieder ab, und ſpielte ihn in die Taſche des Landeigners, deſſen Einkommen ſich durch dies Mittel nun immer mit dem Einkommen des Reichs im Ganzen, zu dem er nichts thut, ver-mehren muß. Aber die Fabrikpartei war, wie geſagt, zu einer Macht herangewachſen, die zwar dieſe Maaßregel nicht hemmen konnte, aber während der dreißig Jahre, die ſie beſteht, durch das Mittel der Agitation ihre Kräfte zum Kampf geſammelt hat, und heutzutage endlich dazu gekommen iſt, in den Antikorngeſetzligue ihr offen feindlich entgegenzutreten.

Die Erſcheinung dieſes Widerſtandes im Gegen-ſatz zum ſtillen Dulden des Landarbeiters, verdient eine nähere Unterſuchung um ſo mehr, als ihr Kämpfe im Innern der Fabrikpartei vorausgingen, und noch gleichzeitig damit fortlaufen, in die nun ihrerſeits die Landeigner ſich miſchen, in einer Weiſe, deren Würdigung wir uns für weiter unten aufbewahren. Schon bei der erſten Anwendung der Waſſerkraft bre-

Digitized by Google

chen Arbeiter-Aufstände aus, in denen viele Mühlen zerstört werden; der Haß des Arbeiters gegen die Anwendung der Naturkräfte fließt daraus, daß der große Theil der Arbeit, die sie dem Menschen abnehmen, viele Hände entbehrlich macht, und somit bei dem augenblicklichen Mangel anderer Beschäftigung viele Mägen brotlos. Aber diesen Haß kann der Unparteyische nicht theilen, der, im Gegentheil, im Herstellen des Bedarfs mit geringer menschlicher Mühe, eine, der körperlichen Beschäftigung für die, des Menschen würdigere, geistige, abgewonnene Zeit dankbar anerkennen muß. Es ist auch nur der Unverstand und der Einfluß des augenblicklichen Interesses, die den Arbeiter den Grund seiner neubeginnenden Noth nicht erkennen ließen. Er hatte sich durch das Ergreifen einer Beschäftigung, die nicht, wie der Landbau vom Eigenthum abhängig ist, dem Druck dieses Eigenthumes, der ihn zu keinem Wohlsein kommen ließ, entzogen; in den Wassermühlen, deren Aufbau bei einer gesellschaftlichen Einrichtung, wo jeder auf seine eigene Hülfe und seinen eigenen Vortheil angewiesen ist, nur durch das Eigenthum möglich wird, trat ihm dieses wieder gegenüber. Das Verhältniß des Landeigners zum Landbauer, wiederholte sich in dem des Mühleneigners zum Arbeiter. Als die Dampfspinnereien und Dampfwebereien ungeheuere Capitalien zu ihrer Errichtung erforderten, wurde die Kluft zwischen dem Besitzenden und Besitzlosen ganz der auf dem Lande gleich, ja noch größer. Die Noth der Arbeiter auf dem Lande trieb und treibt, wie oben gezeigt ist, sie in die webenden Grafschaften des Nordens, und die Mühleneigner hatten unter der Ueberfüllung von Händen nur auszuwählen, und nehmen natürlich die Mindestfordernden. Eine Verbindung der Arbeiter zur Erhöhung des Lohnes ist vom Staate verboten. Daß der Lohn in den Fabriken nicht ganz auf das Niveau des Tagelohns auf dem Lande gesunken ist, wird nur durch einen Umstand verhindert, der das Loos der Arbeiter um nichts bessert. Sie arbeiten dafür anhaltender und während längerer Zeit an jedem Tage. Auf dem Lande hat die Natur gewisse Schranken gesetzt, das Uebermaaß körperlicher Anstrengung, die Sommerhitze, die Winterkälte; der Landmann kann sich ausruhn, denn er arbeitet für sich allein. Das ewige Feuer der Fabrik weiß von keinem Temperaturwechsel; übermäßige Anstrengung kann nicht an der Arbeit hindern, denn die Kraft fällt auf die Seite der Maschine, und der Arbeiter ist nur ein selbst bewegtes Stück derselben, die Maschine ruht nicht aus, so kann der Arbeiter auch nicht ausruhen, und ist einem fremden Willen unterthan.

Die Arbeiter zerstören keine Maschinen mehr. Wie der Landeigner dem Tagelöhner weiß machte, es sei die Einfuhr des fremden Korns, die ihn zu solcher Noth herabdrücke, so ist es dem Mühleneigner, der allein den Gewinn der Fabrikation zieht, gelungen, dem Arbeiter weiß zu machen, die Vertheurung des Korns sei an seinem Hunger und seiner langen Arbeitszeit schuld. Von beiden Partheien wird diese Frage zum Packesel gemacht, von dem Landeigner und Mühleneigner, für das Uebel, das sie selbst verschuldet haben, oder, besser gesagt, das ihr Bestehen überhaupt verschuldet hat. Eigentlich aber handelt es sich nur darum, ob das, was das Ausland bezahlt, dem Landeigner oder dem Mühleneigner zufallen soll. Die Folgen der Errichtung der Korngesetze haben es uns gezeigt, indem sie den Gewinn dem Landeigner zuwendeten, die Folgen ihrer Abschaffung werden es wieder zeigen, indem ihn dann nur der Mühleneigner zieht. Der letztere weiß das wohl und nimmt am Kampfe darum den thätigsten Antheil; die nothleidenden Arbeiter können keine 100000 Pfund

Digitized by Google

ſammeln, es waren ihre Herrn, die ſich auch hierin nicht verläugnen, indem ſie das Eigenthum als Waffe für das Eigenthum wider das Eigenthum gebrauchen.

Und was geſchieht, wenn ſie den Sieg erlangen? — die Nahrung fällt im Preis, das iſt wahr, und der Tagelöhner und der Fabrikarbeiter könnten beſſer leben, wenn ſie ihren Lohn ungeſchmälert behielten. Der Arbeiter könnte vielleicht von der erſchreckenden Länge der Zeit, die er in der ſchmutzigen Hölle der Fabrik in ewig gleichförmiger Beſchäftigung zubringen muß etwas für eine gemüthliche Häuslichkeit, für die Ausbildung ſeines Geiſtes retten; der Tagelöhner brauchte ſich vielleicht nicht mehr an Erdtoffeln und Erdtoffeln und Erdtoffeln zu ergötzen, während er Waizenfelder pflügt, es könnte manches beſſer werden, und ſie predigen das auch in den Ligueverſammlungen und halten lockend den Hoffnungskelch vor, aber es geſchieht nicht, denn der Lohn bleibt eben nicht ungeſchmälert. Die Geſchichte geht ihren alten Gang, und die Concurrenz, die nichts anders, als der Geſchäftsausdruck für den Egoismus iſt, ſpielt von neuem ihre verblendeten Opfer dem Egoismus in die Hände. Sobald nur eine Möglichkeit da iſt, für billigeren Lohn zu arbeiten, wird auch dafür gearbeitet werden. Die da außer Brot waren, und ſolche giebt es immer, bieten ſich an zu arbeiten; ſie müſſen wohl, wenn ſie nicht verhungern wollen; und nun die Nahrung billiger iſt, werden ſie es ja wohl aushalten, und bieten ſich für geringeren Lohn an, — der Mühleneigner nimmt keinen Anſtand, ein ſolches Anerbieten anzunehmen, und es dauert nicht lange, ſo iſt der neue Lohn in allen Fabriken eingeführt, denn wo die Brotloſen eintraten, werden andre broules; wenn ſie das nicht mehr aushalten, kommen ſie von ſelbſt, und bieten ſich zu dem neuen Preis an, und verdrängen wieder andere, und die machen es ebenſo bis zuletzt, um ſich nicht verdrängen zu laſſen, die übrigen ſich gutwillig fügen; bis der Lohn genau ſo viel geſunken iſt, als der Gewinn austrug, der dem Arbeiter aus dem Billigerwerden der Nahrung erwuchs; bis das alte Verhältniß hergeſtellt; bis der Fortſchritt durch einen gleichen Rückſchritt paralyſirt iſt.

Gewonnen hat nur der Mühleneigner dabei, und zwar jährlich das, was er an Lohn jetzt weniger giebt, wenn nicht auch er in der Concurrenz, im Herabdrücken des Preiſes ſeiner Waaren den Gewinn wieder einbüßt. Wenigſtens iſt er gegen den Landeigner in dem Nachtheil, daß die Production der Waaren, die er liefert, gar leicht den Bedarf überflügeln kann; ein Fall, der bei dem Landeigner unmöglich iſt, denn der Boden läßt ſich nicht größer machen, als er iſt, und giebt eben nicht mehr als er giebt; aber ſo lange genug Baumwolle da iſt, und das wird ewig ſein, läßt die Production der Webewaaren ſich vergrößern, daß kein Ende abzuſehn iſt. So mögen ſich auch die Mühleneigner in den Preiſen der Waaren unterbieten, aber die Umſicht und die Leichtigkeit der Vereinigung dagegen, die ihre Stellung ihnen geſtattet, ſchiebt eine ſolche Paralyſe viel weiter hinaus, als es bei den Arbeitern der Fall ſein wird, denen die Noth auf dem Nacken ſitzt.

Den Gewinn, den der Mühleigner zieht, verliert der Ackerbautreibende Theil des Volkes. Aber wie bei dem fabricirenden Theil die ganze Summe dieſes Gewinns in die Hände der ſchon Beſitzenden überging, ſo fällt, aus derſelben Urſach bei dem ackerbautreibenden die ganze Schwere des Verluſtes auf die Beſitzloſen. Unmittelbar trifft er zwar die Pächter, die das Korn zu billigeren Preiſen verkaufen müſſen, aber dieſe verſuchen ihn nach beiden Seiten hin von ſich abzuwälzen, nach obenhin auf die Landeigner, nach unten hin auf die Tagelöhner. Es iſt nicht ſchwer

Digitized by Google

zu prophezeien, bei welchem Versuche sie besser reussiren werden; die Tagelöhner müssen wie die Fabrikarbeiter sich eine Herabsetzung ihres Lohnes gefallen lassen; die Landeigner werden wie die Mühleigner den Verlust durch Vereinigung von sich abwehren. Und was die Mühleigner bei der Abschaffung der Korngesetze gewinnen, müssen sich zuletzt die Tagelöhner auf dem Lande abdarben, bis sie sich nichts mehr abdarben können, bis sie in immer vermehrter Auswanderung, die schon jetzt drohend wächst, in die Fabrikdistrikte hinüberziehn; bis England ein einziges großes Werkhaus für die ganze Welt wird, mit sechzehn Stunden Arbeit und Erdtoffeln für seine Besitzlosen, und der unumschränktesten Macht über alle Genüsse für seine Besitzenden.

Aber so furchtbar malen sich die Engländer die Zukunft nicht aus, weder die besitzenden, noch die besitzlosen. Kein Volk ist so entmenscht, daß es einer solchen Aussicht gleichgültig entgegen sehn könnte, und es giebt noch Menschlichkeit in England. Aber sie muß bei der Mehrzahl halbparten mit dem Interesse, und führt so auch nur zu halben Maaßregeln. Wir haben schon in der Concurrenz die unerbittliche Vernichterin des guten kennen gelernt, was solche Maaßregeln hätten hervorbringen können; wir werden eine solche halbe Maaßregel, die das Menschlichkeitsgefühl erzwang, gegen die Concurrenz selbst gerichtet sehn, ohne daß sie es sich eingestehen mag; eine Verläugnung, die bei dem Kinde eines so ungleichen Elternpaares, wie Interesse und Menschlichkeit sind, nicht auffallen darf, und die zugleich dazu beiträgt die Würdigung, die die Theilnahme der Landeigner daran verdient, zu bestimmen. Dies bleibt der Fortsetzung des Artikels vorbehalten.

Julius Faucher.

II.

Eugen Sue: die Geheimnisse von Paris.

Kritik von Szeliga.

Eugen Sue erklärt an einer Stelle seiner Geheimnisse von Paris „dieses Werk ohne Hehl selbst für ein schlechtes Buch in künstlerischer Hinsicht," fügt jedoch hinzu, daß er es „in moralischer Hinsicht durchaus nicht für ein schlechtes Buch gelten lassen könne," vielmehr schon „stolz" darauf sein würde, wenn es auch nur das eine Resultat gehabt hätte, daß einige arme Familien den Gedanken, die es anregt, einige Unterstützung verdanken.

Die Pflicht der Kritik ist es, das Werk gegen diese Erklärung seines Verfassers in Schutz zu nehmen, ihn sebst aber zugleich wegen derselben anzugreifen. Nicht ihn allein, sondern das gegenwärtige allgemeine ästhetische Bewußtsein, dem zu lieb sich Eugen Sue wohl zu jenem ungerechten Urtheil hat verleiten lassen.

Die Stürmer und Dränger des vorigen Jahrhunderts befreiten die Kunst aus den Fesseln der Moral. Das Schöne riß sich vom Guten los, stellte sich auf seine eigenen Füße und schreitet seitdem auf seinem eigenen Gebiet. Die Kunst ist frei.

Die Freiheit begann im vorigen Jahrhundert das Dogma der Zeit zu werden und ist es auf allen Hauptgebieten bis heut geblieben. Nun hat sie sich immer consequenter und so in's Detail eingeführt, daß sie nunmehr überschlägt und in sich selbst zusammenstürzt.

In der Politik, was hat die Freiheit ausgerichtet? Die Bourbonen haben ihr weichen müssen, als

Digitized by Google

ſie ſich zur Gottheit auch der Aermſten und Elendeſten machte, in ihnen grade lebendig wurde, ſich alſo mit dem peuple identificirte. Die Freiheit — die Volksſouveränität — hat Ludwig Philipp auf den Thron erhoben. Und jetzt iſt der peuple der Sklave der bourgeoisie.

Wie ſteht es mit der Freiheit der Wiſſenſchaft? Sie macht dieſelbe zu einer Religion, zur „Religion der Freiheit" und vergißt dabei, was ſie ſo oft ausgeführt, „daß ich mich in der Religion zu meiner Gottheit demüthig, gebunden, unfrei verhalte." Die Freiheit der Wiſſenſchaft macht die Wiſſenſchaft zur Magd der Freiheit.

Die Kunſt iſt frei. Sie anerkennt nur ihre eigenen Geſetze. Sie hat ihre Natur, ihre Religion, ihre Gerechtigkeit, ihre Wahrheit, ihre Liebe. Das iſt auf Kaulbachs und Cornelius Bildern ſo gut zu ſehen, als in Tieck oder auch in jedem neuren Roman und Drama zu leſen. Selbſt Rafael und Shakspeare, die höchſten Muſter der romantiſchen Kunſt, beſtätigen es. Der eine malt z. B. Engel, d. h. geflügelte Kinder, ſchafft ſich alſo ſeine eigene Natur, frei von dieſer ſchweren irdiſchen Natur. Wie in Shakspeares Dramen eine höhere Gerechtigkeit als dieſe unvollkommene irdiſche ſtets den Sieg davon trägt, kann ja nun vollends nicht genug hervorgehoben und gerühmt werden.

Wenn die Kunſt aber ſo frei iſt, warum befaßt ſie ſich denn überhaupt mit Natur, Gerechtigkeit oder in neuſter Zeit ſogar ausſchließlich mit Liebe? Warum erfindet ſie nicht ganz was Neues, abſolut noch nie Dageweſenes? Der freien Kunſt ſtanden die rohen Nationen viel näher als wir, die wir die Phraſe der Freiheit erfunden haben; man muß wenigſtens ſtudiren, ehe man zu ihren phantaſtiſchen Gebilden irgend ein ähnliches Daſein in der wirklichen Welt auffindet. Heut zu Tage wird es nicht ſchwer, überall die Muſter, Modelle und Urbilder zu erkennen. Dennoch iſt die Kunſt jetzt frei, d. h. ſie hat immer noch ihr ganz Beſonderes, das ſie hinzuthut. Die gezwungene, ſie nennt es geheimnißvolle Verbindung giebt ſie für Freiheit aus.

Man braucht die Geſchichte nur darauf anzuſehn, die Kunſt iſt niemals frei geweſen. Sie hat im klaſſiſchen Alterthum dem Staat, im Mittelalter der Kirche gedient; jetzt iſt ſie im Dienſte der Phantaſie: Freiheit. Daß ſie in dieſem Dienſte Sklavin iſt, wenn es die Kritik nicht ſelbſt bemerkte — ſie wird von denen, welche herrſchen, aufmerkſam genug gemacht. Ausgeſtoßen und in der Verbannung leben die Freiheitsdichter und Freiheitskünſtler, und zwar ganz mit Recht.

Die Kunſt iſt alſo weder frei von Politik, Wiſſenſchaft und Leben, noch umgekehrt und nochmals und abermals umgekehrt.

Politik, Wiſſenſchaft und Kunſt, jemehr ſie auseinanderzugehn und jede ihr eigenes Terrain zu gewinnen meinen, um ſich recht nach Luſt und Gefallen darauf tummeln zu können, rennen mit ihren Freiheitsſchweren Köpfen zuſammen und gerathen in's Taumeln.

So taumelt denn auch unſre heutige Aeſthetik und unſer gegenwärtiger Kunſtgeſchmack.

Ihnen hat mit jener angeführten Erklärung Eugen Sue eine Huldigung dargebracht. Das aber darf die Kritik nicht ungerügt laſſen, um ſo weniger als ſie ſich nicht gegen die Perſon des Verfaſſers, ſondern gegen die ungeheure Zahl ſeiner Leſer richtet, deren Urtheil über ſein Werk er ihnen aus dem Herzen geſtohlen hat.

So ſoll Eugen Sue ſich wohl gar in den Dienſt der Kritik geben? werdet ihr ſpötteln. — Nein, in

Digitized by Google

den Dienſt der Kritik ſoll er ſich nicht geben. Er iſt ſelbſt Kritiker, mag er's ſagen oder nicht. Das iſt eben der neue Fortſchritt der Kunſt durch die Geheimniſſe von Paris, daß ſie hinfort auf der Anſchauung beruht, welche die Welt ſieht, wie ſie iſt, ſich von ihr nicht ein willkührliches Bild macht, ſei es hell und licht von Wünſchen und Hoffnungen gemalt, ſei es trüb und ſchwarz, wenn Mißmuth und Befürchtungen den Pinſel führen.

Dies an den Geheimniſſen von Paris näher zu beweiſen, hab' ich mir zur Aufgabe geſtellt.

Noch dieſe Bemerkung wird nicht überflüſſig ſein. Wie überhaupt das achtzehnte Jahrhundert unſere heutigen Zuſtände einleitet und vorbereitet, ſo hat auch Leſſing ſchon damals thatſächlich — Nathan der Weiſe — gezeigt, daß der Kritiker, wenn er wolle; Dichter ſein könne, daß alſo die Kritik die Kunſt beherrſcht.

Die Menſchheit iſt durch die Geſchichte hindurchgegangen, hat die Geſchichte gemacht und iſt dafür von ihr gebildet und gefördert worden. Dennoch „beginnt die Geſchichte der Menſchheit, die Geſchichte, welche den Gedanken der Menſchheit erzeugt und die Stiftung der menſchlichen Geſellſchaft ſich zur Aufgabe geſetzt hat, erſt mit dem achtzehnten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung" und die Kritik muß das Geheimniß der Menſchheit aus dem Schutt des Geſchehenen recht an's Tageslicht hervorziehn.

Das Epos, wenn es nicht mehr bloß die freie Schöpfung des Romantikers ſein ſoll, wie unſere jämmerlichen Romane, erkennt in der Geſchichte ſein Vorbild. Es ſtellt ſich die Aufgabe, das Geheimniß der menſchlichen Geſellſchaft, alſo die Gegenwart vor der Gegenwart zu enthüllen. Das Epos ſtellt daher nicht bloß eine durch den Zuſammenſtoß einſeitiger Charaktere beſchränkte Begebenheit dar, in der ſich etwa die Menſchheit ganz beſonders durchſichtig offenbarte: ſondern legt den ganzen Weltzuſtand, in welchem die Gegenwart befangen iſt, an welchem Alle und Jeder mehr oder weniger betheiligt ſind; die Labyrinthe, in welchen wir umherirren, aus welchen zu entkommen wir den leitenden Faden ſuchen: das weite offene Gebiet der Objectivität, welche uns umgiebt und die nur durch ihre Reichhaltigkeit, nicht durch ein abſichtliches Verſteckenſpielen ſich unſrer Einſicht entzieht, zum Grunde. Das Epos läßt die Gegenwart mit ſich ſelbſt in's Gericht gehen. Das Epos ſchafft dem Gedanken, daß die Gegenwart an ſich nichts ſei, auch nicht bloß die ewige Scheide zwiſchen Vergangenheit und Zukunft, ſondern der immer wieder zuſammenzufügende Riß iſt, der die Unſterblichkeit von der Vergänglichkeit trennt, ſeinen lebendigen Körper.

Dies iſt die Bedeutung der Geheimniſſe von Paris. Sie ſind die Geheimniſſe von Europa. Die Richtigkeit oder Unhaltbarkeit dieſer Behauptung wird ſich aus der näheren Betrachtung der einzelnen Geheimniſſe von Paris ergeben müſſen.

Das Geheimniß der Verwilderung inmitten der Civiliſation.

„Eine Penne bedeutet in der Sprache der Gauner und Mörder ein Wirthshaus der gemeinſten Art."

Digitized by Google

„Der Wirth eines ſolchen Hauſes iſt meiſt ein ehemaliger Sträfling, der ſeine Strafe beſtanden hat, oder es iſt im Beſitz eines Weibes, das im Zuchthauſe war, und die Gäſte ſind der Auswurf der Geſellſchaft, freigelaſſne Galeerenſträflinge, Gauner, Diebe und Mörder.“

Dieß iſt der erſte Schauplatz der Geheimniſſe von Paris.

Später werden in zwei großen Epiſoden die furchtbaren Gefängniſſe St. Lazarus und la Force geſchildert.

Die Inſel des Ausſuchers iſt darauf abermals eine Höhle des Verbrechens, in welche der Leſer ſich nur mit Haarſträuben eingeführt ſehen kann.

Und noch andere Schlupfwinkel des niedrigſten Laſters zu betreten wird dem Leſer nicht erſpart.

Aber nicht dieſe Höhlen und Schlupfwinkel des Verbrechens und Laſters ſind die Geheimniſſe, von deren Daſein wir durch Eugen Sue unerwartete Kenntniß bekommen — Verbrechen und Laſter ſind ſo ſchuchtern und zaghaft nicht, daß ſie ſich bloß verkröchen und uns überließen, ſie aufzuſuchen, um hinter das Geheimniß ihrer verborgenen Exiſtenz zu kommen; kühn und trotzig treiben ſie ihre Frechheit ſo weit, daß ſie nicht etwa bloß an die Orte des lebendigſten Verkehrs ſich wagen, ſondern ſie ſind da grade zu Hauſe; ja ſie höhnen das ihnen feindliche Recht in dem Grade, daß Spitzbuben und Mörder ihre ſchauerlichen Erholungsſtunden, wo ſie von der verbrecheriſchen That ausruhen, aber den Ruhm derſelben bei Gefinkel ſchlürfen und Harlekin genießen, ganz in der Nähe des Juſtizpalaſtes und der Gerichtsſtätten feiern — alſo nicht die Höhlen des Verbrechens ſind die Geheimniſſe, ſondern die Verbrechen und Verbrecher ſelbſt.

Mit mehr Schauer noch als Abſcheu kehren wir uns ab von der unergründlichen Bosheitswolluſt einer Eule; von dem unerklärlichen Wahnſinn eines Schurimanns, dem das Morden ein Entzücken iſt; von der Verſunkenheit eines Schulmeiſters in den bodenloſen Sumpf des Böſen; von dem unbeugſamen Trotz der Martials gegen Gott und Menſchen, Weltordnung und Geſetze; von dem kleinen Lahmen, dieſem kleinen Teufel, der eine ganze Hölle zu werden verſpricht; von dem Roth-Arm und dem Skelett, von der Wirthin zum weißen Kaninchen und von allen Denen, welche als mit uns, die wir uns für Ebenbilder Gottes halten, gleichen Weſens anzuerkennen, unſer Gefühl ſich kränkt. Wir fragen erſtaunt, wie ſind dieſe fremden, gefühlloſen, grauſamen, boshaften, unbegreiflichen Weſen in dieſer guten, wohlgeordneten, civiliſirten, chriſtlichen Welt möglich? Wir glauben an die Menſchheit dieſer entmenſchten Menſchen nicht. Aber wir verzweifeln auch an der Löſung des Räthſels, das dieſe Hölle auf Erden uns aufgiebt. Wir verſtummen vor einem unerforſchlichen Geheimniß, dem wir gut thun, aus dem Wege zu gehen, wenn uns unſere Börſen und unſer Leben lieb ſind.

In der That, die Wiſſenſchaft und das Leben, die Religion und der Staat ſchlagen ſich mit dieſer Frage herum: wie ſind dieſe Wilden in der Civiliſation möglich? Oder vielmehr, ſie ſchieben ſämmtlich dieſe Frage bei Seite, laſſen die Thatſache dieſer furchtbaren Exiſtenzen auf ſich beruhen und erklären ihnen entweder offen den Krieg oder verhalten ſich zu ihnen in der drohenden Ruhe des bewaffneten Friedens. Die Religion der Liebe excommunizirt ſie, der Staat ſchützt ſich vor ihnen durch ſtrenge Geſetze und grauſame Gefängniſſe, und Wiſſenſchaft, Kunſt und Leben wollen nichts als jedes ungeſtört ſeine eigene Freiheit genießen.

Digitized by Google

Die Religion hat zwar ihre Theorieen von der Sünde, aber dieſe können nur hiſtoriſchen Werth für ſie haben, inſofern Chriſtus eine ſündige, verderbte Welt zur Erlöſung vorfand; oder es kann ihr mit ihnen nicht Ernſt ſein, denn Chriſtus hat ja die Sünde aus der Welt genommen, alſo die Sünde überhaupt getilgt. Zwar kühn iſt es, aber doch die unumſtößliche Wahrheit des Chriſtenthums, was der Miſſionsprediger *), „des Menſchen Sohn, den Sohn des Allerhöchſten und doch unſern Bruder," welcher ihm „zur Rechten Gottes" „die Schlüſſel des Abgrunds hoch in der Hand" erſcheint, der Welt zurufen läſſet: „Alle Schuld iſt getilgt, und Gott fordert nun nicht mehr, daß ihr, um ſeelig zu werden, ſeine Gebote erfüllt, ſondern nur, daß ihr mein Verdienſt ergreift!"

Und dennoch *exiſtiren* das Verbrechen und die Verbrecher — unerklärliches, erſchütterndes Geheimniß! Du kannſt die *ſündige That* mit der *Unmöglichkeit der Sünde* nicht in Einklang bringen oder nicht begreifen, daß du doch, — und gar nicht *bloß materiell* — berührt wirſt von dem, was ganz außerhalb und ohne den mindeſten Zuſammenhang mit dir ſteht.

Oder, wenn du dieſes Geheimniß zu durchſchauen, zu faſſen im Stande wärſt, ſo müßteſt du es ja als dein Geheimniß erkennen und begreifen. Sollten dir dann nicht dieſe Entmenſchten wiederum Menſchen werden? würdeſt du den Grund dieſer furchtbaren Unnatur nicht in deiner eigenen Erhabenheit über die Natur, die Urſache dieſer Verwilderung nicht in deiner Uebercultur finden müſſen? Könnteſt du dann noch länger auf die Galeeren ſchicken, Todesurtheile vollziehen laſſen, kurz Strafen verhängen, die *nur Strafen* ſind? Würdeſt du nicht vielmehr zuerſt an die allgemeinſte Beſſerung denken, nicht des Verbrechers allein, ſondern vornämlich des geſellſchaftlichen Zuſtandes, welcher, da die Erbſchaft von Geſchlecht zu Geſchlecht übergegangen iſt, und jedes Geſchlecht ſein überkommenes Erbtheil zu vermehren ſich hat angelegen ſein laſſen, die giftgeſchwollene Urſache der furchtbarſten Verwilderung iſt?

Dieß müßteſt, ſollteſt, könnteſt, würdeſt du, wenn dieſe Verwilderung Dir nicht Geheimniß wäre. Aber das Geheimniß iſt dir eben Geheimniß und du mußt, ſollſt, kannſt, willſt Nichts von dem Allen.

Das Geheimniß aber iſt eine ungeheure Macht, zu der du dich nur *leidend* verhalten kannſt — das ſchützende und ſtrafende Geſetz iſt nur die Conſequenz der *Paſſivität* der Geſellſchaft, der drohenden, rohen Gewalt derjenigen gegenüber, für die es nichts Heiliges giebt. Das Geſetz, das irdiſche wie himmliſche, trifft den *einzelnen Verbrecher*, die *einzelne Miſſethat*, indeſſen ſchon wieder neue Verbrechen geſchehen, neue Miſſethäter frech ihr Haupt erheben. Der Schooß, aus dem ſie hervorgehn, iſt Geheimniß, und die verborgene Quelle kann nicht verſtopft werden.

Das Reſultat der jährlichen Feldzüge der Civiliſation gegen die Verwilderung iſt daher auch aus nichts Anderem, als aus den betreffenden tabellariſchen Zuſammenſtellungen zu entnehmen, und danach ſtellt ſich's keineswegs günſtig und erfreulich heraus, ja von Jahr zu Jahr unerfreulicher und ungünſtiger, und in demſelben Maaße — unbegreifliche Erſcheinung! als die Cultur zunimmt.

Dieſe furchtbare Verwilderung iſt eins der großen Geheimniſſe, welche Europa durchſchauern, iſt eins der Geheimniſſe unſres Epos, der Geheimniſſe von Paris. Die Staaten erſchöpfen ſich vergebens in Mitteln, die *Zahl* der Verbrechen zu *vermindern* — *vergebens*, weil, was die Grundlage aller Civi-

*) Souchon in Neu-Ruppin 1843.

Digitized by Google

liſation iſt, die Religion da keine Liebe hat und haben darf, wo ihr der Glaube nicht entgegenkommt. Zwar heißt die Kirche ihren Diener den Mörder auf dem Wege zum Schaffot begleiten; aber ſie kann damit nur den Schein der abſoluten Macht über die Herzen bewahren wollen, im Ernſt verzweifelt ſie an der Verſtocktheit des Böſewichts. Die Vollziehung der Hinrichtung hier, ſowie das Schreckbild der ewigen Strafen im Jenſeits — die furchtbar großartige Gott- und Menſchenverachtung der Mutter Martial macht die eine zu einem ſchwachen Klappen des Beils, das andere zur verhallenden Drohung des Prieſters — und für die Menge iſt nicht die an dem Verbrecher vollzogene blutige Rache, welche zugleich als ein noch gelinder Anfang auf die furchtbaren Büßungen der Hölle hinweiſt, ſondern die Ohnmacht dieſer Rache und der roheſte Unglaube die Wirkung, die ſich denn auch unmittelbar nach dem Act der Gerechtigkeit in den ausſchweifendſten Zügelloſigkeiten und neuen Verbrechen äußert.

Es kann hier nicht darauf ankommen, diejenigen Charaktere und Scenen der Geheimniſſe von Paris, welche uns ein Haarſträuben verurſachen, einzeln die Revüe paſſiren zu laſſen, vielmehr genügt, die Aufmerkſamkeit darauf gelenkt zu haben, daß es dem Verfaſſer nicht darum zu thun iſt, uns in den Schlupfwinkeln der Verbrecher umherzuführen, uns die Kenntniß ihrer geheimen Sprache zu verſchaffen und überraſchende neue Bosheiten kennen zu lehren, ſondern das Geheimniß der Triebfedern zum Böſen, das Geheimniß der unterirdiſchen Quellen, aus denen Laſter, Miſſethaten und Verbrechen ſich wie dicke Lavaſtröme verheerend ergießen, in ſeiner ganzen zerſtörenden, den Boden der Geſellſchaft unterwühlenden Gewalt auf uns einwirken zu laſſen.

Wenn nun die Verwilderung der Civiliſation oder vielmehr dem Chriſtenthum, auf welchem die Cultur der Gegenwart allein beruht, ein unlösbares Räthſel iſt, und als dieſes Räthſel in den Geheimniſſen von Paris eine der Grundlagen ausmacht, auf denen die Handlung, die Charactere und die Ausſicht auf eine gänzlich umgeſtaltete Zukunft ſich aufbauen, ſo muß ſogleich unterſucht werden, ob analog den verſchiedenen Factoren, deren Product unſer gegenwärtiger Weltzuſtand iſt, nun auch die Conſequenz des Chriſtenthums: das Recht,*) in dem vorliegenden Epos eine entſprechende Vertretung als Baſis für den idealeren Theil des Gedichts gefunden hat.

Das Geheimniß der Rechtloſigkeit im Staat.

Wie wir im Staat und im Recht leben, iſt abermals ein Geheimniß für uns. Wir nehmen die Wirklichkeit des Staats ohne Weitres für die Wahrheit des Rechts hin.

Vor dem Geſetz und dem Richter iſt Alles gleich, Hoch und Niedrig, Reich und Arm. Dieſer Satz ſteht ganz oben an im Glaubensbekenntniſſe des Staats. Wenn ſich uns nun dennoch augenſcheinlich und handgreiflich das Gegentheil aufdrängt, ſo fühlen wir uns wiederum unfähig, oder vielmehr der Staat fühlt ſich außer Stande, dieſe Erſcheinung in ihrem Grunde zu faſſen. Er kann ſie nicht ein-

*) Das Recht aber iſt die Conſequenz des Chriſtenthums. Das Chriſtenthum erhebt die Subjectivität zum Weſen. Das Recht iſt der Selbſtgenuß der Subjectivität. — Die Ausführung dieſes Satzes würde natürlich den Raum einer ganzen Abhandlung erfordern.

Digitized by Google

mal zugeben und wir beugen uns unterwürfig unter das geheimnißvolle Verhängniß.

Zwar sehen wir einen allgemeinen Schrecken der überhandnehmenden Armuth wegen, zwar hören wir vielfach auf Emancipation, z. B. des Weibes, der Juden, der Presse dringen; aber der wesentliche Grund jenes Schreckens und dieses Ungestüms entziehen sich stets sowohl der Theorie als der Praxis und darum gelingen auch weder Abhülfe, noch Auskunft. Es steigt bei den hierhergehörigen Erscheinungen wohl eine geheimnißvolle Ahnung von einem tiefliegenden wunden Fleck innerhalb der Organisation unsrer Rechtszustände auf, die leise Stimme wird aber bald übertönt von den Grund- und Lehrsätzen, in denen wir aufwachsen und erzogen werden. Als Menschen, pflegen wir zu sagen, betrüben wir uns über das Verhängniß dieses oder jenes Unglücklichen und fühlen Mitleid mit ihm; aber Gesetz und Recht müssen ihren Lauf haben. Wir geben damit zu, daß es noch eine andre, ja sogar höhere Gerechtigkeit gäbe, als das Recht, welches hier unten im Staat geübt wird. Aber das ist ein Zugeben wider unsern Willen, wir wissen nicht wie, es ist selbst schon ein revolutionäres Verhalten gegen die Unfehlbarkeit des Gesetzes. Dennoch liegt es ganz außer unserer Macht, uns desjenigen zu enthalten, was wir bei dergleichen Gelegenheiten die Macht des mitfühlenden Herzens nennen.

Wir fühlen uns mit dem Vermächtniß der Vergangenheit unglücklich, unbefriedigt innerhalb des historischen Staats und Rechts; aber über das Glück, das wir wünschen und hoffen, haben wir nichts als die Phantasie von einem andern Staat und einem bessern Recht. Was wir wünschen, ist uns Geheimniß, weil, was wir haben und was wir sind uns Geheimniß ist. Wir fühlen uns nicht wohl, wir haben Befürchtungen und verwerfen darum kritiklos. Das Epos übt die Kritik. Und wie aus ihr, der doch zerstörender Angriff alles Bestehenden vorgeworfen wird, ohne daß sie zugleich aufbaute, wie aus ihr einfach das ersehnte Bessere — denen, welchen der Vorwurf des Niederreißens nicht gemacht wird, nichts als Traum — hervorgeht, werde ich später an Rudolf entwickeln. Hier hab ich es zunächst nur mit der Aufweisung desjenigen zu thun, was fallen muß.

Der in der bittersten Armuth schmachtende Steinschneider Morel spricht in seiner naiven Rechtschaffenheit das Geheimniß, ohne daß er's weiß, sehr klar aus. Er sagt: „Wenn die Reichen nur wüßten, wenn es die Reichen nur wüßten!" „Das Unglück liegt darin, daß sie nicht wissen, was Armuth ist."

Wie sollten sie's wissen? oder vielmehr: wie könnten sie's wissen? wie wär es möglich, daß sie's wüßten? Reich und Arm sind geheimnißvolle Gegensätze. „Ich bin arm und von Verzweiflung geplagt" sagt der Steinschneider Morel, „deshalb spreche ich so." nämlich: „Es ist ganz gut, daß man das Böse bestraft, es wäre aber vielleicht besser, daß man es verhinderte. — Man ist rechtschaffen geblieben bis in sein funfzigstes Jahr, da treibt Einen die äußerste Noth, der Hunger, zum Bösen, und es giebt einen Spitzbuben mehr, während, wenn man — gewußt hätte — aber was helfen solche Gedanken? Die Welt ist nun einmal so wie sie ist. — Ich bin arm und von Verzweiflung geplagt, deshalb spreche ich so; wäre ich reich, so würde ich von Festen und Vergnügungen reden."

Reich und Arm können niemals eine Einheit bilden. Selbst ein und dieselbe Person, ein und dasselbe Menschenleben werden gewaltsam auseinandergerissen, wenn das Schicksal sie in den furchtbaren Strudel jenes Gegensatzes hineinreißt. Clara und ihre Mutter, die Baronin von Fermont, sind reich *gewesen*,

Digitized by Google

als ſie ſelbſt aus dem Schlupfwinkel der Diebeshehler ausgeſtoßen werden; als die Mutter, eine Bettlerin, nur noch von dem Tode aufgenommen wird, und Clara darauf im Hoſpital den Grauſamkeiten, Unbarmherzigkeiten und Schamloſigkeiten der Wiſſenſchaft ausgeſetzt iſt — der Wiſſenſchaft, welcher es gar nicht auffällt, daß ſie durch die Zerfaſerung der Leichname jener Armen, welche um zu ſterben keine andere Zufluchtsſtätte als das Hoſpital finden konnten, die unverſöhnliche Differenz zwiſchen Reich und Arm (Reichthum iſt hier ſchon, wenn nur die Koſten zum Begräbniſſe aufgetrieben werden können — Beſitz und Nichtbeſitz iſt alſo der wahre Gegenſatz) — bis über den Tod hinaus gleichſam verewigt.

Zwar kehrt dieſe Ungleichheit ihre Spitze nicht direct gegen jenen oberſten Grundſatz des Rechts, wenn der Reiche nämlich ohne Kenntniß bleibt, was die Armuth iſt, oder bloß der Cadaver des Armen, ſelbſt bei lebendigem Leibe ſchon, zur Bereicherung der Wiſſenſchaft dient; indirect aber wird die geheime wunde Stelle des Rechts doch getroffen.

Indeſſen macht ſich das Geheimniß der Rechtloſigkeit auch auf viel augenſcheinlichere Weiſe geltend.

Die Schweſter des Spitzigen wird von ihrem Mann, der ſich dem Trunk und einer liederlichen Perſon ergeben hat, auf's Abſcheulichſte maltraitirt. Als er ſie bereits um jener Perſon willen gänzlich verlaſſen hat, und ſie dadurch in Stand geſetzt worden iſt, ſich den nothdürftigen Lebensunterhalt für ſich und ihre Kinder ungeſtört erwerben zu können, auch da noch in ſie ſeinen Ueberfällen und Mißhandlungen ausgeſetzt und muß ſich's gefallen laſſen, daß er ſie ihres Verdienſtes beraubt, ihr Hab und Gut zertrümmert, ja ſogar die unſchuldige Tochter entreißt, um ſie zu einer Erwerbsquelle für ſich und ſeine Buhle zu machen.

Wird das Geſetz die unglückliche Frau und Mutter nicht ſchützen, wenn ſie ſich in einen Schutz begiebt? Steht jedem doch dieſe Freiſtatt offen. — Wohl, *wenn er die Proceßkoſten tragen kann*. Aber wie ſoll die arme Frau, welche ihres Hab' und Guts beraubt iſt, jene Koſten auftreiben, um gegen ihren Räuber Recht zu ſuchen? Sie müßte denn ſelbſt zur Verbrecherin werden und einen Diebſtahl begehen. Doch dazu iſt ſie zu ehrlich; und *weil ſie unglücklich, arm und ehrlich* iſt, iſt ſie zugleich auch *rechtlos* — furchtbare Conſequenz!

In ähnlichen und anderen Verhältniſſen der Rechtloſigkeit ſtehen Madame Düreſnel ihrem Manne, dem ſchrecklichen Schulmeiſter, die Marquiſe von Harville ihrem von einer abſcheulichen Krankheit befallenen Gatten, Germain ſeinem Vater und dann ſeinem Principal, dem Notar Ferrand, gegenüber. Am grauſamſten aber ſtellt ſich dieſer Ausnahmezuſtand, dieſe Unmöglichkeit an den Wohlthaten des Rechts Theil nehmen zu können, in den Schändlichkeiten des heuchleriſchen Notar Ferrand gegen Louiſe Morel dar.

Tritt nun hiermit das geheimnißvolle Unrecht in das offene Recht ſelbſt ein und wird dadurch die wolkenloſe Klarheit, welche wir ſtets in Verbindung mit dem Recht zu bringen gewöhnt werden und gewohnt ſind, um ein Bedeutendes getrübt; greifen ferner Verwilderung und Rechtloſigkeit immer mehr um ſich, ſo daß Civiliſation und Recht ihnen gegenüber ſich mehr und mehr abſchließen und excluſiv werden müſſen: ſo entſteht die natürliche Frage, welches iſt das Geheimniß des Poſitiven, nämlich des Rechts ſelbſt und der Civiliſation ſelbſt? Denn ein Geheimniß muß es jedenfalls für die Ausgeſchloſſenen ſein, ſonſt wären ſie nicht ausgeſchloſſen, verwildert, roh, unterdrückt, rechtlos. Auch der Beantwortung dieſer Frage in künft-

Digitized by Google

lerischer Weise wird unser Epos sich unterziehen müssen, wenn es, wie es muß, in Wahrheit ein Bild unsres gesammten Weltzustands, eine Kritik desselben geben will.

Das Geheimniß der gebildeten Gesellschaft.

Das Geheimniß sucht sich der Betrachtung mit einer neuen Wendung zu entziehen. Bisher stand es als das absolut Räthselhafte, aller Halt- und Faßbarkeit Entschlüpfende, Negative dem Wahrhaften, Reellen, Positiven gegenüber, jetzt zieht es sich in dasselbe als dessen unsichtbarer Inhalt hinein. Damit giebt es aber auch die unbedingte Unmöglichkeit, erkannt zu werden, auf. Wird die Schaale zertrümmert, so muß der Kern zum Vorschein kommen. Freilich ist vorauszusehn, welch ein festes Gehäuse sich das Geheimniß zu seiner Verhüllung wählen wird. Und in der That, es scheint, als sei es eine unüberwindliche Undurchdringlichkeit, mit welcher die gebildete Gesellschaft jedem Versuche, hinter ihr eigentliches Wesen zu kommen, ihr tiefinnerstes Lebensprincip zu ergründen, Trotz bietet. Frech im Verbrechen, schüchtern und demüthig in der Armuth, tritt das Geheimniß jetzt leicht, ungenirt, cosnett auf und treibt in seiner sicheren Unbegreiflichkeit unverhohlenen Scherz mit Allen, die ihm huldigen oder es wagen, um den Besitz der schönen Unbekannten ernstlich zu werben. — Dennoch ist ein neuer Versuch, den Kern auszubrechen, hier unerläßlich.

Bildung ist Form, nicht bloß Form, wie man sich räuspert und spuckt, wie man Diener und Knire macht, welchen Schnitt das Kleid, welchen Stutz der Bart haben müssen, um in der Mode zu sein u. s. w.; sondern Bildung ist die Form, in welche die hervorstechendsten Eigenschaften des menschlichen Zusammenlebens und Wirkens zusammenfließen, um als plastische Gebilde daraus hervorzugehn. Der Adel der Geburt, der Vorzug der Erziehung, die Ehre des besonderen Standes, das Glück des Reichthums, die Sicherheit des Wissens schmelzen zu einem herrlichen Guß zusammen, für welchen der populäre Name: allgemeine Bildung ist. Das ist Bildung oder vielmehr das Ideal der Bildung, wie es denen, die sich in der Wirklichkeit für gebildet halten, vorschwebt. Das ist ihre Phantasie von der Bildung.

Ist nun der Inhalt dieser köstlichen Form angemessen? Ist es die allgemeine Vernunft, welche die geselligen Unterhaltungen zu den Schlaglichtern macht, durch die die Probleme der Menschheit und ihrer Entwicklung zur Vollkommenheit durch die Geschichte in ein klares und unzweideutiges Licht gestellt werden? Ist es die reine allumfassende Menschenliebe, welche die Geselligkeit zu einem harmonischen Ganzen macht, in dem der Rhythmus und das Maaß der Liebe allein, nicht Rang und Geburt, nicht Reichthum noch Dünkel die Stellen anweisen, die Betonungen vertheilen? Ist die Freiheit der Bewegung im geselligen Verkehr eine Folge des alle Schranken überwindenden Willens, der nur die Vernunft und die Liebe anerkennt, sie aber auch über Alles schätzt und auf den Thron erhebt? Ist überhaupt was wir allgemeine Bildung nennen, die Form des Allgemeinen, Ewigen, Idealen, die Form der Erstrebung, Verbreitung und des Genusses allgemeinen Glückes?

Die Geheimnisse von Paris werden hierauf die Antwort nicht schuldig bleiben..

Daß diese übrigens verneinend ausfallen werde, läßt sich daraus erwarten, daß überhaupt von dem Geheimniß der gebildeten Gesellschaft die Rede ist.

Digitized by Google

Wäre der Inhalt von der Art, daß jene Frage bejaht werden könnte, d. h. wäre er der Form — Form iſt hier Bildung — ganz entſprechend, ſo müßte er ſo unmittelbar und ſonnenklar hindurchſcheinen, ja gerade zu auf der Oberfläche liegen, daß es gar keiner Enthüllung bedürfte.

Der Ball bei dem Geſandten *** iſt die geeignetſte Einführung in die große Welt. Hier iſt Sonnenglanz in die Nacht, Frühlingsgrün und die Pracht des Sommers in den Winter hineingezaubert. Wir fühlen uns ſogleich in der Stimmung, an das Wunder der göttlichen Gegenwart im Menſchenbuſen zu glauben, zumal wenn Schönheit und Grazie die Ueberzeugung unterſtützen, daß wir uns in der unmittelbaren Nähe von Idealen befinden.

Clemence von Harville und die Gräfin Sara Mac Gregor treten, die Schönſten unter den Schönen, in dieſen Kreis ein. Sie ſind in eifrigem Geſpräch begriffen. Dieſen Weſen, die nur geſchaffen zu ſein ſcheinen, um Glück und Freude zu bereiten, wie ſind wir weniger Bevorzugten begierig, ihnen abzulauſchen, auf welche Weiſe wir den Seegen geliebter Kinder, die ganze Fülle des Glücks eines Gatten zu ſein, fähig ſein können. Wir hören . . . wir ſtaunen, wir trauen mit der Vorausſetzung, die uns zu Lauſchern machte, unſern Ohren nicht: — es iſt auf eine Untreue gegen den Gatten abgeſehn; die Gräfin Mac Gregor iſt die Fürſprecherin, daß Frau von Harville einem jungen ſchönen Manne, der nur unglücklich iſt, weil er noch nicht erhört worden iſt, ein Rendezvous bewillige. Daſſelbe wird bewilligt und die Gräfin triumphirt hinterher; denn ein anonymes Billet wird dem betrogenen Gatten von der verbrecheriſchen Zuſammenkunft Kenntniß geben: die Marquiſe von Harville wird nicht allein von ihrem Gatten entlarvt werden, ſondern, was der Gräfin Mac Gregor als die Hauptſache gilt, Rudolf, der ſouveräne Fürſt von Gerolſtein, wird die Marquiſe nunmehr ebenſoſehr verachten, als er ſie bisher geliebt hat, und dieſe Nebenbuhlerin wird der Erfüllung jener Verheißung nicht länger im Wege ſtehen, der zufolge die Gräfin Mac Gregor dereinſt doch noch den Thron Rudolf's zu theilen hofft. — Doch noch; denn ihr ganzes Leben iſt von dem Augenblick an, wo ſie ſich der Macht ihrer Schönheit bewußt geworden, dieſem Ziel zugewendet geweſen; auch war ſie einſt nahe daran, es zu erreichen. Unternehmend genug, um, in Folge einer heimlichen Ehe, Mutter eines Kindes zu werden, deſſen Vater der Erbprinz von Gerolſtein, hat ihr jedoch dieſes Kind, ſchon als ſie es unter ihrem Herzen trug, keinen andern Werth gehabt, als den, mit ihren Anſprüchen auf den Thron offen hervortreten zu können. Als alle ihre Kunſt darauf an den Umſtänden und der Feſtigkeit des alten Herzogs ſcheitert, wird es ihr nicht ſchwer, ihr Kind in die Fremde zu ſtoßen, — ſein Tod verurſacht ihr keine Trauer. Als ſie dann ſpäter hoffen darf, ihre Tochter ſei noch unter den Lebenden, ja dieſelbe erfreue ſich durch eine wunderbare Verkettung der Schickſale Rudolfs beſonderen Schutzes, da iſt es nicht die Mutterliebe, welche, wenn auch nicht auf's neue, ſo doch überhaupt in ihr erwacht, ſondern eine neue Zuverſicht, ihr Ziel jetzt ſicher zu gewinnen.

Statt des allgemein menſchlichen Beſtrebens, welches wir von der Schönheit, Bildung und ausgezeichneten Stellung zu erwarten berechtigt ſind, finden wir das ganze Streben der Gräfin auf individuellen egoiſtiſchen Vortheil gerichtet, von deſſen Erreichung wir bei der Art und Weiſe, wie die Gräfin auf ihn hinarbeitet, uns gar nicht verſprechen dürfen, daß ſie ihn für das Glück der Unterthanen des Fürſten von Gerolſtein anwenden wird.

Digitized by Google

Sarah ist übrigens nicht etwa eine Ausnahme in diesen glänzenden Zirkeln, wenn auch eine Spitze. Des unsittlichen Verhältnisses der Herzogin von Lucenay mit dem verführerischen Vicomte von St. Remy wird in der Unterhaltung nicht mit Indignation gedacht, nein, als sei von einer ganz natürlichen, dabei höchst interessanten, anziehenden Erscheinung die Rede. Ja die schönen Herzoginnen und Gräfinnen lassen sogar einen gewissen Neid hervorblicken, daß sie nicht selbst die Gegenstände der Anbetung dieses Mannes sind, der „für die Frauen das ist, was die Courtisanen für die Männer sind."

Der Vicomte von St. Remy, ausgestattet mit allen Vorzügen des Geistes, mit allen Reizen des Körpers, gefällt sich nicht allein in dieser entwürdigenden Rolle, sondern er setzt auch Alles an das Glück, sie fortspielen zu können, d. h. unter Anderen ein „Boudoir" zu seinen verliebten Abentheuern zu besitzen. Alles ist hier auf Ungestörtheit des Glücks und besonders Täuschung derjenigen berechnet, die dasselbe stören könnten, zu stören ein Interesse haben und berechtigt sind; ferner darauf, daß man ohne Bild sagen solle: „die Damen, welche über die gefährliche Schwelle schritten, um zu dem Herrn von St. Remy zu gelangen, gingen auf blumigen Wegen in ihr Verderben." Alles setzt er daran, Vermögen, die Fähigkeiten seines Geistes, die Energie seines Willens, selbst die Ehre: er wird Fälscher. Zuletzt hat er alle seine Kräfte so weit erschöpft und vergeudet, daß ihm nicht einmal der Muth bleibt, sich das Leben zu nehmen.

Diesem Mann ergiebt sich die Herzogin von Lücenay mit einer eines bessern Gegenstands würdigen Aufopferung. — Das an sich sittlichste Verhältniß: die Liebe, wird durch eine solche Berührung unrein, oder vielmehr mit dieser Berührung hört es auf, Liebe zu sein.

In der That der Marquise von Harville sowohl als der Herzogin von Lucenay fehlt die Befriedigung des Herzens. Sie haben in der Ehe nicht den Gegenstand der Liebe gefunden, so suchen sie nun außerhalb den Gegenstand der Liebe. Die Liebe ist ihnen in der Ehe ein Geheimniß geblieben, welches gleichwohl zu enthüllen sie von dem gebieterischen Drange des Herzens angetrieben werden. So ergeben sie sich denn einer geheimnißvollen Liebe. Während in der Ehe die Liebe der Kern und ewige Inhalt sein soll, die gebildete Welt darin jedoch nur ein äußeres Band und Mittel etwa zur Fortpflanzung der reinen Race sehen will, werden die Opfer dieser liebelosen Ehen unwillkürlich dahin gedrängt, die Liebe selbst zu einem Aeußern, einem sogenannten Verhältniß herabzusetzen, und für das Innere, Belebende, Wesentliche der Liebe das Romantische, das Geheimniß zu halten.

Was aber ist das Geheimniß der Liebe? Nicht die schattigen Gänge in den Gebüschen, nicht das natürliche Halbdunkel der Mondnacht, nicht das künstliche, welches von köstlichen Gardinen und Vorhängen erzeugt wird, nicht der Duft der Blumen und Oele, nicht der sanfte und betäubende Ton der Harfen und Orgeln, nicht die Macht des Verbotenen. Dieß Alles ist nur das Geheimnißvolle; das Geheimniß darin ist das Erregende, Berauschende, Betäubende, die Gewalt der Sinnlichkeit, welche wir uns zwar nicht eingestehn wollen, die aber eben nur darum so ungeheure Macht über uns hat, weil wir sie aus uns herausbannen, nicht als unsre eigne Natur anerkennen — unsre eigne Natur, welche wir dann auch zu bewältigen im Stande wären, sobald sie sich auf Kosten

Digitized by Google

der Vernunft, der wahren Liebe, der Kraft des Willens geltend zu machen ſtrebt. Die Sinnlichkeit beherrſcht uns nur darum ſo unbedingt, weil wir einen ſüßen Zauber darin empfinden, uns von ihr tyranniſiren zu laſſen.

Hört alſo die Liebe auf, das Weſentliche der Ehe, der Sittlichkeit überhaupt zu ſein, ſo wird die Sinnlichkeit das Geheimniß der Liebe, der Sittlichkeit, der gebildeten Geſellſchaft — Sinnlichkeit, ſowohl in ihrer ausſchließlichen Bedeutung, wo ſie das Zittern der Nerven, der glühende Strom in den Adern iſt, als auch in der umfaſſenderen, als welche ſie ſich zu einem Schein *geiſtiger* Macht ſteigert, zu Herrſchſucht, Ehrgeiz, Ruhmbegier ſich erhebt.

Die Herzogin von Lucenay, die Gräfin Mac Gregor repräſentiren beide Bedeutungen der Sinnlichkeit als des Geheimniſſes der gebildeten Geſellſchaft.

Es kann für dieſe Auffaſſung nicht gleichgültig und da bloß zufällig ſein, daß Eugen Sue uns gerade auf einem *Balle* in die große Welt einführt. Der *Tanz* iſt die allgemeinſte Erſcheinung der Sinnlichkeit *als Geheimniß*. Die unmittelbare Berührung, die Umſchließung der beiden Geſchlechter, welche das *Paar* bedingt, werden im Tanze geſtattet, weil ſie trotz des Augenſcheins und der dabei ſich wirklich fühlbar machenden ſüßen Empfindung doch nicht als *ſinnliche* Berührung und Umſchließung gelten. Denn gälte ſie in der That dafür, ſo wäre nicht einzuſehn, warum die Geſellſchaft bloß beim Tanze dieſe Nachſicht übte, während ſie umgekehrt mit ſo harter Verdammung verfolgt was, wenn es ſich anderwärts mit gleicher Freiheit zeigen wollte, als unverzeihlichſter Verſtoß gegen Sitte und Schaam Brandmarkung und unbarmherziges Ausſtoßen nach ſich zieht.

Zwar hat der Dichter unterlaſſen, uns unter das Gewühl der Tanzenden zu miſchen. Es kam ihm nur darauf an, den Hintergrund zu entwerfen, von welchem das Treiben der gebildeten Geſellſchaft ſich abhebt. Dieß iſt ihm denn auch vollſtändig dadurch gelungen, daß er uns auf einen Ball verſetzt, und wenn nun auch durch die Geſtalten des Vordergrunds, die Marquiſe von Harville, die Herzogin von Lucenay, die Gräfin Mac Gregor, den Vicomte von St. Remy, Rudolf, den Kommandanten u. A. die Gruppen im Hintergrunde verdeckt worden, ſo iſt dieſer doch ſelbſt ſo wunderherrlich gemalt, daß die Phantaſie ſich mit Leichtigkeit jene Ballerſcheinungen hineinzeichnen mag, zu denen wir die Muſter in der Erinnerung der eigenen Erfahrung beſitzen. Wir ſtellen uns die coquette Triumphatorin vor, umſchwärmt und getragen von zahlreichen Anbetern. Wir fühlen aus dem muthwilligen Blick ihres Auges die Unbefriedigung ihres Herzens heraus, wir ſehen es dem launenhaften Spiel mit der Vernunft und Unvernunft, dem Willen und Unwillen, dem Herzen und der Herzloſigkeit ihrer Sklaven an, daß ſie ſich nach dem Ernſt ſehnt; wir ahnen, daß ſie nur mit der Coquetterie, dieſer Waffe der Unnatur, kämpft, um ſich von einer großen Natur beſiegen zu laſſen, deren Triumph ſie dann berauſcht in der Umarmung des Siegers feiern wird.

In der That das Geheimniß des geſelligen Tons und Tacts, das Geheimniß, wann der Blick zu rechter Zeit erhoben und niedergeſchlagen, wie Diener und Knire mehr oder weniger ſteif und förmlich zugemeſſen, wie die Worte gewogen, die Rede zur Inhaltloſigkeit ausgehölt werden müſſen — das Geheimniß dieſer äußerſten Unnatur iſt die Sehnſucht zur Natur zurück zu kehren.

Darum wirkt eine Erſcheinung wie die Ceeily's in der gebildeten Geſellſchaft auch ſo electriſch, iſt von ſo ungemeinen Erfolgen gekrönt. Ihr aufgewachſen als Sklavin unter Sklaven, ohne Bildung,

Digitized by Google

allein angewieſen auf ihre Natur, die zunächſt nur ein reicher Schatz von Anlagen zu Vorzügen wie zu Verirrungen iſt, iſt dieſe Natur der alleinige Lebensquell. Plötzlich nun an einen Hof unter Zwang und Sitte verſetzt, lernt ſie das Geheimniß derſelben bald durchſchauen; lernt die Macht der Natur, ihrer Natur gebrauchen und überflügelt in ihren Triumphen bald die erfahrenſte Coquette. In dieſer Sphäre, die ſie unbedingt beherrſchen kann, da ihre Macht — die Macht ihrer Natur — für einen räthſelhaften Zauber gilt, muß Cecily nothwendig in's Maaßloſe verirren, während einſt, als ſie noch Sklavin war, dieſelbe Natur ſie lehrte, jedem unwürdigen Anſinnen des mächtigen Herrn Widerſtand zu leiſten und ihrer Liebe die Treue zu bewahren.

Cecily iſt das enthüllte Geheimniß der gebildeten Geſellſchaft. Die verachteten Sinne durchbrechen am Ende die Dämme und ſchießen in gänzlicher Zügelloſigkeit dahin. Dieſe Zügelloſigkeit iſt aber ſchon ein Wunſch hinter den Dämmen. Was durch die Ketten angeſchloſſen wird, iſt immer nur die Kraft und das Princip, ſie abzuſchütteln.

Das Geheimniß der Frömmigkeit und Rechtſchaffenheit.

Das Geheimniß als das der gebildeten Geſellſchaft zieht ſich zwar aus dem Gegenſatz in das Innere hinein. Dennoch hat die große Welt wiederum ausſchließlich ihre Zirkel, in denen ſie dieſes Heiligthum bewahrt. Sie iſt gleichſam die Kapelle für dieſes Allerheiligſte. Aber für die im Vorhofe iſt die Kapelle ſelbſt das Geheimniß. Die Bildung iſt alſo in ihrer excluſiven Stellung für das Volk daſſelbe Räthſel, was die Armuth für den Reichen, die Rohheit für den Gebildeten iſt.

Die Bildung kann und will in ihren Kreis noch nicht alle Stände und Unterſchiede hineinziehn. Erſt das Chriſtenthum und die Moral ſind im Stande Univerſalreiche auf dieſer Erde zu gründen. Das Chriſtenthum iſt das Reich nicht von dieſer Welt, aber auf dieſer Welt. Chriſtus iſt der Sohn Gottes, aber der Heiland der Menſchen. Die Herrſchaft der Moral iſt umgekehrt ein Reich von dieſer Welt, aber nicht auf dieſer Welt. Im Gewiſſen, unſerm irdiſchen, menſchlichen Gewiſſen liegt die Volksſouveränität dieſes Reiches, aber das Volk ſelbſt iſt ein Ideal, welches hier unten noch nicht gefunden wird. Das Geſetz des Chriſtenthums iſt von Gott in das gläubige Herz, das Gemüth, eingeſchrieben, das Geſetz der Moral giebt ſich ſelbſt der Verſtand. Das Chriſtenthum iſt Univerſalmonarchie, das Reich der Moral Univerſalrepublik. Der Fromme fürchtet den Zorn, hofft auf die Gnade Gottes, der Rechtſchaffene iſt ein ſein Recht Schaffender. Alſo abſolut getrennt liegt das Chriſtenthum jenſeits, die Moral dieſſeits.

Dies Gegenüberſtehen bloßer Begriffe, hat die Gegenwart jedoch erkannt, kann es nur zu Scheingefechten bringen, in denen die Platzpatronen knallen. Friedensmanöver, um die Kräfte für den Krieg zu üben. In dem luftigen Reich der Begriffe mögen Chriſtenthum und Moral unverſöhnliche Gegenſätze ſein; das evangeliſche Chriſtenthum und die lebendige Moral reichen ſich heut zu Tage die Hände: Es gilt das Chriſtenthum zu beweiſen durch Leben und That; die ſtille, zurückgezogene, auf Gott und das eigene Innere gerichtete Beſchaulichkeit reichen nicht mehr aus.

Digitized by Google

Der Notar Ferrand geht häufig in die Meſſe, ſieht oft Geiſtliche bei ſich.

Er wohnt in einem düſtern Hauſe, verſchmäht Pracht und Eleganz, lebt äußerſt ſparſam, und dieſe Sorgloſigkeit für den Wohlſtand iſt Beweis für ſeine Uneigennützigkeit und Sittenſtrenge.

Er ſpricht rückſichtslos die Sprache der Rechtſchaffenheit gegen den unwürdigen St. Remy: Ich ſchenke Ihnen durchaus keine Theilnahme. Ihr Vater war ein Mann von Ehre, und ich möchte ſeinen Namen nicht vor den Aſſiſen ſehen. Ich bin gütig gegen die, welche es verdienen, als ehrlicher Mann haſſe ich die Betrüger.

Der Frau von Orbigny erklärt er rund heraus: Will Ihr Gemahl gegen ſeine Tochter, die Frau von Harville, einen Entſchluß faſſen, der mir nicht geziemend erſcheint, ſo dürfen Sie auf meine Mitwirkung nicht rechnen. Offen und grade, ſo iſt mein Verhalten immer geweſen.

Entrüſtet, weiſt er den Antrag der Gräfin Mac Gregor zurück, ihr bei der Unterſchiebung eines Kindes behülflich zu ſein: Das iſt eine Niederträchtigkeit! Zum erſtenmal in meinem Leben erfahre ich eine ſolche Schmach, die ich nicht verdient habe, Du weißt es, guter Gott!

Er giebt dem armen Steinſchneider, der ſo unglücklich geweſen iſt, einen Diamant zu verlieren, 1300 Fr. und läßt ſich nur der Ordnung wegen einen Wechſel auf drei Monat ausſtellen, der alle Vierteljahre erneuert werden kann. Den Dank weiſt er mit ſeiner gewöhnlichen redlichen Barſchheit zurück: Schon gut! ſchon gut! was ich thue, iſt ganz einfach.

Er will bei der Befreiung der Marienblume aus menſchenfreundlicher Beſcheidenheit nur unter dem Namen des Gönners bekannt ſein.

Jacob Ferrand iſt ein frommer und rechtſchaffener Mann und findet als ſolcher die allgemeinſte Anerkennung.

Ihm ſtrömen Depoſiten, Fideicommiſſe, Geldanlagen, kurz alle jene Geſchäfte zu, welche auf der anerkannteſten Rechtlichkeit beruhen.

Der Pfarrer ermahnt Louiſen, die Tochter des Steinſchneiders, und ſagt zu ihr mit Bezug auf Ferrand, ſie müßte doppelt laſterhaft ſein, wenn ſie in einem ſo frommen Hauſe auf Abwege gerathen konnte, wo ſie immer die beſten Beiſpiele vor Augen hätte.

Germain nennt den Notar hart und ſtreng, aber den redlichſten Mann von der Welt.

Der Graf von Orbigny will, als es ſein Teſtament zu machen gilt, ſich nicht nach dem Ausſpruche ſeines Notars, weil der, um ihm gefällig zu ſein, in ſeinem Sinne ſich äußern möchte, ſondern nach dem eines Mannes richten, deſſen ſtrenge Rechtlichkeit ſprichwörtlich geworden iſt, des Herrn Jacob Ferrand.

Wenn ein Menſch wie St. Remy in ihm einen gutmüthigen oder lächerlichen Menſchen zu finden erwartet, da er ſich die Leute von ſprichwörtlicher Rechtſchaffenheit faſt dumm und albern vorzuſtellen pflegte, ſo iſt das in ſeiner Weiſe ein ſehr gewichtiges Zeugniß für den wahren Werth Ferrands.

Die Herzogin von Lucenay ſteht nicht an, ihm das Geheimniß ihrer Ehre und Liebe anzuvertrauen, denn, redet ſie ihn an: ich weiß, daß Sie ein Mann von Ehre und Rechtlichkeit ſind.

Herr Jacob Ferrand iſt der feine und koſtbare Notar, der zu guten Geſchäften räth.

Der Herzog von Lucenay rühmt von ihm: er iſt ein Mann von wahrhaft antiker Redlichkeit.

Mutter Bouvard, die Verkäuferin im Temple,

Digitized by Google

ſagt, er ſei ein außerordentlich frommer, wahrhaft heiliger Mann; er hat in ſeiner Expedition ein Crucifix, als wäre ſie eine Sakriſtei.

Auf die bloße dringende Empfehlung und den Wunſch des frommen und angeſehenen Ferrand öffnet ſich das Gefängniß der Marienblume.

Der Abbe tröſtet ihn in der Krankheit und ſagt zu ihm: Wir ſind allzumal Sünder, aber wir beſitzen nicht Alle die chriſtliche Liebe, die Sie auszeichnet, mein würdiger Freund. O, die ſind ſelten, welche gleich Ihnen von den irdiſchen Gütern ſich losreißen und nur daran denken, wie ſie dieſelben noch bei Lebzeiten auf recht chriſtliche Weiſe verwenden. Ich wiederhole es, Leute wie Sie ſind ſelten und darum nicht genug zu ſegnen.

Weil wenige Leute — Polidori ſpricht das Weſen der Sache aus — ſo wie Jacob Ferrand, Reichthum mit Frömmigkeit, Verſtand mit Wohlthun verbinden.

Genug, Jacob Ferrand iſt, was Reich und Arm, Vornehm und Niedrig, kurz die Welt einen frommen und rechtſchaffenen Mann nennt. Sein Ruf als ſolcher iſt wohlbegründet und ſteht unerſchütterlich feſt. So feſt, daß er der unglücklichen Louiſe Morel einen Schlaftrunk reichen laſſen, ſie im Schlaf überwältigen, entehren, und als ſein Opfer an ſeiner Seite erwacht und entſetzt fliehen will, daſſelbe zurückhalten und mit der Miene der Verwunderung fragen kann: Was fällt dir ein, bin ich nicht mit deiner Bewilligung hier? — Ich habe deinen Schlaf benutzt? ich? du ſpaßeſt. — Wer ſoll dir dieſe Lüge glauben? — Biſt du denn wirklich närriſch? Was willſt du zu deinem Vater ſagen? Daß es dir gefiel, mich hier bei dir aufzunehmen? das ſteht dir frei; du wirſt ja ſehen, wie er dich empfängt. — Wollteſt du ſo frech ſein und von Gewaltſamkeit reden? Verlangſt du einen Beweis für deine Lüge? — Und er hat für den Beweis geſorgt.

Sein Ruf ſteht unerſchütterlich feſt, ſo feſt, daß Louiſe, als ſie bereits hoch ſchwanger, einen Plan des Notars gegen ihr Leben belauſcht und dann ſpäter ſchrecklich gemißhandelt wird, nicht wagt, um Hülfe zu rufen, aus Furcht, er möge ſie erſticken und dann ſagen, ſie ſei bei der Entbindung geſtorben.

Der Ruf ſeiner Frömmigkeit und Rechtſchaffenheit ſteht unerſchütterlich feſt, ſo feſt, daß er auf dieſe Weiſe ſein eigen Kind morden und dann die bejammernswerthe Mutter des Kindesmordes grauſam anklagen, den Verdacht der Vaterſchaft aber auf Germain ableiten kann.

Aber wozu die Grauſamkeiten und Verbrechen dieſes Ungeheuers weiter aufzählen, der Ruf des Notar Ferrand als eines frommen und rechtſchaffenen Mannes ſteht ja unerſchütterlich feſt, ſebſt ſo feſt, daß, als Rudolf ihn — furchtbare Strafe! — zur Büßung des Elends, das er unter ſeinen Mitmenſchen verbreitet hat, zwingt, von dem verbrecheriſch angeſammelten Vermögen wirklich frommen Gebrauch zu machen; ihn zwingt, nun wirklich rechtſchaffen zu handeln, — daß da der Pfarrer und die Welt ihn ſegnen. Der Ruf ſeiner Frömmigkeit und Rechtſchaffenheit folgen ihm über das Grab hinaus.

Das Geheimniß ſeiner Verbrechen nimmt er dagegen unenthüllt — wenigſtens öffentlich unenthüllt — mit in das Grab. Dort werden ſie vergeſſen wie ſeine Aſche. Was ihn überlebt, ſind ſeine guten Thaten, was ihn unſterblich macht, iſt ſein Teſtament — die Armenbank — was nicht untergeht mit ſeinem der Vergänglichkeit unterworfenen Theil, iſt ſeine Heu-

Digitized by Google

chelei: ſein Vermächtniß iſt das Geheimniß der ſcheinenden Frömmigkeit und Rechtſchaffenheit.

Jacob Ferrand iſt der vollkommene Heuchler, dem ſelbſt der Tod die Maske nicht abzureißen im Stande iſt. Um eine lange Reihe von Jahren die Rolle fortſpielen zu können, verleihen der Stoff und die Nahrung der Zeit ſelbſt der Beſchränktheit Kunſt und Geſchick genug.

Madame Roland, die ſpätere Gräfin von Orbigny, Stiefmutter der Frau von Harville, liefert hiervon den Beweis.

Iſt dem Notar die Heuchelei nun Sache des vollſtändigſten Bewußtſeins, der Madame Roland aber gleichſam Inſtinct, ſo ſteht zwiſchen ihnen die große Maſſe derer, die hinter das Geheimniß nicht kommen können und doch ſich unwillkührlich gedrungen fühlen, daß ſie's möchten. — So iſt es denn nicht Aberglaube, welche Hoch und Niedrig in die unheimliche Behauſung des Charlatans Bradamanti (Abbe Polidori) führt, nein, es iſt das Suchen des Geheimniſſes, um vor der Welt gerechtfertigt zu ſtehen. Das gefallene Mädchen will nicht verachtete Mutter werden — der Charlatan kennt ein Mittel. Es gilt einem Mord; aber der Mörder will nicht Mörder, ſondern geachtet, geliebt und geſegnet ſein — Bradamanti hat ein Gift.

Das Geheimniß ein Spott.

Jetzt iſt das Geheimniß Gemeingut geworden, das Geheimniß aller Welt und jedes Einzelnen. Entweder iſt es meine Kunſt oder mein Inſtinct, oder ich kann es mir als eine käufliche Waare verſchaffen. Das Geheimniß iſt alſo durchaus nicht mehr die Verborgenheit und Unzugänglichkeit ſelbſt ſondern, daß es ſich verbirgt, ſich unzugänglich macht, oder noch beſſer, daß ich's verberge, ich's unzugänglich mache. Die verſchloſſenen Thüren ſind es nunmehr, hinter denen das Geheimniß ausgebrütet, gebraut, verübt wird. Damit iſt aber auch die Möglichkeit gegeben, daß ich es behorchen, belauſchen, ausſpioniren kann.

Haſt du aber ſelbſt etwas zu verbergen, welches das Licht ſcheut, ſo gewährt dir's eine boshafte Luſt, das Geheimniß eines Andern entlarvt zu ſehen. Du empfindeſt die Wonne der Schadenfreude, daß der Andre nicht beſſer iſt, als du biſt, und verfolgſt ihn mit Spott und Hohn, daß er doch beſſer ſein wollte als du. Und beſſer ſein will Jeder als der Andre, weil er nicht allein die Triebfedern ſeiner guten Handlungen geheim hält, ſondern ſeine ſchlechten ganz und gar in undurchdringliches Dunkel zu hüllen bemüht iſt.

Dieſe Schadenfreude iſt denn auch die Quelle des gemeinen Tagesgeklätſches, in welchem die Nachbarn ſich durch Mittheilung der Reſultate ihres Spionirens über ihr eigenes Licht- und Waſſerſcheues Innere Troſt einreden.

Wenn aus dieſem Grunde Jedermann den Hang hat, hinter des Andern Geheimniſſe kommen zu wollen, ſo werden doch nur Wenige im Stande ſein, ihre Luſt zu befriedigen. Am günſtigſten ſind in dieſer Hinſicht die Dienſtboten geſtellt. Sie ſehen ihre Herrſchaft ewig im Negligee. Dennoch ſind ſie nicht unintereſſirt genug, die nackte Blöße dringt ſich ihnen auch von ſelbſt zu ſehr auf, als daß ſie zu dem reinen und ungetrübten Genuß kommen könnten, welcher in der bloßen Enthüllung liegt, ohne daß von dieſer irgend ein individueller Nutzen oder Schaden ſich verſprechen oder vorausſehen ließe. Patterſon und Boyer, der Kutſcher und Kammerdiener des Vicomte von

Digitized by Google

St. Remy machen ſich daher zwar den Ruin ihres Herrn gefühllos zu Nutze und repräſentiren damit die bittre Ironie des Schickſals, welches den Diener zum Herrn ſeines Herrn macht, dieſen in die Gewalt und Gnade ſeines Dieners giebt, ſind jedoch zu der komiſchen Ironie, welche ſo wenig egoiſtiſch iſt, daß ſie mit der bloßen Verſpottung ſich begnügt, nicht unbefangen genug. Die Stellung des Portiers gewährt dagegen die verhältnißmäßige Unabhängigkeit, um über die Geheimniſſe des Hauſes freien, intereſſeloſen, wenn auch derben und verletzenden Spott auszuſchütten. Anaſtaſia Pipelet, die Frau des Portiers, wie ſie nicht müde wird, den verliebten, oft angeführten Kommandanten Karl Robert zu verhöhnen, wie ſie ſich und ihre Freundin, der Auſterfrau, das Vergnügen verſchafft, durch den Schleier hindurch das Geſicht der unglücklichen Frau zu ſehen, ehe ſie derſelben den Weg zu dem Manne weiſt, welcher ſie im prächtigen, großgeblumten Schlafrocke und ſeine geſtickte, griechiſche Sammetmütze auf dem Kopfe erwartet; wie ſie lachend ausruft: „heut ſcheint es was Ordentliches zu werden. Ich wünſche viel Vergnügen!" Anaſtaſia Pipelet hat die Aufgabe, gewiſſermaaßen den kleinen Krieg gegen das Geheimniß zu eröffnen.

Ihr Mann, der Portier Alfred Pipelet, ſteht ihr mit wenigerem Glück zur Seite. Wenn Anaſtaſia nämlich das Geheimniß mit Spott angreift, ſo iſt das Geheimniß, dem Alfred unterliegt, nichts als ein Spott, ein Streich, der ihm geſpielt wird, nur daß er an die Poſſe nicht glauben will, ſondern gegen das furchtbare Complot ſeines Todfeindes Cabrion die Polizei zu Hülfe ruft. Was aber hat ihm Cabrion gethan? Er hat ihm — eine Erſcheinung — einen Kuß auf das kahle, ehrwürdige Haupt gegeben. Er hat auf geheimnißvolle Weiſe über das keuſche Ehebett der beiden Pipelets ſein verhaßtes Bild zu practiſiren gewußt. Er hat Pipelet ſeinen Freund für's Leben genannt, u. ſ. w. Pipelet aber bleibt bei jeder neuen Poſſe unbeweglich, wie bei allen wichtigen Gelegenheiten ſeines Lebens und kann nur durch das Univerſalmittel ſeiner Frau, Abſpath, wieder zur Beſinnung gebracht werden.

Sein Glaube iſt das Geheimniß der Andern. So glaubt er denn auch an die Keuſchheit ſeiner Frau, glaubt ſie jeden Augenblick unwürdigen und ſchaamloſen Angriffen ausgeſetzt. Immer hört er den Hülferuf ihrer verletzten Züchtigkeit. Und wenn er an das abſcheuliche Attentat denkt, wird er vor Schaam ganz roth. Als aber die unverſchämten Menſchen, deren Opfer er ſeine Frau glaubt, endlich bei ſeiner Thür vorbeikommen und es gilt, ihnen dreiſt auf den Leib zu gehen und ſie zur Rechenſchaft zu ziehen, da iſt dieß zwar auch ſein erſter Gedanke, an den er indeß nur mit einem Seufzer ſich erinnern kann. Er bedenkt, daß er ſich ihren Blicken, vielleicht ſelbſt ihren unverſtändigen Reden ausſetzen müßte, da empört ſich ſein Inneres und er kommt außer ſich. „Ich bin nicht ſchlechter als ein Andrer, erzählt er, aber als die ſchaamloſen Menſchen hier vorbeigingen, trat mir das Blut in's Geſicht und ich konnte nicht anders — ich fuhr raſch mit der Hand vor die Augen, um die wollüſtigen Böſewichter nicht zu ſehen." — Ja, guter Alfred, das iſt das Geheimniß, daß du dir die Augen zuhältſt. Denn hätteſt du den Muth zu ſehen, ſo würde jedes Geheimniß bald vor deinem feſten Blicke in Nichts zerfließen.

Der Sieg über den kindiſchen alten Mann iſt des Geheimniſſes entſchiedenſte Niederlage. Ein Geſcheuterer, Muthiger wird ſich durch die Poſſe nicht täuſchen und betrügen laſſen, ihr keine Macht über ſich einräumen.

Digitized by Google

Wenn Anaſtaſia alſo das Geheimniß verſpottet, ſo kommt an Alfred die Selbſtverſpottung des Geheimniſſes zum Vorſchein. An ihm entwickelt ſich der Humor des Geheimniſſes.

Lachtaube.

Ein Schritt bleibt noch zu thun übrig. Das Geheimniß iſt durch ſeine eigene Conſequenz, wie wir an Pipelet und durch Cabrion geſehen haben, dahin getrieben worden, ſich zum bloßen Poſſenſpiel herabzuwürdigen. Es kommt nur noch darauf an, daß ſich das Individuum nicht mehr dazu hergiebt, die alberne Komödie zu ſpielen.

Lachtaube thut dieſen Schritt auf die unbefangenſte Weiſe von der Welt.

Wenn die Prude mit der größeſten Peinlichkeit auf ihren guten Ruf bedacht iſt, ſich nicht anders als mit Mutter oder Tante öffentlich ſehen läßt, ſo lebt dieſes Mädchen mit der heitern, lebendigen, glücklichen, beweglichen, proſaiſchen, ſorgloſen, obgleich gutmüthigen und mitleidigen Natur im ungenirteſten Umgange mit demjenigen, der grade ihr Nachbar iſt. Sie weckt ihn des Morgens, macht ihm die Stube ſauber und ordentlich, ſorgt für ſeine Wäſche, läßt ſich dafür ihr Zimmer bohnen, hängt ſich Sonntags an ſeinen Arm und läßt ſich zum Diner bei einem Reſtaurateur oder in's Theater führen oder beſieht mit ihm, wenn ſie beide kein Geld haben, die Kaufmannsläden. Dabei freut ſie ſich, daß ſie ihrem Freunde in dem dunkelblauen Levantinekleid, im niedlichen Häubchen mit Spitzengarnirung und Orangeſchleifen, in dem Stiefelchen von Satin Türe und dem prächtigen Shawl von Bourre de Soie, der ganz wie Caſchemir ausſieht, Ehre macht. Sie läßt ſich von ihrem Nachbar den Shawl von ihrem Bette holen, von ihm unter dem Chemiſet feſtſtecken, fordert ihn auf, ihr des Abends, wenn er grade nichts Anders vorhat, in ihrem Zimmerchen vorzuleſen, ſagt zu ihm „Männchen" und läßt ſich von ihm „Frauchen" nennen, kurz verkehrt mit ihm ohne Zurückhaltung und auf vertrauteſte Weiſe. So hat ſie's mit Gireaudeau, Cabrion, Germain getrieben, mit Rudolf beginnt ſie von neuem, und trotzdem hat ſie ſtets ihre Unſchuld bewahrt. Sie hat ihre Unſchuld bewahrt, nicht weil die geheimnißvolle Flamme der Tugend in ihrem Buſen brennt, nein, ſie macht gar kein Geheimniß daraus: weil ſie keine Zeit hat, um eine Liebſchaft einzugehn. — Rudolf fragt: „was hindert die Zeit, um einen Liebhaber zu haben?" — „Was die Zeit hindert? Alles," antwortet ſie. „Erſtlich würde ich eiferſüchtig ſein, wie eine Tigerin, — und mich mit den ſchrecklichſten Gedanken quälen. — Verdiene ich ſo viel Geld, daß ich des Tags ein Paar Stunden durch Jammern und Weinen verlieren kann? Und wenn man mich hinterginge, welche Thränen! welcher Gram! Das würde mich unendlich zurückbringen! Noch ſchlimmer wär's, wenn er zu artig wäre. Könnte ich dann einen Augenblick ohne ihn leben? Und wenn er mich verließe? — Bedenken Sie! Ach, ich weiß gar nicht, was alles mir widerfahren könnte. So viel iſt gewiß, daß meine Arbeit darunter leiden würde, und was ſollte dann aus mir werden? Ich kann kaum jetzt, da ich ganz ruhig bin, Alles verdienen, was ich brauche, wenn ich zwölf bis funfzehn Stunden täglich arbeite. Wie könnte ich die Zeit wieder einbringen, wenn ich durch Jammern und Klagen wöchentlich ein Paar Tage einbüßte? — Sie ſehen ſelbſt, es geht nicht," ſchließt ſie dann. Sie macht ſich gar kein Verdienſt daraus. Sie beruft ſich nicht auf das Geheimniß der

Digitized by Google

Jugend in ihrem Busen. Ganz einfach erklärt sie: „ich habe nicht Muße gehabt, um verliebt zu sein.“— Und als sie nun später für den unglücklichen Germain, der des Diebstahls angeklagt, im Gefängnisse sich nur mit seiner früheren Nachbarin beschäftigt, wirklich nicht mehr bloß Freundschaft, sondern die wahrhafte und innigste Liebe empfindet, da verbirgt sich hinter ihrer Liebe nicht jenes Geheimniß, welches die Liebenden in ihrer Liebe nicht eher befriedigt sein läßt, als bis sie einander besitzen, bis sie sich einander Arm in Arm liegen. „Ich will nicht daran denken, sagt sie zu Rudolf „gewiß ist, ich werde für Germain alles thun, was ich vermag, so lange er im Gefängnisse ist. — Ist er frei, dann wird es immer Zeit sein zu überlegen, ob ich Liebe oder Freundschaft für ihn empfinde. — Ist es Liebe, nun so mag es Liebe sein. Bis dahin werde ich mich nicht darum kümmern.“ Ihre Liebe ist reine Liebe, Liebe ohne Schaam, denn ungetrübt ist sie von romantischen Träumen, die das Blut aufregen Denen, welchen die Gluth im Busen, das Feuer in den Adern das Geheimniß der Liebe ist.

Lachtaube baut auf ihre Gesundheit und Jugend, d. h. auf sich selbst. Eine fremde Macht kennt sie nicht, die ihr ihr Selbstvertrauen stören könnte. Darum ist sie so heiter und guten Muths. Als Rudolf sie daher ermahnt, an die Zukunft zu denken „wenn Sie z. B. krank würden“ — lacht sie laut auf und erwiedert: „Ich — krank? Mit achtzehn Jahren, bei dem Leben, das ich führe, ist das nicht möglich — Ich stehe im Winter wie im Sommer um fünf Uhr auf und lege mich um zehn oder elf Uhr nieder; ich esse nach meinem Appetit, der nicht groß ist, friere nicht, arbeite den ganzen Tag, singe wie eine Lerche, schlafe wie ein Murmelthier und bin leichten zufriedenen Herzens; ich habe die Gewißheit, daß mir es nie an Arbeit fehlt, warum also sollte ich krank werden? Das wäre zu drollig.“

In der That, es ist nicht möglich, daß sie krank oder unglücklich werde, da nichts Macht über sie hat. Sie ist sich selbst Alles. Sie wünscht sich also auch Nichts, wenigstens Nichts, was den Namen Wunsch verdiente. Denn was sie wünscht, den Aufsatz auf ihrem Kamin, den wird sie ja erhalten. „Wann?“ fragt sie sich und antwortet heiter: „Das weiß ich nicht, aber ich habe mir es in den Kopf gesetzt, ihn zu erhalten, und es wird geschehen, sollte ich in der Nacht länger arbeiten.“ Also sie selbst kann und wird sich den Wunsch erfüllen. Das Wie? ist ihr kein Geheimniß. Sie braucht auf kein Ungefähr, keinen Zufall, kein Wunder zu warten, sondern allein auf ihre Lust, ihr Belieben.

Weil das Geheimniß in keiner Weise und Gestalt Macht über sie gewinnen kann, drückt es sie auch nicht, wird es ihr auch nicht zu schwer auf dem Herzen, wenn ihr ein Freund etwas anvertraut. „Im Ernst, Herr Nachbar,“ spricht sie fest und entschlossen zu Rudolf, als derselbe sie bittet, ihm Germains Wohnung zu sagen, sie beschwört im eigenen Intresse Germains „im Ernst, Herr Nachbar, ich glaube, daß Sie Herrn Germain alles Gute wünschen, aber ich habe ihm das Versprechen geben müssen, seine Adresse Niemanden zu sagen. Ich habe es versprochen und werd es halten.“ Sie vertraut Germain wie sich selbst, darum findet sie, um sich so auszudrücken, in seinem Geheimniß nichts Geheimnißvolles. Es ist ihr nichts weiter als ihr Versprechen.

Das Budget der Lachtaube beweist, daß sie arm ist, dennoch unterstützt sie die unglücklichen Morels mit ihrem Ersparten, theilt mit ihnen ihr einfaches Mahl, kürzt sich an ihrem einzigen Reichthum, der

Digitized by Google

Zeit, um Louiſe und Germain im Gefängniſſe zu beſuchen. Aber weder macht ſie ein Aufhebens von den großen Opfern, die ſie bringt, noch ſchämt ſie ſich der verhältnißmäßig geringen Dienſte, die ſie ihren Freunden nur leiſten kann. Sie ſchlägt, was ſie thut, nicht höher und nicht geringer an, als was es iſt: eine Wohlthat, die ſie dem bedrängten Nächſten erzeigt, eine Freude, die ſie ſich ſelbſt damit bereitet. Dabei läßt ſie ſich in der Art und Weiſe, wie ſie zu Hülfe kommt, rein von ihrem menſchlichen Gefühl leiten. Nicht unſichtbar wie ein Engel erſcheint ſie und ſpendet ihre Gabe, nein, ſie leiht den Morels. „Es taugt nicht," denkt ſie, „drei Frankenſtücke müßig daliegen zu haben, wenn ehrliche Leute in der Nähe verhungern." Sie leiht ihnen das Geld. „Wenn ich ſage, ich lieh ihnen das Geld," erklärt ſie Rudolf, „ſo that ich dieß nur, um ſie nicht zu kränken, denn ich hab es ihnen herzlich gern geſchenkt." Ein Engel würde die Unwahrheit, und ſei ſie noch ſo klein, verſchmähen. Sie aber, das arme Mädchen, will die armen Nachbarn nicht „kränken."

Rudolf verſpricht ihr darauf: „ſie werden Ihnen das Geld wieder erſtatten, da ſie jetzt in beſſere Umſtände gekommen ſind." Darauf beſinnt ſie ſich nicht lange zu antworten: „ich werde es auch nicht ausſchlagen, denn es giebt doch einen Anfang zu den Vaſen, die ich mir ſo ſehr wünſche." Wie wenig ſchwer würde es dem Engel werden, einem ſo kindiſchen Wunſch zu entſagen, um ſich mit dem geheimnißvollen Schein uneigennütziger Mildthätigkeit zu umgeben.

Lachtaube aber iſt an dieſem Schein nichts gelegen. Sie iſt klar und offen, durchaus menſchlich.

Dadurch iſt ſie ſo lieblich, reizend, poetiſch. In ihrem Charakter iſt keine Falte, nichts Verſteckles, weder eine verborgene Tugend, noch ein übertünchter Fehler. Wie ſie iſt, ſo giebt ſie ſich; was ſie iſt, ſo ſcheint ſie.

Mit der Darſtellung eines Charakters wie Lachtaube iſt unendlich viel gewonnen. Es iſt unmöglich, ſich der Freude zu verſchließen, welche dieſes Mädchen bei jedem Schritt, den ſie thut, mit jedem Wort, das ſie ſpricht, in uns erweckt. Wer wollte nun länger läugnen, daß es außer der romantiſchen Ueberſchwänglichkeit noch eine Poeſie geben könne!

Der Weltzuſtand der Geheimniſſe von Paris im Allgemeinen.

Dieſe Welt der Geheimniſſe iſt nun der allgemeine Weltzuſtand, in welchen die individuelle Handlung der Geheimniſſe von Paris verſetzt iſt, auf dem ſie ruht, aus dem ſie hervorgeht, über den hinaus ſie ſich entwickelt, den ſie ſelbſt umzugeſtalten ſtrebt.

Ehe ich indeß zu der philoſophiſchen Reproduction der epiſchen Begebenheit übergehe, habe ich an dieſer Stelle die im Vorigen hingeworfenen einzelnen Umriſſe zu einem Geſammtbilde zuſammenzufaſſen.

Zunächſt ergiebt ſich aus meiner Darſtellung, daß die einzelnen abgehandelten Geheimniſſe ihren Werth nicht für ſich, jedes abgetrennt vom andern haben, nicht als wären ſie großartige Klatſchneuigkeiten, bei deren Erzählung man ohne Zuſammenhang aus dem Hundertſten in's Tauſendſte kommt; ſondern darin, daß ſie in ſich eine organiſch gegliederte Folge bilden, deren Totalität das Geheimniß überhaupt iſt.

Zwar treten die Geheimniſſe in unſerm Epos nicht in dem Verhältniſſe dieſer von ſich ſelbſt wiſſenden Folge auf. Wir haben es aber auch nicht mit dem logiſchen, offenbaliegenden freien Organismus der

Digitized by Google

Kritik zu thun; sondern mit einem geheimnißvollen Pflanzendasein. Die Pflanze wiederholt ihren ganzen und vollständigen Organismus in jedem neuen Sprößling, den sie hervortreibt, wodurch es denn möglich wird, dieselbe nicht bloß aus dem Saamen, sondern auch durch Stecklinge zu ziehen. Die wesentlichen Bestandtheile, welche das Leben der Pflanze bedingen, finden sich in jedem Stiel, in jedem Blatt, nur in eigenthümlicher Vertheilung und mit dem sich geltendmachenden Uebergewicht eines oder des andern Bestandtheils, wodurch die besondere Bildung von Stiel und Blatt herbeigeführt wird, neu und vollständig vor. Aehnlich ist die Stellung der einzelnen Geheimnisse zu einander, der Geheimnisse, welche Stiele und Blätter Einer großen Wucherpflanze sind.

So ist das Verbrechen zugleich rechtlos: die Gesellschaft bestraft den Verbrecher, sie nimmt sich ihr Recht; aber das Recht, worauf er Anspruch machen kann, zu einem bessern Leben erzogen und gebildet zu werden, gewährt sie ihm nicht. Duldet sie doch fortwährend „Unwissenheit und Armuth," und diese „führen die arme Klasse zur entsetzlichen menschlichen und socialen Erniedrigung."

Die Gesellschaft hat überhaupt keinen Glauben an die Möglichkeit, daß, wer jemals ein Verbrechen begangen, umkehren und einlenken könne.

Aus Melün, wo er wegen Taschendieberei eingesteckt gewesen, entlassen, faßt der Spitzige, der Geschichtenerzähler in la force, den löblichen und festen Entschluß, sich durch Betreibung eines ehrlichen Handwerks ferner sein Brot zu erwerben. Es bleibt ihm indeß aus Ursachen nichts übrig, als in eine Bleiweißfabrik zu gehen, wo er die Qualen der Bleikolik und binnen wenigen Jahren den sichern Tod voraussieht. Welch ein Entschluß, im Angesicht von Schmerz und Tod doch ein ehrlicher Mann werden zu wollen, während er nur einen kleinen Diebstahl, wozu gar nicht einmal muthiges Bestehen von Gefahren erforderlich ist, zu begehen braucht, um von neuem im Gefängnisse eines sorgenfreien Lebens sich erfreuen zu können, eines Lebens in Gesellschaft mit Gleichgesinnten, wo ihm also nicht die Verachtung, welche draußen die böse That nach sich zieht, schneidend entgegentritt, er vielmehr durch besondre Rohheit oder das Talent des Erzählens rührender Geschichten, wie er es besitzt, sich in Ansehn setzen kann. — Also welch ein Entschluß! Und wie läßt die Gesellschaft ihm Gerechtigkeit widerfahren? Er kommt an dem Orte der Bleifabrik an. Aber dieselbe steht still, weil binnen wenigen Jahren alle Arbeiter ausgestorben sind. Nun sucht er bei allen Meistern nach Arbeit. Aber da heißt es: „will der ehemalige Sträfling fort! der Dieb! der Falschmünzer!" Wo man ihn sieht, hält man sich die Taschen zu. — Um nur nicht zu hungern, begiebt er sich auf den Weg nach Paris, weil er dort Arbeit zu finden hofft. Es ist kein Wunder, daß der reine Zufall einen Menschen, der sich in seinem besten Vornehmen verkannt und verdammt sieht, zum Diebe macht und in's Gefängniß zurückführt.

Das Verbrechen ist ferner die äußere verbrecherische That des individuellen, fleischlichen, unwissenden Menschen, des Menschen, der unter der Herrschaft seiner sinnlichen Triebe steht. Diese Seite repräsentirt namentlich der Schurimann. Früh als Schlächterbursche und Abdeckergehülfe ist's ihm schon ein materieller Genuß, zu tödten, und bereits nach seiner Umwandlung durch Rudolf erwacht diese Mordwuth noch einmal.

Das Verbrechen heuchelt auch. Es will sich den Schein teuflischer Rohheit geben, während doch der Funke der Menschlichkeit auch in der entartesten Natur noch lebendig ist und von ihr warm gefühlt

Digitized by Google

wird. Die Aufſeherin in St. Lazarus zieht daher aus einer langjährigen verſtändigen Beobachtung den Schluß, daß die gefangenen „Mädchen im Allgemeinen weniger ſchlecht ſind, als ſie zu erſcheinen ſich beſtreben.“ Und ſie hat Recht mit dieſem Schluß. Denn z. B. ein unbändiges Geſchöpf, die Wölfin genannt, ſo heftig, keck und beſtialiſch in ihrem Charakter, beleidigt die würdige Aufſeherin frech vor allen Gefangenen: in der Einſamkeit des Schlafs und Traums aber rollen zwei große Thränentropfen über die Wangen dieſes Mädchens mit der eiſernen Stirne und ſie ſieht: Verzeihung! Verzeihung! Madam Armand! Am nächſten Tage unter ihren Gefährtinnen iſt ſie jedoch wieder roh und ungeſtüm gegen dieſelbe Madam Armand. — Durch den unerklärlichen Einfluß der Marienblume wird ſpäterhin die Wölfin mit ihrer ganzen Rotte gehindert, ein unglückliches ſchwangeres Mädchen länger grauſam zu mißhandeln. In Folge deſſen klagt ſich die Wölfin der Feigheit an, und glaubt ſich deshalb verachten zu müſſen, da die Worte: „Tod den Feigen“ von ihrem Geliebten Martial mit rothglühender Nadel ihr auf den Arm geſchrieben, ſich wieder ſie ſelbſt kehren, wie ſie meint. Sie ruft aus: „ich hätte die Mt. St. Jean erwürgen mögen, als ſie ſagte, Sie (Schalterin) wendeten uns vom Böſen zum Guten, denn ſie hatte — zu unſerer Schande — Recht.“ — Schande nennt ſie das. Schaudererregende Heuchelei des Verbrechens!

Das furchtbare Skelett in la force rühmt ſich: „ich würde einen Menſchen für ſechs Francs, für gar nichts, bloß der Ehre wegen ermorden. Man glaubt, ich hätte nur zwei Perſonen umgebracht, aber wenn die Todten reden könnten, würden fünf beſtätigen können, wie ich arbeite.“ —

„Der Räuber ſchnitt auf,“ fährt Eugen Sue fort und fügt hinzu:

„Dieſe blutdürſtigen Prahlereien ſind einer der characteriſtiſchen Züge der verhärteten Verbrecher.“

„Ein Gefängnißdirector ſagte aus: wenn die angeblichen Mordthaten, deren ſich dieſe Unglücklichen rühmen, wirklich geſchehen wären, würde der zehnte Menſch ermordert ſein.“

Endlich muß das Verbrechen in ſich ſelbſt auch ſeine Ohnmacht erkennen, wodurch es nicht, wie es meint, Gott und die Geſetze verhöhnt, ſondern ſich ſelbſt zu einem Spott macht. Durch die That empören ſich die Miſſethäter gegen göttliche und weltliche Ordnung; und dennoch „fühlen die Gefangenen in St. Lazarus eine gewiſſe Scheu und Furcht bei dem Anblicke des Bildes der Jungfrau und der von ihnen ſelbſt angefertigten Opfergaben.“ Die Gauner und Mörder, welche ſich trotzig auf ihren Unglauben und Rohheit verlaſſen und ſtützen, bedürfen doch des geweihten Zweigs in der Penne als eines geheimnißvollen Schirms und Talismans für ihre Erholungsſtunden.

So wird die Heuchelei und Scheinheiligkeit Ferrands ebenfalls an ſich ſelbſt zum Spott. Er würde einen Andern in ſeinem Fall verlachen; viel weniger aber könnte es für ihn, wäre er nicht eben ein Hohn auf ſich ſelbſt geworden, eine ſo furchtbare Strafe ſein, daß er am Ende ſeines Lebens allen ſeinen Scheinheiligkeiten die Krone aufſetzen und die erſtrebte Frucht, köſtlicher als er je hoffen durfte, gewinnen ſoll: mit dem Glorienſchein zu ſterben. Daß er jedoch dieſer Strafe ſich unterwirft, mag uns mit ſeinem ſcheußlichen Character verſöhnen. Er beweiſt damit, daß er doch noch Menſch iſt. Der Teufel ſchlug Rudolf ein Schnippchen, und machte ihn zum

Digitized by Google

Werkzeug seiner Bosheit, während Ferrand umgekehrt mit seinem Geiz der Wohlthat, mit seinem Haß der Liebe, mit seinen satanischen Eigenschaften der Menschheit zu dienen sich gezwungen sieht. Zu gleicher Zeit die Heuchelei und Selbstverspottung des Verbrechens geben sich auch darin zu erkennen, „daß die meisten Gefangenen seltsamer Weise und trotz ihrer Verderbtheit fast immer die naiven Erzählungen lieben, in denen, nach den Gesetzen eines unerbittlichen Geschicks, der Unterdrückte nach zahllosen Prüfungen an seinem Tyrannen gerächt wird." Man folge der Erzählung des Spitzigen „Gringalet und Schneidentzwei" und beobachte mit welchen leidenschaftlichen Verwünschungen die Missethäter den Bösewicht verfolgen, mit welcher beifälligen Spannung sie die Befreiung des Opfers erwarten, und das in demselben Augenblick, wo sie einen blutigen Anschlag gegen einen Mitgefangenen — Germain im Schilde führen.

In der Selbstverspottung richtet das Geheimniß sich selber. Es vollendet und zertrümmert sich zugleich in seiner Vollendung. Ferrand fühlt sich grade dadurch so gänzlich vernichtet, daß seine Heuchelei, die Kunst und der Ruhm seines Lebens, sich über alle Erwartung selbst erreicht, daß er sich gezwungen sieht, „während er vor ohnmächtiger Wuth zittert, die gerechten Lobsprüche eines achtbaren Geistlichen zu verdienen, den er bis dahin getäuscht hatte."

Damit fordern die Geheimnisse, welche, so ineinander wie außereinanderlebend, eine mächtige Giftpflanze alle unsere Zustände und Verhältnisse durchwachsen und überwuchern, selbst dem Fürsten sich um den Thron rankend und durch die Krone schlingend — Rudolf giebt seine Vernunft in die Hände eines Niederträchtigen, Polidori's, schenkt sein Herz einer Unwürdigen, Sahrah Segten, hebt das Schwert gegen seinen Vater und muß seine todtgeglaubte Tochter, eine Fürstentochter! in Armuth, Erniedrigung und Schande wiederfinden — damit sich selbst in ihrer letzten Consequenz vernichtend, fordern die Geheimnisse jeden kräftigen Character zur selbständigen Prüfung auf. Zu ihr mögen wir Selbstvertrauen und Muth gewinnen, da ein einfach Mädchen, Lachtaube, ohne großen Kraftaufwand, bloß ausgestattet mit der Macht ihres Naturels, glücklich voranschreitet, und heiter und frei athmet, wo sonst Allen die Brust beengt und der Kopf benommen ist.

Die epische Begebenheit der Geheimnisse von Paris.

Der Weltzustand der Geheimnisse von Paris, als Epos betrachtet, ist eben das Geheimniß. Wohl richtet er sich selber und löst sich in sich selber auf. Aber daß mit ihm nicht auch zugleich die Welt untergehe, müssen Männer auftreten, die, was ihre Zeit unwissend und nur leidend über sich muß ergehen lassen, selbstthätig sich zur Buße auferlegen, Männer, welche, indem sie zerstörend in die Geheimnisse eindringen, zugleich das Gebäude lange gehegter Hoffnungen endlich nicht mehr auf den Sand bauen, sondern wirklich im Fundamente begründen. Dieß sind die Männer der rücksichtslosen Kritik.

Rudolf ist in unsrem Epos ein solcher Mann.

Seine active Büßung ist der Kern der individuellen epischen Handlung der Geheimnisse von Paris. Er, der Fürst von Gerolstein, ist ihr Träger und erster Diener, der erste Diener des Staats der Menschheit.

Rudolf würde indessen zu einer bloßen Idee

Digitized by Google

ohne die Wirklichkeit und das Charaktervolle der Perſönlichkeit verblaſſen oder ſich an jener allgemeinen Büßung nicht wahrhaft betheiligen können, wenn er nicht perſönlich eine ſchwere Schuld abzutragen hätte. Dieß iſt die wichtige Bedeutung des 13. Januar, an welchem Tage Rudolf das Schwert gegen ſeinen Vater gezogen.

Der Vater ruht bereits in ſeiner Fürſtengruft, Rudolf iſt ihm auf den Thron gefolgt, die Erinnerung an die verbrecheriſche That aber will nicht zur Ruhe gehen. An ſie knüpft ſich das Daſein eines Kindes, von deſſen unwürdiger Mutter, der nachherigen Gräfin Mac Gregor, Rudolf die Schuld ſeines Lebens zugewälzt bekommen hat. Rudolf bekommt die Nachricht von dem Tode ſeines Kindes, und die Vermuthung, daß es von ſolch einer Mutter verwahrloſt worden ſein möge, ſenkt einen neuen Stachel in ſein Herz, der die alte Wunde, die Wunde des 13. Januar wieder aufreißt. Rudolf begründet aus Furcht das Glück ſeiner Unterthanen; den 13. Januar vermag der Sohn nicht aus ſeinem Gedächtniſſe auszulöſchen. Rudolfs treuſter Lehrer, aufrichtigſter Freund, hingebenſter Diener, Murph, iſt zugleich der Zeuge jener unſeeligen That des 13. Januar, iſt derjenige, welcher den Arm in ſeiner vatermörderiſchen Abſicht aufgehalten.

Murph.

Aber Murph iſt zugleich die verewigte Schuld des 13. Januar und die ewige Tilgung dieſer Schuld durch unvergleichliche Liebe und Aufopferung für die Perſon Rudolfs.

In dem wahren Freunde findet der Freund ſich ſelber wieder. Dieß in der reichſten und edelſten Bedeutung giebt Murph ſeinen Werth. Die edle Einfachheit, Kräftigung und Sicherheit, deren Rudolf fähig iſt, die er jedoch in jener Liebe zu Sarah unbewußt verloren hat, bis endlich am 13. Januar der Bruch entſchieden hervortrat, dieſe Quellen ſeiner Natur, dieſes Ziel ſeines Lebens ſind ihm rein und ungetrübt in Murph erhalten.

Murph iſt die Hingebung ſelbſt für Rudolf, weil er ihm dienend ſeine Kräfte der Menſchheit widmet. Murph weiht ſich der Menſchheit, weil er erſt Rudolfs Erzieher, dann Rudolfs Freund iſt. Rudolf und das Heil der Menſchheit, Rudolf und die Verwirklichung der Weſensvollkommenheit des Menſchen iſt für Murph eine untrennbare Einheit, eine Einheit, der er ſich nicht mit der dummen hündiſchen Ergebenheit des Sclaven hingiebt, ſondern wiſſend und ſelbſtſtändig.

Murph iſt daher auch der Vertraute Rudolfs und eingeweiht in den Plan jeder Unternehmung, während der Baron Graun und alle übrigen in Rudolfs Begleitung mehr oder weniger bloße Werkzeuge ſind.

Wo Rudolf nach einer oder der andern Seite von dem Mittelpunkte, in welchem er für Murph ſteht, abirren will, da wacht Murph über ihm oder widerſetzt ſich ihm. — Darum folgt er, als Kohlenträger verkleidet, Rudolf wider deſſen Willen bis vor die Penne zum weißen Kaninchen, weil er ihn unter Gaunern, Dieben und Mördern gefährdet glaubt. Darum kann Murph es auch wagen, ſeinem Gebieter Vorwürfe zu machen, als ſei der Aufenthalt in den Höhlen des Verbrechens ſeiner (Rudolf's) nicht würdig. — Als Rudolph, gereizt durch den Widerſpruch, wiederum mit der ganzen Heftigkeit ſeines Temperaments auch gegen Murph ausbrechen will, wie einſt

Digitized by Google

gegen den Vater, da scheut sich der treue Freund nicht, ihn an den 13. Januar zu erinnern, obgleich er wohl weiß, welch ungeheuren Schmerz er hervorrufen wird.

Murph schützt und hütet Rudolf vor jeder Art der Selbstvergessenheit, gleicherweise vor der Hintansetzung des individuellen Selbst, deren Rudolfs edle Natur fähig ist, wie vor der Verläugnung der Aufgabe seines Lebens, zu der Rudolfs zornmüthiger Character sich hinreissen läßt.

Murph ist das vollständige Gegenstück zu Lachtaube. Lachtaube ist die freie und selbstzufriedene Offenheit selbst; Murph dient Rudolf, daß derselbe mit sich klar und rein in seinem Innern werde. Lachtaube hat kein Geheimniß, Murph duldet keins. Als der Lehrer Rudolfs entwickelt er die verborgenen Keime seiner herrlichen Natur, daß sie später an Geist und Körper offenbar werden sollen. Als Freund Rudolfs widmet er sich mit Leib und Seele der Büßung desselben, daß sie aus einem geheimen verzehrenden Kummer beglückende That werde.

Lachtaube steht auf der äußersten Gränze der Geheimnisse. Sie ist sich selbst ihres hohen sittlichen Werths nicht bewußt; darum ist sie sich selbst noch Geheimniß. Murph ist vollkommen mit sich im Reinen über das, was er erstrebt. Aber noch ist ihm bloß Rudolf, als der die Aufgabe seiner persönlichen Buße Lösende, der allein Fähige, alle Räthsel der Welt zu lösen. Murph hebt zwar mit den Schleier von den Geheimnissen, aber nur um Rudolfs willen. Er hilft zwar an der Arbeit, die Macht der Geheimnisse zu zerstören, aber er hat doch die unerschütterliche Ueberzeugung nicht, daß dieser Kampf noth thue und gelingen könne. Er kann noch glauben, daß es für seinen Gebieter und Freund Rudolf, den souveränen Fürsten, ein unwürdiges Beginnen sei, sich unter Verbrecher zu mischen.

Lachtaube und Murph reichen sich also gleichsam die Hände. Sie heiter aus dem düstern Hintergrunde der Geheimnisse heraus, er, seine Kräfte einem wohlthätigen, weltumgestaltenden Handeln widmend, selbstbewußt einen Strudel von Begebenheiten beherrschend, ernst, fast trüb in die dunkle Region der Geheimnisse hinein, die ihm Räthsel und Wolken bleiben, obgleich er die Nebel so oft zerreißen hilft.

Rudolf — das enthüllte Geheimniß aller Geheimnisse.

Rudolf hat das Schwert gegen seinen Vater erhoben.

Zur Buße der Schuld, die er dadurch auf sich geladen hat, unternimmt er eine große Reise, und hat sich ungefähr dieselbe Aufgabe gestellt, als der erneuerte Schwanenorden, nämlich „physische und moralische Leiden zu lindern," wo er sie findet.

So unendlich werthvoll und folgenreich diese Idee des Schwanenordens ist, so erscheint sie doch in Verbindung mit Rudolfs Schuld gebracht, wie ein ganz unlogischer launenhafter Einfall Eines, der freilich die Macht zu solchen Einfällen hat. Es ist nicht einzusehen, wie die Versündigung gegen den Hochseeligen Vater an elenden Bettlern und Wilden wieder gut gemacht werden könne. Außerdem entzieht Rudolf durch diese Reise seinem Lande die Gegenwart des Souverains und giebt es der jedenfalls nicht wünschenswerthen Lage unter einer längeren Regentschaft Preis.

Digitized by Google

Es gilt hier ein vorurtheilsfreies Eingehen in Rudolfs Character, auf die Art ſeiner Schuld, den Gedanken ſeiner Büßung.

Rudolf will, wie er perſönlich an der Perſon ſeines Vaters ſich vergangen, dadurch ſühnen, daß er ſich zum Wohlthäter der menſchlichen Geſellſchaft macht.

Soll nun ein ſo unverhältnißmäßig großes Werk aus vergleichsweiſe ſo geringem Anfang und Anlaß hervorgehen können? Es iſt ja die im Zorne erhobene Hand nicht einmal niedergefallen auf das theure Haupt des Vaters. Die That, welche, wenn geſchehen, Rudolfs Leben auf ſeine ganze Dauer und bis in's Grab hinein hätte erbittern müſſen, iſt ja nicht vollbracht worden. Zur rechten Zeit ſchickte ein günſtiges Schickſal den Freund herbei, den Arm aufzuhalten, die That ungeſchehen zu machen.

Hier haben wir den Schlüſſel gefunden: Die Dazwiſchenkunft Murphs. Daß Rudolf durch die Gunſt des Geſchicks *nicht wirklich* zum Vatermörder geworden, dieß iſt die Quelle zu dem Strom ſeiner Buße.

Wodurch hat er dieſe unendliche Gunſt verdient? Dieſe ungerechte Gunſt! Iſt er nicht ſo wie ſo ſchon überſchüttet vom Glück? Durch die Geburt an einen Platz geſtellt, der ihm einſt die höchſte irdiſche Macht — die ſouveräne Macht eines Fürſten — zu Füßen legen wird, ſtehen ihm alle materiellen und geiſtigen Schätze zu Gebote. — Daneben ſieht er den in Armuth und Niedrigkeit Gebornen, der um ſein Leben zu friſten Herz und Geiſt vernachläſſigen, in Arbeit verkrüppeln muß, von der Noth zum Verbrechen getrieben wird. Wodurch hat er den ungeheuren Abſtand verdient? Hat er ihn verdient durch die würdige Anwendung des Vorzuges ſeiner Geburt? — Er hat von einem treuen Lehrer ſich losgeſagt, iſt den Unterweiſungen eines Schändlichen gefolgt, hat ſein Herz an eine Herz- und Gewiſſenloſe gehangen, den tödtlichen Stoß gegen den Vater geführt. — Der Mörder ſollte mit dem Mörder das gleiche Loos auf dem Schaffott zu erwarten haben, Rudolf aber, der vom Schickſal durch Bildung, durch klare Vorſtellung von Recht und Unrecht Bevorzugte, Mörder aus bloßer zornmüthiger Leidenſchaft unvergleichlich härtere Strafe als der Mörder aus Hunger und Verzweiflung.

Aber o des Uebermaaßes von Glück, das ihn überhäuft! Rudolf wird bei der gleichen, der ſtrafwürdigern Abſicht doch nicht zum wirklichen Mörder. Nicht daß er ſelbſt noch zur Beſinnung gekommen wäre — nein, die Gunſt des Geſchicks ſendete zur rechten Zeit den Freund.

Was Rudolf niederbeugt und zu erdrücken droht, iſt die ungeheure ungerechte Gunſt des Schickſals. Die *verhinderte* That gerade wächſt zu einer rieſenmäßigen Schuld für ihn an, die er abzutragen ſich unwiderſtehlich gezwungen fühlt.

Gepreßt von dem Bewußtſein dieſer Schuld, beengt von dem unverdienten Vorzug faßt Rudolf den Gedanken *reiner Kritik*. Und dieſer Gedanke iſt fruchtbringender für ihn und die Menſchheit als alle Erfahrungen, welche dieſe in ihrer Geſchichte gemacht, als alles Wiſſen, das Rudolf aus dieſer Geſchichte, geleitet ſelbſt von dem treuſten Lehrer, ſich hat aneignen können.

Die Macht der Kritik iſt es, welche Rudolf hinaustreibt, ihm die Aufgabe ſtellend, „das Gute zu belohnen, das Böſe zu verfolgen, die Leidenden zu unterſtützen und alle Wunden zu unterſuchen, um vielleicht einige Seelen dem Verderben zu entreißen."

Die Macht der Kritik ſtattet ihn mit dem ernſten, unerſchütterlichen Willen aus, dieſe Aufgabe zu erfüllen. Sie läßt ihn die Trägheit und Bequemlichkeit abſchütteln, welche ſonſt dem Individuum anhaftet;

Digitized by Google

läßt ihn den Reichthum von Kräften, welche die menſchliche Natur in ſich ſelber beſitzt, entdecken und entwikkeln; läßt ihn ſeine Beſtimmung erreichen.

Die Macht der Kritik giebt ihm den Muth, alle Vorurtheile von ſich zu werfen, den Muth, ſeinen fürſtlichen Fuß in die Pennen und Dachſtuben zu ſetzen, vor der Berührung mit dem Verbrechen und Elend nicht zurückzuſchaudern, den Muth, unbefangenen ſittlichen Umgang mit einer Griſette zu pflegen. Ihr iſt er der heitere gefühlvolle Nachbar. Den Pipilets iſt er der „König der Miether", den Morels iſt er der beſcheidene Commis, welcher im Auftrage einer menſchenfreundlichen Dame handelt. Auf dem Ball bei dem Geſandten iſt er Fürſt. Der Marquiſe von Harville iſt er zugleich rückhaltloſer und doch rückſichtsvoller Freund: er giebt ſie ſich ſelber zurück; er trägt ihr ſeine Hand an; er entſagt ihr; er ſucht als Gatte Troſt bei ihr. Dem Schulmeiſter und Jacob Ferrand iſt er der furchtbare Engel der Rache. Der Marienblume iſt er liebender Vater ſchon ehe er weiß, daß er ihr leiblicher Vater iſt . . . Aber wer wollte es unternehmen in wenig Worten die Reichhaltigkeit zuſammenzufaſſen, zu welcher Rudolfs Charakter, nachdem er ſeinen Mittelpunkt einmal gefunden, bei ſeinen unendlich vielen und verſchiedenartigen Berührungen ſich auseinanderlegt.

Wenn Rudolf dabei die mannichfaltigſten Rollen übernimmt, ſo ſind das nicht ſeiner unwürdige Maskeraden; im Gegentheil legt er nur die große Maske, die das Schickſal durch die Geburt ihm aufgedrungen, ab, um ungehindert in allen Lagen und Verhältniſſen den reinen Menſchen herauskehren zu können.

Wer fähig iſt, ſich ernſtlich die Aufgabe zu ſtellen: „alle Wunden zu unterſuchen" hat mit dieſem Willen zugleich auch den Muth und die Kraft gewonnen, alle Wunden zu *ſehen*. Nicht auf ſeinem erhabenen Standpunkt bleibt Rudolf ſtehen, weil er weiß, daß von ihm aus geſehen, die Welt ſich in wunderlicher Perſpective darſtellt. Er ſcheut die Mühe nicht, die Standpunkte rechts und links, den oben, den in der Tiefe aus freier Wahl einzunehmen, daß er die Welt ganz kennen lernend, dadurch auch zum *ganzen* Menſchen ſich entwickle. Wer ſich feſtrammen läßt in den engen Kreis, in den ihn der Zufall geſtellt, einkeilen in den ſchmalen Spalt ſeines Berufs und Verhältniſſes, der bleibt ſein Leben lang nichts als ein Stück, ein Bruchtheil desjenigen, wozu die Natur ihn beſtimmte, indem ſie ihn aus dem Schooße eines Weibes hervorgehen ließ.

Die Macht der Kritik lehrt Rudolf den ungeheuren Beſitz an materiellen und moraliſchen Gütern, in den er durch das Glück ſeiner Geburt ohne eigne Müh und Arbeit geſetzt worden iſt, nicht als ein Recht, ſondern als eine Gnade des Schickſals anſehen, lehrt ihn, ſich dadurch der Menſchheit verſchuldet und verpflichtet zu wiſſen, lehrt ihn endlich zugleich, das Geheimniß entdecken, das Geheimniß aller Geheimniſſe, ein würdiges Ziel ſich zu ſtecken und dasſelbe zu erreichen.

Zwar führt uns der Dichter nicht gradezu an den Anfangspunkt und Quell, aus welchem ſich Rudolfs ſeegensreiche Handlungen über die Geſellſchaft ergießen — er hätte es thun ſollen, um dem trägen und ſchläfrigen Leſer nicht die Ausrede zu laſſen, er habe ein höchſt intereſſantes aber unerreichbares Ideal aufgeſtellt. Unerreichbar ſind für den weniger vom Geſchick Begünſtigten Rudolfs *Reſultate*, nicht unerreichbar das ſchöne *Ziel*, welches vor dem Auge, das durch die gereinigte Athmoſphäre klar zu ſehen im Stande iſt, ſich ſelbſt aufrichten wird. Die Kraft, vermöge der er aufgeräumt, wird ſich durch dieſe einfache Arbeit in Jedermann bis in's Ungeahnte ſtei-

Digitized by Google

gern, durch ſie wird er einen unvergleichlich höhern Werth gewinnen, als bliebe er Lebenslang der Bruchtheil von Geburt, das Stück in ſeiner einſeitigen Stellung — dennoch geht aus dem Ganzen wie aus jedem Theil der Geheimniſſe von Paris hervor, wie Eugen Sue ſein Epos und daher auch namentlich den Hauptcharakter deſſelben auf die Weltanſchauung baſirt hat, deren erſte Bedingung freie Prüfung des Beſtehenden und beſonnenes Urtheil über daſſelbe iſt. Außerdem ſind der Stellen, mit denen er die Erzählung unterbricht, Epiſoden einleitet und ſchließt, ſehr viele und alle ſind Kritik.

Will man ſich indeſſen ihrer nicht erinnern und mich beſchuldigen, als phantaſire ich in des Dichters Werk hinein und auf ſeine Koſten, ſo führt es doch ſchon meine Aufgabe überhaupt mit ſich, daß ich nunmehr an Beiſpielen zeige, wie Rudolf dieſe Kritik an Andern übt und damit unzweifelhaft auf die gründliche Selbſtkritik zurückweiſt, die ihren Reſultaten vorausgegangen ſein muß. Das unparteiſche Gericht, mit welchem Rudolf ſeinen Weltgang verewigt, iſt in der That nichts Andres als

Die Enthüllung der Geheimniſſe der Geſellſchaft.

Der Schurimann.

Rudolf iſt nicht zu vornehm und edel, um in die Geheimniſſe des Volks einzudringen, nicht zu rückſichtsvoll und befangen, um für die Geheimniſſe der gebildeten Geſellſchaft blind zu ſein.

Der Erſte, welchem Rudolf auf ſeinem Weltgange, da wo uns der Dichter mit demſelben bekannt macht, begegnet, iſt der Schurimann, wie er ein unglückliches, hübſches Mädchen roh mißhandelt. Rudolf tritt dazwiſchen und überwindet den Schurimann, indem er ihm einen Hagel von Fauſtſchlägen auf das Haupt regnen läſſet. Der Mörder, nächſt dem Schulmeiſter ſelbſt unter Seinesgleichen der Gefürchtetſte, weit entfernt durch die Püffe ſeines Beſiegers zu größerer Erbitterung gereizt zu werden, unterwirft ſich ihm vielmehr ohne Groll, ja mit Ehrfurcht vor dieſen ganz ungewöhnlichen Püffen auf's Haupt.

In dieſem Wilden, dem einſt bei dem Schlachten eines Viehes nicht der entfernteſte Gedanke an Mord und Todesqual beifiel, der dabei allein ein ganz materielles Bedürfniß mit einer Art fleiſchlichen Luſt befriedigte, in dem Schurimann ſind die moraliſchen Eigenſchaften noch ſo wenig aus ihrer leiblichen Hülle entwickelt, haben ſich aus ihrer Naturbaſis noch ſo wenig zur Selbſtändigkeit herausgearbeitet, daß der betäubende phyſiſche Schlag, welchen der Schurimann von Rudolf auf's Haupt bekömmt, zugleich zu einem electriſchen Schlage wird, der den Wilden dem Austheiler ſolcher Püffe auch moraliſch unterwirft. Von dem Augenblicke ab erkennt der Schurimann Rudolf als ſeinen Herrn und Meiſter an und giebt ſich ihm zu eigen.

Bei der Erzählung der Schalterin blitzt aus der bloßen ſinnlichen Natur des Schurimanns ſchon der natürliche edle Unwille gegen die abſcheuliche Eule auf. Aus ſeiner eigenen Erzählung geht dann hervor, daß dieſe in ſo furchtbarem Grade bloß ſinnlichen, körperlichen Kräfte und Fähigkeiten doch ſelbſt ſchon durch und durch moraliſche Mächte ſind: er, der einen Mord begangen hat, verabſcheut Diebſtahl und Raub als ſeiner Natur gänzlich zuwider. Der Schurimann iſt längſt ein moraliſches Weſen, er weiß es nur nicht; die Gemeinſchaft mit Gaunern, Dieben und Raubmör-

Digitized by Google

dern, die er ſelbſt verachtet und unter die er doch hinausgeſtoßen iſt, ruft ihm vielmehr jeden Augenblick in's Gedächtniß zurück, daß er nicht eins jener geſitteten, ehrenvollen Weſen iſt, welche ihn in ihrer Geſellſchaft nicht dulden.

Rudolf aber prüft, erkennt und ſpricht zu ihm: „Du haſt noch ein Herz und Ehrgefühl!" — das ſagt Rudolf, ſein Meiſter, von dem er die Püffe auf den Kopf erhalten hat, an die er nur mit einem Gefühl zurückdenken kann, „in welchem Bewunderung, Furcht und Achtung in einander fließen." Nun ſo muß es auch eine unumſtößliche Wahrheit ſein. Weil Rudolf zu ihm geſagt hat: Du haſt ein Herz und Ehrgefühl, darum hat er nun auch Herz und Ehre im Leibe. Er glaubt daran; er weiß ſich ein moraliſches Weſen und iſt darum ferner ein moraliſches Weſen. Dieß bekundet ſein ganzes neues Leben bis zu ſeinem Tode, bezeugt es auf rührende, aufopfernde heroiſche Weiſe, ja zuletzt mit vollkommenem Selbſtbewußtſein ſeines Werths.

Welch ein Verdienſt erwirbt ſich Rudolf damit, den Schurimann der Menſchheit zurückgegeben zu haben.

Der Schulmeiſter.

Wenn Rudolf indeſſen dem Schurimann zuruft: „Du haſt noch ein Herz und Ehrgefühl!" ſo blendet er andrerſeits den Schulmeiſter.

Der Schulmeiſter hat einſt der gebildeten Geſellſchaft angehört, er weiß alſo, daß er in dieſem individuellen leiblichen Daſein ein allgemeines, der Menſchheit angehörendes Weſen iſt. Aber er läugnet es durch ſeinen ganzen ſündhaften verbrecheriſchen Wandel. Er hat ſich von ſeinem beſſeren Selbſt und der menſchlichen Geſellſchaft gewaltſam losgeriſſen.

Wodurch er zunächſt mit der Menſchheit zuſammenhängt, die Bande an Weib und Kind ſind für ihn ohne bindende Kraft, er braucht ſie alſo gar nicht einmal zu löſen, ſie ſind ihm vom Hauſe aus keine Brücke zur Beſſerung und Vervollkommung geweſen, haben ihm vielmehr nur dazu gedient, jene unglücklichen Weſen grauſam an ſich zu ſchmieden, daß er ihr Vermögen vergeuden könne, ſie zu ſeinem Vortheil Betrug und Diebſtahl begehen mögen, wie er von ſeinem Sohne — Franz Germain — verlangt. Mit allen übrigen Menſchen iſt er nicht durch ein liebevolles, menſchliches Herz verbunden, ſondern dadurch, daß er ſie zum Spielzeug ſeines habſüchtigen Willens gebrauchen, ſie zertrümmern und morden kann, um ſie zu berauben. Von den Kräften der menſchlichen Natur in ſeinem eigenen Kopf und Buſen hat er ſich daher gleichfalls entfremdet, er iſt nicht mehr mit ihnen Eins, er fühlt ſich nicht ohne ſie Nichts, ſondern ſein individuelles, fleiſchliches Daſein iſt Herr über ſie; Vernunft und Wille ſind des Körpers Sklaven, er braucht ſie zur Erfindung und Ausführung ſeiner verruchten Anſchläge. Ja die Conſequenz der gänzlichen Losreißung des rein ſinnlichen, vergänglichen, genußſüchtigen, egoiſtiſchen Daſeins von dem allgemeinen, ewigen, entſagenden Weſen treibt ihn ſogar zur Inconſequenz, nämlich dieſen Leib, ſeinen König, für den er gemordet und geraubt, für den er Menſchen und Menſchheit geopfert hat, zu verſtümmeln.

Dieſer Mann iſt in Rudolfs Hände geliefert. Seiner Aufgabe nach hat er denſelben zu ſtrafen.

Die Strafe aber trifft mich nur vernichtend, wenn ich ihre Gerechtigkeit einſehe, wenn dieſe Einſicht ſo mächtig in mir wird, daß ich mich in ihrem

Digitized by Google

Gefolge ſelbſt verurtheile. Die Beſtrafung kann alſo nichts ſein, als das Mittel, nicht etwa bloß unſchädlich zu machen und abzuſchrecken, ſondern zuerſt den Verbrecher zum Richter über ſein Verbrechen zu erheben.

Einem Menſchen wie dem Schulmeiſter iſt daher die Aufgabe der Strafe zu zeigen und zu beweiſen, daß es ihm doch noch nicht gelungen iſt, ſich von dem Weſen des Menſchen gänzlich zu trennen, daß die allgemeinen, geiſtigen, unſichtbaren Mächte ſeiner Natur auch noch Macht über ihn haben. — Das Geſetz übt dagegen nur Wiedervergeltung aus; es beſtraft den phyſiſchen Mord mit dem phyſiſchen Tode. Der Mörder empört ſich zuletzt noch gegen die Feigheit der menſchlichen Geſellſchaft, welche — Alle gegen ihn Einen — in die Schranken tritt und ihn dann freilich bezwingt. Zur Ueberzeugung des Uebergewichts des moraliſchen Weſens kommt er nicht, weil er daſſelbe in ſeinem eignen Innern nicht mehr fühlt.

Rudolf ruft nun in den Schulmeiſter das Bewußtſein zurück, daß es ſo in ihm ſelber wie außer ihm noch eine höhere Macht über ſeinem individuellen, boshaften, egoiſtiſchen Willen giebt; er zieht dieſe Macht aus den Geheimniſſen hervor, unter das ſie der Schulmeiſter lebendig begraben hatte — und zwar, indem er ihn blenden läſſet und ihm zugleich ein kleines Vermögen ſchenkt, ſo daß ihm ein ſorgenfreies Leben geſichert ſein kann. Siehe da! plötzlich empfindet der Schulmeiſter auf's Schmerzlichſte, nicht ein körperliches Weh, nein, denn er glaubt nicht einmal, als man ihm ſagt, er ſei des Lichts ſeiner Augen beraubt, ſo ſchnell und ſo wenig ſchmerzhaft iſt die grauſame Operation an ihm vorſichgegangen, alſo nicht ein körperliches Leid empfindet er, ſondern den Mangel alles moraliſchen Halts, den zu zerſtören ſein ganzes Leben ſich's hat angelegen ſein laſſen: — Wem ſoll er ſich anvertrauen, da er ſich auf ſich ſelbſt nicht mehr verlaſſen kann? Man wird ihn berauben, iſt ſein erſter Gedanke.

Da beweiſt ihm der Schurimann, ſich ſeiner annehmend, daß es ihm (dem Schulmeiſter) nur gelungen iſt, ſich ſelbſt zu entmenſchen, nicht aber menſchliches Gefühl überhaupt zu ertödten. — Und der furchtbare Schulmeiſter iſt überzeugt, er erkennt plötzlich die Macht der Ehrlichkeit und Redlichkeit an, er ſagt zum Schurimann: Ja. Dir kann ich vertrauen, Du haſt niemals geſtohlen. — Weiter zum Bewußtſein kommt er durch ſeinen ſchrecklichen Traum, daß ſein beſſeres Theil in ihm wach und lebendig iſt. Ihm gegenüber muß er empfinden, daß ſeine ungeheuren Leibeskräfte machtlos und nichtig ſind. Darum geht in Erfüllung, was ihm Rudolf vorhergeſagt hat: „Du wirſt vor dem Schwächſten zittern!" Er zittert vor einem Weibe, der Eule; er zittert vor einem Kinde, dem kleinen Lahmen.

Trotzdem kann mit dem Schulmeiſter nicht eine ſo ſchnelle und glückliche Umwandlung geſchehen als mit dem Schurimann. Was bei dieſem ein herrliches Erwachen und Erblühen iſt, iſt bei jenem erzwungene Anerkennung, gegen die er fortfährt ſich zu ſträuben.

Ferrand.

Ferrand „ſtammte aus der großen Familie der Geizigen." „Unerhört aber iſt es, daß ein Geiziger, um ſein Vermögen zu vergrößern, bis zum Verbrechen, zum Morde gegangen ſei." „Der Geizige iſt ſchwach,

Digitized by Google

schüchtern, schlau, mißtrauisch, hauptsächlich klug und vorsichtig, niemals verletzend, gleichgültig gegen die Leiden seines Nächsten, aber er veranlaßt diese nicht." „Das Wort wagen findet sich in dem Wörterbuche des Geizigen gar nicht."

„In diesem Sinne war Jacob Ferrand eine merkwürdige Ausnahme, denn Jacob Ferrand wagte und wagte viel."

„Er rechnete auf seine Heuchelei."

Der Doppelhülle — Frömmigkeit und Rechtschaffenheit — mit welcher der Notar sich umgeben, entspricht also ein Doppelkern: Er ist nicht allein lasterhaft und leidenschaftlich, d. h. geizig und wollüstig, sondern er scheut auch kein Verbrechen, um seine Geldgier und seinen Geschlechtstrieb befriedigen zu können.

Er ist Verbrecher an Louise Morel und geräth dadurch ungeahnt in Rudolfs Hände.

Rudolfs Aufgabe ist es, ihn zum Geständniß zu zwingen, d. h. seinen Kern nach außen zu kehren. Er thut's, indem er die Hülle in's Innere drängt, d. h. den Ferrand, wie er scheint, und den Ferrand, was er ist, Beide miteinander in Kampf bringt und so sich selbst richten läßt.

Er bringt Ferrand in Berührung mit Cecily, welche zu „jenen für die Europäer fast tödtlichen farbigen Mädchen," zu „jenen zauberischen Vampyren gehört, welche ihr Opfer mit schrecklicher Wonne berauschen, ihm den letzten Tropfen Geld und Blut aussaugen und ihm nur seine Thränen zum Tranke, sein Herz zum Nagen übrig lassen."

„Höre mich an" sagt Ferrand zu Cecily, „höre mich an; wenn ich meine Ehre, mein Vermögen, mein Leben hier, sogleich, in deine Hand legte, würdest du dann glauben, daß ich dich liebe? Wenn ich dir ein Geheimniß mittheilte, das mich auf das Schaffot bringen kann, würdest du dann mein sein? — Meine Sittenstrenge — Lüge! Meine Rechtschaffenheit — Lüge! Meine Frömmigkeit — Lüge! — Willst Du meinen Kopf für deine Liebkosungen?"

Rudolf hat's erreicht: Ferrand will nur scheinen, was er ist.

Nein, sagt Rudolf, du sollst nicht scheinen, was du bist. Das sei deine Strafe.

Ferrand ist krank und elend. „Fast fortwährend schüttelte ihn ein nervöses Zittern, das sich bisweilen bis zu krampfhaften Zuckungen steigerte; seine fleischlosen Hände waren heiß und trocken; seine großen grünen Brillengläser verhüllten seine mit Blut unterlaufene Augen, aus denen das unheimliche Feuer eines verzehrenden Fiebers glänzte."

Ferrand aber antwortet dem theilnehmenden Abbe: „ich gebe ihnen die Versicherung, daß mein Zustand nicht so beunruhigend ist, als Sie glauben."

Ferrand haßt seinen Mitschuldigen schon als Mitschuldigen. Er betrachtet es als seinen größten „Fehler," daß er ihn überhaupt haben muß. Nun ist er gar sein Henker. Diesen muß er „seinen Freund" nennen.

Denen, die er ruinirt, die er moralisch gemordet, muß er vergüten und dabei mit seinen Wohlthaten „heuchlerisch" sein, muß von einer „unbekannten Person" sprechen, ihr den Ruhm seiner guten That zuwenden.

Kurz Rudolf „foltert den Wollüstigen durch die Wollust, den Habsüchtigen durch die Habsucht, den Heuchler durch die Heuchelei."

Rudolf bringt es einfach dahin, daß Polidori mit den Worten: „Ich wage es in Gegenwart des Herrn Abbe auszusprechen, du bist dein eigener Henker, armer Freund!" die reine Wahrheit sagt.

Digitized by Google

Louiſe Morel.

Rudolf ſteht, nachdem das Geſtändniß der Louiſe Morel ihren Vater wahnſinnig gemacht hat, in bittre Gedanken vertieft:

„Nichts iſt häufiger als die Verführung, zu der die Magd durch ihren Herrn mit größerer oder geringerer Gewalt gezwungen wird, bald durch Schrecken, bald durch Ueberraſchung, bald durch die Art der Verhältniſſe ſelbſt, welche durch das Dienen herbeigeführt werden.

„Dieſe Sittenverderbniß auf Befehl, die von dem Reichen zu dem Armen herabſteigt und die ſchützende Unverletzlichkeit des häuslichen Heerdes mißachtet, dieſes Sittenverderben, das ſelbſt immer beklagenswerth iſt, wenn freiwillig darauf eingegangen wird, erſcheint entſetzlich, wenn es erzwungen wird.

„Welche Folgen für das Weib! Faſt immer die Erniedrigung, das Elend, die Proſtitution, der Diebſtahl, bisweilen der Kindesmord!

„Und dafür haben die Geſetze nicht geſorgt. Jeder Mitſchuldige an einem Verbrechen trägt die Strafe dieſes Verbrechens; der Hehler wird dem Diebe gleich geachtet und mit Recht; wenn aber ein Mann aus Uebermuth, im Müßiggang ein junges unſchuldiges reines Mädchen verführt, ſie zur Mutter macht, ſie in die Schande, in das Unglück, in die Verzweiflung verſtößt, ſie wohl gar zum Kindesmorde treibt, zu einem Verbrechen, für das ſie mit ihrem Kopf büßen muß, wird er als ihr Mitſchuldiger angeſehen? O nein. Was iſt es denn auch? Nichts, weniger als nichts, eine Liebelei, ein kurzes Wohlgefallen an einem hübſchen Mädchen, das ſich morgen einem Andern zuwendet. — „Der Mann iſt vollkommen in ſeinem Rechte," wenn er ſagt „es exiſtirt kein Geſetz, das einem Manne verbietet, eine Blondine zur Mutter zu machen und ſie dann für eine Brünette zu verlaſſen. Ich habe nur ein unveräußerliches Recht benutzt, das die Geſellſchaft dem Manne zuerkennt."

Dies denkt Rudolf. Und nun haltet dieſe Gedanken gegen eure Phantaſieen von Emanzipation des Weibes.

Die That dieſer Emanzipation iſt aus ihnen faſt mit Händen zu greifen, während ihr von Hauſe aus viel zu practiſch ſeid und daher mit euren bloßen Verſuchen ſo vielfach verunglückt.

Rudolf dagegen verſucht nicht, ſondern, tritt ſein Gedanke in's Leben ein, ſo iſt's es eine glückliche Löſung.

Die Muſterwirthſchaft.

Der Vater Chatelain, Aufſeher auf dem Landgute, erzählt dem Schulmeiſter, der als ein armer unglücklicher Blinder in Bouqueval einſpricht, den Plan, welchem Rudolf bei Einrichtung der Muſterwirthſchaft gefolgt iſt. Er ſagt: „Eines Tages ſagte unſer Herr zu ſich: ich bin reich; gut; ich kann deshalb aber nicht zweimal eſſen, wie wär's, wenn ich denen zu eſſen gäbe, die nichts zu eſſen haben, und braven Leuten beſſres zu Eſſen gäbe, als ſie ſich verſchaffen können? Ja, ja, das wird gut ſein; alſo raſch an's Werk. — Er kaufte das Gut hier. — Ein vielbenutzter Weg in ſehr ſchlechtem Zuſtande führte von hier nach Ecouen; aber je mehr es einem Jeden daran liegen mußte, ihn in gutem Zuſtande zu ſehen, um ſo mehr weigerte ſich Jeder, daran

Digitized by Google

arbeiten zu laſſen und Geld zur Ausbeſſerung zu geben. Unſer Herr, der dieß ſah, ſagte: Der Weg ſoll gebaut werden, da aber die, welche dazu beitragen ſollten, nichts beitragen, da er gewiſſermaßen ein Luxusweg iſt, ſoll er zwar eines Tages denen zu Gute kommen, welche Pferde und Wagen haben, zuerſt aber denen, die nur ihre beiden Arme, Arbeitsluſt, aber keine Arbeit haben. Wenn alſo ein rüſtiger Menſch hier anklopft und ſagt: ich habe Hunger, aber keine Arbeit, ſo wird man ihm zur Antwort geben: Hier iſt eine gute Suppe, ein Spaten und eine Schaufel; man wird dich auf den Weg nach Ecouen führen; beſſere jeden Tag zwei Ruthen daran und Abends ſollſt du vierzig Sous bekommen; arbeiteſt du nicht, ſo erhältſt du nichts.

„Nachdem ſich ſo unſer Herr das ausgedacht hatte, was er Arbeitsalmoſen nennt, dachte er weiter: Man thut für Spitzbuben, was man für ehrliche Leute nicht thut; man verbeſſert das Vieh, aber nicht die Menſchen. Ich weiß wohl, hat er geſagt, daß die rechtlichen Menſchen da oben Belohnung finden, aber da oben — Wo ſollen ſie die Zeit hernehmen, nach dort oben hinzuſehn? Am Tage müſſen ſie ſich von früh bis zum Abend auf die Erde bücken und ſie umgraben und bearbeiten für einen Herrn. Iſt nach angeſtrengter Arbeit ihr Brot minder ſchwarz, ihr Lager minder hart, ihre Kinder minder ſchwächlich, ihre Frau minder erſchöpft, ſie zu nähren? — ſie das Kind zu nähren, da ſie kaum ſelbſt ihren Hunger ſtillen kann! nein, nein! Die Armen würden vielleicht ihr Schickſal mit Freuden ertragen, wenn ſie glaubten, es ergehe einem Jeden wie ihnen. Aber da gehen ſie in die Stadt, wenn Markt dort iſt, und da ſehen ſie weißes Brot, dicke warme weiche Betten, Kinder, die blühen wie Roſen im Mai und ſo geſättigt ſind, daß ſie Hunden Kuchen geben. Da denken die armen Leute: da es Reiche und Arme geben muß, warum ſind wir nicht im Reichthum geboren? Das iſt ungerecht. — Warum kommt nicht Jeder an die Reihe? — Die Meiſten, die im Lohne arbeiten, ſagen und denken: warum ſollen wir beſſer und mehr arbeiten? Ob die Aehre ſchwer oder leicht iſt, mir iſt das gleich. Warum ſollen wir uns quälen und abarbeiten? Wir wollen ehrlich bleiben, ja; der Böſe wird beſtraft, alſo Böſes wollen wir nicht thun; das Gute wird aber nicht belohnt, warum ſollten wir Gutes thun? Dieſe, dachte unſer Herr, dieſe müſſen gebeſſert werden, ebenſo als wenn ſie die Ehre hätten, Pferde, Rindvieh oder Schaafe zu ſein. Es muß dafür geſorgt werden, daß ſie ein Intereſſe dabei haben, fleißig, thätig, klug, unterrichtet und pflichtgetreu zu ſein; es muß ihnen bewieſen werden, daß ſie ſich materiell wohler befinden, wenn ſie beſſer werden, und — Jedermann wird dabei gewinnen. — Nachdem unſer Herr ſeinen Plan wohl überlegt hatte, machte er in der Umgegend bekannt, er brauche ſechs Knechte und eben ſo viele Mägde; aber er wollte dieſe Leute unter den Beſten auswählen nach den Zeugniſſen, die er ſich von den Maires, den Geiſtlichen oder ſonſt verſchaffen würde. Sie ſollten bezahlt werden, wie wir es werden, d. h. wie Prinzen, beſſere Koſt erhalten wie Bürgersleute und ein Fünftel des ganzen Ertrages unter einander vertheilen; man ſollte zwei Jahre auf dem Gute bleiben, um dann Andern Platz zu machen, die ebenſo ausgewählt wurden; nach fünf Jahren konnten ſchon früher Dageweſene wiederkommen, wenn Plätze frei wären. — Seit dieſer Einrichtung hier ſagen nun alle Knechte, Mägde und Tagelöhner in der Umgegend: wir wollen recht thätig, recht ehrlich und arbeitſam ſein, wir wollen uns durch unſer gutes Betragen auszeichnen, damit wir einmal eine Stelle auf dem Gute in Bouqueval

Digitized by Google

erhalten; dort werden wir zwei Jahre lang wie im Paradieſe leben, uns in unſerm Stande vervollkommen, uns ein hübſches Sümmchen erſparen und überdieß ſpäter überall gern angenommen werden, da Niemand hierherkömmt, der nicht vortrefflich iſt. Jedermann gewinnt dabei, die Pächter in der Umgegend haben doppelten Vortheil; es ſind hier nur zwölf Stellen zu vergeben, es bilden ſich aber vielleicht funfzig Perſonen in dem Kreiſe, die danach ſtreben, und warum ſollten die, welche nicht aufgenommen werden konnten, nichts deſto weniger brav bleiben? Denn, wer einmal keine Aufnahme findet, kann ſie das nächſte Mal hoffen, kurz und gut, es werden viele brave Leute mehr gebildet."

Man ſieht es dem ganzen Plan auf den erſten Blick an, daß es kein Utopien iſt. Rudolf bildet in der That durch ſeine Muſterwirthſchaft viele brave Leute mehr.

Doch nicht bloß unter den Armen und der niedern Klaſſe giebt es zu bilden und zu beſſern.

Die Marquiſe von Harville.

Die Marquiſe von Harville iſt unglücklich, nicht, weil es in der Welt und im Leben nicht nach ihrem eigenſinnigen Köpfchen, nach ihrer individuellen Laune hergeht; nein, der Dichter hat uns ein zartes Weſen vorgeführt, das ſich nicht bloß in ſeinem Theuerſten, ſondern im Theuerſten und Weſentlichſten, was die Erde dem Weibe überhaupt bieten kann, verletzt und getäuſcht fühlt. Ihr Vater hat die Treue gegen eine Mutter, welche ſie mit Recht anbetet, um eines verächtlichen, ränkevollen und dabei keineswegs hochgebildeten Weibes willen vergeſſen und gebrochen. Sie ſelbſt ſieht ſich in Folge ihres Eifers, die Heuchlerin, welche ſie bald als Mutter achten zu lernen gezwungen werden ſoll, zu entlarven, vom Vater gleichſam verſtoßen. Der Gemahl, welchem ſie ſich mit Leib und Seele zu eigen gegeben, hat ſie allein in der egoiſtiſchen Abſicht — ſie muß es furchtbarer Weiſe ſchon in der Brautnacht erkennen — zur Frau gewählt, um Liebe zu empfangen, nicht um auch Liebe wiederzugeben. Wie kann er, der von einer abſcheulichen Krankheit befallen iſt, nur einen Augenblick daran denken, durch ein ſo inniges Verhältniß, wie die Ehe verlangt, Liebe auf ein andres Weſen auszuſtrömen. Eine Krankenpflegerin hat er ſich geheirathet, muß ſie glauben, dabei ein Gefäß für ſeine Begierde. Selbſt als Mutter, in dieſem uneigennützigſten Gefühl, ſieht ſich die Marquiſe aufs Tiefſte entwürdigt, ja vernichtet: ſie hat ein Weſen unter ihrem Herzen getragen und in die Welt geſetzt, welches durch ſein Leben überhaupt ſchon ſelbſt unglücklich ſein und Andre unglücklich machen muß: ihre Tochter hat die Krankheit ihres Vaters geerbt.

So iſt ſie denn als Tochter, als Gattin und Mutter, in Allem, wodurch ſie als Weib das Bedürfniß und den Muth fühlt, ſich zur Reinheit des allgemein menſchlichen Weſens zu erheben, getäuſcht, von ihrem Ziele ab- und auf ihr individuelles Leben, das ihr nicht genügen kann, zurückgedrängt. Sie ſieht ſich zum Egoismus faſt gezwungen. Und obgleich ſie niemals aufhört, muthig zu kämpfen, iſt ſie doch nicht nur nahe daran zu unterliegen, ſondern ſie unterliegt auch. Nicht das iſt ihr größeſtes Vergehen, worin ſie ſich nämlich am weiteſten von ihrer edlen Natur entfernt, daß ſie den Kommandanten Karl Robert erhören will. Im Gegentheil, ſie ſucht ſich durch das Mitleid, welches ſie für den ſchwermüthigen, jun-

Digitized by Google

gen Mann empfindet, von dem Egoismus, den das Unglück in ihrem Herzen hat überhand nehmen laſſen, loszureißen. Wodurch ſie zu Karl Robert hingezogen wird, iſt alſo nicht die genußſüchtige romantiſche Liebe, welche die Herzogin von Lücenay in die Arme eines St. Remy führt.

Bei weitem mehr giebt die Marquiſe von Harville das ſchöne Gleichmaaß ihres liebenswürdigen Weſens durch die bitterironiſche Weiſe auf, mit der ſie ſich gewöhnt hat, ihren Vater wegen der Schwäche für die ſchmeichleriſche aber geiſtloſe Madame Roland faſt zu verachten; am meiſten aber durch die ungerechte Beurtheilung ihres Gatten. In der That, ſie verkennt denſelben, was er am Entſchiedenſten mit ſeinem Selbſtmord beweiſt, zu dem ihn freilich die zuletztgewonnene Ueberzeugung veranlaßt, daß ihm ſeines herrlichen Weibes Liebe als Gattin niemals zu Theil werden wird, wenn ihm durch den edlen Rudolf in ihr auch eine liebe Freundin und Schweſter gewonnen und zugeführt worden — ich ſage, dieſe niederſchlagende Ueberzeugung habe ihn zwar mit zum Selbſtmorde veranlaßt, mehr aber ſicher noch der Gedanke, das angebetete Weib, welches er ganz zu würdigen erſt neuerdings durch die Unterredung zwiſchen Rudolf und ihr, die er in eiferſüchtiger Abſicht behorcht hat, in den Stand geſetzt worden iſt, von der grauſamen Feſſel ſeines jämmerlichen Daſeins zu befreien.

Den Gedanken- und Gefühlsſtrom der Marquiſe von Harville in das Bette ihres ſchönen Naturels zurückzuleiten, weiſt Rudolf ſie auf die unterhaltende Seite der Wohlthätigkeit hin. Ein Gedanke, der von einer Menſchenkenntniß, wie ſie nur aus dem durch die Prüfung hindurchgegangenen Innern Rudolfs hervorgehn kann, zeugt.

Das Bedürfniß der Unterhaltung iſt in der menſchlichen Natur tief begründet. Schon die Sprache macht den Menſchen zu einem geſelligen Weſen, dem das eigene Ich nicht genügen kann. Kein Wunder, daß wir die Müßigen von Morgens bis Abends der Unterhaltung nachgehn ſehen. Wie aber Alles, das in der menſchlichen Natur ſeine Wurzel hat, dieſe Wurzel zu verläugnen und ſich von ſeiner Baſis frei zu machen ſtrebt, ſo bleibt das Durcheinander des Lebens in dieſer undankbaren Abſicht hinter der Wiſſenſchaft und Kunſt nicht zurück. Die Unterhaltung glaubt in ſich ſelbſt ihren Inhalt und Zweck zu finden. Sie vergißt, woher ihr nur der Saft und die Kraft zuſtrömen können, und verdorrt zu dem trocknen Inſtrument, die Zeit todtzuſchlagen.

Von der nichtsſagenden Leere in den Salons kann ein Weſen wie die Marquiſe von Harville ſich nur abgeſtoßen fühlen. So ſehr ſie nun aber zu Hauſe im Vater, im Gatten, in der Freundſchaft und Liebe den Zweiten zu jener Zwieſprach und Unterhaltung ſucht, die ſie ſelbſt noch nicht kennt, zu der ſie aber einen unwiderſtehlichen Trieb fühlt, immer iſt ſie durch Verkennung und Täuſchung in den Monolog ihres unglücklichen Ich's zurückgeſchleudert worden.

Da weiſt ſie Rudolf auf die Unterhaltung durch Wohlthun hin, er beweiſt ihr „daß das Herz ſich auf ſehr verſchiedene Weiſe zerſtreuen kann. — Die Mittel, durch die man zum Guten oder zum Schlechten gelangt," ſagt er „ſind oft ſo ziemlich dieſelben — nur der Zweck iſt ein andrer. Um es kurz zu ſagen: warum ſollte man das Schlechte vorziehen, wenn das Gute ebenſo anziehend, ebenſo unterhaltend iſt?"

Die Marquiſe von Harville ergreift die neue Ausſicht, ihr Herz zu befriedigen und beginnt ein glücklicheres Daſein.

Digitized by Google

Rudolf erniedrigt ſeine perſönliche Neigung zu der Frau ſeines Freundes durch ein Geſtändniß ſeiner Liebe nicht zum romantiſchen Verhältniß, ſondern erhebt ſie zu jener göttlichen Liebe, welche ohne Abſicht auf Lohn Glückliche macht, indem er die Marquiſe vor einem entehrenden Schritte und der damit zuſammenhängenden blutigen Rache ihres Mannes rettet, und, was mehr noch iſt, wieder zu dem reinen, uneigennützigen, liebevollen Weſen, das ſie ehemals an dem Herzen ihrer vortrefflichen Mutter geweſen, aufrichtet.

An der Marquiſe von Harville ſchafft und bereitet ſich Rudolf denn auch den letzten und ſchönſten, den unvergänglichen Lohn ſeiner Thaten auf dieſer Erde: Er iſt am Tage des Begräbniſſes der Marienblume — „nicht allein."

Marienblume

Der Gang meiner Entwickelungen gebietet, daß erſt am Schluß derſelben Marienblume ihre Stelle findet.

Habe ich nämlich der Auseinanderbreitung des objectiven Weltzuſtandes die Aufweiſung des leitenden Gedankens folgen laſſen, welcher ſich Rudolfs bemächtigt hat und durch ihn die ſpecielle epiſche Handlung in Bewegung ſetzt; habe ich als Träger und Diener der Geheimniſſe jenes Weltzuſtandes theilweiſe ganz andere Perſonen und Charactere vorführen müſſen, als die, an denen ich ſpäter Rudolfs Wirken erläutern und beweiſen konnte, — ſo könnte dieß Veranlaſſung zu der irrthümlichen Vermuthung werden, Eugen Süe habe wohl gar die Darſtellung der objectiven Grundlage von der Entwicklung der handelnden individuellen Kräfte, welche nur aus jenem Hintergrunde begriffen werden können, in der Weiſe getrennt, wie unſer großer Schiller Wallenſteins Lager von Wallenſteins Tod trennt, was ſich allenfalls für das Drama beſſer als für das Epos mag rechtfertigen laſſen.

Weltzuſtand und epiſche Begebenheit würden auch noch nicht zu einem wahrhaft einigen Ganzen künſtleriſch verbunden ſein, wenn ſie nur in einem bunten Gemiſch durcheinander kreuzten, bald hier ein Stück Weltzuſtand und wieder dort eine Scene Handlung mit einander abwechſelten. Soll wirkliche Einheit entſtehen, ſo müſſen beide, die Geheimniſſe dieſer befangenen Welt, und die Klarheit, Offenheit und Sicherheit, mit welcher Rudolf in ſie eindringt und ſie enthüllt, in einem Individuum und Character zuſammenſtoßen, und vereint das vom Herzen aus-, zum Herzen zurückſtrömende Blut eines reichen Lebens ausmachen.

Marienblume hat in unſrem Epos dieſe Aufgabe.

Der Weltzuſtand, wenn er im einzelnen Character ſich concentriren ſoll, kann als das Allgemeine der Gegenwart nur auf der Seite des ſtärkeren, herrſchenden Princips in dieſem Character ſtehen. Dasjenige alſo, welches dem Character der Marienblume, wenn anders ſie ihrer Beſtimmung im Kunſtwerk nachkommen ſoll, ſich als die immer von ihr weichende Grundlage untergebreitet ſein muß, iſt das Geheimniß.

Marienblume bildet daher auch den geraden Gegenſatz zu Rudolf. Rudolfs Schuld iſt perſönlich, die er abzutragen im Stande iſt, weil er ſie kennt, weil er weiß, welch unendlichen Schatz und Reichthum von Kräften die Geburt und das Geſchick ihm

Digitized by Google

anvertraut haben, daß er, ihrer würdig zu ſein, dieß Verdienſt ſich nachträglich erwerbe. Marienblume trägt unwiſſend die allgemeine Schuld der Zeit, die Schuld des Geheimniſſes, welche für ſie das unergründliche, niederdrückende Geheimniß der Schuld wird. Ohne Prüfung und Urtheil iſt ſie überzeugt, daß ſie dieſelbe gerecht und verdient trägt. Obgleich individuell die Offenheit der Unſchuld ſelbſt, muß ſie doch untergehn an der allgemeinen Schuld. Rudolf ſteht der 13. Januar ewig gegenwärtig und vor Augen, aber mit dem Princip der Zukunft, die er ſchaffen will und ſchafft, überwindet er die Gegenwart, wo ſie auch noch ſo mächtig auftreten mag. Die Schuld der Marienblume iſt nicht ihre That, an der ſie den Maaßſtab finden möchte, eben dieſe Schuld und zugleich ihre Kräfte zu prüfen, nicht ihre That ſondern ihre Erinnerung, die Vergangenheit, welche nimmer auslöſchen will. In der Sklaverei bei der Wirthin zum weißen Kaninchen iſt es die Erinnerung an die elternloſe, traurige Jugend, welche ſie bei der Eule, körperlich und moraliſch gemißhandelt, hat zubringen müſſen. In Bouqueval iſt es die Erinnerung an Erniedrigung und Schande in der Gemeinſchaft von Verbrechern. In St. Lazarus und ſpäter iſt es die Erinnerung an die Verachtung der Pächterin Madame Dübreuil, welche Marienblume, einmal berührt von dem Peſthauch des Laſters, mit ſtiller trauriger Reſignation als eine verdiente auf ſich eindringen läſſet. In Gerolſtein, als die geliebte, angebetete, geſegnete Prinzeſſin, iſt es die Erinnerung an den Blick der Wirthin zum weißen Kaninchen, welcher ſie beim Abſchied von Paris und dem Beginn eines ganz neuen Daſeins getroffen hat. Marienblume ſtirbt — in ihren auf der Bruſt gefalteten Händen die Ueberreſte ihres kleinen Roſenſtockes, ſie ſtirbt mit der Erinnerung aller Erinnerungen ihres Lebens: in dieſem Roſenſtock, den ſie einſt, der Schmach leibeigen, wie eine beſorgte Mutter ihr Kind ſpazieren geführt hat, damit er an reiner Luft ſein kränkelndes Daſein erkräftige, in dieſem Roſenſtock conzentrirt ſich ihr ganzes Leben, ihr vergängliches unſchuldiges Daſein inmitten einer ewigen unvergeßlichen Schuld. Ihr letzter Athemzug iſt daher auch die Bitte um Verzeihung, Vergebung! Und doch iſt ihr perſönlich nichts zu vergeben. Innerlich rein, wie ſelten ein Menſch, entſchlummert ſie aus dieſer Welt.

Marienblume trägt die Schuld der Zeit und wird von ihr erdrückt, ohne ſelbſt Theil an ihr zu haben. Rudolf tilgt die Schuld der Zeit, weil er ſich ſelbſt von einer ſchweren Schuld zu befreien hat.

Der logiſchen Folge nach müßte Rudolf der Sohn der Marienblume ſein; aber das iſt ein neues Geheimniß, daß die Gegenwart aus ihrem Schooße ſtatt der Zukunft oft die längſt hingeſchiedene Vergangenheit gebiert. Aber dieſes Kind hat dann keine Zukunft, es trägt den Keim des Todes in ſeinem jungen Daſein und ſtirbt wie Marienblume, als ihm eben verſtattet werden ſoll, die ganze wundervolle Pracht ſeiner Blüthe zu entfalten. Marienblume welkt und ſinkt in den Staub, Rudolf aber, der Stamm, welcher tiefe Wurzeln in den Boden der Gegenwart geſchlagen hat, wird ſich wieder aufrichten: er ſteht nicht allein. Das Kind ſtirbt, der Vater lebt. Den Kindern bahnt der Vater den Weg, und was ſie ſchaffen werden, ruht auf ſeinen Schultern. Das Kind, wenn es nicht wiederum Vater oder Mutter wird, ſondern jungfräulich und unſchuldig in die Gruft niederſteigt, iſt nichts als ein rührender Abſchied, den die Vergänglichkeit von der ewigen Fortentwicklung der menſchlichen Natur in neuen und immer neuen Geſchlechtern nimmt.

Digitized by Google

Dieſes Kind aber iſt weſentlich Tochter. In ihm iſt das leidende Princip des Weibes zur unendlichen Paſſion geſteigert. Wenn Marienblume ſich daher der Liebe zu einem edlen ihrer würdigen Jüngling nicht hingiebt, ſo geht dieſe Weigerung einerſeits aus ihren traurigen Erinnerungen hervor, mit denen ſie kein anderes, am wenigſten ein geliebtes Weſen in Berührung bringen mag; anderſeits darf Marienblume, um ganz der Idee zu entſprechen, welche ſie in unſerm Epos verkörpert, niemals Mutter werden. Das Weib, welches Mutter wird, giebt ihre Paſſivität auf, ſie gehört ferner ſorgend, wirkend und ſchaffend der Zukunft an, während Marienblume doch die Aufgabe hat, gleichſam die letzte Wehmuthsthräne darzuſtellen, welche die Vergangenheit vor ihrem gänzlichen Scheiden weint.

Geht aus dem Ebengeſagten auch ſchon hervor, warum grade nur ein weibliches Weſen dieſen letzten Abſchluß der Vergangenheit zur Erſcheinung bringen kann, ſo wird dies doch noch deutlicher werden, wenn wir Germain der Marienblume gegenüberſtellen.

Germain iſt der Mutter entriſſen wie Marienblume dem Vater. Beide tragen die Schuld Anderer. Aber Germain flieht dieſe Schuld, weil er ſie kennt, er warnt ſeinen Principal, den er auf Befehl ſeines Vaters, des ſchrecklichen Schulmeiſters, betrügen und berauben ſoll. Marienblume ſchämt ſich der Schuld, welche ſie ſelbſt nicht begangen und von der ſie auch nicht weiß, wer ſich durch dieſelbe an ihr verſündigt. Marienblume leidet nur, Germain leidet auch, aber empört ſich zugleich. Auf Marienblume laſtet die ganze Welt, weil ihre Schuld ihr Geheimniß iſt; Germain hat mit einem böſen Geſchick zu kämpfen. Daſſelbe zu beſiegen gelingt ihm mit dem Beiſtande Anderer. Für Marienblume mögen Fürſt und Kirche, mag der Seegen aller Welt in die Schranken treten, die Erinnerung an Schmach und Schande können ſie ihr nicht vom Buſen wälzen. Wenn Marienblume die Vergangenheit repräſentirt, ſo iſt Germain ganz Geſchöpf der Gegenwart. Wie dieſe ihn niederbeugt oder ihm an die Hand geht, ſo ſchwindet und wächſt ihm der Muth; aber weder wie Marienblume hat ihm die Vergangenheit den ewigen Anſtoß, die unerlöſchbare Färbung für das ganze Leben gegeben, noch iſt er ſich ſelbſt wie Rudolph der lebendige Quell, der zum mächtigen Strom in die Zukunft hinein wachſen und ſchwellen mag. Er iſt, wie die Zeiten mit ſich bringen, der melancholiſche Nachbar und der glückliche Gatte der Lachtaube.

Aber nicht bloß gegen Rudolf und Germain, ſondern auch gegen Jedermann bildet Marienblume den entſchiedenſten Gegenſatz. Aller Geheimniſſe können ſämmtlich enthüllt werden: Rudolf macht den Verbrecher zum ehrlichen Mann, indem er ihm zuruft: „Du haſt doch noch Ehre im Leibe.“ Rudolph beweiſt durch ſeine Beſtrafung dem Unmenſchen, daß er doch noch menſchlich fühlt. Rudolph beugt durch vortreffliche Einrichtungen, die Muſterwirthſchaft in Bouqueval und die Armenbank, der Verarmung und Verwilderung vor. Rudolf verſchafft der Armuth Auskommen, der Rechtloſigkeit Recht. Rudolf entlarvt die Heuchelei. Rudolf führt die Unſitte der Ver- und Ueberbildung zur wahren menſchlichen Natur und zur ächten Liebe zurück, indem er ſie auf die Unterhaltung hinweiſt, welche die Wohlthätigkeit gewährt. Kurz vor Rudolf, d. h. der Macht des zum Bewußtſein ſeiner Sehkraft gekommenen Menſchen ſchwinden alle Geheimniſſe. Von Vorurtheilen geblendet aus leidigen Rückſichten haben wir uns die Augen vor ihnen zugehalten. Aber wenn der Lehrer in ſeiner Schule zwei Kinder wegen eines und deſſelben Uebermuths zu ſtrafen hat und er züchtigt das Kind aus dem

Digitized by Google

Volk wie sich gebührt mit Ruthenstreichen, das adlige Kind aus Rücksichten für den hochgestellten Vater aber läßt er laufen, was sind die Rücksichten anders, als die Herrschaft der Feigheit und Erbärmlichkeit in ihm über ihn? — Die Geheimnisse sind das aristokratische Kind der Geschichte, welches fein höflich behandelt, bisher sich nimmer zu entblößen brauchte, während mit dem Menschen„ dem demokratischen Kinde, stets ohne Umstände verfahren wird.

Allen diesen unwahren usurpirten Geheimnissen steht nun Marienblume als das einzig wahre unenthüllbare Geheimniß gegenüber. Marienblume zeigt der gegenwärtigen Welt die Unmöglichkeit, das zu werden, was zu werden sie sich capricionnirt, nämlich Vergangenheit. Die Welt müßte denn untergehn wie Marienblume. Dadurch bahnt Marienblume den Weg für die Gedanken, welche Rudolf beseelen, daß sie Weltumgestaltend werden mögen. Denn der Welt, welche nicht zurück kann, bleibt nur noch die eine Möglichkeit, muthig vorwärts zu schreiten und durch Wort und That zu beweisen, daß ihr Blick in die Zukunft nicht mehr eine luftige Vision ist, sondern ein klares und sicheres Hineinschauen in sich selbst, dem dann die Nebel und Wolken weichen müssen, die ihr verbergen, welch ein Ziel sie zu erreichen habe.

Lachtaube aber, welche sich thatsächlich schon innerhalb des jetzigen Weltzustands in einer freien, reinen und ungetrübten Atmosphäre bewegt, erhält erst ihre Rechtfertigung durch Marienblume. Wäre diese nicht ein Spiegel der Wahrheit, welche das Geheimniß einst gewesen, Lachtaube könnte sich nicht über den Schein so frei und heiter hinwegsetzen.

Dadurch aber, daß Marienblume nun überhaupt eine Wahrheit in ihrem Herzen trägt, ist sie weit geeigneter als alle Welt, die nur in der Lüge und Halbheit lebt, Rudolf, welcher eine neue Wahrheit verkündigt, zu begreifen und unterstützen. Sie macht Rudolfs Aufgabe auch sogleich zu der ihrigen. Und daß es denn auch ihr, sie zu lösen, auf's Vortrefflichste gelingt, beweist die Wölfin und überhaupt alle gefangenen Mädchen in St. Lazarus. Zu diesem „Zuchthaussaamen" sagt Marienblume: „Ihr quält die Mr. St. Jean nur aus Langeweile, nicht aus Grausamkeit. — Aber Ihr vergeßt, daß sie nicht allein ist, daß sie ein Kind unter dem Herzen trägt. — Ihr würdet sie sonst nicht nur nicht schlagen, weil Ihr fürchten müßtet, dem armen unschuldigen Kinde wehe zu thun, Ihr würdet sogar, wenn es kalt ist, der Mutter Alles geben, was Ihr entbehren könnt, um es zu erwärmen, nicht wahr, Wölfin?" — Sie antworten wie mit einem Munde: „Freilich, wer würde nicht mit einem Kinde Mitleid haben? Wer hätte den Muth, ihm etwas zu Leide zu thun? — Wir müßten ja Unmenschen sein!"

Das aber Civilisation! sind deine Unmenschen! — Sie sind nicht wilder und boshafter, du machst sie dazu!

Wie die gefangenen Mädchen von Marienblume sagen: „Sie ist nicht wie wir andern," und sich vor ihr schämen, so müssen die Geheimnisse der Gegenwart sich eingestehen: Das wahre Geheimniß ist anders als wir. Von Gott ist es in den Busen des Menschen gesenkt; wir aber sind ganz gemeine, schlechte irdische Geheimnisse, die als Geheimnisse nichts werth sind, jedoch, enthüllt, der Welt eine neue Gestalt zu geben im Stande und bestimmt sind.

Das Verhältniß zwischen Rudolf und Marienblume giebt noch zu einer letzten Betrachtung Veranlassung. So lange Rudolf nämlich die Buße seiner persönlichen Schuld rein auf das allgemeine Wesen richtet, gelingt sie ihm in jeder Unternehmung vollständig, ja ihm wird der Beweis, daß er sein Vergehen

Digitized by Google

nunmehr geſühnt hat: er findet ja unerwartet ſeine Tochter wieder und eine ganz ſeiner würdige Gattin. Von nun ab aber bekommt ſeine Sühne auch ein ganz individuelles Intereſſe: er will in der Schalterin, die er in Elend und Niedrigkeit angetroffen, nicht mehr bloß die Menſchheit retten, ſondern die köſtliche Marienblume zur Prinzeſſin erheben, d. h. nicht mehr das Weſen anerkannt wiſſen, ſondern den Zufall, welcher Marienblume als ſeine (Rudolfs) Tochter geboren werden ließ. Da er Marienblume in Bouqueval ein unglückliches, aber vortreffliches Weib, Madame Georges, zur Mutter giebt, ſteht er auf der Höhe ſeiner Aufgabe; da er Marienblume, ſeine Tochter nach Gerolſtein, ſeine fürſtliche Reſidenz, an den Hof bringt, fällt er von ſeiner Aufgabe ab. Auch der letzte Verſuch, noch im Kloſter die Prinzeſſin zu erhalten, nämlich Marienblume zur Aebtiſſin zu machen, mißlingt.

Rudolf zahlt hier ſeiner Zeit den Tribut, und daß es ſo iſt, führt ihn uns näher. Er ſteht eben in dieſem Weltzuſtande der geheimnißvollen Halbheit und Schuld und daß dieſe für ein Individuum, ſei daſſelbe auch noch ſo ſehr mit materiellen und geiſtigen Vorzügen ausgeſtattet, am Ende doch zu gewaltig wird, darf uns nicht Wunder nehmen, ſoll uns vielmehr Aufforderung ſein, die Schuld für eine gemeinſchaftliche anzuerkennen und uns in dem Bewußtſein dieſer allgemeinen Schuld zu einem einigen Ganzen zuſammenzufinden, welches dann zu leiſten im Stande ſein wird, was der Einzelne ſich wohl zur Aufgabe ſeines Lebens machen, aber doch nimmer ganz zu Ende führen kann.

Seien wir weder zu ekel, noch zu muthlos, treten wir Jeder in's volle Leben hinein. Gehen wir dort in die Schule, wo der Unterricht uns wach zur Arbeit, geſund zur Ruhe erhält und zu träumen weder die Zeit läßt, noch den unruhigen Schlaf giebt. Es iſt an der Zeit, daß wir uns nicht mehr bloß lehren laſſen, und in Folge deſſen gelehrt und gelehrig werden, nein, daß wir ſelbſt ſehen und nicht dies und das, ſondern unſre Zuſtände kennen, unſre Kräfte gebrauchen lernen.

Wenn wir die Menge der Leſer der Geheimniſſe von Paris nicht aus ganz gedankenloſem Stoff gebildet glauben wollen, ſo dürfen wir die Hoffnung hegen, daß die ungemeine Popularität unſres Epos beitragen werde, der allgemeinen Gewohnheit, nach welcher die Einen aus ihren vier Pfählen heraus nach bloßen Begriffen in's Blaue hineinſchießen, die Andern ſich nimmer über den beſtimmten vorliegenden Fall und ihr egoiſtiſches Intereſſe erheben, beide alſo frei zu ſein meinen von dem ganzen weiten Alles umfaſſenden Reiche des menſchlichen Zuſammenlebens und Wirkens, das weder den Begriff zu ſeinem Herrſcher, noch den Staat zu ſeiner Gränze hat, Einhalt zu thun und die Maſſe zum reinen Urtheil zu wecken und anzuregen.

Schluß.

Ob mir der Beweis gelungen iſt, daß die Geheimniſſe von Paris nichts Anders ſind, als die lebendige Kritik des gegenwärtigem Weltzuſtandes, und zwar als dieſe Fleiſch und Blut gewordene Kritik ein Epos, muß ich dem beſonnenen Urtheil überlaſſen. Hab ich meine Aufgabe gelöſt, ſo ſind die weiteren Folgerungen für die Kunſt — die Aeſthetik kann ja nicht Regeln vorſchreiben, ſondern nur Kunſtwerke begreifen wollen — noch dieſe:

Digitized by Google

Die Kunſt hat zunächſt nicht mehr nöthig, die Kategorie der Einheit als ihr höchſtes Dogma und und ihren erſten und letzten Maaßſtab an die Spitze zu ſtellen. Der romantiſchen Kunſt war dieß ein unerläßliches Bedürfniß, daß ſie ſich nicht verliere und auseinandergehe. Der Gegenſtand ihrer Darſtellung iſt in höchſter Inſtanz das Ewige und Vollkommene ſelbſt. Sie kennt aber nichts Beſſeres als das Zeitliche und Unvollkommene, die Erde, auf welcher der Mann im Schweiße ſeines Angeſichts ſein Brot erwerben, das Weib mit Schmerz Kinder gebären muß. Und dieß, was ſie kennt, muß ihr das vertreten und Symbol ſein für das, was ihr eine Ahnung, eine Sehnſucht, ein Wunſch, ein Glaube, ihr Ideal iſt; Beides, was ſie darſtellen *will*, und was ſie doch nur darſtellen *kann*, muß ſie unaufhörlich bemüht ſein zuſammenzuhalten, weil es ſich ſelbſt nicht bindet. Daher ſpricht die Romantik ſo viel von Einheit und iſt doch nicht Einheit. Ja ſie iſt's nicht einmal in der Theorie. Das beweiſt ſie unter Anderm ſchon durch die Art, wie ſie aus dem einfachen Schönen, dem in ſich ruhenden Schönen, das Erhabene und Komiſche, das aus ſich heraustretende, ſich nach der einen oder andern Seite überflügelnde Schöne, ableitet und entwickelt.

Die Kunſt, welche, wie die Geheimniſſe von Paris, auf wirklicher Weltanſchauung beruhen will, iſt ohne Weitres Einheit, braucht daher das Dogma nicht mehr, darf es auch nicht mehr anerkennen.

Verlag von Egbert Bauer in Charlottenburg. Berlin, gedruckt bei F. Rietack.

Digitized by Google

Allgemeine

Literatur-Zeitung.

Monatsschrift,

Herausgegeben

von

Bruno Bauer.

Heft 8. Band II. Ausgegeben im Juli 1844.

I.

1842.

Das Jahr 1842 war das liberale; selbst die kritische Opposition gegen den Liberalismus, die sich die radicale nannte, war nichts als der „weitergehende" Liberalismus, wie denn überhaupt der Radicalismus vor Allem in der Forderung des „Weitergehens," in dem Vorwurfe des „Nichtweitgenuggehens" bestand. Der Radicale stellte dem Liberalen den Begriff des freien, des Vernunftstaates als gemeinsames Ideal, das er aber besser kenne, gegenüber; dieses Ideal war ihm der Maaßstab für die liberalen Bestrebungen. Der „freie Staat" war die Offenbarung des Radicalismus, das höchste Wesen, gegen welches die praktische Halbheit, wie er den Liberalismus nannte, Nichts sei. An dieses höchste Wesen wurden von dem Radicalen Forderungen aller Art gestellt — er konnte eben nichts als fordern. Der freie Staat solle Preßfreiheit geben, seine Macht, seine allumfassende Idee, seine ideale Reinheit solle stark genug sein, den Ausdruck jeglicher Meinung zu ertragen: in ihm müsse vollständige Lehrfreiheit existiren, weil er es zugleich sei, der die Wissenschaft umschließe; das Staatsbewußtsein müsse in jedem einzelnen Mitgliede der Staatsgesellschaft voll und stark wohnen, denn nur durch ein solches, alle Kreise des Lebens beherrschendes politisches Bewußtsein könne ein Volk in Freiheit leben.

Der Radicalismus rühmte sich, rein theoretisch zu sein: und mit Recht. Er besaß die Theorie des Rechtes, des Gesetzes, der Freiheit, des Staates; er war die theologische Aufklärung des Staates. Aehnlich der Aufklärung war er jeder Bestimmtheit Feind; das bestimmte Recht, das bestimmte Gesetz, diese bestimmte Staatsform waren in seinen Augen der Benennung Recht, Gesetz, Staat unwerth; er war unfähig, gerade in jenen Bestimmtheiten die Allgemeinheit des Rechtes, des Gesetzes, des Staates wiederzufinden, zu charakterisiren, zu kritisiren. Auf denselben Voraussetzungen beruhend, wie der Liberalismus, diese Voraussetzungen nur verallgemeinernd, verflüchtigend, stellte

Digitized by Google

er die ganz unbeſtimmte Forderung, daß jene liberalen Beſtimmtheiten untergehen, ſich aufgeben ſollten; er brachte den Liberalismus zu ſeiner Theorie des freien Staates nur in das abſtracte Verhältniß der Entgegenſetzung, — die letztere ſollte den erſteren vernichten. Und er wäre nicht Radicalismus geweſen, wenn er in ſeinen höchſten Mächten ſelber ſeine Gegner gefunden hätte.

Aehnlich der Aufklärung that er aber auch weiter nichts, als daß er die vorhandenen Beſtimmtheiten in einer allgemeineren und flüchtigeren Form ausſprach. Er proclamirte das Recht des Menſchen, indem er zugleich nur denjenigen als Menſchen anerkannte, der jenes Recht beſitze, indem er alſo die Menſchlichkeit des Menſchen von dem Beſitz des Rechtes im Staate abhängig machte: er proclamirte das abſolute Geſetz und indem er den Gehorſam gegen das Geſetz als nothwendig hinſtellte, fügte er nur die Bedingung hinzu, daß dies Geſetz das „vernünftige", das dem Menſchen paſſende ſein ſolle. Er proclamirte die übergreifende Staatsgewalt, ſein freier Staat ſollte durch die Preßfreiheit, die Lehrfreiheit, überhaupt durch jede Art von Freiheit das Denken, das Reden, das Handeln des „freien Bürgers" in ſich ſchließen.

Dieſer Radicalismus des Jahres 1842 war ungefährlich und gefährlich. Ungefährlich, weil ſeine Kritik am Ende auf eine Redensart hinauslaufen mußte und ſich der Beſtimmtheit gegenüber, deren Vorausſetzungen ſie beibehielt, nicht halten konnte. Auf eine Redensart aber mußte ſeine Kritik hinauslaufen, eben weil ſie von jenen Vorausſetzungen abhängig, weil ſie theologiſch war: ſo nämlich ſtellte ſie die ſogenannte „gediegene Geſinnung", den Glauben an jene oberſten Mächte des freien Staates, des Rechtes und Geſetzes, das „ernſte Feſthalten" an denſelben obenan; ſie konnte nichts weiter thun, als ſich oberflächlich auf dieſelben berufen, das heißt ſie hatte an denſelben nur eine Phraſe.

Gefährlich war jener Radicalismus, weil er das Beſtehende verflüchtigte, weil er Forderungen ſtellte und gerade durch dieſe Forderungen über das Beſtehende, über ſich ſelber hinauswies, ſich ſelber widerlegte, das heißt zu einer Kritik ſeiner ſelbſt und ſeiner Vorausſetzungen aufforderte.

Auf welche Weiſe der Radicalismus noch nach einer anderen Seite hin gefährlich werden mußte, indem er eine gewiſſe Altklugheit, ein Gefühl des Fertigſeins und den Hochmuth, die Löſung aller Fragen in der Taſche zu haben, verbreitete und gegen die Kritik eine feindliche Stellung einnahm, werden wir am Schluß dieſes Aufſatzes durchführen.

Der Radicalismus des Jahres 1842 fand ſeinen Ausdruck in der „Rheiniſchen Zeitung"; ich werde dieſe Zeitung benutzen, um an einigen ihrer Aufſätze eine Schilderung jenes Radicalismus zu geben. *)

---

*) In einem der früheren Hefte dieſer Literaturzeitung hat der Verf. an den Correſpondenzen der Mannheimer Abendzeitung eine Darſtellung des Radicalismus, der in ſeiner Abgelebtheit gedankenlos geworden iſt, gegeben. Einer der Correſpondenten jener Zeitung hat die wunderliche Behauptung aufgeſtellt, d. V. hätte ihn perſönlich angreifen wollen, da er doch aus demſelben Hefte der Literaturzeitung hätte lernen können, daß es dem Verfaſſer gar nicht auf Perſönlichkeiten ankommen kann. Wir geben jenem Correſpondenten die beruhigende Verſicherung, daß ſeine Perſönlichkeit ſogar gegen die Sache, der er anhängt, d. h. gegen den phraſenhaften Radicalismus, zurücktritt und gar winzig erſcheint, wir geben ihm die Verſicherung, daß er ſeine Sendung, in jene Sache vollſtändig aufzugehen, erfüllt: mag er ſich getroffen fühlen, wenn die Sache getroffen wird; glaube er aber nicht, wir hätten ihn gemeint, indem wir eine ganze Richtung ſchilderten. Damit man aber ſehe, wie wenig Gewicht wir auf eine Perſönlichkeit, ſelbſt auf die eigne legen, wollen wir hier nur Aufſätze, die von E. Bauer herrühren, beſprechen,

Digitized by Google

In dem Feuilleton der Nummer 267. ist das Bestreben des Radicalismus, wenn er praktisch auf die bestehenden Verhältnisse eingeht, richtig charakterisirt, indem es ein wünschendes genannt wird. „Aller Besitz der Deutschen besteht bis jetzt in Wünschen; daran sind wir reich; wir wünschen Freiheit und vernünftige Verfassungen, wir wünschen Preßfreiheit und gute Bücher; wir wünschen eine Flotte und regen Handel; wir wünschen Einheit und deutsche Nationalität." Ebenso wird in Nummer 296 mit einer ziemlichen Selbstverläugnung zugegeben, daß es „für's erste die Bestimmung des Liberalen sei, immer nur einen Ton anzuschlagen, der freilich ziemlich trist klinge, daß er immer nur leiere, ja daß die Leier bis jetzt fast sein einziger Besitz sei."

Die Wünsche, die Forderungen des Radicalen gruppiren sich nun alle um sein Ideal des Staates: politisch müsse der Mensch werden, nur dann sei er würdig, Mensch zu heißen. „Vor allem ist es die höchste Pflicht eines Jeden, sich mit der Politik, sich mit der Staatstheorie zu beschäftigen. Nur der Staat und seine Vernunft ist es, in welcher wir fortan unser höchstes Lebenselement finden werden. Wer jetzt nicht politisch denkt, denkt gar nicht. Und wer nicht dem Ideal des vernünftigen Staates nachstrebt, wird nie vernünftig denken lernen." (No. 235. Beiblatt.) So hat der Radicale seine Religion des Staates, die er Theorie nennt, seine Dogmen, die er Gedanken nennt, und seine Pflichten: so predigt er; und so verhält er sich gegen alle diejenigen ausschließend, welche nicht wie er denken wollen: er richtet eine vollständige Aristokratie der Politik ein; diese Politik heißt ihm „Vernunft.', „Wir sind überzeugt, daß nur der Standpunkt der Politik in der Lehre vom Menschen als sittlichem Wesen der richtige sei; denn einzig und allein die vernünftige Staatsgesellschaft kann dem Menschen Gelegenheit geben, sich seiner wahren Natur nach zu entwickeln, sich als Mensch zu fühlen."(No. 204.)

Der Radicale schafft sich in Hinsicht auf das Staatsleben eine ganz neue Bedeutung der „Sittlichkeit." „Es ist ihm ein Verstoß gegen die Sittlichkeit, sich nicht mit den öffentlichen Angelegenheiten zu beschäftigen, oder zu sagen, man verstehe nichts davon, weil es vor Allem das Streben eines Jeden, der im Staate lebt, sein muß, daß er nicht blos Etwas, daß er Alles davon verstehe." . . „Die Gleichgiltigkeit gegen den Staat ist der Grundfehler, aus dem alle anderen Fehler, die der Moralist in seinem Catechismus aufzählt, abzuleiten sind. Es entsteht daraus Selbstsucht, Beschränktheit auf die Eigen- und Einzelinteressen." . . . . „Je öffentlicher der Staat, je allgemeiner durchgreifend das Staatsinteresse wird, desto mehr wird die Eigensucht, die Immoralität, die Beschränktheit selten werden; denn die Oeffentlichkeit ist es allein, welche die wahre Scham und Scheu hervorruft, und weit entfernt, daß die Scham die Heimlichkeit und Verborgenheit sucht, ist es gerade die Schamlosigkeit, welche im Geheimen und in den Winkeln ihr Wesen treibt." Jene Unsittlichkeit wird von dem Radicalen auf folgende Weise weiter definirt. „Unsittlich ist für den Politiker jede Art Ausschließlichkeit, jede Art von Unterdrükkung . . . unsittlich ist ferner jede Beherrschung, jede Beschränkung der Meinungen." Immoralitäten sind nun nach der Meinung des Radicalen durch den „Staat" wegzuschaffen: „es liegt dem Staate ob, durch seine Institutionen die Indifferenz gänz-

selbst auf die Gefahr hin, daß nun erst recht ein radicater Socialist komme und sage, Edgar Bauer hat sich einmal wieder in seiner Eitelkeit als Repräsentanten des 42er Radicalismus hingestellt.

Digitized by Google

lich zu beſiegen . . . man erinnere ſich, daß ein vernünftiges Staatsganzes, welches nicht im Zwange, ſondern in der Oeffentlichkeit, in der Geſinnung und Ueberzeugung ſeine Stütze findet, das vorzüglichſte Heilmittel gegen jede Unſittlichkeit iſt." (a. a. O.)

So iſt es denn nach der Meinung des Radicalen der Staat, in deſſen Händen die ſittliche Bildung des Menſchengeſchlechtes liegt; ſeine Inſtitutionen können dieſelbe fördern, können ſie hindern, der Menſch iſt gänzlich von ihnen abhängig. Vor allem ſei es die Cenſur, welche der Staat nur aus Unkenntniß ſeines eigenen Intereſſes eingerichtet habe, da ihm doch daran liegen müſſe, freie und gebildete Bürger zu haben. Der Grund für die Strenge der Cenſur gerade in Berlin „iſt nicht zu begreifen; ſähe man auch Berlin nur als die Stadt an, wo Hof und Prinzen ſich aufhalten, ſo wäre gerade hier die freieſte Cenſur an ihrem rechten Platze; denn wenn das neueſte Cenſuredict eine Wahrheit ſein ſoll, ſo muß es vor Allem geſtattet ſein, in der Nähe des Thrones die Stimme zu erheben" (No. 191.). Die Cenſur hemme das Denken, indem ſie die Luſt am Denken nehme. „Ich werde mich allmählig daran gewöhnen, nicht anders zu ſchreiben, als ein äußerlicher Druck es mir erlaubt. Ich werde zuletzt nicht einmal mehr den Wunſch haben, über die Schranken hinauszukommen, in die eingeſperrt zu ſein ich das Unglück habe. Die Fähigkeiten, die Anfangs in mir erwachen wollten, aber mit Gewalt zum Schlaf gezwungen wurden, werden endlich wirklich ganz und gar einſchlummern und verſchwinden." (a. a. O.) So ſei es denn alſo Pflicht des Staates, die freie Meinungsäußerung nicht zu hemmen; ja es ſei ſein eigenes Intereſſe, jeden Gedanken ſich ausſprechen zu laſſen, weil nur dadurch ein „lebenvolles Zuſammenwirken," und Bildung wahrhafter Partheien erzielt werde.

Denn „die Partheien ſeien das Salz des politiſchen Lebens, ſie ſeien die Pole, welche das vorher gleichgiltige, regelloſe Treiben einer chaotiſchen Maſſe in einen geregelten Gang, eine geſetzmäßige Bewegung zwingen; ohne ſie ſei kein Organismus möglich" (No. 165.). An den Staat wird nun von dem Radicalen die Forderung geſtellt, daß er, ohne ſelbſt Parthei zu ſein, die Partheien innerhalb ſeiner gewähren laſſe, daß er ihnen freien Ausdruck und Wirkungskreis gönne, zumal da nur dadurch, daß ſie ſich „offen ausſprechen," eine „Einigung" derſelben herzuſtellen ſei (No. 170.). —

Die franzöſiſche Revolution erſchien dem Radicalen als „Offenbarung," als die Schule, in der alle politiſche Weisheit zu lernen ſei: „Gott liebt es, ſich den Menſchen in einem brennenden Buſch zu offenbaren; der Feuerbrand, in dem er ſich uns gezeigt hat, iſt die Revolution " (No. 156. Beiblatt.). Somit war die Revolution dem Radicalen der Inbegriff abſoluter politiſcher Wahrheit, die er „begriff" und die ihm zum Maasſtabe wurde, um durch ſie die gleichzeitigen liberalen Beſtrebungen zu beurtheilen. Jene abſolute Wahrheit war es auch, durch deren gemeinſames Bekennen er ſich mit ſeines Gleichen Parthei fühlte.

Die conſtitutionellen Beſtrebungen Oſtpreußens und Badens lenkten damals die Blicke des Politikers auf ſich. Der Aufſatz „das Juſte milieu" in den Beiblättern von No. 228. bis 235. verſuchte es, „den allgemeinen Schrei nach einer Repräſentativverfaſſung" zu widerlegen und „zu zeigen," daß das Repräſentativſyſtem nicht die Höhe ſeines Princips erreicht." (No. 235. Beiblatt.) Dieſer Aufſatz deckte die Widerſprüche auf, in welche der Anhänger des Repräſentativſyſtems ſeinen Staat mit dem „vernünftigen Staate" bringe, indem er den Begriff der Garantien, der Vertretung des Volkswillens, der un-

Digitized by Google

antaſtbaren Regierung, der Vertretung des Privilegiums, der Theilung der Gewalten in den Staat hineintrage. An dem Begriff des „Vernunftſtaates," des ſogenannten „freien Staates" kritiſirte er die Vorſtellungen des Conſtitutionellen vom Recht, von der Regierung, von der Geſellſchaft. Er wies nach, daß der Conſtitutionelle auf allen Seiten eine Spaltung im Staate laſſe und daß es ihm nicht gelinge — was er doch mit ſeiner Verfaſſung bezwecke — dem Volkswillen einen Ausdruck zu geben.

Man kann von dieſer „radicalen Kritik" ſagen, daß ſie ihren Zweck verfehlte, indem ſie die Vorausſetzungen des Conſtitutionellen zu den ihrigen machte, und den Begriffen „Staat, Recht, Volk, Geſetz" nur eine abſtracte Bedeutung, einen verallgemeinerten Inhalt, eine verflüchtigte Form gab. Die radicale Kritik ging ſo weit, in Bezug auf ihren Vernunftſtaat zu behaupten, daß für ihn die Unterſchiede von klein und groß verſchwinden (No. 233. Beiblatt), ſie ſah von allen hiſtoriſchen oder geographiſchen Nebenumſtänden ab, wollte die Politik d. h. die Wiſſenſchaft von den nationalen Regierungen von ihnen unabhängig machen und ihre abſtracte Formel auf jede politiſche Geſellſchaft angewandt wiſſen. Widerſprüche, die ſie fand, warf ſie, ſtatt nachzuſehen, wie ſie in das Staatsleben kommen, ohne Weiteres aus dem Staate hinaus. Indem ſie zwiſchen dem Volksbegriff des Conſtitutionellen und dem Begriff einer traditionellen Regierung einen Widerſpruch aufdeckte, behauptete ſie friſchweg, daß die Regierung nur dann eine richtige ſei, wenn ſie Volksregierung ſei: hiermit meinte ſie alle Vermittelung, alles „Juſte milieu" vermieden zu haben, und ſie hatte doch nichts weiter gethan, als die Begriffe Volk und Regierung auf „radicale" Weiſe zuſammengeſtellt. Ob ſie hierdurch nicht einen neuen Widerſpruch ins Leben gerufen, oder vielmehr ob ſie nicht dem alten, ſchon beſtehenden Widerſpruch nur einen andern Ausdruck gegeben, das zu bedenken, fiel ihr nicht ein. — Ebenſo ging es ihr mit ihrer Widerlegung der Volksrepräſentation: ſie behauptete, daß eine *Vertretung* des Volkswillens unmöglich ſei, indem ſie zugleich den *Willen des Volkes* als die höchſte Macht im Staate beſtehen ließ: ſie fragte ſich aber nicht, ob jene Unmöglichkeit vielleicht gerade in dem Charakter des Volkes begründet ſei; ſie fragte nicht, ob es zu dem Volke, ſeinem politiſchen Begriffe nach, gehöre, regiert zu werden, und höchſtens in der Regierung ſeinen beſtimmt ausgeprägten politiſchen Willen zu haben; ſie fragte nicht, ob die das Volk bevormundende Regierung nicht vielleicht die echte Volksregierung und Volksvertretung ſei.

Indem alſo die radicale Kritik an ihren abſtracten Staat, an ihr abſtractes Volk, ihre abſtracte Freiheit Forderungen ſtellte, welche ſie nicht ſtellen durfte, und indem ſie dieſe Forderungen hinreichend glaubte, um durch ſie die Unfreiheit und das Juſte milieu zu widerlegen, ſcheint ſie ſich geradezu auf einem falſchen Wege befunden zu haben. Die Kritik aber ſteht nicht über den Dingen, ſie iſt nicht von vorn herein fertig, ſo daß ſie nur zu kommen braucht, um ſogleich alle Fragen erledigt zu ſehen: auch ſie hat ihre innere Entwickelung und zwar die Entwickelung der Dinge ſelber. Indem ſie dem abſolutiſtiſchen und conſtitutionellen, mit einem Worte dem Regierungsſtaate den freien Staat, den Vernunftſtaat, den Volksregierungsſtaat entgegenſetzte, ſtellte ſie nur diejenigen Gegenſätze auf, welche ſich jene Staaten ſelber gaben, auf welche jene Staaten ſelber hinwieſen, gab ſie nur die eigene Dialektik derjenigen Dinge, welche ſie kritiſirte, ſie maß den Gegenſatz durch den Gegenſatz, ſie widerlegte das Volk durch das freie Volk, den

Digitized by Google

Staat durch den freien Staat, sie widerlegte die Freiheit dadurch, daß sie ihren Begriff verallgemeinert und nach allen Seiten, auf alle Institutionen, auf alle Individuen ausgedehnt wissen wollte, sie widerlegte den Begriff des Rechtes durch die Forderung gleichen Rechtes. Sich selber denjenigen Vorstellungen, die sie kritisiren mußte, unterthan machend, hob sie diese Vorstellungen auf, indem sie an dieselben Forderungen stellte, durch welche sie über jene Vorstellungen und über sich, die Kritik, selber hinauswies.

„Die Theorie wird schuldig, so wie sie sich auf das Leben, auf die gegebenen Existenzen anwenden will; denn hier kann sie nicht sogleich in ihrer vollkommenen Reinheit auftreten, sie muß zuerst das Frühere, das Alte, welches sich in den Gemüthern eingewurzelt und mit einem Heiligenschein umgeben hat, überwinden. Aber um zu siegen, muß sie kämpfen, und um zu kämpfen, kann sie sich nicht in ihrer abstracten Hoheit erhalten, sie muß sich selbst erniedrigen . . . . . um die Knechtschaft zu besiegen, muß sie selbst Knechtsgewand anlegen. Hier befindet sie sich in dem Momente ihrer Schuld, sie hat sich selbst erniedrigt; um die Bewohner der Hölle zu läutern, hat sie sich selbst in die Hölle einschließen lassen; um die Gefangenen zu befreien, hat sie sich selbst Ketten anlegen lassen." (No. 228. Beiblatt.)

Was hier von der Theorie gesagt ist, so wie sie sich als Constitutionalismus zeige, kann auch von der Kritik, so wie sie die radicale war, gesagt werden.

Die radicale Kritik sah alles Recht auf Seiten des Volkes, allen Widerspruch auf Seiten der bevormundenden Regierung; sie politisirte eben, und indem sie für ihre „Freiheit" einen Boden finden wollte, erblickte sie ihn im „Volke." Ihre ganze Weisheit, ihr ganzes Selbstgefühl bestand darin, sich zu einer Regierung im Gegensatz zu wissen, die eigene Klugheit an die Handlungen dieser Regierung zu legen und dieselben nach ihren Kategorien: Volk, Freiheit, Parthei zu messen. Die beste Art, wie diese radicale Kritik kritisirt werden konnte, war die gewaltsame Reaction, welche durch das Verbot der Rheinischen Zeitung und ähnlicher Blätter erfolgte. Die Regierung bewies damit, daß ihre Kraft ungeschwächt sei und vor Allem — daß sie in dem regierten Volke immer noch denselben Hinterhalt habe wie sonst. Uebrigens wurden durch jenes Verbot nur die Consequenzen derjenigen Lehren gezogen, welche die Rheinische Zeitung mit so großem Eifer zu verbreiten gesucht hatte. Hatte sie nicht behauptet, daß der Staat das Lebenselement für den denkenden Menschengeist sei? Daß der Staat Preßfreiheit zu geben habe? Daß also die Meinungsäußerung nur soweit frei sein dürfe, als sie dem Staate nicht zu nahe trete? Und wenn sie ferner behauptet hätte, daß die Regierung nicht Parthei nehmen dürfe, so ward sie durch das Verbot eines besseren belehrt.

Welche Parthei aber hatte die Regierung genommen? die des Staates und die des Volkes. Diese Widerlegung der Kritik mußte sie belehren. Die Kritik mußte ihren Gegensatz gegen die Regierung, ihre Forderungen an den „freien Staat", zugleich aber auch die Berufung auf das Volk aufgeben. Sie mußte aufhören, politisch zu sein.

Ansätze dazu finden wir schon in folgenden Stellen der Rheinischen Zeitung: „die Regierung jedes Volkes ist nichts als der offenbare Volksgeist" (No. 194.). „Wie ein Volk regiert wird, so ist sein Charakter; und wie sein Charakter ist, so wird es regiert. Volk und Regierung stehen nie so unorganisch neben oder unter einander, daß das eine zu dem anderen schlechterdings nicht paßte. Die Regierungen entwickeln sich geschichtlich mit den Völkern, weil sie, sie

Digitized by Google

mögen ihren Ursprung herleiten woher sie wollen, doch einzig und allein in den Völkern ihren Ursprung haben und Geschöpfe der Meinung sind." (No. 175.) Im Beiblatt zu No. 228. ist eine Entwickelung der Regierungen aus dem Bewußtsein der Volksmasse gegeben. No. 175. ist gezeigt, daß es die lesende Menge selber sei, welche sich der Literatur entgegenstemme, indem sie nur die ihr mundende Literatur haben wolle. „Setzen wir den Fall, es thäte sich hier eine Zeitschrift auf, welche eine kräftige, in sich durchgearbeitete Ansicht durchführte, würde Berlin wohl Kraft genug haben, die Wucht eines Princips auszuhalten? Würde es Interesse genug haben, um die Tiefe eines Princips zu sondiren? Man würde das Wunderthier anstaunen und einen Witz darüber machen. Eine kleine Schaar Auserwählter würde sich darum schaaren, aber Berlin, was man so Berlin nennt, würde ohne Interesse bleiben." No. 204. wird diese Interesselosigkeit weiter charakterisirt als „Aufgebrachtheit, wenn das Verlangen gestellt wird, nun auch einmal zu denken." Ferner ist in No. 300. das Verlangen nach Oeffentlichkeit dadurch kritisirt, daß der Zusammenhang des Geheimnisses mit den Staatsinstitutionen nachgewiesen wird: „Das Amtsgeheimniß, heißt es hier, ach ja, das Amtsgeheimniß, so rufen alle Correspondenten, Zeitungsschreiber und so weiter . . . . sehen wir einmal zu, ob diese Klage einen haltbaren Grund hat . . . Der Staat ist für den Unterthan ein geheimnißvolles Wesen, welches ohne sein Zuthun seinen ungestörten Gang nimmt. Er braucht also nichts weiter zu wissen und das Amtsgeheimniß muß nicht blos dem Beamten, es muß auch dem Unterthanen heilig sein. Wenn ihr also das Amtsgeheimniß anklagt: so verwechselt ihr die Wirkung mit der Ursache; statt das Ganze anzuklagen, klagt ihr nur einen einzelnen Ausfluß dieses Ganzen an . . . . Die Sache, die unter dem Siegel des Amtsgeheimnisses verhandelt wird, möge immerhin veröffentlicht werden, sie wird uns doch ein Geheimniß bleiben."

Die Kritik hat, wie gesagt, aufgehört, politisch zu sein. Früher Ansichten durch Ansichten, Systeme durch Systeme, Gesinnung durch Gesinnung bekämpfend, ist sie jetzt Ansichts-, System-, Gesinnungslos geworden. Früher sich auf das Volk, auf ihr „heiliges Interesse" für das Volk berufend, in dem Volke ihre höchste Macht erkennend, hat sie jetzt auch die politische Einheit von Volk und Regierung erkannt.

So müssen natürlich alle diejenigen, die ohne Ansichten nicht existiren können, die zu schnell vor ihrer eigenen inneren Hohlheit und Unselbständigkeit erschrecken würden, wenn sie sich nicht durch die Würde ihrer „Gesinnung" aufspreitzen könnten, die in sich zusammensinken würden, wenn sie sich nicht durch den Gegensatz gegen eine Regierung ein Scheinleben gäben, alle diejenigen auch, welche in dem Socialismus ein neues Wort gefunden zu haben glauben, das sie der Schaar der Volksfreunde als Parole zurufen können, Alle diese, sage ich, müssen der Kritik gegenüber ihre Verstandlosigkeit einräumen, indem sie sagen, daß die Kritik Phrasen, unpraktische, unbedeutende Phrasen mache: sie werden irr, weil sie ihre lieben Ansichten, Gesinnungen und Systeme nicht wiederfinden: trotzdem daß sie nur an dem Alten festhalten oder vielmehr weil sie das thun, fordern sie, daß die Kritik doch auch etwas Neues, Weltbeglückendes gebe, daß sie zum Beispiel für ihr geliebtes Volk gleich ein funkelnagelneues socialistisches System aufbaue. Ohne es sich selber recht zu gestehen, vertreten sie nur die Interessen der trägen Masse, welche gleich sehen will, was denn für sie bei der Sache herauskomme; sie sind mit ihr gegen die Kritik verbunden. So

Digitized by Google

müssen sie ihr auch in Sprache, Haltung und Ton immer ähnlicher werden. Da ist nicht einmal mehr das Eine für sie zu hoffen, daß sie sich zuletzt selber anekeln.

Es giebt noch einige Altkluge, welche die Kritik widerlegt zu haben meinen, wenn sie sagen, sie laufe ja wieder auf nichts anderes hinaus, als sich zur herrschenden, zur absoluten, mit einem Wort zur Religion zu machen. Der Kritiker stelle wieder nur sein freies Ich in den Dienst dieser Macht, er kasteie sich in ihrem Namen, er erleide das Martyrium in ihrem Bekenntnisse. Diesen ist zu erwiedern, daß die Kritik keine Dogmen aufstellt, daß sie Nichts will, als die Dinge kennen lernen; und daß das Ich, welches gegen die Dinge frei sein will, indem es sich gar nicht mit ihnen beschäftigt, nur das Bild der Hohlheit, Nichtsnutzigkeit und Impotenz darbietet.

II.

Das Entwickelungsgesetz des Zeitgeistes. Eine Einleitung in die Philosophie der Geschichte. Von W. Löser. Verlag und Druck von Fritzsche und Sohn in Dessau.

Der Verfasser hat sich vorgesetzt „das Geheimniß aller Welt auszusprechen, indem er die Logik des Zeitgeistes, die Philosophie der That, zu geben, den Fortschritt zum Begriff zu erheben versuchte."

„Von Widerlegungen, sagt der Verfasser, sollen mir vor Allem diejenigen erwünscht sein, welche mir beweisen, daß entweder wo möglich mein ganzes Princip falsch, oder daß ich mir wenigstens in dessen Durchführung nicht überall consequent geblieben sei. Von minderer Wichtigkeit müssen mir natürlich diejenigen sein, welche sich nur an einzelne Ausstellungen, falsche Beispiele, unrichtig angeführte Thatsachen u. s. w. halten, oder welche mir gar sagen, ich hätte nichts Neues gesagt. — Endlich sind mir auch diejenigen Gegner nicht unerwünscht, welche die ganze Schrift für leeres Kategoriengeklingel halten."

Einen Gegner hat d. V. in die Schranken zu rufen vergessen: sein eigen Buch; sich selbst. Kann sein „Princip" vor sich selber bestehen, so braucht er keinen Feind sonst zu scheuen.

D. V. bezeichnet die „Extreme" der „Ruhe" und der „Bewegung" als die Extreme der Gegenwart. „Ueberall wohin wir blicken, sagt er, treffen wir einerseits die Fixirung des Bestehenden, andrerseits das Bestreben, grade das Gegentheil als die Wahrheit geltend zu machen, und alles Unglück der Welt nur darin zu finden, daß man die Wahrheit für alle Zeiten nur als eine und dieselbige hat erfassen wollen."

„Woher nun dieser Bruch in der Gegenwart? Woher der Ueberdruß am todten Dogma? woher, wenn nicht rein passives Verhalten am Gewordenen, wenigstens das Suchen nach einem ewigen Realprincip?" fragt d. V. und fährt fort: „Die Beantwortung dieser Frage setzt voraus, daß wir wissen, wie neue weltbewegende Ideen entstehen und welches das Verhältniß der Gegenwart zur richtigen Ansicht von der Entstehung jener Ideen sei."

Die einfachste Ansicht sieht die „Verschiedenheit der Zeitgeister in der Geschichte als ein zufällig Gegebenes" an. Dieser „mechanischen Geschichtsan-

Digitized by Google

sicht" ist „die Kraft der Masse die höchste Kategorie." „Sperre ich die geistigen Größen in eine Bastille und setze ich ihnen eine recht zähe, indolente Menschenmasse gegenüber, so ist ihre Kraft für immer gebrochen und ich kann sicher davor schlafen." „Hierher gehört übrigens für das Verhältniß der Völker zu einander das System des europäischen Gleichgewichts und in Betreff der Staatsgewalten das Garantieensystem."

Der „chemischen Ansicht von der Geschichte" dagegen, welche die Menschen nicht als „todte, gleichgültige Objecte" fasst, sondern „eine Beziehung zwischen ihnen, ein wechselseitiges Entgegenkommen" denkt, die also erkennt, daß „alle menschlichen Verhältnisse von dem neuen Sauerteige auf das innigste durchdrungen werden," dieser Ansicht „käme es zur Lenkung der Welt nur darauf an, die verwandten Stoffe auseinanderzuhalten, damit keine Entzündung entstehe. Revolutionen sind daher weiter nichts, als Explosionen, hervorgerufen durch ungeschickte Staatschemiker (vulgo Diplomaten)."

„Es ist unlogisch", tritt nun der V. mit seiner Ansicht hervor, „dabei stehen zu bleiben, die Entstehung eines neuen Zeitgeistes nur in dem Zusammentreffen und chemischen Entgegenkommen ein für allemal bekannter Stoffe (Neigungen u. s. w. der Menschen) zu suchen und zu finden, und führt diese Ansicht zu einer verkehrten Geschichtsmacherei. Vielmehr verlangt die richtige Auffassung die Annahme (!) eines organischen Verhältnisses zwischen den verschiedenen Zeitgeistern. Daß ein neuer Geist im Geist entsteht, hat lediglich darin seinen Grund, daß der frühere gealtert hat. Wie ein Kind vermöge seiner Natur zum Manne und Greise wird, so verhält es sich mit jedem geschichtlichen Principe; das Altern des Seienden ist der einzige Grund des Neuen." Sonst pflegt, wenn ein recht gesundes, kräftiges Kind zur Welt kommen soll, der Vater noch in voller Kraft zu stehen, d. h. eben nicht gealtert zu haben. Der Grund des Neuen müßte daher, scheint es, vielmehr in demjenigen Lebensstadium seines Vorläufers zu suchen sein, wo derselbe zu zeugen die meiste Kraft in sich gesammelt hat. Aber mit Bildern und Vergleichen darf man's ja nicht so genau nehmen. Dennoch mag diese Ungenauigkeit gerade in dem Hauptsatz leicht verhängnißvoll werden.

Hören wir indessen den Verfasser weiter. „Die Entstehung geschichtlicher Prinzipien durch Selbsterregung, dieß, daß auch sie ein Wachsthum und schließlich einen natürlichen Verlauf haben, das ist das wahre Wissen und der Inhalt des unsrigen. Es giebt keine andre Wahrheit als Zeitwahrheit, und der Kampf um ihre Anerkennung bildet das höchste Interesse des Menschen. Jede Zeit hat ihre eigene Freiheit und Unfreiheit, und die Philosophie der Geschichte ist weiter nichts, als die Darstellung der Freiheit aller Zeiten mit der bewußten Hinführung zu dem Puncte, wo die Zeitfreiheit zur Unfreiheit, zum Egoismus umschlug und ein neuer besserer Geist die Menschheit von veralteten, einst aber schönen Freiheitsformen erlöste. Die Annahme eines immermehr eintretenden Verfalles der Menschheit ist ebenso unwahr, wie die Annahme, daß gar kein Altwerden von Principien eintrete. Vielmehr: Entwickelung, Blüthe und Verfall gilt auch von geschichtlichen Producten und nicht bloß von denen der Natur." Wenn dieß wiederum ein bloßer Vergleich wäre, möcht er leicht ebenso hinken als der vorige. Die Geschichte ist aber Natur, ist die Entwicklung nicht der individuell menschlichen, sondern der menschheitlichen Natur.

„Was wir hiernach (nämlich um das Recht der Gegenwart nachzuweisen) darzustellen hätten" — der V. bringt hiermit auf seine eigentliche Aufgabe los,

Digitized by Google

„das Geheimniß aller Welt auszuſprechen" — „das wäre das Lebensgeſetz des Zeitgeiſtes, ſeinen phyſiologiſchen Lebensproceß innerhalb der Geſchichte, um eben deren angeblich unbewußte Fortbildung als organiſche und bewußte zu begreifen. Indem wir den ewigen Verlauf des Zeitgeiſtes erfaſſen, räumen wir damit die Felsblöcke aus dem Wege, an welchen der Strom der Geſchichte bisher gebrandet hat, und machen ſeinen gewaltigen Lauf klar und ſanft, dadurch, daß wir zeigen, welches das Geſetz ſeines Fließens ſei." — Machen ſeinen gewaltigen Lauf klar und ſanft — klar und ſanft! D. V. macht ſich die Illuſion, daß, nachdem das Lebensgeſetz des Zeitgeiſtes einmal dargeſtellt, die Geſchichte ferner nicht mehr durch „Krämpfe und Kämpfe" vom alten zum neuen Princip fortſchreiten, ſondern „klar und ſanft" dahinfließen werde. Aber ſchon der nächſte Satz, der weiter nichts als die Conſequenz des vorhergehenden ausſprechen will, zerſtört die Illuſion wieder. Er heißt: „Wir gehen damit ein für allemal hinaus über die armſeelige Anſicht, welche nur die zeitweilige Unvollkommenheit der menſchlichen Geſellſchaft zu überwinden nöthig zu haben, und nach Ueberwindung dieſes angeblich letzten Elends das ewige Heil der Menſchheit zu proclamiren im Stande zu ſein glaubt." Die Note fügt hinzu: „So meint man jetzt in Frankreich, es komme nur auf Ueberwindung des Gegenſatzes von bourgeoiſie und peuple an, um die Menſchheit glücklich zu machen, als ob dann nicht wieder ein neuer Gegenſatz entſtehen würde." Iſt das nicht die Vorherſagung von neuen „Krämpfen und Kämpfen?" Aus dem einen Vorderſatz: die Geſchichte iſt „ein organiſches Wachſen;" „die Vergangenheit hat nicht die Bedeutung, daß wir ſie wieder herauf zu beſchwören hätten, ſondern ſie dient uns nur dazu, die Gegenwart zu erkennen" — folgert der V. die beiden ganz entgegengeſetzten Schlüſſe, erſtens: die Zukunft wird, eine längſt vorhergeſehene Fluth, „klar und ſanft" heranſchwellen; zweitens: ſie wird neue „Gegenſätze" und damit neue Kämpfe bringen.

D. V. beginnt nun den Lebenslauf des Zeitgeiſtes zu ſchreiben. Er fängt bei der „Entſtehung" an und ſpricht zuerſt von dem „Princip als Ahnung."

„Wollen wir, ſagt d. V., das Entſtehen eines geſchichtlichen Princips begreifen, ſo müſſen wir ſeinen Grund in dem nächſt vorangegangenen ſuchen." Dieſes „das beſtehende geſchichtliche Princip hat ſeine Ehre darin, der Erzeuger des nächſtfolgenden zu ſein. Indem es ſeine Entwickelung überall herausgeſtellt, aber damit auch ſeine Schranke und Begränzung, ſeinen Mangel offenbart hat, bricht das letztere zum erſtenmal als Offenbarung hervor." „Unbewußt, woher ein neues Princip komme und wohin es führe, wird es ausgeſprochen." Jetzt doch wohl nicht mehr; ſeitdem wir durch d. V. das Lebensgeſetz des Zeitgeiſtes kennen, müſſen wir doch nothwendigerweiſe auch wiſſen, wenn das „Eine Wort," der „Eine Satz" ausgeſprochen, woher das eine Princip komme und wohin es führe. Wenn alſo dennoch weſentlich zur Entſtehung eines neuen Princips gehört, daß es „nur in begeiſterter Ahnung" hervor treten kann, ſo hört das gekannte Lebensgeſetz des Zeitgeiſtes auf, auch für die Zukunft zu gelten, es iſt eben nicht mehr das ungekannte, zu deſſen Weſen es gehörte, ungekannt zu ſein. Gilt es für die Zukunft nicht, ſo iſt es überhaupt auch nicht das ächte Lebensgeſetz, welches doch für alle Zeiten in Kraft bleiben müßte. D. V. unternimmt alſo in ein und derſelben Arbeit, mit ein und denſelben Worten, die Möglichkeit und zugleich die

Digitized by Google

Unmöglichkeit der Enthüllung des Lebensgeſetzes zu beweiſen, welches die Zeitgeiſter durch die Geſchichte treibt. Seine Abſicht iſt allerdings nur auf die Möglichkeit gerichtet. Das iſt eben das Verhängniß ſeiner Arbeit.

Wir haben alſo jetzt auch räumlich neben dem „goldenen Zeitalter," den „Zeitprincipien" in „höchſter Entwickelung" „das erſte Dämmern der künftigen Morgenröthe." Wir lernten in einer und derſelben Zeit den Vater Zeitgeiſt in voller Kraft und den Sohn Zeitgeiſt, wie er eben geboren wird, kennen.

Der „erſte, unſcheinbare Anfang" wächſt auf. Das neue „Object" gewordene Princip fühlt ſich zunächſt nach dem V. „als reine Verſchiedenheit," als „nicht das alte;" ſodann „als gegenſätzlich, als kritiſch zum alten;" endlich „faßt ſich der neue Geiſt nunmehr als im Widerſpruch mit dem frühern," d. h. wir ſind überhaupt „zu einem zweiten Stadium des Princips gelangt, dem Princip als Kritik." „Die Menſchheit," zuerſt noch ohne das „Bewußtſein, daß ſie am Scheidewege des Herkules ſteht," „Vermittlung der Extreme" verſuchend, nur beabſichtigend dem „reichen Inhalt" „früherer Lebenszuſtände" neue „Form" zu geben, gelangt weiter zu der „ausdrücklichen Erkenntniß, daß mit dem früheren (Inhalt) nichts anzufangen war." „Weiß das neue Princip nun erſt recht geläufig, es ſei nicht das alte, ſo lernt es eben damit, worin es reicher iſt als das alte." Endlich muß es „gründlich in allen Lebensgebieten" zeigen, „daß überall das alte Bewußtſein den Erwartungen, welche man von ihm hegen mußte, nicht entſpreche, nicht zu entſprechen vermöge, daß überall die Anforderungen der Zeit geſtiegen ſeien, daß der Sturm des Lebens lauter und heftiger brauſe, als daß die bisherige Wurzel den Baum der Geſchichte noch dagegen aufrecht erhalten könne."

Das alte und das neue Princip verhalten ſich im Kampf zu einander, beide ſtehen alſo wiederum zuſammen in Einer Zeit. Wir haben jetzt, durch den V. von dem organiſchen Wachſen des Zeitgeiſtes, dem Folgen eines Stadiums auf das andre überzeugt, zugleich drei Zeitgeiſter neben einander, wovon der Eine ſich zur Zeit in „höchſter Entwicklung," der Zweite „embryoniſch," der Dritte in dem Stadium der „Kritik" befindet.

Der neue Geiſt, da er des alten Zeitgeiſtes „Beſchränktheit" nunmehr weiß, „hat nicht mehr nöthig, ſich um ihn zu kümmern. Vielmehr beginnt er nun, ſeinen Gedanken als Syſtem auszuſprechen und damit ihn als poſitiv zu erfaſſen." Er wächſt damit „als reine Beziehung auf ſich" zum „Glauben;" „wie er ſich ausſpricht als (theoretiſcher) Ueberwinder ſeines Vorgängers" zum „Dogma oder vielmehr Wiſſenſyſtem:" endlich „weil er ſeinen Vorgänger als bisher berechtigten Weltbeherrſcher erkannte," zum ſich ſelbſt begreifenden „wahrhaften Herrn der Zeit" heran. Dieß iſt nach dem V. eine neue Epoche des Lebenslaufes, welchem der Zeitgeiſt folgt.

Halten wir uns einmal daran, daß der Zeitgeiſt, nachdem er das Stadium der „Kritik" vollſtändig durchlaufen hat, durch die ihm inwohnende Kraft des organiſchen Wachsthums — bis jetzt noch immer zu ihrem Höhepunkt hinanſteigend — zu der neuen

Digitized by Google

Bildung des „Systems" fortschreiten muß. Daneben, was d. V. im nächstvorhergegangenen Abschnitt sagt, und wir erfahren etwas höchst Interessantes. „Man kann, sagt nämlich d. V. dort, zu den Gestaltungen des Zeitgeistes als kritischen kein passenderes geschichtliches Beispiel finden, als die Entwickelung des neusten philosophischen Systems." Er führt darauf Hegel, Krause, die deutschen Jahrbücher, die Rugeschen Anecdota und, für die letzte Stufe der Kritik, wo dieselbe ihren Vorgänger als „im Widerspruch" mit sich denkt, „Feuerbach und Bauer" an. Der letztre möchte namentlich hier, wo es sich um die Kritik handelt, ein sehr richtiges Beispiel sein. Belehrt durch das „Entwickelungsgesetz des Zeitgeistes" wissen wir jetzt, daß B. Bauer gerade auf der Scheide zwischen Kritik und System steht, und seine nächste Zukunft der „Glaube" sein wird. Sehr bald darauf wird er dann zum „Dogma" kommen. Es wird hier die merkwürdige Veränderung, welche das Wachsthum in Kurzem hervorzubringen im Stande ist, ganz besonders ins Licht treten, wenn man sich des Ausspruchs von B. Bauer, den d. V. anführt, erinnert. „Was wir Euch bringen, darnach fragt Ihr? Nur keine neue Fessel." Als B. Bauer dieß sagte, wußte er noch nicht, welch eine kurze Spanne Zeit ihn von der Gefangenschaft im „Dogma" trennt.

D. V. hat von dem „Princip als System" indessen noch mehr zu sagen: „Uebrigens wird oft genug das veraltete Princip, aus seinen festen Plätzen verjagt, sich zur Begründung auf seine Jugendzeit berufen, wo die Schranke, der Widerspruch in ihm noch nicht hervorgetreten (jede Reaction besteht in weiter nichts.) Hier kann nun zwar der neue Zeitgeist nicht umhin, dessen ehemalige Berechtigung anzuerkennen" u. s. w. Daraus geht nun wieder hervor, daß dem neuen Zeitgeist als „System" der alte als Reaction an ein und derselben Tafel der Zeit gegenübersitzt. Zu dem Nebeneinander der verschiedenen Zeitgeister in Einer Zeit gesellt sich jetzt nun auch noch dieser hinzu, welcher gerade bis zum „System" erwachsen ist.

D. V. fügt als Consequenz des bisherigen Wachsthums noch hinzu: „Seitdem die Menschheit zu begreifen anfängt, daß ihre Entwickelung nicht mehr innerhalb eines Volksgeistes vor sich zu gehen habe, kann von einer Volksgeschichte immer weniger die Rede sein, vielmehr haben alle Völker, wie bereits die europäischen, etwas Gemeinsames, einen Allen gemeinsamen Zeitgeist zu verfolgen." Wo bleiben dann aber die vier oder fünf andern, die nothwendig immer im Gefolge sein müssen? Darüber giebt ein Ausspruch, den d. V. später thut, Aufschluß. Er sagt: „Es ist ein Fortschritt der neuern Zeiten, daß so zu sagen die Theorie der Geschichte aus der Praxis sich immermehr herausfondert; diese Sonderung wird aber künftig nicht mehr an verschiedene Nationen vertheilt bleiben, sondern innerhalb jeder derselben wird sich das Gesetz der Geschichte bethätigen müssen." Wenn d. V. also oben von einem allen Völkern gemeinsamen Zeitgeist spricht, so meint er damit nicht etwa Einen Zeitgeist, sondern, daß jede Nation dasselbe Bündel von Zeitgeistern trägt wie die andre. Wir bekommen also nicht mehr bloß vier oder fünf, sondern vier oder fünfmal vier oder fünf Zeitgeister zu Einer Zeit.

„Hatten wir bisher, fährt d. V. fort, die Entwicklung des neuen Zeitgeistes verfolgt, wie er für die Wirklichkeit noch nicht reif war, so beginnt von

Digitized by Google

nun an sein Bestreben, sich in dieselbe einzuführen, er schüttelt den Schulstaub ab, wird practisches Interesse, wird das Pathos der Zeit," „wird zur Leidenschaft," „Sache des Willens," „nimmt die rasche Farbe des Entschlusses an," steigt „aus dem Kopfe in das Herz nieder." Bei gewöhnlichen Individuen, die nicht Zeitgeister sind, pflegt umgekehrt das „Reif"-werden sich durch ein Aufsteigen aus dem Herzen nach dem Kopf anzuzeigen. Man weiß nicht recht, wird der neue Zeitgeist jetzt zum Jüngling — daß er den „Schulstaub" abschüttelt, läßt darauf schließen — oder wird er zum Mann — ist er doch nicht länger mehr „nicht reif." Jedenfalls wächst er wieder. Es wird indeß, um nicht langweilig zu werden, genügen, nur die verschiedenen Stufen noch kurz anzuführen, welche der Zeitgeist auf- und absteigend noch ferner abzulaufen hat. Der neue Zeitgeist führt sich zunächst „als Gesinnung" „in die Wirklichkeit" ein, wird dann die „werdende Macht," nämlich „öffentliche Meinung," „Partei" und durchgesetzte „wahre öffentliche Meinung." Nun ist er die „gewordene Macht." Hier überrascht der Verfasser mit der Annahme von zwei Fällen. Er beginnt den betreffenden Abschnitt: „Wenn eines der beiden Extreme einer Zeit entweder durch rohe äußere Gewalt oder, wie insbesondre in neuern Zeiten, vermöge vernünftiger Organisation der bestehenden Staatseinrichtungen, als entschiedene Mehrheit sich der Herrschaft über alle Lebensverhältnisse bemächtigt hat, so . . ." Was? ist's mit dem organischen Wachsen so schlecht bestellt, daß es der Treibhäuser, nämlich der Staaten mit ihren Einrichtungen bedarf, um es vorwärts zu bringen? Und nun gar, kann auch „rohe äußere Gewalt" die Blüthe — „werdende Macht" — zur Frucht „gewordene Macht" — zeitigen?

Als „Anhang" zur „gewordenen Macht" läßt der V. noch ein Kapitel „die Preßfreiheit und Repräsentativverfassung" folgen, worin „schließlich nur noch die Bemerkung, daß sich am ausgebildeten constitutionellen Staate am deutlichsten zeigt, wie das Absolute nicht etwa in einem ausgemachten ewigen Principe besteht, sondern lediglich in einer Form, vermittelst welcher alle künftigen Principien sich geltend machen und in das Leben einführen können." — D. V. hat uns bis hierher vollständig das Gesetz enthüllt, nach welchem der Zeitgeist von seiner ersten Entstehung, wo er „Princip als Ahnung" ist, ab seinen Lebenslauf zurückgelegt, bis er nunmehr die „gewordene Macht" ist. Unfehlbar hat sich dieß Gesetz schon oft genug in der Geschichte bethätigt — woher sollt' es der V. sonst kennen gelernt haben, oder hat es d. V. wirklich anderswoher, wozu hatte er nöthig, aus der Geschichte belegende Beispiele anzuführen, was er doch thut? — es haben sich also schon öfter neue Zeitgeister durchgesetzt und haben wieder andern Platz gemacht, als sie „gealtert" hatten. Was bedürfen wir nun jetzt die „Form" des „constitutionellen Staats," „um künftige Principien in's Leben zu führen?" Die werden sich ja schon vermöge des vom V. enthüllten „Entwickelungsgesetzes" geltend zu machen wissen. — Will der V. jedoch mit der angeführten „Bemerkung" sagen, daß die Einführung „künftiger Principien" in die Geschichte nicht an sein Entwickelungsgesetz gebunden sei, so ist es mit diesem überhaupt nichts: ein bloßes Gesetz kann wohl nur für eine gewisse Zeit gelten und von einer folgenden, d. h. von dem Herrn aller Zeiten aufgehoben werden; ein Entwickelungsgesetz aber, das für die ganze Vergangenheit Geltung gehabt hat, muß auch für die Zukunft, überhaupt für die ganze Geschichte in Kraft bleiben. Doch an-

Digitized by Google

genommen, d. V. hätte das Unbegreifliche, nämlich ſeine große Entdeckung mit einer „Bemerkung" vernichten, hätte ſagen wollen, die „künftigen Principien" wie ſie überhaupt neu ſein müſſen, werden ſich auch auf neue Weiſe entwickeln, wie kann dann wiederum wohl eine beſtimmte „Form" es ſein, vermittelſt welcher ſich alle künftigen Principien in's Leben einführen ſollen?

Wir „kommen nunmehr zu dem unerquicklichen Zeitpunkte des Verfalls." Die „einzelnen Phaſen des Trauerſpiels" ſind nach dem V. folgende. Der Mann wird zum Greiſe, der ruht auf ſeinen Lorbeeren; „der Bau iſt vollendet, was bedarf es neuer Baupläne?" Der Greis gewordene Zeitgeiſt lebt von der Erinnerung, er lebt im „Herkommen," „manifeſtirt ſich als Indifferentismus." „Der veraltete Zeitgeiſt" wird ſich ſpäter „durch ſeinen Nachfolger in ſeinen bisherigen Lebensgewohnheiten beläſtigt" finden müſſen, er wird ſich zu „ſträuben" beginnen, „ein läſtiger Quälgeiſt," kurz zur „Intoleranz und Orthodoxie" werden, deren „Härte" ſich mit der Zeit practiſch zur „Tyrannei," theoretiſch zur „Sophiſtik" „ſteigert." — Hiermit hat der V. die Beſchreibung des Lebenslaufs beendet. Er kann ſich jedoch nicht enthalten, hinzuzufügen: „das Schickſal eines Volkes, welches alle die dargeſtellten Stufen des geſchichtlichen Verfalles durchläuft, iſt ein höchſt beklagenswerthes." Warum? Doch wohl nicht mehr zu beklagen als jeder natürliche Tod, der offenbar der glücklichſte iſt, welchen der Sterbliche ſterben kann. Erfreulich iſt allerdings der Anblick eines lebensmüden Greiſes nicht, doch kann ſein Schickſal, das ihn dem Tod in die Arme führt, nicht „beklagenswerth" genannt werden. Doch hören wir die Vollendung des Satzes: „um ſo größere Bewunderung verdient ein ſolches Volk aber, wenn es bei dem äußerſten Endpunkte des überwiegenden Todesproceſſes angekommen, dennoch die Kraft hat, etwa vermittelſt der Kriſis einer Revolution, wieder geſchichtliche Geſundheit zu erlangen." Was da ſtirbt, iſt ja der lebensmüde Zeitgeiſt, was „Geſundheit erlangt" oder vielmehr — da die Redeweiſe des V. hier ganz unpaſſend iſt — was geſund aufwächſt „iſt der neue jugendliche Zeitgeiſt." Von dem Volk als ſolchem iſt überhaupt noch gar nicht die Rede geweſen, es iſt alſo auch nicht einzuſehen, wie daſſelbe für die natürliche Ablöſung der Zeitgeiſter, die dieſe ganz unter ſich und in der Familie abmachen, „Bewunderung" verdienen kann.

Die „Epoche des Indifferentismus und des Herkommens" „correſpondirt" „mit der friſcheſten Jugendkraft der geſchilderten Entwickelung des Zeitgeiſtes als Geſinnung," ſagt d. V. „Der Intoleranz und Orthodoxie" entſpricht alsdann „die werdende Macht," und die „gewordene" muß der „Tyrannei und Sophiſtik" zur Seite ſtehen, iſt die natürliche Folge davon. Aber noch mehr. Wir haben oben ſchon geſehen, wie den Einen Zeitgeiſt, der ſich in einem gewiſſen Stadium der Entwickelung, welcher alle Zeitgeiſte folgen müſſen, befindet, die andern, jeder auf einer andern Stufe derſelben Entwickelung, nimmer verlaſſen dürfen. Auf dieſe Weiſe kommen zu allen frühern noch die drei Zeitgeiſter des Verfalls hinzu. Daraus ergiebt ſich denn das höchſt Merkwürdige, daß, wie die Zeitgeiſter zu einander im Verhältniß von Vater, Sohn, Enkel u. ſ. w. ſtehen, die ſich von Generation zu Generation ablöſen und beerben, ſie zugleich und

Digitized by Google

grade deshalb auch Brüder in Einem Zeitraum sind. Dies ist eine ohne große Mühe aus dem „Entwickelungsgesetz des Zeitgeistes" gezogene Consequenz, mit welcher d. V. sich nur wird einverstanden erklären können. Sagt er doch selbst: es „geht in der Gegenwart die Verwirklichung verschiedener Zeitgeister innerhalb eines und desselben Volkes vor sich" (um wie viel mehr innerhalb einer ganzen Zeit, zu welcher sich mehrere Völker vereinigen), „so daß während der practischen Ausführung eines Zeitprincips schon wieder ein neues entsteht, welches das erstre theoretisch überwunden hat. Diese Art der Entwickelung, fügt d. V. in der Note hinzu, das theoretische Erkennen eines neuen, die practische Durchführung eines erkannten und das Absterben eines veralteten Zeitgeistes von vorn herein, der Gegenwart gemäß, als gleichzeitig aufzufassen, haben wir bloß der größern Klarheit die Darstellung wegen unterlassen." D. V. glaubt so; in der That aber ist der Mangel an Klarheit, welcher ihn verhindert hat, sein „Entwickelungsgesetz" mit allen Consequenzen desselben ganz zu überschauen, Schuld an dieser Unterlassung. Er spricht daher auch nur von drei Zeitgeistern, die gegenwärtig ihr Wesen treiben sollen, während doch jede Zwischenstufe auch ihren Geist in die Reihe stellt. Ferner hält er es für Mangel an „Kraft" daß „in früheren Zeiten ein Volksgeist immer nur Einen Zeitgeist" darstellte. „Man kann wohl, sagt er daher, von einer griechischen und römischen, nicht aber von einer deutschen, spanischen, französischen ꝛc. Zeit sprechen." Aber, seinem „Entwickelungsgesetz" gemäß, kann hierzu der Grund nicht sein, daß jene Zeiten „nur Kraft" für Einen Zeitgeist hatten, sondern einfach, weil die Geschichte mit der griechischen Zeit überhaupt erst begonnen hat, weil die Geister des Mittelalters und der neuen Zeit, die deutschen, spanischen, französischen ꝛc. erst erzeugt werden mußten, ehe sie nebeneinander Leben haben konnten. Um den Ausdruck des V's. zu gebrauchen! „Frühling Sommer, Herbst und Winter" können im Leben der Völker erst „zu gleicher Zeit" „existiren," nachdem sie der natürlichen Folge nach auseinander hervorgingen. D. V. führt aber auch später denselben Grund an, nämlich so: „weil die geschichtliche Entwickelung in unsern Zeiten von Tag zu Tage mehr ihrem Entwickelungsgesetze folgt." Es bleibt noch hinzuzusetzen, daß aus derselben Ursache in Zukunft, je mehr neue Principe zur Welt gekommen sein werden, immer mehr und mehr Zeitgeister in's Feld rücken werden, so daß ein Zeitpunkt nicht allein denkbar ist, sondern consequenterweise auch eintreten muß, wo jeder Mensch in seinem Leib nicht allein Geist, sondern auch einen Zeitgeist durchs Leben führt. Die Menschheit möchte dann wohl zur Vollendung gekommen sein, da eine fernere Entwickelung der Geschichte nicht abzusehn wäre. So schauen wir, geführt von dem „Entwickelungsgesetz" des V's. schon jetzt das Weltgericht. — Dabei kommt am Ende nichts Bessers heraus, als wenn wir ein Bild von einem Meister aus dem Mittelalter vor uns sehen, wo der Engel des Gerichts am jüngsten Tage in die Posaune stößt, und die erwachenden Seelen, erschreckt auffahren und in ihre Leiber zurückkehren; Die zagend in die Schranken treten, Jene bereits jubilirend zur Rechten sitzen, und diese zur Linken dem höllischen Feuer übergeben werden. Die Menschen welche im Stolz ihrer Würde, sämmtlich Zeitgeister zu sein, die Vollkommenheit, deren die menschliche Gattung fähig ist, endlich verwirklichen, sind eben auch eine Phantasie wie jenes Bild. — Die Consequenz des „Entwickelungsgesetzes" würde aber nicht Phantasie sein, wenn es selbst nicht schon eine Phantasie wäre. D. V. citirt selbst, was ein

Digitized by Google

„geiſtreicher Schriftſteller" ſagt: „die vollſtändige Durchführung (das Extrem) iſt allemal die aufgeſchloſſene Wahrheit einer Richtung" und ferner die Aeußerung Savigny's: „die Wahrheit eines Satzes erkennt man am deutlichſten, wenn man ihn auf die Spitze ſtellt." So iſt denn die Wahrheit, welche wir aus des V's Werk ſchöpfen, daß er die Welt um eine neue Phantaſie, die er „das Entwickelungsgeſetz des Zeitgeiſtes" getauft, bereichert hat.

Wer etwa die Conſequenzen nicht als die des V's. zugeben will, ſoll mich doch nicht beſchuldigen, daß ich auf ſeine Koſten phantaſirt habe. Man höre ihn ſelbſt, wie er dieſelben Conſequenzen, nur nicht als ſichre Conſequenzen, ſondern bedingt ausſpricht: „Fällt die Entwickelung des Menſchen innerhalb der Menſchheit ſelbſt, ſo werden ſich die Lebensverhältniſſe in ihren Grundzügen etwa ſo geſtalten;" darauf heißt es etwas weiter unten: „So folgt daraus, daß die Entwickelung der Geſchichte von jedem einzelnen Menſchen mitauszugehn habe." Von jedem einzelnen Menſchen — ſo iſt Jeder Zeitgeiſt; denn die Geſchichte kann ſich nur durch Zeitgeiſter entwickeln, haben wir ja vom V. gelernt. D. V. erkennt nicht, daß er ſich in Phantaſieen ergeht, vor ſich ſelbſt giebt er ſich das Anſehen, als wäre er immer mitten in der Wirklichkeit, uns aber erſcheint es wie ein Sturz in's kalte Bad, wenn er ſich einmal plötzlich auf reellen Boden begiebt, was übrigens häufig genug geſchieht. Nur Eine Stelle aus dem „Schluß." „Am leichteſten wird ihnen dies (nämlich den Völkern innerhalb ihrer ſelbſt die Entwickelungsſtadien der Menſchheit durchzumachen) allerdings werden, wenn ſie die „Oppoſition" (Oppoſition!) recht ausdrücklich als nothwendig anerkennen, wenn das Leben des Staats (des Staats!) zu einem Proceß wird, innerhalb deſſen ſich die ewige Fortbewegung und Entwickelung der ganzen Menſchheit abſpiegelt." Eine Seite weiter, auf der letzten, verbinden ſich noch einmal Phantaſie und Wirklichkeit: „Dies die Grundzüge der Zukunft (die Phantaſie), nach denen ſich dann z. B. auch Verbrechen und Laſter beſtimmen werden" (die Wirklichkeit). Wie kann von Verbrechen und Laſter auch nur die Rede ſein, da uns d. V. doch verſichert, „daß alle Menſchen als ſelbſtbewußt, als Selbſtdenken" zu faſſen ſein werden.

Der V. hat übrigens ſehr wohl ein Gefühl von ſeinem Phantaſiren, mag ſich's nur nicht eingeſtehen. Er beginnt den „Schluß" ſeiner Schrift mit den Worten: „Wir hatten bisher diejenige (man beachte — diejenige!) Entwickelung des Zeitgeiſtes verfolgt, wo der Gedanke die That vorbereitet, ohne Rückſicht darauf, ob immer in der Wirklichkeit dieſe Entwickelung uns entgegentrete." Weiter fährt er fort: „Es ſei aber jetzt erlaubt, auch auf die ſozuſagen umgekehrte (ſo zu ſagen umgekehrte!) Geſchichtsbildung aufmerkſam zu machen, diejenige nämlich, wo die That dem Gedanken vorausgeht." Kaum hat er das „Entwickelungsgeſetz des Zeitgeiſtes" vollſtändig durchgeführt, als er auch ſchon die Erklärung abgiebt: Dies iſt nicht das Geſetz der wirklichen Geſchichte. Wenn er nun nur wenigſtens mit Sicherheit ſagen dürfte: die Wirklichkeit hat eine umgekehrte Geſchichtsbildung. Nein er getraut ſich's nicht, mit ſeinem „So zu ſagen" giebt er aber naiverweiſe ſelbſt zu, daß er alle Baſis verloren, ja von Haus aus ſich in die Luft geſtellt hat. Hat er doch auch zwar Beiſpiele genug für die einzelnen Stadien, in denen ſeine Zeitgeiſte in verſchiedenen Momenten ſich befinden, aber nicht ein einziges für den ganzen von der Geburt bis zum Tode zurückgelegten Lebenslauf eines Zeitgeiſtes anzuführen gewußt. Als ein ſolches Beiſpiel kann der „flüchtige Blick auf die Geſchichte der Menſchheit" ein Blick, den er thut, „wie es er-

Digitized by Google

freulich iſt, einen Blick auf das Thal zu werfen, wenn man eine Höhe erklommen hat," nicht gelten. Der Blick geſchieht ja gar nicht von dem gewonnenen „Standpunkt" aus. Wohl ſehen wir hier, daß die Menſchheit bisher eine Geſchichte gehabt, wir ſehen, daß die Principe mit einander gewechſelt haben, der Menſch ſich erſt als „bloßes Accidenz in einem Naturganzen" und wieder als „bloßes Individuum" gefühlt, dann „ausdrücklich jede natürliche Beſtimmung als ſeinem Begriffe widerſprechend geſetzt," endlich „ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts" „ſich als das allgemeine Weſen innerhalb der Natur zu erfaſſen" begonnen hat; daß dieſer Wechſel der Principe aber nach dem vom V. gegebenen „Entwicklungsgeſetz" vor ſich gegangen, ſehen wir durchaus nicht, ja es fällt uns ſogar gradezu das Gegentheil in's Auge, nämlich: „die Menſchheit kehrt nach einer zweitauſendjährigen Geſchichte . . . zum Standpunkte des Alterthums zurück." Kehrt zurück! was doch nach dem „Entwickelungsgeſetz" gar nicht möglich wäre. Dieſem nach iſt ja am Anfange der Geſchichte ein Volk, am Ende derſelben jeder Menſch der Träger des Zeitgeiſtes. Der Kreis kann ſich niemals ſchließen, weil es gar kein Kreis, ſondern eine grade Linie iſt.

Aber d. V. hätte gar nicht nöthig gehabt, ſich überhaupt mit Beiſpielen abzugeben. Die Wiſſenſchaft iſt ja eine freie, und kann kein ander Geſetz anerkennen, als das ihr von der Vernunft, von dem Gedanken, d. h. von ihrem eigenen „Organismus" vorgeſchrieben wird. Beiſpiele ſind großmüthige Zugaben, ſie müſſen ſich nach der Wiſſenſchaft, nicht dieſe nach ihnen richten. Aus einem ſo unermeßlichen Reichthum, wie die Geſchichte darbietet, iſt es auch nicht ſchwer, für alles Mögliche Beiſpiele herauszugreifen.

Die zum Stichwort gewordene Freiheit der Wiſſenſchaft geht ſo weit, daß ſie, um das „Entwickelungsgeſetz des Zeitgeiſtes, eine Einleitung in die Philoſophie der Geſchichte" durchzuführen, ſich ſogar frei von der Geſchichte ſelbſt macht: den V. trifft alſo kein größerer Vorwurf als der der freien Wiſſenſchaft überhaupt. Sein „Entwickelungsgeſetz" iſt nur darum eine Phantaſie, weil die freie Wiſſenſchaft will, daß ihre Jünger phantaſieren.

D. V. rundet ſeine Entwickelung mit den letzten Worten in die Einleitung zurück. Er ſchließt: „doch verzweifeln wir nur nicht (nämlich an der „Verwirklichung" der „hier angedeuteten Gedanken") und halten wir vor Allem unverbrüchlich feſt: Alles Unglück in der Welt iſt bisher nur dadurch entſtanden, daß man die Wahrheit für alle Zeiten nur als Eine und dieſelbe hat erfaſſen wollen!" Wie! die Wahrheit nicht mehr, aber alles Unglück in der Welt ſoll von Einem Punkt ausgehen und herkommen? Aus der Einleitung wiſſen wir bereits, daß die Sehnſucht nach „Ruhe" es iſt, welche dieſes Unglück über die Welt gebracht hat. Ihr hat ſich „beſonders ſeit der erſten franzöſiſchen Revolution" das Extrem der „Bewegung" gegenüber geſtellt. Beide durchklüften ſo die „Wiſſenſchaft," wie den „Staat," das „Recht," die „Naturwiſſenſchaften." Das Extrem der „Ruhe" beginnt überall von einer oberſten Vorausſetzung, einer Erſten und Einen Wahrheit, mit einem ewig „Bleibenden, Fertigen, Poſitiven" oder es ſucht wenigſten „einen feſtſtehenden Satz (direct oder auf Umwegen) als Angel für alle Weltverhältniſſe zu erringen." Das Extrem der „Bewegung" dagegen „behauptet, es gebe keinen ſolchen Satz für die Vergangenheit

Digitized by Google

und noch weniger für die Zukunft." „Was ſolle der feſte Punkt des Archimedes?" „Die ſtete Reproducirung des Wiſſens und die perennirende Entwickelung der Geſchichte ſei vielmehr alle Wahrheit. Das Werden ſei das ewige Wiſſen, und das Gewordene nur die Schaale vom Kern der Zukunft; durchdringt das letztere und der neue Tag bricht hervor!" ruft d. V. aus. So ſucht ja das Extrem der „Bewegung" auch nach Wahrheit. Ihr iſt dieſelbe nur eine Linie, während ſie das Extrem der „Ruhe" einen Punkt glaubt. Aber noch mehr. Wenn wir das Extrem der Bewegung nach ſeiner extremſten Durchführung, die es durch den V. gefunden hat, beurtheilen dürfen, es ſucht nicht mehr nach der Wahrheit, es hat dieſelbe, nämlich als Linie bereits in dem enthüllten „Entwickelungsgeſetz" gefunden. Was iſt es nun im Grunde anders, ich drehe mich im Kreiſe um einen feſten Punkt oder ich wende mich ſchraubenartig um ein langgezogenes, um ein Entwickelungsgeſetz? Nein, dieſes Extrem der „Bewegung" iſt nicht, wofür es ſich ausgiebt, nämlich das Gegentheil von dem Extrem der „Ruhe." Es beruht vielmehr mit ihm auf demſelben Grunde, oder beſſer: auf derſelben Grundloſigkeit; beide ſind aus der „Philiſtermaſſe, dieſem Aggregat von Individuen, dieſem naturwüchſigen Menſchencomglomerate" hervorgegangen und verläugnen ihren Urſprung nicht. Das Extrem der „Bewegung kann nicht von ſich ſagen, was der V. von B. Bauer anführt: „Nur keine neue Feſſel!" antworten wir Euch auf die Frage, was wir bringen. Es bringt eine neue Feſſel oder vielmehr die alte Feſſel neu aufgeputzt: die Phantaſie von der Zukunft. Dieſe haben wir längſt und immer gehabt. Es kommt dabei grade nicht darauf an, wie ich ſie mir ausmale, wenn ich ſie mir nur überhaupt male.

„Das Myſterium der Geſchichte iſt uns klar geworden, für uns giebt es keins mehr" ruft d. V. freudig aus. Er hat der Literatur der Geheimniſſe in der That einen Zuwachs gegeben. Aber welch ein Unterſchied gegen die Geheimniſſe von Paris! Sie wollen enthüllen; er hat enthüllt. Wunderbare Umkehrung! wunderbar für das gegenwärtig allgemeine wiſſenſchaftliche wie äſthetiſche Bewußtſein: — das Kunſtwerk iſt Kritik und das wiſſenſchaftliche — Phantaſie.

Szeliga.

III.

Was iſt jetzt der Gegenſtand der Kritik?

Diejenigen, die in den öffentlichen Blättern der Entfremdung der Maſſe gegen eine Richtung, welche der gegenwärtigen Verſtimmung Herr zu werden ſucht, ein Paar abgebrochene Worte geliehen haben, konnten ſich unmöglich eines Erfolgs erfreuen, der ihrer eigenen Stellung größere Sicherheit gegeben und ihnen eine begründetere Achtung gegen ſich ſelbſt eingeflößt hätte.

Wie die Menge, deren Organ zu ſeyn, ihre tägliche Bemühung iſt, mit der Entwickelung der letzten Jahre unbekannt, fühlen ſie ſich durch die neue Wendung der Dinge einfach nur befremdet: — ſie ſind alſo auch nur im Stande, dieſe für ſie befremdende Ueberraſchung mehr oder weniger naiv oder indolent oder mit einigem Poltern auszuſprechen. „Wunderliche Richtung!" „Ein Standpunkt, bei deſſen Gedanken es einem ſchon fröſtelt!" „Hochmuth, von deſſen

Digitized by Google

Anblick die ganze Nation sich mit Widerwillen abwenden muß!" — das ist die ganze Scala von Redensarten, auf welcher diese Redner der Menge auf- und niedersteigen.

Die tiefe Kluft, die ein „Paar hochmüthige Egoisten" von der Menge scheidet, diese Kluft, von welcher sich jene Sprecher der Nation „mit Widerwillen abwenden" und welche die „Egoisten" zum Gegenstand eines anhaltenden Studiums machen, um ihre Bedeutung für die Zukunft kennen zu lernen und zugleich aufzuheben, ist zum Theil dadurch entstanden, daß die überwiegende Mehrzahl selbst derjenigen, die an der Entwicklung der letzten Jahre thätigen Antheil nahmen oder mit Enthusiasmus ihr folgten, in einzelnen literarischen Producten, also auch in einem einzelnen Werke, in einer Zeitung, in einer Zeitschrift — also auch wohl in einem einzelnen Aufsatze eine Entscheidung sahen, die unumstößlich, für alle Zeit ausreichend, also auch unfehlbar von einem nahen Siege begleitet seyn müsse. Man stand in demselben Irrthum, wie diejenigen, die der drohenden Entwicklung ein Ende gemacht zu haben meinten, indem sie die Gränzen der literarischen Verhandlungen enger zogen und eine Art von Literatur äußerlich abschlossen, die im Grunde auch innerlich abgeschlossen war und sich nicht einmal als Wiederholung derselben Wendungen fortsetzen konnte.

Ein Abschnitt der neueren Entwickelung war in der That vollendet.

Man hat es schon oft bemerkt, belobt, bewundert und bespottet, daß der Bildungsgang der Deutschen, ihre bemerkenswerthesten Thaten, ihre revolutionären Aufregungen und Kämpfe literarisch waren. Auch die Aufregung und Bewegung der letztverflossenen drei Jahre gehörte dem Gebiet der Literatur an und daß man sie als eine solche auffaßte und mit Theilnahme begrüßte, war der erste Fehler, den man beging — der Fehler, der sich so schnell mit einer ungeheuern Erschlaffung und Ermattung selbst bestrafte. Es war hinreichend, daß die Literatur mit einem neuen Werke bereichert wurde, daß eine Zeitschrift mit einem gediegenen und originellen Aufsatz auftrat, um alle Enthusiasten mit der Hoffnung zu erfüllen, daß das Alte vor der Macht des Neuen sich unmöglich mehr lange halten könne. Les't, lest, rief man, gebt es Allen zu lesen und ihr werdet sehen, daß wir gewonnen haben. Das Neue war aber keine bloß literarische Erscheinung; wenn es der Literatur angehörte, so war es zugleich der Schluß einer Literatur, die bisher die Hauptbeschäftigung einer ganzen Nation gebildet hatte; es war nicht mehr der Gegenstand einer bloßen Lectüre, die dem Lesepublicum Nichts weiter als einen oberflächlichen Anflug mitzutheilen vermag; es war vielmehr der Preis eines Kampfes, den der Mensch mit sich selbst zu bestehen hatte. Die literarische Theilnahme gab einer Menge von Leuten nur einen Anflug von neuen Ideen, deren wahrer Inhalt nicht ins Innere drang, draußen stehen blieb und in der Form von Stichworten und Phrasen der Gegenstand einer gutgemeinten Verehrung wurde.

Der literarische Charakter, welcher der Entwicklung der deutschen Nation eigen ist, mag aber immerhin mit vollem Recht bespöttelt und selbst wegen seines herabstimmenden und entnervenden Einflusses angeklagt werden: — im Zusammenhange der Weltgeschichte, die bisher an der Gesammtaufgabe der Menschheit nur einzelne Nationen fragmentarisch arbeiten lassen konnte und es nicht umgehen konnte, daß jede Nation ihren besondern Ruhm durch eine eigenthümliche Schuld erkaufte — in diesem Zusammenhange

Digitized by Google

hat jener Character doch ſeine hohe Bedeutung, die gerade von den Enthuſiaſten der neuen literariſchen Bewegung verkannt wurde.

Spottet immerhin über eine Nation, deren geiſtiges Budget auf der Leipziger Oſtermeſſe berechnet wird, lacht über den Thoren, der in wahnſinniger Selbſtvergeſſenheit über neuen literariſchen Arbeiten brütet und den Hochmuth hat, durch ein Paar Federzüge der Welt eine andere Geſtalt zu geben, — nennt aber auch die einzige geſchichtliche Epoche, die nicht von der Feder gebieteriſch vorgezeichnet war und ihre Erſchütterung mit einem Federſtrich beſchließen laſſen mußte.

Das war der andere Fehler, den man im entſcheidenden Augenblick beging und nun büßen muß, daß man die literariſche Bewegung nicht rein als literariſche und theoretiſche faßte und durch das praktiſche Verhältniß der Freude, des Enthuſiasmus und der Approbation der Reſultate vom Studium und der eingehenden theoretiſchen Beſchäftigung ſich loskaufen zu können hoffte. Man theilte auch hierin wieder den Irrthum der Gegner, die von dem Augenblicke an, wo die Theorie ſich von den letzten gemeinſchaftlichen und Corporations-Vorausſetzungen befreit hatte, die Fähigkeit zu einem wiſſenſchaftlichen Kampfe verloren hatten und auf das praktiſche Verhältniß der Mißbilligung und Verdammung angewieſen waren. Die Maſſe der Freunde und der Feinde war in gleicher Weiſe unfähig, dem Gange der Sache zu folgen: die Gegner waren von vorn herein mit ihr fertig, weil ſie auf ebener Erde nicht gehen lernen wollten — die Freunde, weil ſie immer ſchon am Ende ſtanden: die Gegner gehörten der Innung der blinden Sehenden an — die Freunde ſahen und wußten immer Alles, was die Theorie in einem gründlichen und langſamen Proceß hervorbringen muß, längſt im Voraus. Die Forſchung hat nie einſamer geſtanden, als in der Zeit, wo ihre Gegner die Furcht hegten, daß alle Welt für ſie eingenommen ſey.

Die Maſſe der Aufgeklärten konnte nach dem äußern Schlag, der ſie endlich traf, nur deshalb ſo entſchieden zuſammenfallen, weil ſie ſchon vorher in ſich verfallen war, und ihr Verfall hätte auch ohne alle äußere Dazwiſchenkunft eintreten müſſen, da endlich der Zeitpunkt gekommen war, daß die Theorie ſich gegen ihre ſcheinbare Verbündete richten und dieſe geſtehen mußte, die Wendung, die jetzt einzutreten ſcheine, hätte ihr allerdings nicht in den Sinn kommen können.

Dieſe Wendung war aber nicht einmal eigentlich neu. Die Theorie hatte beſtändig an der Kritik ihrer ſelbſt gearbeitet und ſich immer bemüht, keine Stichworte aufkommen zu laſſen — ſie hatte der Maſſe nie geſchmeichelt und über ihren Beifall ſich keine Illuſionen gemacht — ſie hatte ſich immer davor gehütet, ſich in die Vorausſetzungen ihres Gegners zu verſtricken. Man hatte ihr Bemühen nur nicht gemerkt und es gab außerdem ein Stadium ihrer Entwicklung, wo ſie gezwungen war, ſich auf die Vorausſetzungen ihres Gegners aufrichtig einzulaſſen und ſie für einen Augenblick ernſt zu nehmen, kurz, wo ſie noch nicht vollſtändig die Fähigkeit hatte, der Maſſe die Ueberzeugung zu nehmen, daß ſie mit ihr Eine Sache und Ein Intereſſe habe. Trotzdem, daß ſie den Liberalismus ſelbſt einer auflöſenden Kritik unterwarf, durfte man ſie noch für eine beſondere Art deſſelben, vielleicht für ſeine extreme Durchführung halten: trotzdem, daß ihre wahren, entſcheidenden Entwicklungen über die Politik hinausgingen, mußte ſie doch noch dem Schein verfallen, daß ſie politiſire, und dieſer unvollkommene Schein hatte ihr die Meiſten der oben bezeichneten Freunde gewonnen.

Die allgemeine Befremdung war daher ein un-

Digitized by Google

vermeidliches Ereigniß, als die Kritik anfing, jenen Schein von sich abzulösen und ihre wahre Tendenz reiner zu verfolgen.

Jetzt, nachdem die Kritik begonnen hat, sich zu läutern, sich selbst zu kritisiren und ihre früheren Arbeiten dadurch sicher zu stellen, würde es zu spät sein, wenn man ihr wegen der Stellung, die sie vor zwei Jahren noch zum Theil einnahm, einen Vorwurf machen wollte.

Vorwürfe sind in dieser Angelegenheit bedeutungslos, es kommt vielmehr darauf an, die Erklärung davon zu geben, wie es kam, daß die Kritik damals in die politischen Interessen hineingezogen wurde, daß sie sogar politisiren mußte.

Sie war angeklagt — damit ist die Frage beantwortet — sie mußte ihren Proceß führen — nicht nur um sich zu verantworten, sondern hauptsächlich, um die Widersprüche ihrer Gegner zu entwickeln — sie mußte ihren Proceß vor einem Tribunal führen, welches in jenem entscheidenden Augenblicke sich noch der Grundsätze rühmte, die die Theorie sich angeeignet hatte, und zu gleicher Zeit, wo es sich auf dieselben berief, gezwungen war, sie aufzugeben.

Die Kritik hatte sich aus einem Weltzustande herausgebildet, in welchem das Alte und Neue, das Alte, welches die Kritik eben so sehr eigentlich erst schafft wie das Neue, sich noch gegenseitig durchdrangen, beschränkten, aber auch stützten und trugen.

Als der Bruch eingetreten war, war das Alte, welches sich dem Neuen widersetzte, so wenig mehr wirklich das Alte, als die Katholische Kirche z. B., die sich der Reformation gegenüber bildete, noch die Kirche des Mittelalters war, die eben jenes Princip in ihrem Schooße getragen hatte, das sich als die Reformation selbstständig hinstellte.

Wenn diejenige Macht, die sich gegen die kritische Bewegung erklärt, nicht mehr das Alte selber ist, so ist es doch die Consequenz des Alten, der richtige Sinn, die richtige Durchführung desselben, das Geständniß, welches der Gegensatz des Neuen ihm abgedrungen hat.

Die Formen des Alten, aus welchem sich die Kritik heraus entwickelte, waren die Gefäße, in welchen sich — wenn auch unter fortwährendem gegenseitigen Widerstreben — die allgemeinen Interessen der Gesellschaft entwickelten. Diese Formen erhielten sich aber nur, erhielten sich auch im erweiterten Umfange, wenn es einmal zum Kampf gekommen und die engere Form zerbrochen war, weil jene Interessen noch nicht so weit entwickelt waren, daß ihre allgemeine Bedeutung außer Zweifel gesetzt werden konnte. Sie erhielten sich, weil sie Nichts als der Ausdruck der Beschränktheit waren, die der Forschung, der Arbeit und Bewegung noch eigen war — einer Beschränktheit, die also noch einen gediegenen Inhalt und die Möglichkeit einer ungeheuren Entwicklung besaß.

Indem die Kritik auftritt und der Forschung eine neue Form, d. h. die Form giebt, die sich nicht mehr zu einer äußern Begränzung umwandeln läßt, ist die Fähigkeit der alten Formen, sich zu erweitern, an ihrer Gränze angelangt.

Im ersten Augenblick dieser neuen Wendung macht das Alte seinem Gegensatz Vorwürfe, es ist sogar so unvorsichtig, die Frage aufzuwerfen, ob das Neue mit ihm verträglich sey, und nur in diesem ersten Augenblicke ist ein Kampf zwischen beiden Seiten möglich. Er wäre aber auch da nicht einmal möglich, wenn das Alte die Frage nach der Verträglichkeit oder Unverträglichkeit in ihrer Reinheit hinstellte und theoretisch behandelte — es bedürfte dann nur einer Vergleichung beider Seiten und einer einfachen Darstellung derselben: diese Vergleichung

Digitized by Google

ist ihm aber im Anfange am wenigsten möglich, da es im Augenblick der Ueberraschung weder sich noch das Neue kennt: in seiner Verlegenheit beruft es sich vielmehr auf seine früheren liberalen Tendenzen und zwingt es die Kritik zu dem Beweise, daß sie gerade diese Tendenzen entwickelt habe.

„Es gereicht dem Kritiker nicht zur Unehre, wenn er durch diese eigenthümliche Verwicklung sich bewegen läßt, die Sache noch einmal den Partheien vorzulegen, die sich zu ihren Richtern aufgeworfen haben, da diese Partheien ihr wahres Wesen entwickelt haben und der Kritik nur Nutzen daraus erwachsen kann, wenn sie sich mit ihrer geschichtlichen Voraussetzung auseinandersetzt."

Der Kritiker giebt nämlich nun jenen Versicherungen von freier Entwickelung ihre letzte Deutung; er setzt es auseinander, daß er gefehlt habe, als er jene im Allgemeinen zugestandene Erlaubniß in einem einzelnen Fall ernstlich sich zu Gute kommen ließ.

Er gesteht, daß er absichtlich gefehlt, „mit freiem Vorbedacht und nach reiflicher Ueberlegung" den Irrthum begangen habe, jene Permission, mit welcher man sich bisher groß wußte, auf die Gefahr hin sich zu gute kommen zu lassen, daß sie am Ende desavouirt und ihr Gebrauch als ein Attentat angeklagt werden würde.

An diesem Punkte hätte die Kritik entweder stehen bleiben oder sogleich weiter vorschreiten, das ganze politische Wesen ihrer Prüfung unterwerfen und als ihren Gegner darstellen sollen, — wenn es nur möglich gewesen wäre, daß sie im damaligen Kampfe hätte stehen bleiben können, und wenn es nur auf der andern Seite nicht ein gar zu strenges geschichtliches Gesetz wäre, daß ein Princip, indem es sich mit seinem Gegensatze zum erstenmale mißt, sich von ihm herabdrücken lassen und die Forderung aufstellen muß, daß er mit seinen vorgegebenen Vorzügen Ernst machen solle. Das politische Wesen war so eben noch der Widerspruch gewesen, daß es allerdings durch die Beschränktheit seiner Formen den Egoismus der Partheien, der Stände und der Corporationen gezügelt hatte: war es also nicht eine nothwendige Consequenz, daß die Kritik die Forderung aufstellte, es solle sich zur vollkommenen Oeffentlichkeit und Freiheit entschließen?

Wenn die Kritik diese Consequenz ziehen mußte, so wird man doch zugleich zugeben, daß sie sich immer unsicher fühlte, wenn sie sich auf Forderungen dieser Art einließ, und daß sie durch diese Forderung mit ihren wahren Elementen in Widerspruch trat, in einen Widerspruch, der in jenen Elementen bereits seine Auflösung gefunden hatte.

Jene Forderung sprach die Kritik noch in einer andern Wendung aus. Auf dem Einen Gebiete, auf welchem sie sich rein durchgeführt hatte, durfte sie am Schluß ihrer Arbeit dem nach seiner Vollendung ringenden Menschen zurufen, daß er nun, da seine Unvollkommenheit, die er bisher als eine fremde, weit über seine Kräfte hinausliegende Welt sich vorgestellt hatte, erkannt sey, eben dieselbe Unvollkommenheit in sich selbst zu verlegen habe, um sie als seinen innern Mangel zu bekämpfen. War es nun nicht natürlich, war es nicht unvermeidlich — gehörte es nicht zu den Irrthümern des Jahres 1842, daß sie an diese theoretische Beschäftigung mit dem Menschen einen politischen Excurs anknüpfte und an das politische Wesen dieselbe Forderung stellte? War sie nicht durch alle jene Wendungen, die man von Seiten des Bestehenden gegen sie gebrauchte — siehe z. B. das vollendete Organ desselben: Gruppe (in der „guten Sache der Freiheit") — die sie auch nicht überfliegen durfte, da sie Gemeingut der damaligen Welt waren, dazu gezwungen, für

Digitized by Google

einen Augenblick das menschliche und das politische Wesen zu identificiren?

In der „Judenfrage" wurde dasselbe Versehen begangen.

Die Judenfrage, welche seit der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts noch schwebte, mußte nämlich erst in ihre richtige Stellung gebracht werden: — als eine religiöse und theologische Frage und als eine politische. Als die Behandlung und Lösung beider Fragen ist die Kritik weder religiös noch politisch, während sie nachher, nachdem sie zum Schluß noch einmal die Grundtäuschung, die bisher die Lösung der Frage unmöglich machte, richtig bezeichnet hat, dem politischen Charakter der Zeit und den politischen Voraussetzungen ihrer Gegner ein Opfer bringt.

Die Judenfrage ist eine religiöse. Die Aufklärung glaubte sie zu lösen, indem sie den religiösen Gegensatz als einen gleichgültigen bezeichnete oder sogar läugnete. Die Kritik mußte ihn dagegen in seiner Reinheit darstellen. Auf der andern Seite, wo man für gegenseitige Ausschließung kämpfte, sah man nur den Gegensatz: dagegen hatte die Kritik zu zeigen, wie beide Seiten des Gegensatzes zusammengehören und wie sich demnach das Schicksal des ganzen Gegensatzes bestimmt.

Der Gegensatz war ferner ein politischer und die Kritik hatte ihn wiederum nur in seinen verschiedenen Formen darzustellen und zu erklären. Ihre Darstellung war zugleich die Beurtheilung der Ansprüche, die man von Seiten der Juden und ihrer Vertheidiger an das politische Wesen stellte, und die Würdigung der heuchlerischen Wendungen, welche die Politiker z. B. in Baden und Frankreich gegen die Juden gebrauchten. Den Juden wird gezeigt, daß sie über den Zustand, von dem sie Freiheit verlangten, in einer Illusion befangen wären, und daß sie sich über sich selbst die größte Illusion machten, wenn sie Freiheit und Anerkennung der freien Menschlichkeit zu verlangen meinten, während es ihnen nur um ein besonderes Privilegium zu thun sey und nur zu thun seyn könne. Was das politische Wesen betrifft, welches den Ansprüchen der Juden gegenübersteht, so folgte die Kritik den Widersprüchen desselben bis zu dem Punkte, wo der Widerspruch zwischen Theorie und Praxis seit funfzig Jahren am gründlichsten durchgearbeitet war — bis zum französischen Repräsentativ-System, wo die Freiheit der Theorie von der Praxis desavouirt wird und die Freiheit des praktischen Lebens in der Theorie vergeblich ihren Ausdruck sucht.

Nachdem nun noch die „Grundtäuschung" über den religiösen Gegensatz beider Partheien und über das Verhältniß desselben zu dem Gegensatz der Privilegien aufgehoben war, hätte der Widerspruch, der in den Verhandlungen der französischen Kammer nachgewiesen war, der Widerspruch der freien Theorie und der praktischen Geltung der Privilegien, der gesetzlichen Geltung der Privilegien und eines öffentlichen Zustandes, in welchem der Egoismus des reinen Individuums der privilegirten Abgeschlossenheit Meister zu werden sucht, als ein allgemeiner Widerspruch auf diesem Gebiete gefaßt werden müssen.

Dieser Schritt war aber damals unmöglich — nicht nur, weil die Kritik in dieser Untersuchung selbst noch kämpfte, mit ihrem politischen Gegensatz gespannt war, — nicht nur, weil das politische Wesen bei seinem Worte und seinen Versicherungen gefaßt werden mußte — sondern auch, weil die Kritik ohne jene Spannung, ohne diese Wendung, ohne diesen letzten Rest einer innern Verwickelung mit ihrem Gegensatz unmöglich war und zu dem Punkte, wo nur noch Ein Schritt übrig blieb, nicht hätte kommen können. Jene Spannung muß der Kritik einen Theil

Digitized by Google

ihres Feuers geben, das sie weiter treibt; die Verwickelung, wäre sie im Grunde auch noch so locker, ist für die Gründlichkeit ihrer Arbeit nothwendig: — diejenigen, die von vornherein, ohne sich mit ihm gemessen haben, mit dem Gegensatze fertig sind, können sogleich mit einer utopischen Phrase dastehen, aber wenn sie sich am Ende zu befinden meinen, wird es sich im Ernste zeigen, daß sie noch nicht einmal über den Anfang ins Klare gekommen sind.

Eine ähnliche Wendung wie die bisher betrachteten war es, wenn die Kritik hin und wieder von einem freien Volke sprach, welches die Revolution geschaffen habe, von der richtigen Würdigung, welche die Religion in der französischen Revolution gefunden habe, oder von den Menschenrechten, die seit 1789 den Kampf mit dem feudalistischen Princip begonnen haben, als von einer Bürgschaft, die auch für spätere Kämpfe noch Bedeutung habe.

Um es mit Einem Worte zu sagen: die Zeit der Revolution, in welcher das französische Volk den gewaltsamen Versuch machte, sich als ein freies Volk zu behaupten und auch mit der religiösen Tradition zu brechen, war für die Kritik nicht mehr und nichts weniger als ein Symbol wie das freie politische Wesen, auf welches sie am Schluß ihrer Erörterungen zuweilen hinwies, ein Symbol — also nicht genau und im prosaischen Sinne jene Zeit der revolutionären Versuche der Franzosen — ein Symbol, also auch nur ein phantastischer Ausdruck für die Gestalten, die sie am Ende ihrer Arbeiten sah.

Es war ein schwacher und augenblicklicher Tribut an die Zeit, der bis dahin ganze Systeme von phantastischer Bauart zum Opfer dargebracht waren.

Die Reinheit, mit welcher sich die Theorie auf Einem Gebiete durchgeführt hatte, machte es ihr möglich, ihre phantastische Verirrung zu erkennen und den Weg zu treffen, der aus dem Gewebe der Phrasen, in welche sie sich zuletzt hatte verlaufen müssen, herausführte.

Die französische Revolution war ein Experiment, welches durchaus noch dem achtzehnten Jahrhundert angehörte. Sie wollte eine neue menschliche Ordnung stiften — die Ideen, die sie hervorgetrieben hatten, führten aber über den Zustand, den sie mit Gewalt aufheben wollte, nicht hinaus: nachdem sie daher die feudalistischen Abgränzungen innerhalb des Volkslebens aufgehoben hatte, war sie gezwungen, den reinen Egoismus der Nationalität zu befriedigen und selbst anzufeuern, so wie auf der andern Seite durch seine nothwendige Ergänzung — die Anerkennung eines höchsten Wesens — durch diese höhere Bestätigung des allgemeinen Staatswesens, welches die einzelnen selbstsüchtigen Atome zusammenhalten muß, zu zügeln. Robespierre war der wahre Executor der Revolution, als er Anacharsis Cloots, den Sprecher des Menschengeschlechts, als eine Anomalie in der Revolutions-Maschine hinrichten ließ und seinem Dienst des höchsten Wesens die atheistischen Führer der Parthei des Gemeinderaths zum Opfer brachte. Seine und St. Just's colossale Idee, ein „freies Volk" zu bilden, welches nur nach den Regeln der „Gerechtigkeit und Tugend" lebt — (siehe z. B. St. Just's Bericht über Dantons Verbrechen und den andern über die allgemeine Policei) — konnte sich nur durch den Schrecken für einige Zeit halten und war ein Widerspruch, gegen welchen die gemeinen und selbstsüchtigen Elemente des Volkswesens in der feigen und heimtückischen Weise reagirten, die von ihnen nur zu erwarten war.

Nach dem Sturze Robespierre's eilte die politische Aufklärung und Bewegung dem Punkte zu, wo sie die Beute Napoleons wurde, der nicht lange Zeit nach dem 18. Brümäre zu Lafayette sagen konnte, „mit

Digitized by Google

meinen Präfecten, Gensdarmen und Geistlichen kann ich mit Frankreich machen, was ich will."

Denselben Ausgang hatte es mit der philosophischen und religiösen Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts. Der Spinozismus hatte dies Jahrhundert beherrscht — sowohl in seiner französischen Weiterbildung, die die Materie zur Substanz machte, wie im Deismus, der die Materie mit einem geistigeren Namen benannte. Spinoza, der bis zum Schluß des Jahrhunderts im Banne lag, weil man sein Verdienst noch nicht anzuerkennen vermochte, hatte das Verhältniß, zu welchem seine Substanz im schroffsten Gegensatz zu stehen schien, auf seinen reinsten Ausdruck gebracht — seine französische Schule und die Anhänger des Deismus waren nur zwei Secten, die sich über den wahren Sinn seines Systems stritten. Er war der vollendetste religiöse Virtuos, dessen Neigungen zu schwärmerischen Ansichten in seinem deutschen Schüler, in Edelmann bis zum Phantastischen entwickelt waren. Das einfache Schicksal dieser Aufklärung war ihr Untergang in der Romantik, nachdem sie sich der Reaction, die seit der französischen Bewegung begann, hatte gefangen geben müssen.

Mit dem Spinozismus war die neuere Kritik endlich ins Reine gekommen, es war also eine Inconsequenz, wenn sie — war es auch nur an einzelnen falsch auslaufenden Punkten — die Substanz auf Einem Gebiete unbefangen voraussetzte.

Das Versehen wurde gut gemacht, indem sie sich selbst kritisirte, die Entwickelung der Nationalitäten während der Zeit der Aufklärung verfolgte und den Versuch machte, das Extrem der politischen Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, die Revolution, einer neuen Prüfung zu unterwerfen.

Wenn die Kritik sich selbst und die politische Aufklärung zu ihrem Gegenstande macht, so ist die nothwendige Folge, daß die Erscheinung, die in dieser Vollendung unserer Zeit angehört, — die Masse — der Gegenstand ist, dem sie vorzugsweise ihr Studium widmen muß.

Die Masse ist das bedeutendste Erzeugniß der Revolution — der Niederschlag, der aus der Neutralisation der feudalistischen Gegensätze hervorging; sie ist das Phlegma, welches zurückgeblieben ist, nachdem sich der Egoismus der Nationalitäten in den Revolutions-Kriegen erschöpft hatte; sie ist die getäuschte Menge, welche die Illusionen der politischen Aufklärung, überhaupt der ganzen Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts einer gränzenlosen Verstimmung übergeben haben; sie ist der natürliche Gegner der Theorie, die sich über die Tradition des vorigen Jahrhunderts zu erheben sucht, und je mehr sich diese Theorie entwickeln wird, um so mehr wird sie die Masse zu einer compacten machen.

Die Franzosen haben eine Reihe von Systemen aufgestellt, wie sie zu organisiren sey — sie haben aber phantasieren müssen, da sie die Masse, wie sie ist, als brauchbares Baumaterial ansahen.

Als die deutschen Aufklärer in ihren Hoffnungen vom Jahre 1842 sich plötzlich getäuscht sahen und in ihrer Verlegenheit nicht wußten, was nun anzufangen sey, kam ihnen noch zur rechten Zeit die Kunde von den neueren französischen Systemen. Sie konnten nun von der Hebung der untern Volksklassen reden und um diesen Preis durften sie sich der Frage überheben, ob sie nicht selbst zu der Masse gehörten, die eben nicht nur in den untersten Schichten aufzusuchen ist.

Ein geistiges Wesen kann aber nicht gehoben werden, wenn es nicht verändert wird, und verändern läßt es sich nicht, ehe es nicht den äußersten Wider-

Digitized by Google

ſtand geleiſtet hat. Was man heben will, muß man bekämpfen.

Diejenigen, deren ganzes Beſitzthum das Wort „Organiſation der Maſſe" iſt, haben bereits bewieſen, daß ſie ungefähr ahnden, ob und wie weit dieſes richtige Verhältniß eingeleitet iſt.

IV.

Leben und Wirken Friedrich von Sallet's, nebſt Mittheilungen aus dem literariſchen Nachlaſſe Deſſelben. Herausgegeben von einigen Freunden des Dichters. Mit Sallet's Bildniß. Breslau, 1844. Verlag von A. Schulz. P. 384.

Vier Freunde Sallets übergeben uns hiermit vier Abhandlungen über ihn, trotz ihres einſtimmigen Wunſches, alles, was ſich über Sallet ſagen ließe, in ein Ganzes zu verſchmelzen, weil ſie, von andeken Gründen ganz abgeſehen, übereingekommen waren, daß jeder ſelbſtſtändig zu dem gemeinſamen Unternehmen ſeinen Theil beitragen ſollte.

Wer ſie ſind und was ſie wollen, erzählt uns der erſte in einer Art Standrede: Ihre Aufgabe iſt: „Zeugniß zu geben von der Wahrheit ſeines Strebens und dem erhabenen Ziele ſeines Gedankenfluges, zu zeigen, daß Sallet der Geſandte eines göttlichen Evangeliums, des alten Geſetzes in neuer Erfüllung, geweſen und daß ſie an der Wiege dieſes Evangeliums als Pathen geſtanden, entſchloſſen, nach des Vaters Tode ſeines Kindes ſich anzunehmen, es zu bekennen vor den Menſchen, jeder nach der geiſtigen Empfängniß, in welcher er es überkommen." Der letzte Zuſatz wird hinlänglich durch die Art und Weiſe, wie ſich die drei andern Freunde ausſprechen, motivirt, denn obwohl ſich alle mehr oder minder zu Apoſteln des neuen Evangeliums aufwerfen, ſo widerſprechen ſie ſich doch gegenſeitig eben ſo ſehr als in ſich ſelbſt und man kann ſich daher nur freuen, daß ſie ihre chaotiſchen Abhandlungen nicht zu einem einzigen Chaos in der vierten Potenz zuſammengegoſſen haben, wie es ihr einſtimmiger Wunſch geweſen ſein ſoll. Der Erſte ſieht in Sallet den Geſandten eines göttlichen Evangeliums und der Vierte ſpricht von ihm im Sinne des Vierten, wie „er durch ihn das Weſen der Philoſophie in's Fleiſch geboren vor uns wandeln und walten ſah und reden hörte;" der Zweite nennt ihn nur „den reinſten und wahrſten Menſchen, den er je kennen gelernt" obgleich er noch hinzuſetzt: „möge die Welt daraus erkennen, daß der göttliche Geiſt auch noch heut ganz vernehmlich, ja mit gewaltigem Brauſen, wie zur Zeit der erſten Pfingſten aus dem Munde ſeiner edelſten Söhne ſpricht." Der Dritte betrachtet ihn als Schriftſteller und Prediger und der Erſte, der ihn anfangs doch nur als Propheten und Geſandten eingeführt hatte, ſchließt ſeine Rede plötzlich mit den Worten: „In Einigen ſchlägt Gott ſeine Wohnung auf für immer, und ein ſterblicher Leib wird die Hülle, in der er unter uns wandelt."

Aus allen dieſen, ziemlich verwirrten, ſchwankenden und überſchwenglichen Ausdrücken ergiebt ſich wenigſtens ſo viel, daß der Erſte und Vierte noch ſo ziemlich eines Sinnes ſind, denn von dem Standpunkte aus, den beide theilen, ſoll die ins Fleiſch geborne Philoſophie gar nichts anderes heißen, als Gott in der ſterblichen Hülle. Wir wollen daher auch nur die Abhandlungen dieſer beiden, in denen ſich das

Digitized by Google

schwankende Wesen noch am deutlichsten und bestimmtesten ausspricht, weiter verfolgen, da sie wenigstens beweisen, wohin die gläubige Annahme eines philosophischen Systems nothwendig führen muß.

Schon Strauß verfiel, weil er die Kritik des Hegelschen Systems nicht zu vollenden vermochte, wenn er auch durch seine halbe Kritik grade die Nothwendigkeit ihrer Vollendung bewies, auf den Gedanken einer Gemeinde der Wissenden, die sich bei dem in philosophische Formeln umgesetzten Inhalt der christlichen Dogmatik beruhigte und in dem Bewußtsein schwelgte, daß sie es eben sei, in der die Welt ihre Aufgabe erfüllt habe. Diese Beruhigung in dem einmal erworbenen Resultate des Denkens war schon gar nichts anderes als die gläubige Hingabe, d. h. das Geständniß, daß das Denken es überhaupt nicht mit sich selbst zu thun gehabt hatte, als es noch arbeitete, also von einer Voraussetzung ausgegangen war, daß es mit dieser Voraussetzung nur operirt hatte, und diese Beruhigung mußte eintreten, weil das Resultat eben nichts anderes war, als die entwickelte Voraussetzung. Der Glaube, der zugleich mit dieser Beruhigung gegeben war, bewies, daß die Thätigkeit des Geistes in der Logik nur scheinbar frei gewesen war, und daß allen Kategorien die unbesiegte Voraussetzung zu Grunde lag.

Rees von Esenbeck, der Verfasser der vierten Abhandlung theilt diesen Standpunkt und zieht seine Consequenzen, fordert daher auch eine philosophische Liturgie. — Er ist aber auch der Einzige unter den Freunden Sallets, der sich bestrebt, wenigstens auf seinem Standpunkte consequent zu sein und weiter zu arbeiten. Er sagt z. B. „das Denken bringt uns den Grund des Denkens zum Begriff," und behauptet eben damit grade das, was wir eben von der den Kategorien der speculativen Philosophie zu Grunde liegenden Voraussetzung sagten. Was es nun damit auf sich habe, wenn er an einer andern Stelle bemerkt: „der selbstständige Gott wird geleugnet, weil er selbst in die Philosophie fällt" wird sogleich deutlich, wenn wir uns erinnern, daß er so eben den Gedanken jene Eine Voraussetzung, den Grund des Denkens nur integriren ließ. Dieser Grund des Denkens ist zugleich der Grund, weshalb Rees der einmal entwickelte Inhalt desselben sogleich äußerlich wird, so daß er sich im Glauben auf ihn beziehen und sich von ihm begeistern lassen kann. Ganz consequent unterwirft er sich daher überhaupt „den gedachten Gedanken," d. h. den allgemeinen Ideen, da diese ja gar nichts anderes sind, als jene Voraussetzung in der Form von Begriffen.

Der ersten Abhandlung liegt derselbe Gedanke zu Grunde; es verlohnt sich aber nicht, ihn aus dem Schwall und Wirrwarr, der in ihr herrscht, nochmals herauszuwickeln, da ihn Rees uns nackt und klar dargeboten hat.

Für Rees ist „die reife Frucht der Philosophie daher schon abgefallen und hat ihre zahlreichen Keime schon entwickelt, die bereits zum hohen Walde aufstreben," und der Erste sagt mit einem Seitenblick auf die sich selbst genügsame Kritik, die er von sich abwehrt: „die Zeit ist aber besser, als die, welche in ihrem Namen reden, ohne den Geist der Liebe zu haben: wer die Conturen ihrer Physiognomie klar erfaßt und mit Redlichkeit prüft, leugnet nicht, daß sie nach Erfüllung, nach Positivität, nach Vollbringen strebt." Beide sind der Ansicht, daß es nur der begeisterten That aus dem Glauben an die „Göttlichkeit des Menschengeschlechtes" heraus bedarf, um „das Reich Gottes zu einem gegenwärtigen zu machen" und in diesem Sinne freut sich auch Rees seiner Ueber-

Digitized by Google

einſtimmung mit Friedrich Feuerbach. „Das Zeitalter iſt" dem Erſten „zu wiſſenſchaftlich," zu leer an Begeiſterung, es will ſich ſogar noch nicht „von den Feſſeln der Gedanken befreien" d. h. iſt mit dem Reſultate, worin er ſich ſo glücklich fühlt, noch ſo wenig zufrieden, daß es wirklich lieber noch ferner die Feſſeln der Gedanken trägt. Wozu noch denken? Die abſolute Wahrheit iſt ja gefunden, jetzt gilt es daher, begeiſtert von ihr das tauſendjährige Reich zu begründen.

Als ob nicht die Löſung der geſellſchaftlichen Fragen ganz andere Arbeiten erheiſchte, als die Begeiſterung vollbringt, ganz andere Kämpfe hervorriefe, als Dogmenkämpfe! Mit der Entgegenſtellung von Dogmen gegen Dogmen iſt gar nichts geleiſtet, ſie kehren ſich den Rücken und verſpotten ſich gegenſeitig, indem ſie ſich nur immer feſter in ſich abſchließen, ohne ſich je erreichen und wirklich bekämpfen zu können.

Was nun das Verhältniß der Freunde zu Sallet betrifft, ſo muß es ihnen zum Ruhme nachgeſagt werden, daß ſie das Weſen ſeines Laienevangeliums, einer Schrift vom Jahre 1839 in ihrem Denkmal treu wiedergegeben haben, ſoweit es ihre Proſa und ihre abwehrende Stellung zur Kritik zulaſſen wollte; denn unbefangen konnten ſie doch nicht mehr überſetzen, da ſie ſich bereits gegen eine, den Standpunkt Sallets auflöſende, ihnen unverſtändliche Kritik zu wehren haben, eine Abwehr freilich, die nur in dem Gebrauch einiger Redensarten beſteht, die ſie der Kritik abgeborgt haben und als Maske gebrauchen.

So weit wäre alles recht gut, wenn ſie nur nicht auch das Wirken Sallets hätten ſchildern wollen, denn ſie beſchränken dieſes, abgeſehen von den ſchönen Worten über die Ausbreitung ſeiner Lehre durch ſie ſelbſt, gar zu ſehr, da ſie über ſein Werk gar nicht hinausgekommen ſind, und folglich Sallets Wirken nur darin beſteht, daß er ein Buch geſchrieben hat, welches man eben lieſt, ohne zu neuen Gedanken angeregt zu werden. Wie ſich Sallet zu ihnen verhält, können ſie aus dem Aerger ermeſſen, den Sallet, wie der Biograph erzählt, über einen Brief empfand, in welchem der Schreiber ſagte: „Dies Buch iſt der Schlußſtein meiner Erkenntniß."

V.

Engliſche Tagesfragen.

(Fortſetzung.)

Lord Aſhley's Amendement.

Die engliſchen Mühleigner wurden in ihrem Kampfe gegen die Landeigner plötzlich von einem Angriffe unterbrochen, der zwar ſchon lange durch Agitation vorbereitet war, aber erſt, indem die letzteren ſich ſeiner annahmen, ſich zum erfolgreichen parlamentariſchen Kampf geſtaltete, und darum von Vielen der erſteren auch nicht der böswilligen Auslegung ermangelte, als Parteiwaffe dienen zu müſſen. Daß dieſe Auslegung nur zur Hälfte wahr ſei, haben wir ſchon im Vorigen behauptet, und gewinnen um ſo mehr Berechtigung dazu, als wir in den Leitern des Angriffs die Häupter jener philanthropiſchen Partei wiederfinden, deren Macht der engliſchen Regierung ſchon öfter

Digitized by Google

Niederlagen bereitet hat. Sie war es, die mit Gewalt die Emancipation der Neger durchsetzte, sie war es, die die Verträge über das Durchsuchungsrecht hervorrief, und sie bis heute aufrecht erhalten hat. Auch im vorliegenden Fall, in welchem sie freilich den Sieg der Unterstützung der interessirten Landeigner verdankt, sondert sie sich scharf von diesen ab. Lord Ashleys Beweggründe können nicht verdächtigt werden, da es nicht das erstemal ist, wo er, obgleich ein stark ausgesprochener Tory, das Toryministerium bekämpft, sondern nur ein Fortschreiten auf dem Wege, den seine Motionen gegen den Opiumhandel, gegen die Eroberung Scinde's, über die Arbeit der Kinder in den Bergwerken bezeichnen.

Auf gleiche Prinzipien der Menschlichkeit, als er dort geltend machte, hat er jetzt das Amendement zur ministeriellen Fabrikenbill begründet, das seinen Namen führt: „Er weist jede Anschuldigung des Parteiinteresses, die Anklage, daß sein Vorschlag aus besonderer Feindschaft gegen die Mühleigner hervorgegangen sei, entschieden zurück. Nicht weil er ihnen eine besondere Fühllosigkeit zuschrieb, sondern weil er das System überhaupt bedrückend und Milderung nothwendig fand, hat er schon seit dem Jahre 1833 die Frage zur seinigen gemacht, ob nicht eine größere Beschränkung der Arbeitszeit für junge Personen und Frauen in den Webewaarenfabriken einzuführen sei, als die bisherigen Gesetze thäten; nämlich statt zwölf Stunden, zehn täglich. Im Besitze großer und unverantwortlicher Macht, seien sie alle, Landeigner wie Mühleigner einander ähnlich, und hätten alle einer öffentlichen Beaufsichtigung nöthig, alle derselben Hemmung in der Befriedigung solcher Wünsche, die immer befriedigt werden würden, wenn ihre Befriedigung von Strafloſigkeit begleitet sei. Er zeigt ein gleich unglückliches Verhältniß der Besitzlosen auch in andern Fällen auf, wo ihnen der Besitz gegenübersteht, um seine Anklage durch Verallgemeinerung zu mildern. Auf die commercielle Seite der Frage aber wolle er sich darum gar nicht einlassen, weil er dafür halte, daß, was moralisch unrecht sei, niemals politisch richtig sein könne. Auch sei es nicht nothwendig, daß er das abstrakte Prinzip, in Bezug auf das Recht der Staatseinmischung zwischen Beschäftiger und Beschäftigtem, erörtere. Es sei über und über besprochen worden, und bei allen Völkern anerkannt und geltend gemacht, wie ja auch in der ministeriellen Fabrikenbill selbst. Die Frage sei jetzt eine reine Gradfrage."

Es ist aber im eigenen Interesse Lord Ashley's, für dessen Triebfeder wir das Menschlichkeitsgefühl vindicirten, wenn wir dem Schlusse seiner Einleitung in seinem Namen widersprechen. Er meint es nicht so, wie er gesagt hat. Wenn er die Frage, die er selbst als reine Gradfrage bezeichnet, durchaus von keinen commerziellen Rücksichten abhängig gemacht wissen will, sondern allein von der Humanität, wie kömmt er dann gerade zu der Zahl von zehn Stunden? Zehn Stunden ist dann wahrlich noch viel zu viel für Knaben von zwölf bis sechzehn Jahren, ist eine Arbeitszeit, die die Fortsetzung des Unterrichts unmöglich macht, und der Gesundheit, nach allem ärztlichen Zeugniß, noch immer schädlich bleibt. Man wird, wenn nichts anders in Betracht kömmt, nothwendig darauf hingewiesen, diesen unvollkommenen Grad der Intervention auch einem unvollkommenen Grade der Humanität zuzuschreiben. Indem dieser aber nicht vorauszusetzen ist, kann man schließen, daß der edle Lord allerdings noch etwas anders in Betracht gezogen habe, und zwar gerade das, was er so hochtönig zurückweist: die commerciellen Rücksichten. Bezeichnet man diese als den Gewinn des Volkes im

Digitized by Google

Ganzen, ſo drückt ſich derſelbe, bei einem ſocialen Verhältniß, das, wie wir eben geſehen haben, alles dem Beſitz und nichts davon dem Beſitzloſen zukommen läßt, in der Macht des Kapitals, in der Höhe des Zinsfußes aus. Dieſen Zinsgewinn nun theilt Lord Aſhley ſtillſchweigend in zwei Theile, in einen nothwendigen und entbehrlichen, und will nur den letzteren, unter dem Namen der commerciellen Rückſichten, dem Humanitätsprincip untergeordnet wiſſen. Den erſteren aber, der ſeinem Torysmus ein unantaſtbares Heiligthum ſcheint, den er, in völliger Einigkeit mit ſeinen Gegnern für die Grundſäule des Staatsgebäudes hält, glaubt er durch die Verkürzung der Arbeitszeit um zwei Stunden nicht gefährdet. So iſt er zugleich Tory und Philanthrop. Er will Bewegung, Veränderung, Verbeſſerung, ſelbſt auf Koſten der Kapitalsmacht, aber nur bis zu einem gewiſſen Grade; er will ſociale Reform, aber nur auf der äußerſten Oberfläche, und mit dem ſteten Rückhalt unantaſtbarer Grundbeſtimmungen. Und was iſt er ſo weiter, als das treue Abbild alles conſtitutionellen Wirkens überhaupt?

Es folgt in der Rede eine ungekünſtelte, aber ausführliche Darſtellung der Uebelſtände, die er durch ſeine Zehnſtundenbill zu heilen hofft; ſie gleiten vor dem Auge vorüber, eine düſtere Reihe unglaublicher und doch wirklicher Schreckniſſe, vor denen ſelbſt die Phantasmagorien aus Eugen Sue's Zauberlaterne verbleichen. Wir können ſie indeß weder vor der Phantaſie, noch vor dem prüfenden Verſtande, mit dem Zahlenunterſchied von zwölf und zehn Stunden in den geringſten Zuſammenhang bringen. Freilich rufen wir mit ihm aus: Wagt einer aufzutreten und zu behaupten, daß ſolche Dinge auch nur einen Augenblick lang beſtehen müſſen? Wird irgend jemand, der an das Daſein dieſer maaßloſen Uebel glaubt, auch nur einen Augenblick lang anſtehen, die Art an die Wurzel des Baumes zu legen, und, wenn das nicht, doch einige ſeiner Zweige abzuhauen? — aber wir fragen dann nur mit um ſo größerer Verwunderung, wie eine ſo beſchränkte Maaßregel ſich einen Arthieb auf die Baumwurzel nennen, ſich den Namen des Radicalismus aneignen könne?

Der Verfolg der Debatte überhebt die Kritik der Mühe, aufzuzeigen, daß dieſe Maaßregel, gerade, weil ſie nicht radical, weil ſie ein ſogenannter Fortſchritt auf conſtitutionellem Boden iſt, auch nicht einmal die unbedeutende Abhülfe, die ſie bezweckt, erreichen könne, und in ſich ſelbſt ihren Untergang finden müſſe. Das thun ihre parlamentariſchen Gegner und zum Theil ihre Vertheidiger ſchon von demſelben Standpunkte aus, und es bleibt nur übrig, indem wir die Reihe derſelben vor der Kritik vorübergehen laſſen, die Berechtigung in deren weiteren Behauptungen zu unterſuchen.

Zuerſt widerſetzt ſich das Miniſterium, Urheber der urſprünglichen Zwölfſtundenbill, dem Amendement, und zwar, wie es zur Beruhigung der Fabrikenbeſitzer verſichert, mit aller möglichen Entſchiedenheit und wandelloſer Ausdauer. Das Miniſterium iſt ein Toryminiſterium, und dieſe Theilnahme an liguiſtiſchen Intereſſen um ſo auffallender, als ſie ihm eine Niederlage durch ſeine eigne Partei zugezogen hat. Die erſte Rede des Miniſters des Innern, Sir Graham, giebt wenig Aufſchluß darüber, aber an dem Schluß derjenigen, die er in der folgenden Sitzung hielt, ſtellt er den merkwürdigen Satz: „Nach allem müſſe er dem Ausſchuß eindringlich machen, daß, wenn die Strenge mancher Beſchränkungen vermehrt würde, es nothwendig ſei, andre von entgegenwirkender Gattung zu lockern; der Gegenſtand ſei zart, gleich einem Kartenhauſe, aus dem man keine Karte herausnehmen könne, ohne Gefahr für das ganze Gebäude; und ſo möchten

Digitized by Google

Uebel hervorgerufen werden, zu gefährlich für die Betrachtung: ſicherlich aber, wo ſolche Uebel in Ausſicht ſtänden, ſei es die Pflicht der Regierung, gegen dieſelben zu ſchützen."

In dieſen Worten liegt eine Warnung an die verirrten Tory's, die Mühleigner nicht durch zu große Schroffheit zum Riſico der Korngeſetzfrage zu zwingen; eine Ermahnung, ſich ja nicht zu ſehr mit denen zu vereinigen, die ſich nun einmal in die Reihe der Beſitzenden eingedrängt haben, damit das Kartenhaus des jetzt auf den Beſitz gebauten, ſocialen Gebäudes nicht vor dem plötzlich erwachten Selbſtbewußtſein der Beſitzloſen, wie vor einem Hauche zuſammenfiele. Greift euch nicht beide an, ruft die Regierung den Parteien zu, ſondern helft und unterſtützt euch, damit ihr nicht beide dem dritten in die Hände fallet. Euch wollen wir in den Korngeſetzen euren hohen Zinsgewinn ſichern, aber macht es uns nicht unmöglich, indem ihr in der freien Concurrenz der Arbeiter den andern die ihrigen raubt. Eure Fabriken ſollen zwölf Stunden arbeiten, und euer Gewinn unverkürzt ſein, aber ſeht euch auch dann mit der Korngeſetzfrage vor, damit das einmal aufgeregte Volk, wenn ihm dann doch nichts geholfen wird, nicht zu andern Mitteln greife.

Das Miniſterium, eben als Miniſterium im Gegenſatz zum Volk, iſt nothgedrungen kein reines Toryminiſterium mehr. Beide Parteien fühlt es ſich zu verſöhnen und zu vertreten berufen, und beklagt nur die Verirrung innerhalb der einen, die nicht genug vom it works well der Verfaſſung überzeugt iſt, um jedes Menſchlichkeitsgefühl außerhalb derſelben zurückzuweiſen.

In Conſequenz daraus richtet Sir Graham in ſeinen beiden Reden einen doppelten Angriff gegen Lord Aſhley's Amendement. Er weiſt nach, „daß die Thatſachen, die Lord Aſhley aufgezählt hat, zum größten Theil aus den Berichten der Commiſſion gezogen ſeien, die die Regierung niedergeſetzt habe, und in deren Folge die jetzige Einrichtung getroffen worden ſei." Freilich vergißt er dabei, daß eben die jetzige Einrichtung den Uebelſtänden nicht abgeholfen hat, und daß jene Thatſachen Thatſachen geblieben ſind, und ſich darum recht gut noch einmal anführen laſſen. Dabei iſt das ſeltſamſte, daß er dies in ſeinem weiteren Angriffe benutzt, worin er aufweiſt, daß ſie auch noch Thatſachen bleiben werden, wenn eine zehnſtündige Arbeitszeit eingeführt wird. „Der edle Lord habe ein wichtiges Zugeſtändniß gemacht. Er habe ſelber behauptet, daß die durch die alte Fabrikenbill angeordneten Beſchränkungen eine Beſchleunigung der Maſchinen, und daher eine Vermehrung der Arbeit zur Folge gehabt hätten. Ferner, daß die Maſchine jetzt nur mit dem Drittel der möglichen Schnelligkeit arbeite. Daraus folge, daß neue Beſchränkungen eine neue Beſchleunigung der Maſchine, alſo einen neuen Zuwachs der Arbeit hervorrufen würden. Und daraus folge wieder, daß immer mehr junge Arbeiter und Arbeiterinnen, weil ſie rühriger wären, ſtatt der älteren angewendet werden müßten. So würde eines der Hauptübel, die der edle Lord beklage, das zu früh alt werden der Arbeiter, ſtatt vermindert, vermehrt."

Ferner, indem er die verhältnißmäßige Verkürzung des Lohns als Paralyſe des Gewinns an Zeit in Ausſicht ſtellt:

„Könnte er dem Ausſchuß zur Genüge beweiſen, daß die unvermeidliche Wirkung der Zeitverringerung, die ſein edler Freund verlange, eine Verringerung des Lohns der Arbeiter ſein würde, dann wäre er ſicher, daß der Ausſchuß die Meinung mit ihm theile, daß auf das Intereſſe der Arbeiter bereits genügend Rückſicht genommen ſei. Die Arbeit der Frauen und Kin-

Digitized by Google

der sei auf eine solche Weise mit der der Erwachsenen verknüpft, daß mit den ersteren auch die letzteren, mithin die ganze Fabrik zu arbeiten aufhören müßte. Nun sei die Schnelligkeit, mit der die Maschinen heutzutage liefen, so groß, daß keine länger als zwölf oder dreizehn Jahr ohne Verbesserung bleiben könne. Sie wären daher jetzt im Begriff, die Frage zu erörtern, ob sie von der Zeit, während welcher der Fabrikherr, außer den Zinsen, das in die Maschinen gesteckte Kapital wieder gewonnen haben müßte, ein Sechstel abziehn wollten, nemlich von jeden zwölf Stunden zwei, und es ihm so unmöglich machen.*) Sein edler Freund habe der Conenrrenz andrer Länder erwähnt. Er (Graham) müsse bemerken, daß in dieser Gattung der Concurrenz mit andern Ländern eine hinzugefügte Feder in der Waage zähle. Beschließe der Ausschuß, die Arbeitsstunden um ein Sechstel zu verkürzen, bei fast gleichbleibendem Lohn, was würde die Folge dieses Schrittes sein? Wie er unterrichtet sei und wie er völlig glaube, wäre es ein verderblicher Schritt; aber das wäre nicht die erste Wirkung des Wechsels. Der Mühleigner würde nicht allein versuchen zu wirken, sondern, wenn er die Macht, so zu thun hätte, wirklich auf den Lohn wirken. Ob er die Macht es zu thun haben werde, würde vom Zustande des Arbeitsmarktes abhängig sein. Es wäre notorisch, daß die Macht des Mühleigners in dieser Hinsicht aus dem überfließenden Drängen nach Arbeit entstehe. Und so folge es sogleich, daß der Mühleigner gezwungen durch die Gesetzgebung die Arbeitsstunden zu verringern, sich durch gleiche Verringerung des Arbeitslohnes entschädigen werde."

Diese letzten Schlüsse sind vollkommen wahr, und zeigen die innere Haltlosigkeit des Ashleyschen Amendements auf; nur sind sie nicht gegen dessen zehn Stunden, sondern gegen das Princip der Intervention in Bezug auf die Arbeitszeit überhaupt gerichtet. Sie nehmen sich also sonderbar genug im Munde eines Mannes aus, der, selber dem Prinzip faktisch huldigend, und nur in Hinsicht der Stundenzahl von Ashley verschieden, eine zwölf Stunden Bill zum Vorschlag bringt.

Die reifere Ueberlegung, die ihm vor seiner zweiten Rede gestattet war, hat ihn auch diesen Mangel fühlen lassen. Um demselben abzuhelfen, wollte und mußte er eine Berechtigung gerade für die zwölfstündige Arbeitszeit finden. Da sie sich von keinem Prinzip herleiten läßt, läßt er die Prinzipien überhaupt fallen: „Es schließe ein großes Uebel in sich, von Prinzipien auszugehn; denn vom Prinzip ausgehend, dränge man die Gradfrage." Und so fällt denn seine Weisheit auf die leitende Ursache, die er von vorne herein hätte offen und ehrlich bekennen sollen, auf den einzigen großen Grund, mit dem der Conservatismus, von der Kritik gedrängt, zuletzt immer seine Grundlosigkeit ausfüllen muß, nemlich auf den Grund, daß es vor Alters und bis heut zu tage stets so gewesen sei, daß alle, sonst wer weiß wie verschiednen Bestimmungen über Fabrikarbeit von 1802 bis 1833, wo Ashley zuerst auftrat, in der Norm von zwölf Stunden übereingekommen wären.

Diese Beweisführung bedarf keines Commentares. Der Minister stellt sich so auf eine noch niedrigere Stufe, als die, sich selbst aufhebende Halbheit des philantrophischen Tory. Er füllt ganz seinen Platz im

*) Als Beispiel der beständigen Trugschlüsse und Unklarheiten in den Deduktionen der englischen Redner auch in Nebensachen machen wir nur auf den vorstehenden aufmerksam. Wenn die Maschine alle Tage weniger arbeitet, so wird sie auch weniger abgenutzt, und die Erneuerung erst nach längerer Zeit nöthig.

Digitized by Google

constitutionellen Quodlibet aus, er ist die Personification des bekämpften geschichtlichen Stoffes. Auch will die Fabrikpartei nichts mit ihm zu thun haben, und kämpft den Kampf auf eigne Hand. Gleich die folgende Rede Gibson's, des Mitgliedes für Manchester, weist die Ermahnung zur Eintracht zurück, und versucht die Korngesetze auf den Kampfplatz herüberzuspielen.

Ueberhaupt nimmt die Debatte in ihrem Fortgang mehr und mehr einen allgemeinen Charakter an. Die Tory's, die für ihn stimmen, betrachten Lord Ashley's Amendement nur als einen Schritt auf dem richtigen Wege, dem noch andre ähnliche nachfolgen müssen. Sie haben das Prinzip der Beschränkung angenommen, weil sie glauben, daß sie nichts dabei verlieren können, den verhaßten Nebenbuhlern aber alles entrissen wird; und überlassen sich diesem Prinzip nun unbekümmert, das durch sich selbst allerdings zu keiner Ruhe, zu keinem Anhalt kommen kann. Die Fabrikenbesitzer ihrerseits wehren sich, so gut sie können, und weil sie recht gut begreifen, daß sie alles, was sie sind, durch die freie Concurrenz erlangt haben, so ist diese das Heiligthum, um das sie sich schaaren. So weit indeß geben sie von vorne herein nach, daß sie wenigstens die ministerielle zwölf Stunden Bill annehmen, aber mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß sie es nur deßhalb thäten, weil sie von zwei unvermeidlichen Uebeln das kleinere sei. Der beständige Haupteinwurf, den sie dabei gegen das Amendement, wie gegen die ganze Bill selbst machen, ist der, daß das einmal anerkannte Prinzip dann auch in andern Zweigen der Industrie durchgeführt werden müßte. Warum sollten sie, die Besitzer der Webewaarenfabriken allein darunter leiden? — Man würde die Kinder, wegen des nothwendig fallenden Lohnes aus den Spinnereien und Webereien fortnehmen, und zum Beispiel in vermehrter Anzahl in die Zeugdruckereien schicken, die keiner Beschränkung der Arbeitszeit unterlägen. Warum sollten dann diese nicht auch auf ein Maximum der Arbeitszeit gesetzt werden, warum nicht auch die Nähterinnen und Putzmacherinnen in London, die, um den plötzlichen Launen der Mode Genüge zu thun, gar oft der Tyrannei einer vier und zwanzigstündigen Arbeit unterworfen würden? — Ja, warum nicht die Landarbeit selbst, wo es sich dann zeigen würde, ob die humanen Gesinnungen der Landeigner vor ihrem gefährdeten Interesse Stich hielten? — Aber schon sähe jeder ein, daß diese Durchführung unmöglich wäre, und sie führten sie auch nur deßhalb an, um aufzuzeigen, daß das Prinzip der Nationalintervention an sich unhaltbar sei. — Die leicht zu erwartende Antwort darauf ist: daß, wenn ähnliche Maaßregeln nicht überall einzuführen wären, das noch kein Hinderniß sei, sie in die Fabriken einzuführen, deren Einrichtung die Einführung erleichtere. Man müsse eben nur helfen, wo man helfen könne. Jene Ausdehnung des parlamentarischen Wirkens auf die Industrie wünscht freilich niemand, auch nicht die, die der Industrie am fernsten stehen, denn sie fühlen wohl, daß die Folgen daraus sich auch bis zu ihnen erstrekken möchten. Denn — wird das Prinzip eines Maximums der Arbeit im Allgemeinen angenommen, so bestimmt dies Maximum in Gemeinschaft mit dem Bedarf, der im allgemeinen sich gleich bleibt, für die Arbeit im Ganzen und ihre Zweige im besondern eine Zahl der Arbeiter, die nur geringen Schwankungen unterworfen ist. Und diese Zahl wird zur Caste, da niemand durch größeren Fleiß sich über die andern erheben, und zum Besitz gelangen kann So steht sie scharf dem Reste der Nation gegenüber, der in zwei verschiedne Theile zerfällt, in die Kapitalisten, die nicht arbeiten, weil sie nicht zu arbeiten brauchen, und doch

Digitized by Google

alle Wünsche befriedigen können, und in diejenigen, die nicht arbeiten, weil sie keine Arbeit haben, dafür aber auch Hungers sterben. Soll das letzte nicht der Fall sein, so müssen die Arbeiter beide ernähren, die einen in der Form des Zinses, die andern in der Form des Almosens oder einer ungeheuern Armentaxe. Weil aber das Almosen von vorne herein als nicht berechtigt erscheint, so muß die letzte Klasse ebenfalls in die der Arbeiter aufgehen, und das geschieht, indem das Maximum wieder herabgesetzt wird. Wenn jeder weniger arbeitet, müssen mehr der Arbeiter da sein, um den Bedarf zu schaffen. Genug die Nation theilt sich schroff in zwei Theile, in Arbeiter und Verzehrer, der Staat verwandelt sich in einen Bienenstaat, in dem die Drohnenschlacht nicht ausbleiben wird. Und sei es, daß sie mit Vernichtung endet, oder mit einem neuen herabsetzen des Maximums, daß alle arbeiten müssen, und die Ungleichheit, die früher an den Personen haftete, auf die Tages- oder Jahreszeiten des einzelnen vertheilt wird; — sie ist nichts als der letzte Stoß, bei dem Stock und Zins, bei dem Torysmus und Whigismus, Ober- und Unterhaus haltlos in das wellenlose Meer einer rein industriellen Vergesellschaftung zusammenstürzen.

Dies Schreckbild verläßt einzelne unter den Tory's überhaupt nicht, die sich bei dem obenerwähnten Troste der übrigen, daß das weitere Durchführen der Maaßregel ja in ihrer Hand läge und wegbleiben könne, nicht beruhigen mögen. Sie fürchten, daß es zur unabweisbaren Forderung des einmal angeregten Volkes werden könne, und fürchten das noch mehr, wenn die ungehemmte Concurrenz die Noth und Ungleichheit auf die Spitze triebe. Der eine Vertreter dieser Ansicht, Lord Howick, stimmt zwar vorläufig für Lord Ashley's Amendement, sieht aber das wahre Schutzmittel gegen die doppelte Gefahr, das das Parlament über kurz oder lang doch anzunehmen werde gezwungen werden, in einer Organisation der ganzen Industrie, die sich, von seinem Standpunkt aus, nothwendig zur Rückkehr in die Vergangenheit gestaltet.

„Das ehrenwerthe Mitglied für Manchester habe behauptet, daß, wenn sie die Arbeitsbeschränkung in Bezug auf Fabriken beschlössen, sie aufgefordert werden würden, das Prinzip weiter durchzuführen. Er (Howick) hielte es nicht für unwahrscheinlich, daß dies der Fall sein möchte, denn er glaube, Untersuchungen vergangner Jahre hätten genug zu dem Schlusse berechtigt, daß man sich nicht fest auf das Prinzip verlassen könne, daß die Leute die besten Richter für ihr eigenes Interesse wären, und immer das thäten, was am besten für sie sei. Die Berichte, die sie in vergangnen Jahren von verschiedenen Ausschüssen bekommen, hätten bewiesen, daß das discutirte Uebel ein weitverbreitetes sei. Der Ursprung dieses Uebels sei unermeßliche Concurrenz, und sie könnten das Uebel nicht heilen, bis, auf eine oder die andere Weise, sie die Ausdehnung der Concurrenz verringern könnten, welche jetzt den Capitalisten und Arbeiter antriebe. Und das könne allein bewirkt werden durch Erweiterung ihres Wirkungskreises, durch Niederbrechen solcher künstlichen Schranken und Hemmnisse, in die es jetzt eingegränzt und eingezwängt sei. Bis sie so weit wären, das zu thun, müßten sie bereit sein, die Ausdehnung der Concurrenz, die er für den Grund des ganzen Uebels halte, täglich größer und größer werden zu sehn."

Nun giebt es in der englischen Industrie keine andre Schranke mehr, als die zwischen Capital und Arbeit, und er hat ganz recht wenn er da:

„fürchtet, er könne nicht erwarten, daß das Parlament es jetzt thun würde, obgleich er nicht zweifle, daß der Vorschlag doch zuletzt angenommen werden müsse."

Digitized by Google

Im weitern bejaht er das Amendement, weil die Frage so gestellt sei, daß ihm nur zwischen demselben und der Regierungsbill die Wahl bleibe:

„Zu gleicher Zeit müsse er indeß bemerken, daß diese Discussion und jede ähnliche Discussion ihn mehr und mehr peinvoll fühlen ließe, wie incompetent das Haus sei, Fragen dieser Art genügend zu behandeln, und er könne sich nicht enthalten zu denken, daß in Annahme der Bill sie Prinzipien anerkennten, die sie genöthigt sein würden, weiter auszuführen. Dies verdiene am Ende die Aufmerksamkeit der Herren auf beiden Seiten des Hauses, ob sie nicht bis zu einem gewissen Grade die Schwierigkeit bekämpfen könnten, die sie bei Einführung nothwendiger Bestimmungen in Bezug auf Verkehr erführen, und durch irgend etwas bewirken, daß die Parteien selber die verlangten Bestimmungen sich wählten. Es schiene ihm nicht ganz unmöglich, daß man Corporationen bilde, in welchen die Interessen beider, der Herren und der Arbeiter vertreten würden, und welche die Macht hätten, dergleichen Bestimmungen zu bilden und in die Zweige der Industrie einzuführen, wo das Parlament sich unfähig zur Bildung derselben bekenne. Die Zünfte im Mittelalter hätten eine derartige Macht besessen, zweifelsohne in spätern Zeiten mit großen Mißbräuchen im Gefolge, aber anfangs von unverkennbarem Nutzen, indem sie die ersten Keime des Verkehrs und der Civilisation gepflegt hätten. Aber sorgliche Vorsichtsmaaßregeln möchten getroffen werden, um zu verhüten, daß diese Corporationen in schädliche Monopole ausarteten, indem man jene gesetzgebende Macht in ihre Hand legte. Dieser Gedanke hätte ihn am meisten beschäftigt, als er gesehn, wie die Verkehrs Innungen im Lande geblüht, und sich erhalten hätten, trotz strenger Gesetze gegen sie, ebenso gut als da diese Gesetze abgeschafft wurden. Diese Thatsache schiene ihm kein geringer Grund für die Folgerung zu sein, daß sie aus der Nothwendigkeit eines Organisationssystems für diese Verkehrs und Industriezweige entstanden wären."

Diesem Redner gelingt wenigstens ein Beweis. Das nur lobenswerthe Zugeständniß, daß das Parlament zur Entscheidung industrieller Fragen nicht geeignet sei, wird durch die Unbestimmtheit und Sinnlosigkeit seines eignen darauf folgenden Vorschlages in's glänzendste Licht gestellt. Er verlangt Innungen, aus den Herren und den Arbeitern gebildet, und vergißt, daß die Innungen eben da gefallen sind und fallen mußten, wo die Erweiterung und der Kostenzuwachs der Anlagen aus dem Meister- und Gesellenverhältniß den unversöhnlichen Gegensatz des Besitzers und des Arbeiters schuf; er will in ihnen die Interessen beider vertreten wissen, und vergißt, daß das Interesse jedes von beiden einen Verlust des Anderen erfordert; er sucht in der Selbstentwickelung und Selbsterhaltung vieler Zünfte die Berechtigung dieser Form für alle Zweige der Industrie, und vergißt, daß sie sie nur der schwierigeren Erlernung ihrer speciellen Arbeit verdanken, und daß gerade das Wegfallen derselben dem Fabrikenwesen seinen Charakter, seine Selbstentwickelung, seine Selbsterhaltung, und daher dann auch seine Berechtigung giebt. Genug, er vergißt, daß, was er einführen will, schon einmal da gewesen, und eben weil es gedankenlos und unberechtigt, weil es bloß geschichtliche Schlacke ist, mit dem Fortgang der Erfindungen nicht Schritt halten konnte, und seinen Untergang finden mußte.

Den Schluß der Debatte bilden die Leiter der beiden Seiten des Hauses, Peel und Russel.

Der Premierminister stellt sich darin ganz auf den Standpunkt der Opposition, und giebt das ausführliche Resume ihrer Erwiderungen. Obgleich

Digitized by Google

frei von der Leidenschaftlichkeit, mit der die bedrohten Manufakturherrn den Schlag auf die Landeigner zurückzuleiten versuchen, führt er, unter der ersteren rauschenden Beifall, die Nothwendigkeit der Durchführung des einmal angenommenen Prinzips an, und nimmt auch den Landbau nicht aus. Die Beschränkung der Arbeitszeit müsse, wegen der Concurrenz der Fremde, den Arbeitslohn fallen machen, und durch Beschleunigung der Maschine die Arbeit härter und ungesunder; dem Arbeiter sei daher nicht geholfen, als bis man auch hierüber Bestimmungen treffe. Ferner sei die Hemmung des Gewinns in den Webewaarenfabriken eine Prämie auf andre Zweige der Industrie; und er zeigt durch Berichte und Zahlen auf, daß fast in allen Weiber- und Kinder-Arbeit üblich und schon nothwendig, daß in allen ungefähr dieselben Uebelstände stattfänden. Also auch hier müsse, in Consequenz aus dem ersten Schritt, intervenirt werden. Und im Verhältniß der vermehrten Interferenz steige die Prämie auf die Arbeit, wo sie noch nicht eingeführt sei. Genug, man müsse zuletzt, in Verfolgung des stets ausweichenden Uebels, auch da interveniren, wo die Natur der Verhältnisse die Intervention unmöglich mache, wo der Regierungsaufseher keine Dampfmaschine zu schließen habe, sondern in den Schooß der Familie dringen, und die Handarbeit verhindern müsse; und halte man ein solches Zwangs- und Bewachungssystem selbst für ausführbar, so könne man doch gewiß nicht dafür einstehn, daß es nicht augenblicklich zu den größesten Ungerechtigkeiten und Tyranneien Anlaß gebe.

Der Premierminister hat seine Zeit gut verstanden. Er vernachlässigt seine alten Freunde, die Tory's, weil sie als Partei unwichtig wurden; er geht Hand in Hand mit der Opposition, weil sie keine Opposition mehr ist. Tory und Whig, Monopolist und Leager merken in der Hitze des Kampfes nicht, wie einsam um sie her es geworden, wie weit sie hinter der Zeit zurückblieben, die zu andern Kämpfen, zu einer andern Entwickelung fortschreitet. Aber die Regierung ist argwöhnisch mit fortgeschritten, und die Regierung ist Peel. Sie fühlt jetzt, daß, wenn Kämpfe zu kämpfen sind, sie sie zu kämpfen habe, und nimmt beide Parteien, deren Zankapfel zur Bagatelle geworden, sie mögen wollen oder nicht, unter ihren schützenden Fittich. Und im Gefühl dieser schützenden Ueberlegenheit behandelt sie sie stolz und rücksichtslos, da, wo sie sich nicht von ihr leiten lassen wollen. Darin unterscheidet sich Peel von Graham, seinem blinden Werkzeug, daß er das Heil des Conservativismus nicht in eigensinniger Selbstvertheidigung sucht, sondern das neue Regierungsprincip erfaßt hat, sich von den machtlosen Wellen beschnittener und gehemmter Bewegung gemächlich tragen zu lassen.

Russel, der Whig, im Gegentheil stimmt für das Amendement des Torys. Er hat mit der Fabrikpartei mit den Leagern nichts gemein, und sucht seine Ehre darin, an ihrer interessirten Opposition keinen Theil zu nehmen. Die Veränderung, die er sucht, ist eine Veränderung der politischen Staatsform, der Wahlbestimmungen, der Colonialverhältnisse, der Religionsdifferenzen; die sociale Bewegung ist ihm fremd geblieben. Er giebt, bei Fragen solcher Art, sein Votum nach kurzem Nachdenken, wie ihn das augenblickliche Gefühl, etwa das Mitleid treibt, und seine kurze, unmotivirte Rede ist dessen ein Zeuge.

Das Resultat der Debatte, die kleine Majorität zu Gunsten des Amendements ist fast ein zufälliges zu nennen. Das ganze Auftreten der socialen Bewegung

Digitized by Google

überhaupt ist noch zu neu, als daß in dieser Hinsicht die Meinungen sich befestigt haben könnten; und die Namenliste zeigt eine, bisher noch nicht gesehene Vertheilung der Namen, die oft das Entgegensetzte zusammenbringt und das Freundschaftliche trennt. Diese Verwirrung ist das morsch werden des alten, dem das neue sich unterbaut. Die doppelten Parteiungen, die politische, und die des Land- und Mühleigenthums wollen schon nicht in einander aufgehn und sich decken, und haben zu der erwachenden dritten gar kein Verhältniß. Und eine so zufällige Majorität erfuhr dann auch das verdiente Schicksal; sie war bei einer zweiten Abstimmung, die das Resultat der ersten involvirte, vor der größeren Festigkeit der Regierung verschwunden. Von Tage zu Tage hat diese mehr gelernt, wie leicht das Parlament zu gängeln sei, oder wie sie den Gang der Angelegenheiten darin sogar nur ruhig abzuwarten brauche, und so hielt sie diesen Theil des Kampfes nicht einmal für den schwereren, während sie auch am Erfolge des andern, gegen die agitirten Arbeiter, nicht im geringsten verzweifelte.

Das Interesse, das die Arbeiter an der Zehnstundenbill nehmen, ist nur ein theilweises. Wir haben oben erwähnt, daß die anscheinend näher liegende Hülfe durch Abschaffung der Korngesetze den größesten Theil ihrer Wünsche absorbirt, und es thun wird, bis die, wohl nicht mehr zu bezweifelnde Erfüllung dieser Wünsche ihnen praktisch die Nutzlosigkeit beweist; auch lassen sie sich noch immer von den umfassenderen Versprechungen des Chartismus locken. Indeß bezeugen wiederholte Petitionen, vorzüglich aus Leeds, wo der Schriftsteller Oastler, der „Fabrikenkinderkönig" sich an die Spitze der Agitation stellt, ferner die schon früheren Untersuchungen der Regierungscommissionen, daß auch die gesetzliche Beschränkung der Arbeitszeit ihr Nachdenken beschäftigt hat. Und wenn sie, von ihrem rein individuellen Standpunkte niedriger Bildung sich dafür aussprechen, so ist dies nur anzuerkennen, indem das allein mangelhafte ihrer Argumentation in dem geringen Umkreis liegt, den sie zu überschaun vermögen. So antwortet einer derselben, wie aus dem Bericht der Fabrikencommission für 1833—1834 hervorgeht, den Mitgliedern auf die Frage, was er von der Abkürzung halte, voraus gesetzt, daß sie sich von selbst nothwendig auf die Erwachsenen ausdehne:

„Die Abkürzung der Stunden wird dasselbe thun, als wenn ihr von jeden zwölf Arbeitern zwei wegnehmt — der Verlauf der Wirkung wird die Waaren seltener machen. Drei Monate nach der Einführung des Gesetzes wird derselbe Lohn für zehn Stunden bezahlt werden, als nun für zwölf — mit dem größeren Vortheil für die Allgemeinheit, daß mehr Beschäftigung für die Armen da ist, und auf diese Weise zugleich die Armentaxe verringert wird. Das ist mein Grund in Unterstützung der Zehn-Stunden-Bill; ich stehe nicht auf ein Steigen des Lohns, aber auf denselben Lohn für kürzere Arbeit."

Das wäre auch der Fall, wenn nicht, wie schon gezeigt wurde, die Concurrenz der Fremde das Steigen des Lohns verhinderte, und wenn nicht die größere Möglichkeit des Gewinnes in noch unbeschränkten und nicht zu beschränkenden Industriezweigen die Hände dorthin triebe. Ein Andrer geht noch weiter:

„Bringt ihr die Stunden auf zehn herab, so wird noch mancher außer Arbeit sein, und bringt ihr sie zu acht oder neun herab, so werdet ihr nicht für

Digitized by Google

alle Beschäftigung erhalten. Und es würde doch wahrlich besser sein, acht Stunden Arbeit Allen zu geben, als einigen zwölf Stunden. Doppelt muß die Kraft der Maschine benutzt werden. Die Stunden auf zehn bringen, wird eher den Lohn steigern, als herabdrükken. Je kürzer die Arbeitszeit, desto mehr wird der Arbeiter im Verhältniß zu seiner Arbeit empfangen."

Und als man anführte, daß der Besitzer es nicht erschwingen könne, bei der geringeren Verzinsung der Anlagen, dieselben zu vermehren, fuhr er fort:

„Sobald, als sie nicht mehr entspricht, wird der Besitzer die Maschinerie vermehren, oder er muß Handarbeit machen lassen. Und ich halte dafür, daß auf diesem Wege die Maschinenarbeit ihr Verhältniß und ihre Ausgleichung finden wird. Die Bill wird keine Handarbeit umfassen, also wird man Handarbeit zu längerer Zeit haben können, als Maschinenarbeit."

Es ist nicht dieses Mannes Schuld, sondern des gesellschaftlichen Zustandes, daß er Hand- und Maschinenarbeit in feindlichen Gegensatz bringt. Es ist nicht der einzige innerhalb der Industrie, die an allen Wehen der Geschichte mitzuleiden hat, und sie gleichsam im Schattenriß nachzeichnet. Und faßlicher und handgreiflicher sind die Resultate auf diesem Gebiet, als auf irgend einem andern, und beginnen darum, als gute Waffen angesehn zu werden. Doch werden sie zu mehr als Waffen, zu den Hauptsachen gemacht, so geräth die Bewegung, wie Frankreichs Neuzeit lehrt, auf einen Irrweg, eine Einseitigkeit, die ihr verderblich wird. Der wahre Zweck der Beschäftigung mit der Industrie ist gerade der, ihr die Macht zu entreißen, mit der sie, auf beiden Seiten, der Geistesfreiheit hemmend entgegentritt, und so das gebührende Maaß der Berücksichtigung anzuweisen. Und daß weder England noch der Liberalismus überhaupt diesen Zweck erreichen können, ja daß sie ihn nicht einmal anerkennen wollen, ist eine Schwäche, die sich mehr und mehr bestrafen wird. — — —

Julius Faucher.

VI.

Weimars Musenhof in den Jahren 1772 bis 1807. Historische Skizze von Wilhelm Wachsmuth, ordentl. Professor der Geschichte zu Leipzig ꝛc. ꝛc. Berlin, Dunker und Humblot. 1844.

„Wenn der Himmel unsern jungen Fürsten und ein Paar gute Freunde, die er hat, leben läßt, so sollen sie in 6 Jahren a dato einen kleinen Hof schauen, den zu sehen man von den Enden der Welt kommen wird." So schrieb Wieland, der gute Freund des jungen Herzogs, selbstgefällig im Jahre 1772 an Jacobi, und sein prophetisches Wort hat die vollste Erfüllung gefunden. Der Weimarische Hof ward eine Lieblingsstätte der deutschen „Musen;" hier schaarten sich die „edlen Seelen," wie die „Genies;" hier sammelte sich alles, was Verse oder dumme Streiche machen konnte; hieher wallfahrtete in bunter Menge von nah und fern ein staunendes anbetendes Volk.

Die „einzelnen Bilder dieses Musenhofes" zu einem Ganzen zusammenzustellen und in einen „historischen Rahmen" zu fassen, fühlte sich Herr Wachsmuth durch die Pflicht der Pietät veranlaßt; sein Werk

Digitized by Google

ist nichts, als „eine Huldigung der Dankbarkeit" für den hohen Genuß, den er empfand, „wann ihn das Bedürfniß geistiger Auffrischung mit sehnsüchtiger Empfänglichkeit für Eindrücke des Sinnigen und einfach Schönen nach der Musenstadt führte, und wiederum wann er mit einer Fülle eben gewonnener Lebensbilder bunten Weltgetümmels dahin zurückkam." Es ist aber eine mißliche Sache um solch einen Historiker, dem nichts als seine „Dankbarkeit" den innern Beruf zur Arbeit giebt. Fromme Pietät mag ein gar fein und lieblich Ding sein, aber es ist nicht allenthalben Platz für sie, und die Historie, welche nur in ihr ihre Bestimmung findet, ist keine Historie. Auch Herr Wachsmuth hat dem traurigen Schicksale des „Historikers aus Dankbarkeit" — seinen Tribut zahlen müssen. Es ist ihm nicht gelungen und konnte ihm nicht gelingen, uns ein treues wahres Bild des weimarischen Hofes und seiner „Musen" zu entwerfen. Er legt uns nicht die einzelnen Erscheinungen mit sicherer fester Hand und in scharfer Zeichnung vor, sondern verwischt im leidenschaftlichen Eifer seiner Pietät die bestimmten und klaren Thatsachen. Er verliert eben so oft im Drange seiner aufgeregten Empfindung, als in der Unruhe seiner flatterhaften Reflexion die Macht über den Gegenstand; er erhebt sich nicht zu einem ruhigen kritischen Eingehen in die Sache, sondern lärmt beständig darein mit langgezogenen Posaunenstößen eines wahrhaft widerwärtigen Panegyrikus, den er doch immer wieder selbst der Lüge zeihen muß.

Die Frage, ob sein Buch etwas Neues bringe, beantwortet uns der Verfasser selbst. „Wenn eine Menge Gestein, das einzeln schon zur Schau ausgestellt hat, zu einem Mosaik zusammengefügt wird, so kommt nicht in Betracht, ob die einzelnen Steine schon gesehen worden, sondern wie die Kunst der Fügung sei" — (Vorwort p. 7.) Indem Herr Wachsmuth durch dieses Bekenntniß auf den Ruhm neu beigebrachter Thatsachen vollständig Verzicht leistet, nimmt er zugleich nur das Verdienst einer mechanischen Verbindung vielfältiger bisher vereinzelter Werkstücke zu einem Ganzen für seine Arbeit in Anspruch, und weist so selbst von vorn herein jede Anmuthung einer neuen Idee und neuen Wendung entschieden von sich ab. Wer wird auch dergleichen bei einem Historiker suchen, dem die Geschichte nichts ist, als „ein Mosaik, das man aus den mehr oder minder werthvollen Steinchen der einzelnen Quellen zusammensetzt," um damit in dankbarer Erkenntlichkeit ein Gegengeschenk für empfangenen Genuß zu machen!

Herr Wachsmuth beginnt seine Geschichte des weimarischen Musenhofes mit einer Darstellung des Zustandes, in welchem sich die deutsche Literatur um das Jahr 1772 befand. Es hatte so eben damals die deutsche Revolution sich zu regen begonnen, — eine Revolution, die vor der Hand, weil die Literatur das ganze deutsche Leben erfüllte, nur eine rein literarische sein konnte. Welches das Wesen dieser Bewegung war, welche Consequenzen sich daraus ergaben, und wie die literarische Entwickelung der deutschen Nation zwar als eine nothwendige Bedingung für die später herbeizuführende Befreiung sich darstellte, in ihrer Beschränktheit aber, indem sie zur höchsten Spitze sich emporarbeitete, zugleich den Keim der Selbstvernichtung in sich trug: das Alles ist Herrn Wachsmuth unbekannt geblieben, und wie er denn überhaupt niemals fähig oder willig ist, den ihm vorliegenden Gegenstand mit scharfer durchdringender Kritik bis auf den Grund zu durchforschen, so stellt er auch denselben nie in seiner eigenthümlichen Gestalt, und in einfacher Bildlosigkeit hin, sondern nimmt zu ein paar Metaphern oder Bildern seine Zuflucht. So auch hier. „Die französische neue Philosophie hatte mit

Digitized by Google

Friedrich II. ihre Hofreisen begonnen, — eine glatte, geputzte Dame mit allen Künsten und Hoffärtigkeiten der Kokette;" — ihr gegenüber stand die „deutsche Muse," das arme Aschenbrödel, das seit dem dreißigjährigen Kriege im Schmutz hinter dem Heerd gesessen hatte und ein Fremdling gewesen war im eigenen Vaterhause; sie „verhielt sich zu jener glatten Dame, wie eine unbeholfene Bauerndirne oder steife Spießbürgerin." Aber jetzt endlich beginnt sie „dem französischen Esprit zum Trotze ihr gedrücktes Haupt emporzuheben und tritt hervor in ihrer Fülle und Gemüthlichkeit, zugleich aber mit scharfer Kritik gegen die anmaßende Ausländerin." Lessing, Wieland, Klopstock, an welchen der Göttinger Dichterbund sich lehnt, und Herder sind ihre Bannerträger im Kampf, und von dem einen Theil der Nation thätig gefördert, von dem andern mit Begeisterung aufgenommen, gewinnt sie den Sieg, — nicht unter dem Schutze irgend eines Fürsten, nicht unter den Auspicien eines „Musenhofes" oder einer gelehrten Akademie, sondern „durch eigene Kraft," das heißt, weil sie der vollkommene Ausdruck des Bewußtseins der damaligen Zeit war. — Herr Wachsmuth ist ein begeisterter Herold dieser männlichen Thaten „der deutschen Muse;" „kein Hof hat das Verdienst, den deutschen Genius geweckt und zur Mündigkeit gebracht zu haben," ruft er in wahrhaft demokratischem Enthusiasmus aus. Er bringt sich damit in eine schlimme Klemme; denn wo bleibt die Dankbarkeit für den auf geweihter Stätte empfundenen Hochgenuß? Doch Herr Wachsmuth weiß sich zu helfen. „Nur die Erstlingserhebung der deutschen Muse gehört ganz und gar der Nation, nicht irgend einem Hofe an;" nur „zunächst bedurfte die Literatur der Unabhängigkeit mehr noch als der Fürstengunst;" für die weitere Entwicklung aber war eine Stätte nöthig, „wo die Oertlichkeit wesentlich auf inneres Gedeihen wirken konnte," und darum denn Preis und Dank „den kleineren deutschen Fürstenhöfen, auf denen das Schwergewicht der Sorgen der hohen Politik nicht lastete, und wo den schönsten Künsten des Friedens ein Ehrenplatz zur Erheiterung und Vergeistigung eintönigen Hoflebens vergönnt ward!" Die armen deutschen Musen! So eben sind sie aus ihrem Schlafe erwacht, und bedürfen, um munter zu bleiben, nun doch gleich wieder des Kammerdieners; so eben haben sie ihre „weltgewinnenden" Reize entfaltet, und nun ist die große weite Welt, die sie erobern sollten, so plötzlich zu einem kleinen deutschen Hof geworden, den sie durch ihre Plaisanterien unterhalten!

Lange Zeit zog die „Musenjüngerschaft" im Lande umher, ohne eine bleibende Stätte oder dauernde Herberge zu finden. Da geschieht es, daß Wieland nach Weimar gerufen wird, und — — Herr Wachsmuth zieht seine Schuhe aus, denn wir treten ein in den heiligen Musenhof!

Wieland, im Jahre 1772 zum Unterrichte des Erbprinzen Karl August berufen, fand in seinem Amte „Muße genug, auch dem nach Ideen, nach geistreicher Unterhaltung und Beschäftigung begehrlichen Hofe Gaben zu spenden und Anleitung zur Selbstthätigkeit zu geben," so wie den „deutschen Mercur" zu einem „Vereinigungspunkt tüchtiger Leistungen für die schöne Literatur" zu machen. Bald ward er der „literarische Vertraute" der Herzogin Amalie, „der liebe- und geistvollen Fürstin, deren inwohnende geistige Empfänglichkeit, Frische und Kraft selbst durch die Zudringlichkeit des Weltlaufes (der siebenjährige Krieg nämlich brachte nicht selten Schrecken selbst bis in die Nähe Weimars) nicht gefährdet werden konnte." Genossen des sich bildenden jungen „Musenvereines" waren v. Einsiedel, „ein Mensch von der reinsten Herzensgüte und mit einem solchen Fond von Freundschaft, daß

Digitized by Google

er im Kreise seines Umganges allgemein l'ami genannt wurde," S. von Seckendorf „ein nicht verächtlicher Componist" und nicht ohne „Anlage zu poetischer Production," und endlich der „launige, selbst drollige" Musäus. Es wird Herrn Wachsmuth sauer einzugestehen, daß die geistige Kraft dieses Kreises, so gedeihlich auch die „natürliche, von dem Rigorismus der Etiquette entbundene, aber dem Gesetze zarten Anstandes untergeordnete Ungezwungenheit" des Weimarschen Hoflebens auf denselben wirken mochte, dennoch nicht ausreichte, um einen Musenhof zu gründen, der es verdient hätte, daß man von allen Enden der Welt herbeieilte, um ihn zu sehen. Doch die in dem jungen Herzog Karl August aufwachsende „Genialität des kräftigsten Jünglingsalters" gab den Ausschlag; durch diese ward Göthe, das Haupt der jungen Dichterschule, die am Rhein „in genialer Ausgelassenheit, feurig wie das edelste Gewächs an den Ufern des deutschen Stroms und brausend wie der Most tobte," gewonnen, und mit seinem Einzuge „wehten die Fahnen des Sieges von Weimars Zinnen." — Von jetzt an findet Herr Wachsmuth des Rühmens und Preisens kein Ende mehr.

Zuerst führt er uns den jungen Herzog vor und schleudert in seinem Eifer auf denselben Lobeserhebungen, von denen die eine nicht selten die andere gradezu aufhebt. Nachdem er ihn als einen Fürsten von „ungemeiner geistiger Empfänglichkeit, reicher Fülle von Gedanken, edler menschlicher Gesinnung und tüchtiger Stählung des Charakters" bezeichnet hat, fährt er weiterhin fort: „Klaren Blickes in das innere Wesen und den wahren Beruf seines Standes, verschmähte er den diesem anhaftenden eiteln Schein, seines Werthes sich bewußt, unbekümmert um schiefe und schele Urtheile. Auch im Ernste der Fürstenarbeit beengte ihn leicht die Abweichung von dem Natürlichen und Menschlichen in dem Wust, Ballast und Pedantismus der Regierungsgeschäfte." Wer einer reichen Fülle von Gedanken, edler menschlicher Gesinnung und tüchtiger Stählung des Charakters sich rühmen kann, wird durch Wust und Ballast sich nicht beengen lassen, sondern denselben bei Seite werfen und dem Natürlichen und Menschlichen eine freie Bahn eröffnen. — Auch entblödet sich Herr Wachsmuth nicht, Thatsachen, welche laut gegen die angeführte Beurtheilung des Herzogs sprechen, zu verwischen oder unbeachtet zu lassen. Wir wissen, mit wie beschränktem Urtheil Karl August sich über die großen Bewegungen seiner Zeit ausgesprochen hat; der Brief an Knebel, welchen der Verfasser des Musenhofes ein „herrliches rührendes Denkmal hochherziger Empfindungs- und Denkungsart" nennt, ist nichts als ein Erguß jener sentimentalen engbrüstigen Freundschaft, welche wir so oft sich in selbstsüchtiger Beschränkung gegen alle großen Interessen und gegen die Sache der Menschheit absperren sehen; die Schadenfreude endlich, mit welcher der Herzog in den Briefen an Merck über den Fall des ehrenwerthen Karl von Moser, des rüstigen Ankämpfers gegen Deutschlands kleinlichen Separatismus, triumphirt, bleibt eine Thatsache, von der er durch Nichts reingewaschen werden kann, am allerwenigsten aber durch seine verfehlten Bemühungen, sich durch Anklammern an literarische Größen eine Unsterblichkeit zu sichern, für welche ihm der Herzogshut eines kleinen deutschen Ländchens und die Lorbeeren einer preußischen Generallieutenantsstelle noch nicht hinlängliche Garantie zu bieten schienen.

Herr Wachsmuth wendet sich zu Göthe, um welchen die übrigen „Bilder des Musenhofes" sich herum gruppiren. „Es war, als ob ein Dämon mit Göthe in Weimar eingezogen sei, die brausendste Ausgelassenheit tobte durch Stadt und Land." Mit

Digitized by Google

warmer Vorliebe wird uns dieſe Zeit der „genialen Schrankenloſigkeit" geſchildert. Wie die Kraftgenies es ſich ſammt und ſonders ſtets „ſauwohl" ſein laſſen, wie Göthe in Bertuchs Zimmer ſich „das lange ſchöne Haupthaar" löſ't und mit „bachantiſchem Reiz" ſich auf dem Boden wälzt, wie der alte Vater Wieland, wenn er an Göthes Seite zu Tiſch ſitzt, „verliebt" wird und den „herrlichen Jüngling" vor lieber lauter Zuneigung „freſſen" möchte, wie Klinger Appetit nach rohem Kalbfleiſch empfindet, und wie der tolle Lenz „alle Tage regelmäßig ſeinen dummen Streich macht und ſich dann wundert wie eine Gans, wenn ſie ein Ei gelegt hat," — das Alles erzählt uns Herr Wachsmuth mit jenem behaglichen Wohlgefallen, mit welchem die meiſten deutſchen Literarhiſtoriker von dem alten literariſchen Klatſchweib Böttiger bis auf das ſogenannte junge Deutſchland herunter dieſe Thatſachen aufgegriffen und in ihre Kataſter einregiſtrirt haben. Auf dieſem Felde iſt unſer Verfaſſer heimiſch; hier traut er ſich auch ſelbſt einen nicht geringen Scharfblick zu. „Daß Göthes männliche Unwiderſtehlichkeit — ſagt er — bei den Weimariſchen Frauen Verwirrung anrichtete, würde man in der Geſchichte, auch wenn ſie davon ſchwiege, zwiſchen den Zeilen leſen." — Der Weimariſche Muſenhof machte damals eine Entwicklungsſtufe durch, welche unſere heutige geniale Jugend in Secunda, oder wenn es hoch kommt in Unterprima abſolvirt. Nur als eine ſolche Entwicklungsſtufe iſt jenes wilde Treiben anzuerkennen, und man hüte ſich, mit Herrn Wachsmuth darin eine „titaniſche" Geberdung finden zu wollen. Der Generalſuperintendent und Hofprediger Herder ſtand dieſer genialen Schrankenloſigkeit mit „ernſter Würdigkeit des Amtscharakters" gegenüber; Merck ſprach unverhohlen ſeinen Unwillen darüber aus, und Knebel fühlte ſich in ſolchen Verhältniſſen ſo unwohl, daß er ſich ſehr bald zurückzog. Er muß es ſich gefallen laſſen, von Herrn Wachsmuth dafür mit einem Herderſchen Ausdruck, „ein menſchenfeindlicher Timon" und ein „Grämling" genannt zu werden. Auch Göthe ward anderen Sinnes. War er früher dem Herzog ein Genoſſe heiterer Tage und wild durchſchwärmter Nächte geweſen, ſo half er demſelben nun auch „die Arbeit und Sorgen des fürſtlichen Berufes" tragen. Herr Wachsmuth erzählt mit reizender Naivetät, wie derſelbe zuerſt Geheimer Legationsrath, dann wirklicher Geheimer Rath, Kammerpräſident und endlich Miniſter wird, wie derſelbe dieſe ſeine Lage vortheilhaft genug findet und die Herzogthümer Weimar und Eiſenach als Schauplatz betrachtet, „um zu verſuchen, wie einem die Weltrolle zu Geſichte ſteht."

Eine beſondere Aufmerkſamkeit wird auch den theatraliſchen Darſtellungen gewidmet, bei denen der Muſenhof, durch die Herzogin Mutter angeregt, das dichtende und ſpielende Perſonal ausmachte. So ſehr indeſſen Herrn Wachsmuth die „harmloſe Unbefangenheit" dieſes Lebens voll poetiſcher Laune zuſagt, ſo ſehr er es zu entſchuldigen geneigt iſt, daß die „Muſenjüngerſchaft" ſich gegen jeden Eindruck, der ihr nicht zuſagte, abſchloß und jeder ernſten Frage, wie den durch die „gottloſe" franzöſiſche Philoſophie angeregten Kämpfen, ängſtlich oder mit der widerlichſten Lauheit der Indifferenz aus dem Wege ging: ſo ſieht er ſich doch am Ende gezwungen, die Fruchtloſigkeit jenes Lebens einzugeſtehen. Wieland mit ſeinem Oberon, Herder mit den Volksliedern, den Briefen über Theologie und den Unterſuchungen über den Geiſt der hebräiſchen Poeſie, endlich Muſäus mit ſeinen Volksmährchen waren faſt die einzigen, welche von poetiſcher und wiſſenſchaftlicher Lebensthätigkeit in Weimar Zeugniß gaben. Was Göthe betrifft, ſo „waren zehn Jahre vergangen, ohne daß er ein Werk hervorgebracht

Digitized by Google

hatte, das von dem höheren Standpunkt, zu welchem er sich seit dem Götz und Werther erhoben fühlte, hätte zeugen können." Manches hatte er begonnen, Nichts vollendet, er hatte dem Hofe zu Liebe mehr „mit der Poesie gekurzweilt, als in ihrer Umarmung geschwelgt!" Da drängte sich ihm mit Macht das Bewußtsein auf, daß er „der Freiheit und der Muße zur Vollendung des Begonnenen und zu höherem Aufschwung bedürfe," er verließ den Musenhof, der ihm — naives Geständniß unseres Historikers! — das Alles nicht gewährte, und eilte über die Alpen. Während seiner Abwesenheit ward Schiller für Weimar gewonnen.

Herr Wachsmuth bringt uns nun eine Entwicklungsgeschichte Schillers, die weder neue Data, noch neue Wendungen bietet und stellt dann den „Dichter der drei Freiheitskatechismen" (Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe) in eine Parallele mit dem Herrn von Göthe. Einige Phrasen derselben mögen die Auffassungsweise Herrn Wachsmuths charakterisiren. „Für Freiheit waren Beide in die Schranken getreten, aber Jeder nach seinem Sinne. Göthe hat Freiheit, Kraft und Trotz der Natur in rein poetischem Gegensatz gegen schwächlichen Pedantismus, süßliche Empfindsamkeit und aufgesteifte Anmaßlichkeit in unserer Literatur geltend gemacht; Schillers Ruf ging an den Genius der in Staat und Leben unterdrückten Menschheit." „Göthe war heiter lächelnd, ja selbst muthwillig, mit natürlicher Ungebundenheit hervorgetreten; fast spielend hatte er seine Waffen gegen die Künstelei der Convenienz und geschmackloses Spießbürgerthum gewandt; Schiller vergegenwärtigte mit bitterem Ernste Kränkungen des ewigen Rechtes in den höchsten Interessen der Menschheit. Göthe hatte zu Frivolität anregen können, Schiller konnte zu einer Revolution führen." Wir werden bald sehen, wie es mit diesen beiden Freiheitshelden stand.

Schiller ging nach Jena, „wo im Gegensatz gegen den preußischen Obscurantismus der Wöllnerschen Zeit man mit Herz und Zunge froh war, im Lichte der Freiheit des Gedankens zu verkehren." Hier hielt er seine vielbesuchten Vorlesungen über Geschichte und schrieb seine historischen Werke, welche die deutsche Nation, wenn sie es nicht bereits gethan hat, sicher über kurz oder lang bei Seite werfen wird, so sehr sie auch von Herrn Wachsmuth als ein „theures Kleinod der Gesinnung nach" gepriesen werden mögen. Dann brachte er, durch W. v. Humboldt angeregt, einige Jahre in „wissenschaftlicher Selbstverständigung" zu, und verfaßte seine ästhetischen Abhandlungen, denen bei weitem nicht die verdiente Anerkennung geworden ist. Endlich wandte er sich auch dem poetischen Schaffen wieder zu und schrieb seinen Wallenstein. — Göthe, „in Italien seiner Wiedergeburt theilhaftig geworden," (kurz nach der Reise erschienen Iphigenie, Egmont, Tasso u. s. w.) stand an der Spitze des Weimarschen Musenlebens, das auch „den von Jena ausströmenden Ideen mit zuvorkommender Empfänglichkeit eine gastliche Stätte bereitete," — natürlich in so weit diese Ideen ihm faßlich und mundrecht waren. Fichte's Lehre erregte Anstoß und Aergerniß genug, und von Herzen gönnte man „der hervorstörenden kecken Nase dieser kleinen Person" (Knebels Nachlaß II, 325) recht tüchtige Püffe. An literarischen Productionen fehlte es. Wieland war alt, Herder mißmuthig und stößig.

Dies war der Zustand des Weimarschen Musenhofes, als die französische Revolution „ihre Giganten-arme über die Grenze ihres Mutterlandes ausstreckte" und auch das übrige Europa in ihre Bewegung riß.

Digitized by Google

Selbst Herrn Wachsmuth drängt sich die Frage auf, „welchen Einfluß diese Weltbegebenheit auf das poetische und wissenschaftliche Leben zu Weimar und Jena hatte." Wir kennen die historische Lösung dieser Frage. Der Herr von Göthe, bereits eingewohnt in den Ministerberuf und nach eigenem Geständniß „ein-für allemal am Bestehenden festhaltend," verwarf die Revolution, ohne sich weiter auf die Principfrage einzulassen. Er wußte, daß er „ein thätiger productiver Geist, ein wahrhaft vaterländisch gesinnter und einheimische Literatur befördernder Mann" war und fand dabei seine Beruhigung. Auch verstand er es ja vortrefflich, sich die böse zudringliche Welt „vom Leibe zu halten," und im Nothfall hätte er sich vor einer Gemüthsstörung durch die Revolution vermittelst einer Badereise zu sichern gewußt. „Seit der französischen Revolution war eine Unruhe in die Menschen gekommen, dergestalt, daß sie entweder an ihren Zuständen zu ändern oder ihren Zustand wenigstens dem Orte nach zu verändern gedachten." So erklärt er die Bewegung, welche im Anfange dieses Jahrhunderts plötzlich in die Jenaer Professoren gefahren war. — Auch Schiller's krankhafte Natur vermochte sich nicht zu einer ruhigen Beurtheilung zu erheben. Herder war zu sehr Humanist, als daß er sich nicht von einem so inhumanen Anblick, wie ihn das schmerzliche qualvolle Ringen eines Volkes gewährt, hätte abwenden sollen. Wieland, „stets ein abgesagter Feind des Despotismus," erhub anfangs mit Klopstock ein gewaltiges Freudengeschrei, ward aber bald stutzig und sprudelte dann um sich wie ein Kind, das sich den Mund verbrannt hat. Der Herzog selbst fand zu wenig Moralisches in der französischen Nation, und scheute sich außerdem, irgend einer ernsten Frage fest auf den Leib zu gehen. Er war überzeugt, daß der Mensch nicht zu thätigem Handeln, oder wie er es nannte, zu „der elenden Philisterei des Geschäftslebens" bestimmt sei, und daß dem Menschen doch „nicht größer zu Muthe sein könne, als wenn er die Sonne untergehen, die Sterne aufgehen und es kühl werden sehe und fühle." Kurz und gut, der ganze Weimarische Musenhof (mit Ausnahme Knebels, der sich einen freien Blick bewahrte,) aß, trank, freite umher unter den Töchtern dieser Welt, sang ein lustig Lied und ließ sich die Laune seines Olympischen Götterlebens durch Nichts „befangen oder verkümmern." Er hat auch hier wieder an Herrn Wachsmuth einen dankbaren, aber schwachen Vertheidiger gefunden. „Es ist nicht — sagt dieser — nach der Gesinnung unserer Zeit über jene politische Apathie zu richten." Nun wohl, die Geschichte hat gesprochen; wir werden sehen, wie jene „Apathie" an dem Musenhofe gerächt wird!

Herr Wachsmuth wendet sich lieber wieder zurück nach dem hellen heitern Bilde des poetisch schöpferischen Lebens in Weimar. Nachdem er noch einmal die damaligen Zustände der schönen Literatur Deutschlands in jener Weise geschildert, als deren Vertreter ich Herrn Pischon bezeichnen möchte, legt er uns die segensreichen Folgen des Zusammenwirkens von Göthe und Schiller vor, die so lange sich kalt und fremd gegenübergestanden hatten. Die Horen, die Xenien und poetische Werke aller Art sind die anerkennungswerthen Früchte dieser gemeinsamen Thätigkeit, und „in dem Theater ward das poetische Leben Weimars auf den Gipfelpunkt der Leistungen und des Genusses" hingeführt. Die einzelnen Data giebt uns Herr Wachsmuth mit lobenswerther Genauigkeit, aber auf den Namen einer Geschichte dieser Periode darf seine Darstellung keinen Anspruch machen. — Sodann wird „noch einmal Umschau gehalten nach den alten lieben Genossen des Musenvereines früherer Zeit und

Digitized by Google

nach den Zukömmlingen, welche die schönen Tage von Weimars Vollblüthe mit durchlebten."

Daß Wieland gen Osmannstädt zieht und weil er der Herzogin Amalie unentbehrlich ist, dadurch „ein ganz wunderbares Hin- und Wiedersenden von reitenden und wandernden Boten, zugleich auch eine gewisse, kaum zu beschwichtigende Unruhe", veranlaßt, daß Herder von Tag zu Tag pedantischer und rigoröser wird, Knebel sich über das eitle Leben des Musenhofes ärgert, der Erbprinz Friedrich eine Reise nach Paris macht und vor seinem Weggange von Schiller angesungen wird, daß Fräulein von Göchhausen jeden Sonnabend einen sogenannten „Freundschaftstag" hält, und eine Menge mehr oder minder geistreicher Damen und Herren die Zahl der Musenjüngerschaft mehrt: — das sind die Resultate dieser Umschau, welcher Herr Wachsmuth noch mit der diplomatischen Treue eines Thorschreibers die Liste der Fremden, welche nach Weimar wallfahrteten, nebst Angabe der Zeit ihrer Ankunft und ihres Absteigequartieres hinzufügt. So oft er, (wie bei der literarischen Vagabondin Frau von Stael,) eine Charakteristik einflicht, ist diese oberflächlich und nicht treffend. Wie wenig er überhaupt zum Literarhistoriker berufen und ausgerüstet ist, zeigt die Art und Weise, auf welche er das Verhältniß der Romantiker zu dem „classischen Musenhof" auffaßt.

Endlich naht die tragische Katastrophe; „Weimars Verluste und Trauer" brechen herein. Zuerst beginnt „der wissenschaftliche Born zu Jena, aus welchem fast zwei Jahrzehnde hindurch so wohlthuende Erquickung, Befruchtigung und Kräftigung nach Weimar hinübergeleitet worden war, zu versiegen." Eine ansehnliche Zahl von Professoren wanderte aus. Den Grund dieser Erscheinung genügend darthun zu können, verzweifelt Herr Wachsmuth. Nachdem er jenes seichte Wort Göthe's, das ich oben bereits anführte, citirt hat, beruhigt er sich dabei, daß es „eine Calamität gewesen sei, bei der mancherlei Ursachen zusammenwirkten."

Auch Weimar blieb nicht länger verschont. Herder und Schiller wurden durch den Tod dahingerafft, die Herzogin Mutter folgte ihnen bald nach, auf dem Rest des Musenhofes lasteten, wie auf dem Lande, schwer die Schrecken des Krieges. Die an „ein freies heiteres Spiel der Phantasie und poetische Laune" gewöhnten Gemüther fühlten sich vernichtet in dem „eisernen Zeitalter." Selbst Göthe, „von Natur zu so gelassener Betrachtung der Dinge aufgelegt," ward „grimmig," und hier war es, wo er aus „tiefverwundetem" Gemüth jenes Wort aussprach, das uns Falk aufbewahrt hat und das Herr Wachsmuth als ein „herrliches preiswürdiges Denkmal von Göthes deutscher Gesinnung" bezeichnet. Ich denke, dieses Wort des Koryphäen der deutschen Literatur ist, wenn irgend eines, geeignet, den bodenlosen Zustand zu charakterisiren, zu welchem Deutschland durch seine reinliterarische Entwicklung geführt worden war. „Ich will um's Brot singen," — rief Göthe aus, und die Thränen rollten ihm dabei stromweise von beiden Backen herunter, — „ich will ein Bänkelsänger werden und unser Unglück in Liedern verfassen! Ich will in alle Dörfer und alle Schulen ziehen, wo irgend der Name Göthe bekannt ist; die Schande der Deutschen will ich besingen und die Kinder sollen mein Schandlied auswendig lernen, bis sie Männer werden!" — Waren denn Göthe und die „alten lieben Genossen des Musenvereines alle" rein und ohne Theil an dieser Schande? Hatten sie ein Recht, die Andern zu schelten? — Herr Wachsmuth, dessen Werk eine Huldigung der Dankbarkeit ist, und uns die „Herrlichkeit deutschen Fürsten- und Dichterthums" vergegenwärtigen soll, hat ohne es zu wissen und zu wollen, die auf-

Digitized by Google

geworfene Frage durch den ganzen Verlauf ſeiner Darſtellung mit einem entſchiedenen Nein beantwortet.

Johann Ernſt Lehmann.

VII.

Thiers, Geſchichte der franzöſiſchen Revolution.

Nach der Kriſis, welche den Beſtrebungen des Jahres 1842 ein Ende machte, kamen der deutſchen Nation die Ueberſetzungen der franzöſiſchen Romane wie gerufen. Sie war ſehr verlegen, als man ſie fühlen ließ, daß ſie ſich in Dinge gemengt habe, die ſie nicht verſtand; ſie wußte nicht, was ſie thun ſollte, als ſie ſelber einſah, daß die Principien, die ſich aus ihrem hergebrachten Schulgezänke entwickelt hatten und mit denen ſie ſich deshalb auf einen vertrauten Fuß ſtellen zu dürfen glaubte, doch nicht recht zu ihr paßten; — ſie bekam einen Roman in die Hand, im Leſen konnte ſie ihre Verlegenheit verbergen, endlich vollkommen vergeſſen: ihr Schlaf wurde ihr durch die Traumgeſtalten, die eine fremde Phantaſie ihr vorgaukelte, lieb und theuer.

Wir theilen die Beſorgniſſe nicht, die man in dieſem Augenblicke für den Schläfer zu hegen anfängt, und ſchreiben die folgenden Zeilen nicht in der Abſicht, um denen zu helfen, die ihn wecken wollen und zu einer Art von Schaam zu bringen ſuchen.

Man ſpricht ſich beſorgt darüber aus, daß das ganze Land zu einer Ueberſetzungsfabrik wird und die ganze Nation ſich mit einem fremden Romane beſchäftigt. Ei, warum geben denn dieſe theilnehmenden Vormünder dem Kinde nicht ein eigenes Fabricat in die Hand! Oder ſind ſie mit den eigenen Producten des Landes bekannter als ihr Mündel? Haben ſie denſelben ein genaueres Studium gewidmet? Und was den Roman betrifft, haben ſie einen beſſeren, eine Reihe von Beſſeren aufzuweiſen? Hat die Heimath eine Geſellſchaft, die ſo ſcharfe, ſo reine, ſo leidenſchaftliche Charaktere und zugleich die Talente beſitzt, um den Kampf dieſer Charaktere darzuſtellen?

Und fremd? Iſt das eine fremde Nation, die der Armuth und Leerheit der andern aufhilft? Kann von einem Gegenſatz der Nationen die Rede ſeyn, wenn ſie alle in Schlaf fallen und denſelben Traum haben?

Nicht die Deutſchen allein haben den Choc gefühlt, den die letzte theoretiſche Entwicklung herbeiführte: ſondern die Reaction iſt allgemein: ſie durchzieht ganz Europa und ſelbſt in Afrika iſt ein heiliger Krieg erklärt.

Laßt ſie alle nur träumen: die Traumwelt des franzöſiſchen Romans, war noch die beſte, die herbei beſchworen werden konnte, die einzige, die den Müden helfen wird, nicht nur, weil ſie die neuen Gedanken in ihrer Flor-Hülle dem Auge erträglicher macht, ſondern auch weil ihre gebrochenen Weſen in Kunſtgeſtalt die leidende Wirklichkeit darſtellen, die die Zukunft fürchtet und die Vergangenheit auch nur in ihrer romantiſchen Erneuerung ertragen kann.

Die folgende Arbeit ſoll alſo kein Proteſt gegen die Ueberſetzungsfabrikation ſeyn — kein Rivalitäts-Zwiſt mit dem Werke einer fremden Nation, ſondern die Darſtellung der Art und Weiſe, wie man vor zwanzig Jahren die franzöſiſche Revolution auffaßte, die Quellen der Geſchichtſchreibung vor zwanzig Jahren benutzte — wie man dies Ereigniß damals nur aufzufaſſen, die Quellen nur zu benutzen vermochte.

Digitized by Google

Erſter Artikel.

„Die verſchiedenen Umwälzungen, welche die franzöſiſche Monarchie erlitt, ſind bekannt," ſo fängt Thiers ſeine Geſchichte der franzöſiſchen Revolution an. „Es iſt bekannt, daß das Parlament ſich oft der Ausführung des königlichen Willens entgegenſtellte," ſagt er einige Zeilen ſpäter: und die Menſchenrechte charakteriſirt er dadurch, daß er von einer „berühmten" Erklärung der Rechte ſpricht. Doch nicht blos durch die Kategorie der „Bekanntheit," auch durch eine Reflexion ſucht uns Thiers die Umwälzungen erklärlich zu machen, denen das franzöſiſche Reich im Laufe der Zeiten ausgeſetzt war: „der menſchliche Geiſt iſt in einem ſteten Uebergange von einem Gegenſtande auf den andern begriffen," und nun wird es uns klar, warum der franzöſiſche Geiſt ſich nach der Aera Ludwigs des Großen „vom Theater, von der Kanzelberedſamkeit ab und der Geſellſchafts- und Staatswiſſenſchaft zuwandte," nun wird es uns klar, wie „Alles anders werden" konnte. — Daß nun vieles zwar anders, aber nicht beſſer oder wenigſtens auf beſſere Weiſe anders wurde, iſt eine Folge der menſchlichen Schwäche. „Warum begriff der Hof nicht die Beſorgniſſe des Volkes, und das Volk nicht die Leiden des Hofes. Aber warum ſind Menſchen nichts als Menſchen? Bei dieſer letzten Frage muß man reſignirend ſtehen bleiben und mit Schmerz über die Schwäche der menſchlichen Natur die traurige Erzählung fortſetzen."

Der Kampf der Revolution iſt nichts als ein Erzeugniß der Schwäche, der gewaltſame Fortſchritt in derſelben nichts als ein Product der ſchwachen menſchlichen Natur. „Hätte Brienne ſeine Stellung mit Einſicht zu benutzen, hätte er die Ausführung der Maaßregeln, zu denen die Notablen ihre Zuſtimmung gegeben, eifrig betrieben, hätte er u. ſ. w. . . . ſo wäre vielleicht Alles anders gekommen . . . . der Kampf, der nun bald hereinbrechen ſollte, wäre auf lange Zeit hinausgeſchoben worden." Und weiter unten heißt es: „Hätte der König damals, als noch die Philoſophen, in einer Allee der Tuillerien zuſammenkommend, ſich mit bloßen Wünſchen bald für Friedrich und die Amerikaner bald für Turgot und Necker begnügten, als ſie noch nicht daran dachten, den Staat zu leiten, ſondern nur die Fürſten aufklären wollten und höchſtens in weiter Ferne eine Revolution gewahrten. . . . hätte er damals eine gewiſſe Gleichheit der Laſten eingeführt und einige Garantien gegeben, ſo würde ſich Alles auf eine lange Zeit beruhigt haben." Und eine ſolche Forderung ſtellt Thiers an denſelben Hof, von dem er bei Zuſammentritt der Stände ſagt, er habe „noch nicht klar in die Zukunft geſehen;" Thiers verlangt, der Hof hätte jene Conceſſionen an daſſelbe Volk machen ſollen, von deſſen Wahlmännern er bei ihrem Zuſammentritt ſagt, daß dieſelben „verwundert geweſen ſeien, ſich zum erſten Male vereinigt zu ſehen" und „ſich allmählig zur Freiheit erhoben hätten."

Indem Thiers die Fortſchritte der Revolution pſychologiſch zu erklären ſucht, indem er die Ereigniſſe nur als Producte einer Stimmung und in ihrem Einfluß auf die Stimmung betrachtet, indem er in ſeiner Vorliebe für theatraliſche Scenerie ganz Frankreich als eine Bühne darſtellt, auf welcher zwei Chöre — der Hof und die Nation mit ihren Vertretern — ſich gegenüberſtehen, entgeht ihm die Einſicht in die Zuſtände, iſt ihm der Gedanke unmöglich, daß zur Zeit der Revolution gerade die Zuſtände und nicht die menſchliche Stimmung das Herrſchende waren, kann

Digitized by Google

er nicht bedenken, daß die Revolution nicht blos ein Kampf der Volksſouveränetät gegen das Königthum, ſondern ein Kampf, eine Entwickelung innerhalb des Königthums und des Volkes ſelber war. Mit der Behauptung, daß es möglich geweſen wäre, die Revolution zu vermeiden, beweiſt er, daß er die Revolution in ihrer Entwickelung aus den Zuſtänden nicht verſteht, mit der Behauptung, daß das Königthum der Revolution entgehen konnte, beweiſt er, daß er das Königthum nicht verſteht.

Das franzöſiſche Königthum, an die unbeſchränkte Gewalt gewöhnt, der franzöſiſche König, die perſonificirte ſouveräne Macht, mußten ihrem Charakter untreu werden, wenn ſie nur den Gedanken der „Garantieen" hätten faſſen wollen. Ludwig dem ſechzehnten mußten die conſtitutionellen Theorien des dritten Standes unerwartet kommen und unbegreiflich bleiben; von der „Oeſtreicherin" abhängig, welche eigens nach Frankreich geſchickt war, um das Bündniß Oeſterreichs mit den Bourbonen zu befeſtigen und welche jeden Eingriff in die Souveränetät der Bourbonen ſogar als eine Schmälerung der öſterreichiſchen Macht anſehen mußte; von einem Adel umgeben, der von den Erinnerungen an die Zeiten der Regentſchaft lebte; in den Händen eines von ſeiner Allgewalt überzeugten Miniſteriums: — wie ſollte es Ludwig XVI. möglich ſein, die Geiſter und die Ereigniſſe zu lenken? „Hätte" er, — sit venia verbo — die Schranken der alten Diplomatie, der alten Staatskunſt, der Miniſterialherrſchaft, der Adelsintrigue überſprungen, nun dann hätte er ja ſelber eine Revolution begonnen, die naturgemäß immer nur durch die Stände, die ſich ſelbſt zur Nationalvertretung machten, ausgeführt werden konnte. Der franzöſiſche König war aber nur eine Creatur der Umſtände, ein Unterthan der Zuſtände, ſelbſt ſeine perſönliche Schwäche war ein Ergebniß der Geſchichte des Franzöſiſchen Königthums, war eine Conſequenz der bourboniſchen Familieninſtitutionen. Unter den Bourbonen herrſchte nämlich die Sitte, ſich nur untereinander, höchſtens mit öſterreichiſchen Princeſſinen, zu verheirathen; die Bourbonenfamilie verjüngte ſich nicht durch neues Blut, ſie ſchloß ſich ſelber von dem Conner der Geſchichte aus.

Aber auch die Stände wußten nicht gleich, was ſie wollten oder ſollten. Die beiden erſten Stände ſtellten ſich von vornherein ſelber unter die Botmäßigkeit der Tradition, indem ſie die gemeinſame Prüfung der Vollmachten ſchlechterdings von ſich wieſen; ſo geſchah ihnen nur Recht, wenn die Umſtände ſie beherrſchten und vorwärts ſtießen; der dritte Stand hatte zwar ein Dogma von Volksſouveränetät und abſoluter Staatsmacht, aber er mußte den Kampf mit der Tradition abwarten, um die Lebenskraft dieſes Dogma zu beweiſen.

So bietet die franzöſiſche Revolution eine echte Geſchichte dar, d. h. die Entwickelung der Sache; die Auslegung einer Theorie und zwar hier der Theorie der Volksſouveränetät; den Kampf von Zuſtänden, welchen zu begreifen, die pſychologiſche Betrachtungsweiſe, wie die Thier's, nicht ausreicht.

Als Thiers die Feierlichkeit des vierten Mai 1789 beſchreibt, weiß er nur zu bemerken, daß „die Bedeutſamkeit des Vorganges einen tiefen Eindruck auf aller Herzen gemacht habe." Bei Eröffnung der Generalſtaaten bemerkt er, es ſei eine Bewegung entſtanden, als man des Grafen Mirabeau anſichtig wurde; ſein Blick, ſeine Haltung hätten der Verſammlung „imponirt." Der Charakteriſtik des Schrittes, durch den die Vertreter des dritten Staates die Nationalverſammlung proclamirten, enthebt er ſich durch die Bemerkung: „dieſe von eben ſo viel Muth als Geſchicklichkeit zeugenden Schritte machten einen tiefen

Digitized by Google

Eindruck; der Hof und die ersten Stände waren erschrocken über so viel Kühnheit und Thatkraft." Von dem Schwur im Ballhause wird erzählt, daß er von den Gemeinen mit „Entzücken" aufgenommen sei und daß „diese neue energische Handlung" den Adel in „Schrecken" gesetzt habe. Die Sprache, welche Ludwig in der königlichen Sitzung des 23. Juni annahm, hat die Gemüther auf das Heftigste „erbittert." Mit solchen Reflexionen begleitet Thiers die Erzählung von den ersten Tagen der Revolution, statt aufzuzeigen, wie damals das schwankende Wesen des Königthums der allmähligen Consolidirung der Principien der Volkssouveränetät gegenüber hervortrat. Das Königthum glaubte auf seinem alten historischen und absoluten Rechte bestehen zu müssen, es war aber ohne Verständniß für die ihm entgegengehaltene Theorie und darum unsicher in sich geworden, während die Volksvertretung wiederum nur die Consequenzen des Königthums, welches ja selber des Volkswohles wegen eingesetzt zu sein behauptet hatte, zu ziehen glaubte.

Bei Gelegenheit der Julitage des Jahres 89 hält sich Thiers mit Liebe an das Theatralische der Vorgänge. Zwei Abgeordnete erscheinen in der Nationalversammlung: „das tiefste Schweigen herrschte im Saale, man vernahm den Schall ihrer Tritte in der Finsterniß." Und als der König, gedemüthigt, sich am 15. Juli der Nationalversammlung zeigt, um sich zu beklagen, daß sie Befürchtungen gehegt, und um sich ihrer Loyalität anzuvertrauen, weiß Thiers nur das Rührende dieser Scene zu schildern und einige sentimentale Bemerkungen anzuknüpfen: „des Königs einfacher und rührender Vortrag erregt den lebhaftesten Enthusiasmus, seine Worte werden mit Beifallsbezeugungen überschüttet. Die Deputirten erheben sich, umringen den Herrscher und führen ihn zu Fuß bis zum Schlosse zurück. Die Menge drängt sich um ihn; Aller Augen sind mit Thränen angefüllt und der König kann sich kaum durch dies zahlreiche Gefolge einen Weg bahnen. Die Königin sah mit dem Hofe von einem Balcon aus dieser rührenden Scene zu; sie hielt ihren Sohn in den Armen, ihre Tochter stand an ihrer Seite und spielte unbefangen in den Haaren ihres Bruders, die Fürstin, tief gerührt, schien sich an dieser Liebe der Franzosen zu ergötzen. Ach! wie oft hat nicht gegenseitige zärtliche Rührung die Herzen während dieser unseligen Zwietracht versöhnt! Auf einen Augenblick schien Alles vergessen; aber der folgende, derselbe Tag sah den Hof seiner Verblendung, das Volk seinem Mißtrauen zurückgegeben und die Herrschaft des unversöhnlichen Hasses erneuert." —

Die Folgerungen aus dem System der Volkssouveränetät zeigten sich bald nach dem Sturm der Bastille in dem Leben der Hauptstadt: der Kampf Baillys mit der Municipalität, die Aufsässigkeit der Districte gegen die Wähler und Gemeinderepräsentanten waren nur eine Folge davon, daß sowohl Bailly, wie die Municipalität, noch mehr aber die Districte Ausdruck des souveränen Volkes zu sein behaupteten. Der Gegensatz der Districte und der Stadtvertreter tritt hervor, als die Districte den Beschluß der Stadtvertreter, Besenval freizulassen, cassiren: für Thiers hat dieser Vorfall nur in so fern Bedeutung, als sich durch ihn die Vorherverkündigung des „weisen Bailly, auf die Necker nicht gehört hatte," bestätigt.

„Die Vernichtung der Reste der Feudalbarbarei war die Versammlung der Menschheit schuldig." Thiers behauptet, daß „diese als Eigenthum betrachteten Privilegien nicht durch Discussion abgeschafft werden konnten; die Besitzer derselben mußten überrumpelt und dazu begeistert werden, jene Privilegien selber

Digitized by Google

aufzugeben." Mit dieser Betrachtung leitet Thiers seine Schilderung der Nacht vom 4. August ein. Mußte man aber dem Adel darum eine plötzliche Begeisterung einflößen, weil es sich um ein „Eigenthum" handelte? Nein die Begeisterung, die blinde Aufopferung war nothwendig, weil die Versammlung noch nicht ihre Theorie über das Verhältniß der Nation zum Eigenthum durchgebildet hatte und für eine Discussion noch unreif war: daß die Versammlung auch in ruhiger Berathung ein Eigenthumsrecht abschaffen könne, bewies sie später bei ihren Discussionen über die Güter der Geistlichkeit. Diesen Fortschritt, den die Nationalvertretung von der Nacht des 4. August bis zum 2. November machte, hat Thiers nirgends aufgezeigt.

Der Widerspruch, in welchen die constituirende Versammlung durch ihr Decret vom 4. August mit dem Begriffe der Gerechtigkeit gerathen war, wurde in den Berathungen über die Fassung der einzelnen Artikel dieses Decrets (6 — 11 August) deutlich und Sieyes gab diesem Widerspruch nur einen Ausdruck, indem er sagte: „Sie wollen frei sein und verstehen es nicht, gerecht zu sein." Thiers begnügt sich, diese Bemerkung eine „bittere" zu nennen und hinzuzusetzen, daß „die Antwort hierauf leicht gewesen sei."

Die Decrete des vierten August waren nichts als der berechtigende und leitende Lehrsatz für die Gewaltthaten, welche sich das Landvolk gegen den Adel erlaubte. Thiers aber knüpft an die Erzählung von diesen Gewaltthaten nur folgende Moral an: „Jede Usurpation fällt auf das Haupt des Usurpators zurück; wer sich einen Besitz ungerecht anmaßt, sollte dies bedenken, und wäre es nur aus Rücksicht auf seine Nachkommen, die früher oder später die Strafe für seine Usurpation erleiden müssen."

Die Handlungs- und Denkweise der constituirenden Versammlung war dogmatisch. Sie liebte abstracte Grundsätze. Sie hatte das Ideal eines freien Staates mit souveränem Volke und einer nur Kraft des Gesetzes existierenden ausführenden Gewalt. Sie wollte das „regenerirte" Reich auf ganz neue Grundsäulen stellen, indem sie das Gesetz zu der höchsten, das Staat und Menschenleben leitenden Macht erhob, das Gesetz, vor dem Alle gleich und dem Alle gleichen Gehorsam schuldig seien, das Gesetz, das die Schranken zu ziehen habe, durch welche jedes Menschen natürliche Freiheit bedingt werden müsse. Sie machte die Staatsgewalt zur Beaufsichtigerin des Menschen in seinem Gottesdienste, in seiner Meinungsäußerung, in seiner Anwendung des Eigenthums. Das ist der Sinn, das die Bedeutung der Erklärung der Rechte, mit der man „ewige Wahrheiten, gegen die nur der Unsinnige etwas einwenden könne," ausgesprochen und der Nation für ihre Souveränetät eine unbesiegbare Waffe gegeben zu haben glaubte. Diese Bedeutung der Declaration hat Thiers nicht gefaßt, er sagt: „Die Idee (eine Erklärung der Rechte zu erlassen) hatte etwas Großartiges, das die Versammlung ergriff. Der Aufschwung der Geister brachte sie zu allem, was den Charakter der Größe an sich trug; dieser Aufschwung gab ihnen ihr Vertrauen, ihren Muth, ihre guten und schlechten Entschlüsse ein. So bemächtigten sie sich dieser Idee und wollten sie in Ausführung bringen. Hätte es sich nur darum gehandelt, einige ganz besonders von der Macht, die man stürzen wollte, vernachlässigte Grundsätze zu proclamiren, wie die Steuerbewilligung, die Religions-Freiheit, die Verantwortlichkeit der Minister, so wäre nichts leichter gewesen. Das hatte schon Amerika und England gethan. Frankreich hätte in einigen kurz und bündigen Maximen die neuen Principien, nach denen fortan seine Regierung

Digitized by Google

eingerichtet sein sollte, aussprechen können. Da es aber mit der Vergangenheit brach und zum Naturstand zurückkehren wollte, mußte es sich bestreben, eine vollständige Erklärung aller Rechte des Menschen und Bürgers auszusprechen. Man sprach zuerst über die Nothwendigkeit und über das Gefährliche einer solchen Erklärung, man stritt sich viel und unnütz über diese Frage, denn es brachte weder einen Nutzen noch eine Gefahr mit sich, eine aus Formeln, von denen das Volk doch nichts verstand, zusammengesetzte Erklärung zu erlassen; eine solche hatte nur für einige philosophische Geister Bedeutung, und gerade diese nehmen an Volksaufständen keinen Theil .... die ganze Sache hatte nur den einen Uebelstand, daß sie einige Sitzungen für einen philosophischen Gemeinplatz in Anspruch nahm. Aber kann man den Geistern daraus einen Vorwurf machen, daß sie sich an ihrem Gegenstand berauschten?" ..

Hätte Thiers die gründlichen und reiflichen Verhandlungen über die Menschenrechte (am 9, 11, 14, 27, 30 Juli, vom 1 — 4 August, vom 17 — 27 August 1789) im Moniteur gelesen; hätte er sich ein Bild davon verschafft, wie die Versammlung sich mit jener Erklärung abquälte, er würde eine andere Ansicht über ihre Bedeutung gewonnen haben. Er würde nicht so obenhin über das Ungefährliche derselben gesprochen haben, wenn er die Gründe gekannt hätte, die Lally Tolendal am 11. Juli gegen die Erklärung aufbrachte, wenn er die Rede, welche Malouet am 1. August hielt, gekannt hätte; wenn er bedacht hätte, durch welche versteckte Andeutungen Mirabeau noch am 17. August gegen sie kämpfte. Sagt er doch selbst, die Versammlung habe mit der Vergangenheit brechen wollen, und er kann behaupten, daß die Erklärung, welche sie als Waffe gegen das Alte brauchte, ungefährlich gewesen sei? Und nun gar die oberflächliche Ansicht, als hätte die Versammlung Alles im Sturm gethan, ist bei einfachem Studium des Moniteur unmöglich. Konnte sie denn im Sturm handeln, wenn sie zwischen mehreren Erklärungen, welche ihr ihre Dogmatiker nach reiflicher Ueberlegung vorgeschlagen, zu entscheiden hatte? Mußte sie nicht die Erklärung Lafayettes (11. Juli), die Servan's (30. Juli), die Mouniers (27. Juli), die des Ausschusses der Fünf (17. August) anhören? Machte sie nicht jeden einzelnen Artikel der Erklärung des sechsten Büreau's, welche endlich zur Discussion kam, zum Gegenstand der peinlichsten Aufmerksamkeit?

Hätte Thiers dies Alles aus dem Moniteur herausgelesen, so würde er sich nicht mit jener Bemerkung über die Erklärung der Rechte hinweggesetzt, er würde gewußt haben, daß die Vertheidiger jener Erklärung nicht im Enthusiasmus handelten, sondern weislich überlegt hatten, daß mit den Menschenrechten gleichsam der unantastbare heilige Geist der erst zu machenden Verfassung gegeben werde; er würde gewußt haben, daß die Verhandlungen über sie schon deshalb nicht „verloren" waren, weil durch sie die Geister immer mehr in der Theorie der Volkssouveränetät, in der Theorie des Gesetzes und des zum Schutz des freien Bürgers gemachten Staatsvertrages befestigt und geklärt wurden.

Uebrigens hätte sich Thiers auch die Frage vorlegen sollen, ob es der constituirenden Versammlung wirklich gelungen sei, mit der Vergangenheit zu brechen, als sie an die Stelle der unterdrückerischen und für Alle nicht gleich verbindlichen Gesetze das abstracte Gesetz, an die Stelle des Privilegien-Staates den freien Staat der Nationalität setzte. Er hätte dann ersehen, was es also mit jener „Rückkehr zum Naturzustande" auf sich habe. —

Kaum hatte die Versammlung die Menschenrechte

Digitized by Google

proclamirt, ſo machte ſie ſich daran, die abſtracten Principien derſelben in das Beſtehende einzuführen, d. h. ſie begann die Verfaſſungsarbeiten. Thiers, für den die Erklärung derRechte in der Luft ſchwebt, weiß keinen anderen Uebergang von ihr zur Verfaſſung zu finden, als durch die Phraſe: „es war endlich Zeit die Conſtitutionsarbeiten zu beginnen.“

Dieſe Conſtitutionsarbeiten waren nichts anderes als der Verſuch, das Dogma von der Volksſouveränetät mit dem präexiſtirenden Königthum in Einklang zu bringen, der Verſuch, der ſouveränen Nation zu beweiſen, daß ſie einer unverletzlichen ausübenden Gewalt bedürfe, und dem Königthum, daß es nur im Namen des Volkes eingeſetzt ſei. Volk und Königthum waren für die Verſammlung ideale Größen.

Eine erſte Kammer war ein Widerſpruch gegen jenes Dogma, Thiers aber meint, die conſtituirende Verſammlung habe die Errichtung einer Pärskammer verworfen, weil ſie „gegen die Ariſtokratie aufgebracht war.“ Auch das abſolute Veto verſtieß gegen das Dogma vom ſouveränen Volke. Nur von dieſem Dogma aus wurden die Fragen über die Sanction, über das Zweikammerſyſtem und über die Permanenz der Nationalvertretung discutirt, und zwar reiflich discutirt: wie kann nun Thiers ſagen, die Verſammlung habe jene Fragen „ſchlecht verhandelt und wenig verſtanden.“ Hätte er den Vortrag Tolendals am neunzehnten Auguſt, die Rede Mirabeaus am 1. September, die Verhandlungen vom erſten bis eilften September gekannt, er würde auch den Punkt gefunden haben, von dem aus allein die Entſcheidungen der Nationalverſammlung über den geſetzgebenden Körper und über das Verhältniß der ausübenden Gewalt zu ihm beurtheilt werden müſſen.

Die Verſammlung behandelte, wie geſagt, das Königthum, wie eine ideale Größe, um ſo mehr war ſie, wenn ſie mit dem reellen Königthum zuſammentraf, daſſelbe durch Winkelzüge zu Conceſſionen zu zwingen genöthigt. Sie iſt ungewiß, ob das Königthum, trotz ſeiner theoretiſch proclamirten „Einigkeit mit dem Nationalwillen“ die Decrete des vierten Auguſt ſanctioniren werde. Sie beſchließt daher, über die Dauer des aufſchiebenden Veto nicht eher zu beſtimmen, als bis der König ſeine Willensmeinung über jene Decrete ausgeſprochen: ſo ſtellt ſie dem Königthum eine Gefälligkeit in Ausſicht, wenn ſich dieſes gegen ſie gefällig beweiſen werde; ſo beſchränkt ſie das ſo eben dem Königthum ertheilte Recht, ſich frei gegen die Acte der Legislatur zu verhalten, indem ſie an die Beſtätigung jener Decrete ihre Entſcheidung über ein Geſetz knüpft, welches das Königthum vor Allem anging. Dieſe Bedeutung, welche die Vorlegung der Decrete vom 4. Auguſt hatte, iſt Thiers gänzlich entgangen.

Die Ereigniſſe des 5. und 6. October erzählt Thiers ganz unbefangen, ohne zu ahnen, welche Beziehung auch ſie zu der Theorie der Nationalvertretung hatten. Das „ſouveräne Volk,“ dieſer Inbegriff der Einſicht, dieſer Wohnſitz des Geſetzes, zeigt ſich in jenen Tagen als rohe Maſſe, welche die Beſtätigung der Menſchenrechte und der erſten Artikel der Conſtitution durch Gewaltthat erzwingt und das Dogma von der Einigkeit des Volkes und des Königthums nicht anders zu beweiſen verſteht, als indem ſie den König gefangen nach Paris führt.

Digitized by Google

Zuſatz.

Herr Otto Wigand in Leipzig hat in ſeinem Verlage „Thiers, Geſchichte der franzöſiſchen Revolution, Deutſch von Dr. Wilhelm Jordan, erſter Theil" erſcheinen laſſen. In einem Vorwort, welches er dieſer Unternehmung voranſchickt, erzählt er, daß das „deutſche Publicum ſeinen Gedanken, George Sand demſelben Geiſterreigen einzuverleiben, in welchem ein Voltäre, Montesquieu und Rouſſeau als rieſenhafte Vorkämpfer und Propheten eines neuen Weltalters ſtrahlen, längſt erkannt habe." Eine gleiche Erkenntlichkeit nimmt er auch für ſein neues Unternehmen in Anſpruch, er hofft, daß daſſelbe bei der „deutſchen Leſewelt großen Erfolg" haben werde; zumal da er verſpricht, keinen franzöſiſchen Claſſiker überſetzt zu bringen, der „nicht unmittelbaren Antheil genommen an der größeſten Arbeit der Menſchheit, am Werke der Befreiung."

Iſt nun aber wenigſtens ſeine Behauptung, daß die Ueberſetzung, welche er dem „deutſchen Publicum" bietet, correct ſei, wahr?

On vit dès lors à la tête de l'état un roi muni d'un pouvoir mal défini en theorie, mais absolu dans la pratique. Aus dem »mais« in dieſem Satze hätte der Herr Ueberſetzer den Sinn deſſelben erkennen ſollen. Thiers meint, daß die ſchwachen Grenzen, welche die Theorie wohl dem Königthum zog, in der Praxis von demſelben überſprungen wurden; nur ſo hat das „aber" einen Sinn, nur ſo tritt die Entgegenſetzung von „Theorie" und „Praxis" klar hervor: Herr Jordan überſetzt: „einen König, deſſen Gewalt der Theorie nach ſehr unbeſtimmt, in der That aber unumſchränkt war." (S. 2.)

Des grands, qui avaient abandonné leur dignité féodale pour la faveur du monarque. Hier überſetzt Herr Jordan „ihre Lehnswürden:" nein ihre Lehnswürden behielten ſie, aber ihre Würde, ihre Macht, ihre Herrlichkeit gaben ſie auf und wurden Höflinge. (S. 2.)

lit de justice überſetzt Herr Jordan (S. 3.) „feierliches Gericht." Dieſer Ausdruck trifft die Sache noch weniger, als die Umſchreibung von Ferd. Philippi: „perſönliche Sitzung des Königs im Parlament."

égalité dans les charges, überſetzt Herr Jordan mit Gleichheit der Stellungen, (S. 24.) ſtatt mit Gleichheit der Laſten; er dachte wahrſcheinlich an das deutſche Wort Charge.

le Palais-Royal envoya une députation, que l'assemblée, entourée encore de dangers, reçut pour ne pas aliéner la multitude. Herr Jordan: „das Palais Royal ſandte eine Deputation, welche die noch immer von Gefahren bedrohte Verſammlung verlaſſen mußte, um die Gunſt der Menge nicht zu verſcherzen."

les brigands deja signalés chez Réveillon. Ferd. Philippi überſetzt richtig: „Jene Räuber, welche ſich ſchon bei Demolition des Hauſes Reveillon's ſo hervorgethan." Herr Jordan ſagt (S. 67.) „Jene Räuber, die ſich ſchon bei Reveillon gezeigt," gleich als ob Reveillon eine Stadt oder ſo etwas wäre.

Les électeurs étaient dans la plus cruelle anxiété, lorsqu'ils entendent un murmure sourd et prolongé. Herr Jordan: „die Wähler befanden ſich in der ſchrecklichſten Angſt, als ſie plötzlich ein langes, dumpfes Murren vernahmen." murmure bedeutet hier das dumpfe Getöſe, welches die ſich aus der Ferne heranwälzende Volksmenge verkündet.

S. 79. „Man gelangte in der Kirche an."

Digitized by Google

Le district de l'Oratoire überſetzt Herr Jordan „der Diſtrict Oratoire" (S. 88.). — Die Worte, welche in der Nacht des 4. Auguſt ein Deputirter zu Lally ſagt: »Livrez nous la sanction royale et nous sommes amis« überſetzt Herr Jordan übereinſtimmend mit Ferd. Philippi: „Verſchaffen Sie uns die königliche Beſtätigung und wir ſind Freunde" (Philippi ſagt blos: „Schaffen"). Lally Tolendal in ſeinem »Mémoire ou seconde lettre a ses commettans,« braucht den Ausdruck: Abandonnez nous la sanction royale und erzählt weiter, daß dieſe Anrede ihn in Beſtürzung geſetzt und ihm den Gedanken eingeflößt hätte, Ludwig den ſechzehnten durch den Titel „Wiederherſteller der franzöſiſchen Freiheit" an die neue Ordnung der Dinge zu knüpfen. Der Sinn der Phraſe iſt alſo: Sie haben uns ſo eben eine Conceſſion gemacht, nun geben Sie uns noch die königliche Sanction Preis und wir ſind Freunde.

Ich will nicht darauf ein Gewicht legen, daß Herr Jordan S. 1. das Wort personnes mit „Bewohner" überſetzt und dadurch in den Satz, in welchem von einer Uebertragung perſönlicher Rechte auf den Grundbeſitz die Rede iſt, einen ſchiefen Sinn bringt — nicht darauf, daß er S. 1. les chefs secondaires mit „nächſtniedere Fürſten," ſtatt mit „Herrn zweiten Grades" überſetzt — daß er S. 4. Maurepas et la reine ne s'aimaient pas mit „Maurepas und die Königin liebten ſich nicht" überſetzt, ſtatt zu ſagen: Maurepas und die Königin waren einander nicht hold; — daß Herr Philippi die Worte avec un esprit obstiné beſſer mit „ein harter Kopf" überſetzt, als Herr Jordan, welcher „ein beharrlicher Geiſt" ſagt (S. 8.) — denn wollte ich alle die ungeſchickten Wendungen anführen, welche in Herrn Jordans Ueberſetzung dadurch entſtanden ſind, daß er ſich zu eilig mit der erſten beſten deutſchen Bedeutung eines Wortes begnügt hat, ſo würde ich erſt bei dem letzten Satze des Buches aufhören können. Das Ueberſetzen iſt kein Handwerk, ſondern eine Kunſt. Der Ueberſetzer muß ſelbſtthätig ſein, muß den Gedanken des fremden Autors in ſich aufnehmen, um ihm eine der eignen Sprache angemeſſene Form und Haltung geben zu können. Es kommt oft genug vor, daß man bei Uebertragung eines fremden Satzgebäudes in die eigne Sprache keinen Stein auf dem anderen laſſen darf, um ein dem Genius der eigenen Sprache angemeſſenes künſtleriſches Ganzes zu ſchaffen.

Nun aber, können wir Herrn Dr. Wilhem Jordan einen Vorwurf machen? Nein: das deutſche Publicum will die buchhändleriſche Waare zu einem Spottpreiſe, der Verleger will alſo einen billigen Ueberſetzer, der Ueberſetzer will bei ſeiner Arbeit nicht verhungern, er kann ſie ſogar nicht mit reiflicher Bedächtigkeit machen, weil der Verleger durch ſchnelle Lieferung der Ueberſetzungen Concurrenten den Rang ablaufen muß; ja ſogar der Ueberſetzer muß die Concurrenz fürchten, muß fürchten daß ein Anderer ſich erbiete, die Waare billiger und ſchneller herzuſtellen — und ſo dictirt er ſein Manuſcript irgend einem ärmen Schreiber friſch darauf los, — und zwar dictirt er ſo ſchnell wie möglich, damit er nicht das nach Stunden gezahlte Schreiberlohn umſonſt gebe — überfroh wenn er am nächſten Tag den mahnenden Setzer gehörig befriedigen kann. Uebrigens ſind die Ueberſetzungen, mit denen man uns überfluthet, nur ein Ausdruck der jetzigen Impotenz der deutſchen Literatur, welche ſelber handwerksmäßig geworden iſt und der man durch Einführung eines fremden „Geiſterreigens" Leben beibringen will; ſie munden dem „deutſchen Publicum," „welches den Gedanken eines Verlegers wohl zu faſ-

Digitized by Google

ſen vermag," d. h. welches für möglichſt wenig Geld möglichſt ſchlechte Bücher haben will.

Der Werth einer Ueberſetzung, welche eben jetzt von der Oſiander'ſchen Buchhandlung in Tübingen herausgegeben wird, kann nach folgenden Proben beurtheilt werden.

S. 5. les chefs sécondaires — andere Häuptlinge.

Das Volk hatte ſich nach und nach frei gemacht durch Arbeit, dieſer erſten Quelle von Reichthum.

un pouvoir mal défini en théorie mais absolu dans la pratique — eine Gewalt in der Theorie ſchlecht beſtimmt, in der Wirklichkeit aber ganz unbeſchränkt.

S. 6. la substance des peuples — das Eigenthum des Volkes.

S. 7. les sciences morales — die ſittlichen Wiſſenſchaften.

S. 8. financier économe et intègre, mais esprit vain, ayant la prétention etc. — ein geſchickter Finanzmann, mit Ehrlichkeit, aber auch mit Eitelkeit ſparſam: (bei Thiers bezieht ſich die Eitelkeit darauf, daß Necker Anſpruch machte, bei allen Fragen den Ton anzugeben).

S. 13. le parlement demanda des états de dépenses — das Parlament verlangte einen Staat der Ausgaben.

ils voulaient introduire la liberté dans l'état sans bouleverser néanmoins le système politique, sous lequel ils étaient nés — ſie wollten Freiheit im Staat einführen, jedoch in ſolchem Maße, daß ihre Stellung und ihr Vortheil nicht dabei litten.

S. 21. un livre qui donna une forte impulsion à l'esprit public — ein Buch, welches der öffentlichen Meinung einen ſtarken Stoß gab.

S. 24. Louis XVI . . . expiait toutes les fautes, qu'il n'avait pas commises, mais qui devenaient les siennes, parcequ'il les laissait commettre — Ludwig XVI. mußte alle Fehler büßen, die er nicht begangen hatte, aber welche die ſeinigen wurden, weil er das Oberhaupt des Staates war.

Das Wort zeichnen auf Seite 25. Zeile 20. iſt wohl nur ein Druckfehler ſtatt zähmen.

S. 26. propriétés de familles — Familieneigenſchaften (ſtatt Familienbeſitz).

S. 29. Mirabeau — vint bientôt se montrer à Versailles — Mirabeau kam bald, um ſich in Verſailles zu zeigen (ſtatt: er ſollte ſich bald in Verſailles hervorthun.)

S. 32. les hommes ne sont pas moins jaloux de leur dignité que de leurs droits — die äußere Würde des Menſchen iſt keines ſeiner letzten Rechte.

cette nouvelle faute de la cour tenait, comme toutes les autres au désir de maintenir au moins les signes quand les choses n'étaient plus. Elle dut causer une profonde irritation dans un moment où, avant de s'attaquer, on commençait par se mesurer des yeux — dieſer neue Fehler kam, wie alle anderen daher, daß man noch den Schein retten wollte, wenn auch die Sache ſelbſt nicht mehr vorhanden war, es mußte eine tiefe Erbitterung erzeugen. (Das Folgende iſt gar nicht überſetzt.)

S. 35. ils subissaient, comme toutes les assemblées la domination des esprits les plus violents — ſie erfuhren, wie alle Verſammlungen, die Verkehrung der Rangſtufen (?) und die Herrſchaft der heftigſten Gemüther und hitzigſten Köpfe.

S. 42. Bailly était sommé par les uns de séparer l'assemblée, par les autres de mettre aux

Digitized by Google

voix le projet de se constituer — Bailly wird von den einen aufgefordert, die Sitzung aufzuheben, von den andern aber wird verlangt, daß der Vorſchlag, ſie fortzuſetzen, zur Abſtimmung gebracht werde.

S. 47. la fermeté de son caractère — ſein Eigenſinn.

S. 55. toutes les garanties, qui, dans l'état social, remplacent la fiction de la liberté naturelle — alle jene Sicherſtellungen, welche im geſelligen Zuſtande die natürliche Freiheit vorſtellen.

S. 59. Le roi même n'était pas instruit de tout — der König ſelbſt wußte nichts von Allem (ſtatt: nicht Alles.).

S. 65. Lally Tolendal lui succède à la tribune, fait un magnifique éloge de Necker — Lally Tolendal folgt ihm auf der Rednerbühne, Necker hält eine prächtige Lobrede.

S. 71. la multitude s'ébranle — die Menge theilt ſich (ſtatt ſetzt ſich in Bewegung.)

S. 75. La cour aussi aveugle dans ses craintes, qu'elle l'avait été dans sa confiance, redoutait — Der Hof eben ſo ungegründet in ſeiner Furcht, als er es in ſeinen Hoffnungen geweſen war; er fürchtete u. ſ. w. — u. ſ. w.

VIII.

Miscelle.

So eben erhält die Redaction ein Schreiben des Herrn Amtrichters Zerrleder in Bern. Er meldet darin, daß der Berner Correſpondent der „Allgemeinen Literaturzeitung" ſich mißbräuchlich ſeines Namens bedient habe und daß nur „die Triumphe, welche die gute Sache gerade jetzt im Wallis feiere, ihn in ſeinem Unwillen über ſolchen Mißbrauch ſeines Namens tröſten können." Er erinnert daran, daß er als Referent in Jenniſchen Preßproceſſen auf eine achtjährige Verweiſung Jennis angetragen, daß ihm die Urtheile des Berner Amtsgerichts und nun gar die des Obergerichts viel zu gelinde ſeien: auch beruft er ſich darauf, daß er ja den Jenni mehrere Male belangt habe, weil er in der dem Guckkaſten vorgedruckten Vignette ſein Bildniß wiederzuerkennen glaube. Schließlich verwundert ſich Herr Zerrleder über die milde Art, wie hier in Berlin die Preſſe behandelt werde, und giebt der Redaction die Verſicherung, daß er, wenn die „Allgemeine Literaturzeitung" in Bern erſchiene, dieſelbe ſchon längſt gerichtlich verfolgt haben würde.

Verlag von Egbert Bauer in Charlottenburg. Berlin, gedruckt bei F. Nietack.

Digitized by Google

Allgemeine
Literatur-Zeitung.

Monatsschrift,

Herausgegeben
von
Bruno Bauer.

Heft 9. Band II. Ausgegeben im August 1844.

I.

Thiers, Geschichte der französischen Revolution.

Zweiter Artikel.

In seinen „historischen Studien" nennt Chateaubriand Thiers einen der Begründer der neueren Schule, welche die fatalistische Geschichtsschreibung ausgebildet hat.

Verstehen wir unter Fatalismus das System, welches die Geschichte der Gattung, der Gesellschaft, der Menschheit der Geschichte der Individuen, der Partheien, der einzelnen gesellschaftlichen Corporationen überordnet, und sehen wir davon ab, ob im Sinne des fatalistischen Systems diese Ueberordung oberflächlich und als Phrase oder in der Form durchgeführt wird, daß die einzelnen Personen und Partheien durch den Zauber ihrer Schwäche und Befangenheit zu ihrer gegenseitigen Aufreibung getrieben werden, bis aus ihrer Auflösung eine neue und höhere Form des gesellschaftlichen Lebens hervorgeht: so ist Thiers kein Fatalist. Man sucht in seinen Schilderungen vergeblich nach dem Gedanken einer Gesellschaft, welcher die Kämpfe der Partheien zu gute kämen — vergeblich nach jenem Standpunkt, wo der Blick in die Unhaltbarkeit und innere Unsicherheit der Partheien eröffnet wird, die ihnen keine Ruhe läßt, bis sie sich erschöpft und Alles zu ihrem Untergange gethan haben.

Oder glaubt man, mit dem Wort Fatalismus den Gedanken einer Nothwendigkeit verbinden zu müssen, die kalt und unerbittlich über die Individuen und Partheien fortschreitet — einer Nothwendigkeit, die stolz und ihrer selbst gewiß ist, wenn sie sich auch der Deutung entzieht und weit davon entfernt ist, sich über sich selbst auszusprechen — einer Nothwendigkeit, die in ihrer erhabenen Einförmigkeit sich immer selber gleich bleibt, während die Partheien, die sie zertritt, unklar und ungewiß hin und herschwanken — einer Nothwendigkeit, welcher die gegenseitige

Digitized by Google

Stellung und der Gehalt der Partheien wenigſtens nicht geradezu und, ſo zu ſagen, auf eine lächerliche Weiſe widerſprechen darf — ſo iſt Thiers kein Fataliſt.

Der Ausgang der revolutionären Kämpfe iſt in ſeinem Werke in der Regel ein fader und bedeutungsloſer Spott auf die Stellung, Anſtrengung und auf die Proportion der Partheien. Statt der Nothwendigkeit entſcheidet zuletzt ein platter Zufall; was am Ende geſchieht, hätte eigentlich nicht geſchehen, ja ſelbſt unmöglich ſein müſſen. In der Gironde z. B. „ſtand die wahre Ueberlegenheit der anmaßenden und künſtlich emporgehobenen Mittelmäßigkeit (Robespierre's und ſeines Anhangs) gegenüber." Wie kam es alſo, daß „die wahre Ueberlegenheit" unterlag? Die Gironde beſaß nach Thiers die Muſter der Tugend, der Hochherzigkeit, der Einſicht, der Beredſamkeit — und doch konnte ſie ſich nicht gegen einen Menſchen halten, der wie Robespierre „nur neidiſch und nicht einmal groß genug war, um ehrgeizig zu ſeyn?"

Wenn die Gironde und die Bergpartei in Kampf gerathen, iſt es immer die erſtere, welche einen vollſtändigen und entſcheidenden Sieg davonträgt. Warum helfen ihr nun dieſe zahlreichen Siege am Ende gar Nichts? Warum fällt ſie, obwohl ſie immer ſiegt? Was bringt ſie endlich zum Falle, wenn es ihr ſogar immer gelingt, die Verleumdungen, die ſie von der Gegenpartei erleiden muß, zu widerlegen und ihre Gegner dem Spotte preiszugeben?

Als Louvet den 29. October 1792 zur Anklage gegen Robespierre auftrat und Barbarour mit Rebecqui auf die Tribüne ſtürzte, „wird Robespierre erſchüttert, Beſtürzung malt ſich auf ſeinem Geſichte." „Er erblaßt, ſeine Stimme ſchwankt," als er gegen Louvet das Wort nehmen will.

Im Laufe des Proceſſes gegen Ludwig „ließen die Vertheidiger der Unverletzlichkeit kein Argument ihrer Gegner unbeantwortet; ſie widerlegten das ganze künſtliche Gebäude der Beweiſe, mit denen man die Rechtmäßigkeit des Proceſſes zu begründen ſuchte" — und doch hat der Proceß ſeinen Fortgang!

Durch Vergniauds Rede am 31. December wird Robespierre „widerlegt," „durch die freimüthige und hinreißende Beredſamkeit des Girondiſten wird er ſogar zu Boden geworfen" — und doch endigt der Proceß für die gute Sache ſo unglücklich!

Thiers kann keinen Grund dafür angeben, woher es kam, daß der Ausgang dieſer Kämpfe zu den Kraftanſtrengungen der Partheien niemals in Verhältniß ſtand: er wird aber auch ſchwerlich etwas erwiedern können, wenn man ihn fragen wollte, woher er es wohl weiß, daß Robespierre durch dieſe oder jene Rede ſeiner Gegner erſchüttert war. Statt anzugeben, worin das Vernichtende der Angriffe lag, welche die Tugend und Weisheit auf die „Sophiſtik" ausführten, ſtatt dem Leſer zu ſagen, welches denn eigentlich die widerlegende Kraft war, die er den Reden und Ausführungen der Freunde der Ordnung zuſchreibt, bemerkt er nur, daß das ganze künſtliche Gebäude von Beweiſen, welches die Revolutionäre errichtet hatten, durch die Argumente ihrer Gegner umgeworfen war, begnügt er ſich damit, die Niederlage der Fanatiker durch die Verlegenheit und Beſtürzung, die er auf ihrem Geſichte ſieht, zu beweiſen. Da iſt es allerdings natürlich, daß das Ende des Kampfes unbegreiflich bleibt.

Als das letzte Zeichen der fataliſtiſchen Geſchichtsdarſtellung bezeichnet es Chateaubriand, daß ſie gegen Tugend und Laſter gefühllos bleibt und ſelbſt bei den ſchrecklichſten Ereigniſſen ihre ruhige Kälte bei-

Digitized by Google

behält. Wiederum! Dann iſt Thiers kein Fataliſt. Er nimmt einen ſehr beſtimmten Antheil z. B. an der Perſon des Königs, wenn er unter Anderm bemerkt, derſelbe habe ſich „eines reſpectabeln Privilegiums" bedient, als er im Laufe des Verhörs vor der Barre des Convents die ihm vorgelegten authentiſchen Documente geradezu abläugnete. Roland iſt ihm „der von allen Partheien ſo unwürdig verläumdete Biedermann." Mit einer wahren Zärtlichkeit kommt er dem Vorwurfe zuvor, den man Roland mit vollem Rechte wegen ſeines Verfahrens bei der Oeffnung des eiſernen Wandſchrankes machte; er ſagt: „in ſeinem Eifer, die Wahrheit von der Anzeige des Arbeiters, der zur Anfertigung des Wandſchrankes verwandt geweſen war, zu ermitteln, beging Roland die Unvorſichtigkeit, ſich ſogleich in aller Eile hinzubegeben, ohne ſich von Zeugen aus der Verſammlung begleiten zu laſſen."

Thiers iſt ſehr leicht zu rühren: er iſt oft ſo gerührt, daß er allen Augenzeugen eines revolutionären Ereigniſſes ſeine Rührung mitzutheilen im Stande iſt. So ſteht Ludwig am 11. December vor der Barre des Convents: „die Würde des Königs, meldet bei dieſer Gelegenheit der Geſchichtsſchreiber, ſeine ruhige Haltung in ſo großem Unglück rühren Alle; die Abgeordneten der Mitte, die Girondiſten ſind tief bewegt; St. Jüſt, Robespierre, Marat ſelbſt fühlen die Kraft ihres Fanatismus ſchwinden und erſtaunen, einen Menſchen in dem Könige zu finden, deſſen Hinrichtung ſie verlangen." Welche Naivität! Als Ludwig zum Schaffot fuhr — im Brevier leſend — waren ſelbſt die Gensdarmen, die ihm gegenüberſaßen, „durch ſeine Frömmigkeit und ruhige Ergebung tief beſchämt und gerührt."

Dieſer Rührung entſpricht der Schauder, mit welchem Thiers die Schreckensmänner der Revolution betrachtet. Bei Gelegenheit von St. Jüſts Auftreten im Proceß Ludwigs, ſagt er von dem revolutionären Dialektiker: „Schon lange vor dem 10. Auguſt hatte er verſunken in die Tiefen ſeiner düſtern Geiſteskraft dieſe übernatürliche Staatsgeſellſchaft, in welcher unbedingte Gleichheit, Einfachheit, Strenge und unbezwingliche Kraft herrſchen ſollten, erträumt und war er aus Fanatismus zu jenen äußerſten Marken des menſchlichen Denkens gelangt, zu denen Robespierren ſein Haß trieben."

Wenn wir Thiers gegen ſeinen berühmten Landsmann vertheidigen und ſeine Decorationsmalerei von dem Vorwurfe freiſprechen müſſen, daß ſie durch etwas mehr als durch einige lebendige Schilderungen den Republikanern nach den Julitagen dazu Anlaß gegeben habe, von der Nothwendigkeit des Schreckens zu reden und St. Jüſt und Robespierre zu apotheoſiren, — ſo kann es natürlich auch nicht unſere Abſicht ſeyn, die fataliſtiſche Geſchichtſchreibung als die wahre oder wenigſtens als die erhabenſte zu vertheidigen.

Die Entwickelung der letzten Jahre und die Kritik der dogmatiſchen Syſteme ſtellt uns überhaupt gegen das Mißverſtändniß ſicher, als wollten wir eine beſtimmte dogmatiſche Form der Geſchichtſchreibung gegen Thiers als die richtige bezeichnen.

Der bisherige Streit über die Form der Geſchichtſchreibung iſt damit gelöſt, daß er überhaupt beſeitigt iſt und als unnütz gar nicht mehr geführt werden darf. So lange man fragte und ſich darüber veruneinigte, wie man Geſchichte ſchreiben müſſe, wurde der geſchichtliche Stoff als eine Maſſe von Größen vorausgeſetzt, deren Anzahl, Form und Gehalt ziemlich ſicher geſtellt ſey und von denen nur noch die Frage war, wie ſie mit einander in Verbindung zu ſetzen ſeyen. Jetzt aber handelt es ſich vielmehr darum, die geſchichtlichen Größen, aus deren Reibung das Ereigniß hervorgeht, alle erſt aufzuſuchen. Die

Digitized by Google

Frage, wie die Revolution aufzufassen sey, hat ihre Bedeutung verloren, wenn ein Blick in den Moniteur beweist, daß dieses Document erst noch zu lesen ist. Wir müssen erst sehen lernen, ehe wir uns mit der speculativen Frage beschäftigen, was die Sache an ihr selber zu bedeuten habe, mit einer Frage, die als überflüssig wegfällt, wenn wir unsere Augen gehörig benutzt haben.

Wie die geschichtlichen Data zu verbinden und zusammenzustellen seyen, konnte man nur fragen, so lange sie noch unvollständig waren. Wenn dagegen die Aufgabe gestellt wird, sie erst aufzusuchen und sie in ihrer Vollständigkeit aufzusuchen, so ist die Aufgabe, ihren Zusammenhang aufzugrübeln, keine neue mehr, keine höhere und von der ersteren verschiedene, denn mit der Vollständigkeit und Reinheit der Daten ist auch unmittelbar die Kraft gegeben, die sie vereinigt, zusammenhält und das geschichtliche Ereigniß erzeugt.

Dritter Artikel.

Herrn Thiers war es unmöglich, den Gang der französischen Revolution in religiösen Angelegenheiten zu verfolgen und ihren Zusammenhang mit der politischen Umwälzung darzustellen, denn er hat weder Einsicht in die Zustände vor dem Beginn der Revolution, noch kennt er den Katholicismus, in dem er geboren ist.

Hätte er die Aufträge der geistlichen Abgeordneten nur flüchtig durchblättert, so würde er inne geworden sein, daß er in einer Geschichte der französischen Revolution die Geistlichkeit nicht so nebenher laufen lassen und die Verhandlungen im Moniteur nicht überschlagen dürfe. Allein er kennt die Geistlichkeit viel zu gut, um nicht alles Gute von ihr zu erwarten und die Verhandlungen — sind zu lang, um nicht langweilig zu sein. Herr Thiers pragmatisirt lieber aus den Endresultaten die Gefühle und Stimmungen, ja selbst die Gründe d. h. eben die Gefühle und Stimmungen, die jene hervorgerufen haben.

Die Geistlichkeit war bei weitem klüger als der Adel, der ins Wesen hinein polterte und sich dadurch selbst verfing, wie Mirabeau bemerkte; aus diplomatischer Klugheit übernahm die Geistlichkeit die Rolle des Vermittlers zwischen dem Adel und den Gemeinen, denn sie sicherte sich hierdurch ihren Einfluß und machte sich den Gemeinen verbindlich. Keineswegs war es aber ihre Absicht, den Gemeinen in irgend einer Forderung nachzugeben, im Gegentheil sollte ihre Vermittlungscommission der Vereinigung der Stände zu gemeinschaftlicher Sitzung vorbeugen. Herr Thiers weiß das viel besser, er liest, die Geistlichkeit habe sich als Vermittler angeboten, was anders konnte der Grund hiervon sein, als ihre christliche Milde? „sie war schon durch ihren Standpunkt mehr auf Mäßigung und den Geist des Friedens hingewiesen, darum suchte sie, wie so eben erzählt, den Vermittler zu machen."

Für Herrn Thiers ist überhaupt die Revolution nicht da, denn einen Principienkampf weiß er nirgends zu entdecken. Er betrachtet alles mit seinem Billigkeitsgefühl und giebt deshalb hie und da zu den revolutionären Maßregeln seine Zustimmung. Es widerfuhr der Geistlichkeit nicht einmal ein gesetzwidriger Angriff, denn das Gesetz, das Thiers kennt, ist eben nur das Gesetz, durch welches die Geistlichkeit gestürzt wurde. Die Eigenthumsfrage, die zu den

Digitized by Google

tiefſten Unterſuchungen Anlaß bot, iſt für ihn gar nicht der Rede werth; er entſcheidet: „wenn gleich das Eigenthum des einzelnen Staatsbürgers als Frucht und Ziel ſeiner Arbeit unverletzlich gehalten werden muß, ſo konnten dagegen Güter, welche ganzen Körperſchaften zu einem gewiſſen Zwecke verliehen worden waren, wohl mit vollem Rechte vom Geſetze eine andere Beſtimmung erhalten.“ Damit überſchlägt er die, ganze Bände füllenden, Verhandlungen über das Eigenthum der Geiſtlichkeit. Maury kann nun gar nicht anders, als durch „Trugſchlüſſe“ gegen den Vorſchlag des Biſchofs von Autun ankämpfen. Den Antrag dieſes Biſchofs kennt er ebenfalls nicht, denn ſonſt hätte er geſehen, daß er weit entfernt davon war, die Nation zum Eigenthümer der Kirchengüter zu erklären, und die Oppoſition daher nicht „demohngeachtet“ ſondern auf den Antrag geſtützt nochmals auf die Eigenthumsfrage zurückkam, als man decretiren wollte, daß alles Kirchengut dem Staate gehöre. Thiers kennt die Eigenthumsfrage ſo wenig, daß er die wahrhafteſte Achtung des Eigenthums in der reichen Dotirung der Geiſtlichkeit ſieht.

Zeigt der Geſchichtſchreiber ſchon in Betreff der politiſchen Verhältniſſe der Geiſtlichkeit ſeine Unfähigkeit, ihre Geſchichte zu ſchreiben, ſo wird ſeine Behandlung der durch die geiſtliche Conſtitution decretirten Reformation der Kirche geradezu lächerlich, denn er konnte kaum ein glänzenderes Zeugniß für ſeine Unwiſſenheit in ſeiner eigenen Religion aufſtellen, wenn nicht noch neuerdings in der Unterrichtsfrage. Die Revolution ſieht er wiederum nicht, kann alſo auch ihre Geſchichte nicht ſchreiben. Die Verſammlung hat ja nur Mißbräuche abgeſtellt, aber ſich keinen Principienkampf erlaubt! Freilich haben die meiſten Deputirten der Conſtituante den Principienkampf nicht geſehen und in der That nur Mißbräuche abzuſtellen geglaubt, und daher auch wirklich das Princip, wonach ſie handelten, weder ausgeſprochen, noch durch ihre Handlungen rein herausgeſtellt, aber der Geſchichtſchreiber mußte tiefer blicken als ſie und durfte nur den Moniteur öffnen, um ſich eines beſſeren zu überzeugen. Die großen Verhandlungen, in denen das kanoniſche Recht ſich geltend zu machen ſuchte und ſogar zum Theil, ja was das Princip betrifft, wirklich ſiegte, ſchrumpfen für Herrn Thiers in folgenden Satz zuſammen: „die Verſammlung erlaubte ſich durch Abſchaffung dieſer Mißbräuche keine Eingriffe weder in die Kirchenlehre noch gegen die päbſtliche Autorität.“ Auf dieſe Weiſe wird die Geſchichte in der That unbegreiflich, die Oppoſition der Geiſtlichkeit zu verſtandloſem, ſophiſtiſchem Gezänk und die Revolution verliert ihr Intereſſe vollſtändig. „Es wäre befremdlich geweſen,“ wenn ſich die Revolution nicht auf die Geiſtlichkeit erſtreckt hätte — um dieſes Befremden zu verhüten, hat die Revolution ſich der Kirchengüter bemächtigt und eine Conſtitution der Geiſtlichkeit gegeben! Und wie verhält ſich der bigotte König zu dieſer Verhütung des Befremdens? „ſeine aufgeklärte religiöſe Ueberzeugung wußte die Weisheit jenes Planes wohl zu würdigen — Ränke vereitelten ſeine Wünſche.“ Der König, der ſeine Zuſtimmung nur gezwungen giebt, ſie hinterrücks wieder aufhebt, der die unvereidete Geiſtlichkeit ſelbſt mit Lebensgefahr beibehält, der — doch wir wollen hier keine Geſchichte ſchreiben; es wäre aber befremdlich, wenn Thiers dem „unglücklichen Ludwig“ nicht auch zu allen ſeinen Vorzügen noch eine aufgeklärte Ueberzeugung angedichtet hätte.

Da Herr Thiers den Katholicismus nicht kennt und ihn mit ſeiner eigenen chriſtlichen Aufklärung verwechſelt, ſo bleibt ihm auch nichts anderes übrig, als

Digitized by Google

der Oppoſition gegen die chriſtlich geſinnteſten Glieder der Verſammlung, von denen die bürgerliche Conſtitution ausging, einzig und allein gemeine Motive unterzuſchieben. Die Forderungen der Verſammlung waren ja „eben ſo gerecht als offen," folglich die Anſprüche der Oppoſition ungerecht und ſophiſtiſch. Die Verſammlung „hatte ja ihre Befugniſſe nicht überſchritten, wie jedem Vernünftigen einleuchtet," kurz, an eine Revolution iſt gar nicht zu denken.

Schreibt uns Thiers nun auch keine Geſchichte der Revolution, ſo entſchädigt er uns doch durch viele höchſt intereſſante Einzelheiten, ſo z. B.: „Clery macht Feuer und ſtellt eine Commode auf, die er in einen Altar verwandelt. Edgeworth zieht die prieſterlichen Kleider an und fängt an, Meſſe zu leſen." Er geht über den reinen Anfang hinaus, er lieſt ſie wirklich, „Clery bedient ihn und der König hört ſie knieend mit der größten Andacht." Das nenne ich doch eine Geſchichte der Revolution: eine vom König einberufene Verſammlung, die nirgends ihre Befugniſſe überſchreitet, die überall nach den Geſetzen verfährt, und ſo rührende Scenen zur Abwechſelung.

Die legislative Verſammlung übergeht Thiers, was die religiöſen Angelegenheit betrifft, gänzlich, die Verhandlungen ſind zu verſteckt, zu lang, für den Staatsmann zu kleinlich, denn es handelt ſich in ihnen nur um die Ehe, die Taufe, die prieſterliche Kleidung, um die Religion in Bezug auf das bürgerliche Leben, um die Entwickelung der durch die Conſtituante geſchaffenen Zuſtände.

Wenn Herr Thiers endlich im Convent auf die Religion nebenher zurückkommen muß, faßt er die Geſchichte binnen faſt zwei Jahren in den Satz zuſammen: „da die Aufregung der Gemüther täglich wuchs, ſo fragte man ſich bald, warum man überhaupt das Phantom einer Religion, an die faſt Niemand mehr glaube, beibehalte." Das Verhältniß des Convents zu dieſer Bewegung fertigt er dadurch ab, daß er ſagt, „er ging in dieſer Beziehung doch nur ſchonend zu Werke" und „er begnügte ſich damit u. ſ. w." „der Pariſer Gemeinderath minder vorſichtig darin, ergriff jedoch dieſe Gelegenheit — daß der Convent das Gehalt der Biſchöfe auf 6000 Fr. feſtſetzte — zu einer großen Reform und beeilte ſich, das erſte Beiſpiel zur Abſchwörung des Katholicismus zu geben." Die Stellung der Partheien iſt hierdurch vollſtändig erklärt, der Convent geht ſchonend, der Gemeinderath minder vorſichtig auf ein und daſſelbe Ziel los. Doch nein, „während die Patrioten beim reinen Deismus ſtehen blieben, gingen Chaumette u. ſ. w. bis zum Atheismus." Das letztere erklärt Herr Thiers durch die tautologiſche Bemerkung: „wie dies von ihrer niedrigen Stellung und ihrer geringen Einſicht einer gemeinen Philoſophie nicht anders zu erwarten war." Statt dieſe Bewegung zu motiviren, fragt Herr Thiers den Leſer lieber: ob er „nicht mit Widerwillen" auf dieſe Scenen blickt.

Nicht einmal den Zuſammenhang der politiſchen und religiöſen Revolution ahnt Thiers d. h. er ahnt nicht einmal, daß die Revolution nicht blos politiſch war, ſondern nothwendig alle Beziehungen und Verhältniſſe der alten Zuſtände ergreifen mußte. Wäre es vorhin befremdlich geweſen, wenn die Conſtituante nicht auch die Kirche von Mißbräuchen geſäubert hätte, ſo muß doch jetzt auch der Wohlfahrtsausſchuß „die Religionsangelegenheiten ordnen," wenn er uns nicht durch deren Vernachläßigung befremden ſollte. Diesmal giebt aber Herr Thiers noch einen innern Grund an: „eine Sorge, die ſtets die Gründer einer neuen Staatsgeſellſchaft beſchäftigte," und weiß uns die Proklamation der Exiſtenz des höchſten Weſens durch Männer „denen keine menſchliche Einrichtung

Digitized by Google

mehr heilig war," vollständig begreiflich zu machen: „Es trat nehmlich hierbei eine merkwürdige Erscheinung hervor." „Sie ist groß und schön, und die Geschichte muß hier verweilen, um darauf hinzudeuten."

Der Gang der Revolution liegt nun offen vor uns: Die Constituante ist befugt, die Mißbräuche abzustellen, allein die Aufregung der Gemüther und eine gemeine Philosophie führt zu Scenen, die uns mit Widerwillen erfüllen, bis endlich eine merkwürdige Erscheinung so schön und groß hervortritt, daß die Geschichte anhält, um darauf hinzudeuten.

II.

Das Judenthum und die Kritik oder es bleibt bei den Menschenopfern der Hebräer und bei der Nothwendigkeit einer zeitgemäßen Reform des Judenthums. Von Dr. Fr. W. Ghillany. Nürnberg bei Stein. 1844. S. 151.

Die Menschenopfer der alten Hebräer. Eine geschichtliche Untersuchung von Dr. Fr. W. Ghillany. Nürnberg bei J. L. Schrag. 1842. S. 794.

Die einseitige Fassung der Judenfrage als Judenfrage konnte auch nur einseitige Lösungen hervorrufen. Von rein kirchlichem und christlich staatlichem Standpunkte aus blieb es keinem Zweifel unterworfen, daß die völlige Gleichstellung der Juden eine Unmöglichkeit sei, so wie auch das orthodoxe Judenthum weit entfernt davon ist, Gleichstellung nur zu wünschen, viel weniger zu fordern. Auf diesem positiven Gebiete konnte der Kampf weder beginnen noch entschieden werden, denn seine Entscheidung hatte ja eben erst die Gegensätze rein heraus gestellt. Die Vertreibung der Juden aus Spanien und die freiwillige Absonderung der Juden von den Christen war die consequente Lösung der Judenfrage auf dem kirchlichen christlich staatlichen Standpunkte.

Eine andere Lösung glaubte man im Interesse einer oberflächlichen Humanität herbeizuführen, indem man sich unter die Fahnen der abstracten Religiosität oder des Rechtsstaates stellte. Dies war aber nicht anders möglich, als durch die Täuschung, daß der religiöse Gegensatz aufgehoben sei, wenn er vertuscht wird, obgleich die Willkür, die den Waffenstillstand geschlossen, ihn doch auch eben so leicht wieder brechen kann, oder, daß das religiöse Privilegium mit dem Staate in keiner Beziehung stünde und daher die bürgerlichen Privilegien aufgehoben werden könnten, ohne jenes nothwendig in ihren Sturz zu verwickeln.

Die unbarmherzige Aufdeckung der süßen Täuschung schmeckte den Schwärmern für die Humanität allerdings bitter, denn was vorhin so leicht aussah, daß man schon die Augenblicke zählen zu dürfen glaubte, bis es in's Werk gesetzt würde, zeigte sich auf einmal wieder so schwer und mit so vielen Bedingungen, mit so vielen Vorfragen verknüpft, deren Lösung nothwendig vorangehen muß, ehe die Judenfrage gar nicht mehr als solche gestellt zu werden braucht und so ihre wirkliche Lösung findet, daß — — — doch nein! Unsere humanen Judenfreunde geben weder die Ausführung ihres großen Werkes auf, noch vertrösten sie sich mit einer schöneren Zukunft, obgleich ihre Unthätigkeit in Rücksicht jener Vorfragen zu diesem Glauben verleiten könnte. Sie thun aber nur deshalb nichts, weil es für sie eben gar keine Vorfragen giebt, deren Lösung ihre Aufgabe bedingt, weil sie sich

Digitized by Google

um ihre eigene Aufgabe ebenſo oberflächlich bekümmern, wie ihre Humanität oberflächlich iſt, und z. B., „die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der religionsphiloſophiſchen Vorleſungen" in Bauers Judenfrage mit Grün „dahingeſtellt ſein laſſen." Dieſe Fragen gelten ihnen für längſt gelöſt, weil ſie darüber hinwegſpringem und in ihrer eitlen Aufklärung mit mitleidigen Achſelzucken auf denjenigen herabſehen, der dieſe alten, längſt vergilbten und beſeitigten Dinge noch im Ernſt aus der zähen Maſſe der modernen Bildung hervorzieht, vom Schlamme reinigt und in ihrer ganzen Schärfe aufzuſtellen wagt, Fragen, die Leſſing durch die Geſchichte mit den Ringen ſogar in noch weiterer Faſſung entſchieden hat. Welche Barbarei, welche Inhumanität, welche Verſpottung unſeres Jahrhunderts!

In ſo aufgeklärten Zeiten, wie die unſrige, in der der heilige Rock ausgeſtellt und der Maler Nelſon aus Schweden vertrieben wird, in Baiern und überall die chriſtlichen Confeſſionen gegenſeitig ſich befeinden — ſollte man da denn nicht die Emancipation der Juden ſchon in der nächſten Woche proklamiren können? Wir müſſen uns zu dieſen handgreiflichen Zeugniſſen wenden, denn religionsphiloſophiſche Vorleſungen läßt man dahingeſtellt, wie überhaupt jedes ernſtere Eingehen in die Sache, und ſcheint im blinden Eifer und Stolz auf unſer Jahrhundert nicht einmal die Zeitungen und geiſtlichen Journale leſen zu können. Daher iſt auch nichts einförmiger, als die Literatur der Judenfrage: ſchöne, klingende Worte von der Nothwendigkeit der Emancipation, von der alles bewältigenden Humanität, die Fata Morgana eines abſtracten Staates und die größte Unkenntniß des Weſens der Religion, der Confeſſion, des Volkes, des Staates und der Zeit.

Unter den neueſten Bearbeitern der Judenfrage zeichnet ſich Ghillany durch eine Reihe von Schriften aus, wofür er die gewöhnlichen Schimpfwörter und Albernheiten, womit der Jude, wie der Verfaſſer ſagt, „jedem Manne von Bildung die Theilnahme an dem ganzen jüdiſchen Streite verleidet," in reichem Maße geerndtet hat. Schon die angeführten Worte beweiſen, wie Ghillany die Frage betrachtet, ſie gilt ihm als ein jüdiſcher Streit, an dem er am liebſten gar nicht theilnähme und an dem er nur deßhalb theilnimmt, weil nun die Juden einmal gar keine Anſtalten machen, Deutſchland zu verlaſſen und die deutſche Nationalität vor der Anſteckung mit ihrem Weſen ſicher zu ſtellen. Das arme Europa, das arme Deutſchland! wie ſchwach muß die deutſche Nationalität ſein, daß ſie ſich vor den Juden fürchtet. Allein die Juden thun uns nun einmal den Gefallen nicht, freiwillig auszuſcheiden, obgleich die Schwierigkeit der Judenfrage damit plötzlich fiele; „wir müſſen die Juden behalten" und deßhalb auf Mittel ſinnen, ihre Starrheit in das deutſche Weſen zu verflüchtigen, ſie fähig zu machen, in den Staat aufgenommen zu werden. Da ſie einmal da ſind, nöthigt uns die Humanität dazu, ſie die Humanität aller unſerer geſellſchaftlichen Verhältniſſe genießen zu laſſen.

Aus Humanität alſo hat ſich Ghillany in einen Streit gemiſcht, der am beſten ganz unterblieben wäre, und von jüdiſcher Seite her hat man ihm ſeine Einmiſchung als Verbrechen vorgeworfen, weil er das jüdiſche Weſen nicht als das Ideal und das Ziel der Menſchheit gelten laſſen wollte. Der Empörung über „das bis zu einer unbegreiflichen Frechheit gehende, ewige Ableugnen gegen jeden, der das Pech anzugreifen wagt," haben wir ſeine letzte Schrift: „das Judenthum und die Kritik" zu verdanken. Ghillany hat dieſe Broſchüre deshalb den Mitgliedern des rheinpreußiſchen Provinziallandtags vom Jahre 1843. hochachtungsvoll gewidmet, weil er in deren

Digitized by Google

Arbeiten für die Emancipation eines lange Jahrhunderte zurückgesetzten Volkes denselben Geist der Humanität erblickt, von dem er selbst geleitet und gegen gemeine Angriffe gepanzert wird. Allein wenn man ihn nun früge, wer dieser Geist sei, wie er aussieht, und welche Religion er bekenne, so würde der Menschenfreund in sehr große Verlegenheit kommen, denn nach dem allen hat er sich noch gar nicht erkundigt oder will er sich vielmehr gar nicht erkundigen, um ihn nicht zu verscheuchen. Er selber kann nicht umhin, zu erzählen, daß „in Baiern und anderswo selbst Dienstboten verschiedener Konfession nicht nebeneinander aushalten, wie Ehegatten sich gegenseitig mit stillen Bedauern und stillem Kummer betrachten, wie die Bürger gemischter Städte sich feindselig von einander absondern, wie ganze Provinzen eine feindliche Stellung gegen einander annehmen" und ist so überzeugt, daß ein Zusammenleben von Katholiken und Protestanten in demselben Staate ziemlich, ja fast ganz unmöglich ist, daß er sich den Beweis ersparen zu dürfen glaubt.

Das Mittel, das er nun zur Hebung aller dieser Mißstände herbeibringt, ist aber eben wieder nichts anderes, als jener heimtückische Geist der Humanität, der den Feind hinter seinem Rücken nur verhehlt: es ist der Indifferentismus einer flachen Aufklärung, die keine Frage ernstlich aufstellen und beantworten will, und gesiegt zu haben glaubt, wenn sie die Antwort durch die Flucht vermeidet.

Und gegen welche Dogmen sollen denn nun die Juden sich indifferent verhalten, welche wird Ghillany also seinerseits aufgeben müssen? „Die Zeit verlange, sagt er in seiner Judenfrage, daß die Juden in allen übrigen Menschen gleichberechtigte Geschöpfe anerkennen und, um in die deutsche Nation aufgenommen zu werden, alles das aufgeben, was sowohl der Humanität gegen die Mitmenschen, als der Verschmelzung in eine Nationalität widerspricht." Dahin rechnet er den Unterschied zwischen unreinen und reinen Speisen, also auch zwischen reinen und unreinen Menschen, den Glauben an die Erscheinung eines weltlichen jüdischen Messias, das absondernde Merkmal der Beschneidung und die sonderbare abweichende Sabbathfeier. Hätte Herr Ghillany uns doch lieber gesagt, was die Juden behalten dürfen; freilich die Religion, den Glauben an Gott so obenhin, ohne irgend eine Bestimmtheit, wodurch er erst Gestalt und Leben gewinnt.

Gehen wir jedoch näher auf die Schriften Ghillanys ein, so bleibt die Frage, wie die Judenemancipation in's Werk gesetzt werden könne, überhaupt seitwärts liegen; der Verfasser hat es sich vielmehr zur Aufgabe gemacht, zu zeigen, daß das Judenthum die Aufnahme seiner Bekenner in den Staat überhaupt unmöglich macht — in den Staat — d. h. sowohl in den Rechtstaat, als in den christlichen Staat. Die Gründe, warum der Jude mit Bekennern einer anderen Religion oder Gliedern einer andern Nation unmöglich menschlich zusammenwohnen kann, warum er alles fremde hassen oder verachten muß, liegen in jedem israelitischen Gebetbuche vor, „die heutigen Juden schreien jedoch fortwährend keck in die Welt hinein, dieser Haß gegen die Nichtjuden wäre ihnen nur von böswilligen Verläumdern dieser Zeit zugeschoben, die Stellen, welche man aus ihren rabbinischen Schriften citirt, seien verfälscht, untergeschoben, oder auch, der Haß sei eben erst durch die Verfolgungen der Christen veranlaßt worden. Nein, dreimal nein, ruft Ghillany aus, dieser Haß gründet sich auf einen religiös-nationalen Dünkel!" Der Verfasser beweist diese Behauptung aus Stellen eines 1840. erschienenen jüdischen Gebetbuchs (von Heidenheim in Rädelheim. Fürth, bei Hürndörffer und Sommer) woraus sich

Digitized by Google

ergiebt, daß die Juden sich auch heute noch als das auserwählte Volk betrachten, noch ein wirkliches Volk und in ihrer Einbildung das mächtigste und höchste der Völker sind, ihren gegenwärtigen Aufenthalt unter den Völkern als eine Verbannung, eine Strafe für ihre Sünden beklagen, an den unreinen gehaßten Völkern blutige Rache zu nehmen wünschen, daß die Sehnsucht nach Wiedervereinigung sämmtlicher Juden zu einer selbstständigen Nation, zu einem weltlichen Königthum, dessen Hauptstadt Jerusalem ist, den Grundton aller öffentlichen und Privatgebete der Juden bildet, und dieses weltliche Königthum durch den Messias gegründet werden soll, dessen Ankunft täglich bevorstehe. „Welche Stirn gehört nun dazu, wenn Leute, denen dies Alles auf das genaueste bekannt ist, sich erfrechen, es für böswillige Verläumdungen ausgeben? Wahrlich bei solcher dreisten Ehrlosigkeit hat man Mühe, daß man nicht das ganze Volk verachtet!"

Ghillany hat allerdings Recht, die Juden leugnen auf eine unverschämte Weise alles das aus ihrer Religion hinweg, was nach ihrer jetzigen Bildung ihnen selbst Anstoß giebt und ihren Ruhm, das wichtigste, vortrefflichste, humanste Volk unter der Sonne zu sein, verkürzen könnte. Ihre Eitelkeit und ihre Aufklärung macht sie blind. Allein, Ghillany hat kein Recht, seine Empörung über die jüdische Frechheit im Ableugnen sich merken zu lassen, oder wohl gar die Juden deshalb anzuklagen. Wir brauchen ihn nur zu fragen, wie er das Verfahren der Aufklärung, der er selbst huldigt, nennt? einer Aufklärung, die das christliche Kirchenthum und die gesammte christliche Dogmatik während einer siebzehnhundertjährigen Entwickelung mit den Worten abgemacht zu haben glaubt, das Alles sei nur eine Verirrung, eine durch die Barbarei des Mittelalters bedingte Verirrung von der wahren Tendenz der Lehre Jesu. Nicht wahr? welche Stirn gehört dazu, in der Weise eines Stäudlin über die Evangelien, über die Dogmatik zu sprechen! Welche Stirn, um die Wunder hinweg zu erklären, den Ketzerhaß aus der Geschichte des Christenthums zu streichen! Welche Stirn! doch wir fänden kein Ende, wollten wir dieses Thema wirklich erschöpfen. Der moderne Jude erklärt mit ungeheuchelter Entrüstung, die gehässigen rabbinischen Stellen für untergeschoben und glaubt sich aus Unkenntniß des ursprünglichen Geistes seiner Religion berechtigt, sie zu drehen, wenn er sie nicht verleugnen kann, und der moderne Christ z. B. Ghillany schiebt den gehässigen Dogmen auch nicht das Christenthum sondern den Geist des sechzehnten, siebzehnten, achtzehnten Jahrhunderts unter, bedauert vielleicht die mittelalterliche Rohheit eines heiligen Bernhard, eines Innocenz, und bestreitet die bekanntesten Dinge z. B. die Verfluchung aller Nichtkatholiken. Beiden erscheint die Verflachung und Verflüchtigung ihrer Religion nur als eine Rückkehr zu ihrer ursprünglichen Reinheit.

Der moderne, nach Emancipation seufzende Jude giebt ja in der That alles das auf, was Ghillany von ihm als Opfer verlangt, eben dadurch, daß er seine Religion durch Ableugnung des wesentlich jüdischen Wesens verflüchtigt d. h. in seinem Sinne die jüdische Religion in ihrer Reinheit zu der seinigen macht. Herr Ghillany hätte sich also vielmehr gegen die Christen wenden sollen und mit diesen zugleich gegen die orthodoxen Juden; beide hätten ihm dann wohl gezeigt, wie weit die Judenfrage, in ihrer religiösen Fassung, von ihrer Lösung für die Praxis entfernt sei. Hätte er sich so von seinen Illusionen über die religiöse Aufklärung gereinigt, so würde er vielleicht auch inne geworden sein, daß trotz dieser die Frage noch nicht beantwortet wäre, daß sie nicht eine blos religiöse Frage, sondern auch eine politische Frage

Digitized by Google

iſt, deren geſuchte Antwort aber ebenfalls auf dem Standpunkt der Politik vergeblich geſucht wird.

Ghillany iſt jedoch weit entfernt, in der Judenfrage etwas anderes zu ſehen, als eine Forderung der Humanität an das inhumane Ausſchließungsdogma der Religion, an deren menſchenfeindliche Inſtitutionen" überhaupt.

Hier ſtehen wir an dem Punkte, auch auf die Beſchuldigung des Chriſtenmordes eingehen zu müſſen, da Ghillany nicht nur mehrere Beiſpiele namhaft macht, welche dieſe tauſendjährige Sage beſtätigen, ſondern ſie auch religionsgeſchichtlich zu begründen ſucht. Was nun erſtens die Sage betrifft, die Juden bedürften zur Bereitung des ungeſäuerten Brodtes des Blutes eines Chriſtenkindes, ſo iſt ſie allerdings völlig unbegründet; einzelne Mordthaten können, ſelbſt aus religiöſem Intereſſe verübt, als vereinzelte Verirrungen einiger fanatiſchen Rabbiner auf die Löſung der Judenfrage keinen Einfluß ausüben und haben nur ein religionsgeſchichtliches Intereſſe. Die Frage muß beantwortet werden, ob ſie durch die israelitiſche Religion motivirt werden können, oder ob ſie dem Geiſte derſelben widerſprechen.

Zur Beantwortung dieſer Frage unfähig läßt ſich Herr Ghillany in die Zeiten zurücktreiben, die nicht mehr der Geſchichte angehören das heißt bis hinter die Zeit der babyloniſchen Gefangenſchaft. Es bleibt ihm zuletzt nichts anderes übrig als die Verehrung eines lebensfeindlichen und eines lebenſchaffenden Princips innerhalb der Naturreligionen für die Quelle aller Widerſprüche zu erklären. Dieſe Auffaſſung iſt im höchſten Grade roh: der böſe, menſchenfeindliche Moloch, dem in den Zeiten vor der Gefangenſchaft unzählige Menſchenopfer gefallen ſind, das heißt nach Ghillany die Sonne in ihrer Gluthitze wurde unter anderen Namen auch als das lebenſchaffende Princip verehrt, indem die Sonne zugleich als die Quelle der Zeugung gedacht wird. Auch in dieſer menſchenfreundlichen Bedeutung erhielt er Menſchenopfer, als Baal und Aſchera und es wurde bei dieſen Opfern von dem Blute genoſſen und von dem Fleiſche gegeſſen. Kurz, der alte hebräiſche Nationalgott unterſchied ſich in ſeinem Charakter und in ſeiner Verehrung durchaus nicht von den Götzen der ſemitiſchen Völkerſchaften. Der Einfluß der Perſer und der Fortſchrittspartei unter den Juden ſelbſt, der allein die uns aufbewahrten prophetiſchen Bücher zugeſchrieben werden können, da ſie ſich ſogar gegen die übrigen Prophetenſchulen feindlich bewieſen, war aber nicht ſo bedeutend, noch die religiöſe Aufklärung der jüdiſchen Propheten ſo groß, als daß nicht in die Idee eines einzigen allgütigen Vaters der Menſchen die bösartigen Züge des alten Nationalgottes aufgenommen worden ſein ſollten. Dieſe Aufnahme war auch ſchon dadurch bedingt, daß die Reformatoren gezwungen waren, ſich dem bisherigen Volksbewußtſein zu accommodiren und die heilige Geſchichte des Volkes in reformatoriſchem Sinne nur obenhin umarbeiten durften und daher nicht umhin konnten, dem Geiſt ihres Jehovas fremdartige, ja widerſprechende Züge unterzuſchieben. Aus dieſer theils äußerlichen, theils innerlichen Aſſimilation der Eigenſchaften eines rein geiſtigen Weſens mit den jüdiſchen Nationalgottheiten leitet nun Ghillany die vielfachen Widerſprüche her, ſo z. B. die Feindſeligkeit des Vaters aller Menſchen gegen die Nichtjuden, die ſinnlichen, zeitlichen und räumlichen Beziehungen eines rein geiſtigen Weſens, die boshaften, tückiſchen, grauſamen Gemüthsbewegungen eines heiligen, moraliſch vortrefflichen Gottes. Die Methode, durch welche er den urſprünglichen Jehova aus den durch die Reformation der Propheten wie er glaubt verfälſchten Büchern, die

Digitized by Google

wir unter dem Namen der Bücher Moſes, der Richter, der Könige und der Chronik beſitzen, herauszuſtellen meint, iſt alſo rein äußerlich: „Finden ſich, ſagt er, Anſichten, Einrichtungen, welche anderen in denſelben Büchern widerſprechen, ſo müſſen die roheren als die urſprünglichen und wahren gelten, denn der Gott deſſelben Zeitalters kann nicht einmal ein allgütiger Vater aller Menſchen ſein und das andere Mal ein Gott der einzigen Nation, kein geiſtiges Weſen und dann wieder Opferſpeiſe verlangen," (Menſchenopfer p. 20.) er kann nicht gerecht ſein und zugleich ungerecht handeln, „er muß ſinnlich dargeſtellt worden ſein, weil von ihm geſagt wird, daß er im Tempel gewohnt habe, — denn es verträgt ſich ſchon von vorn herein nicht mit dem Begriff der Geiſtigkeit des göttlichen Weſens, daſſelbe auf einen Raum zu beſchränken." Dieſe Willkür führt natürlich zu ganz falſchen Reſultaten, beſonders da ſie noch von einer großen Unkenntniß der neuteſtamentariſchen Kritik begleitet wird. Aus Joh. 11. 49. wird z. B. geſchloſſen, daß es noch Sitte geweſen ſei, am Paſchafeſte einen Verbrecher als Opfer für das Volk hinzurichten — eine Sitte, von der jedoch nur die Hohenprieſter ſich insgeheim die Kunde mittheilten. Ja Ghillany und „ſein gelehrter Freund Daumer," der übrigens noch weit willkührlicher verfährt und auf ernſte Beſprechung nicht Anſpruch machen kann, bringen ſogar die geſammte altteſtamentariſche meſſianiſche Dogmatik eines Berthold und Gfrörer zur Erklärung vorerilifcher Gottheiten herbei, vermehren ſogar dieſe Dogmatik aus den neueren Schriften der Juden, die Eiſenmenger citirt, durch ihre Scheidung des Jehovameſſias und des Baal-Peormeſſias — wie Daumer will, oder des Meſſias, des Sohnes Joſephs und des Sohnes Davids. Aus Menorath hamaor, fol. 81 und Succa cap. Hachalil fol. 52 ſchließt Ghillany, daß Kaiphas in der angezogenen Stelle auch deshalb den Tod Jeſu angerathen habe, um die Ankunft des Davidiſchen Meſſias zu beſchleunigen.

Nachdem alſo Ghillany durch ſeine Methode aus den uns vorliegenden Büchern des alten Teſtamentes ein furchtbares, grauenhaftes, bösartiges Weſen als den urſprünglichen Jehova herausgetrennt hat und auf dieſe Weiſe nur noch den Jehova der ſpäteren jüdiſchen und chriſtlichen Theologie übrig behalten hat, läßt er wieder den Urjehova auf den ſpäteren zurückwirken, theils, wie bereits angegeben, dadurch daß die Urkunden des alten nur obenhin überarbeitet wurden, theils, weil die Verfaſſer dieſer Umarbeitung neben der Idee eines rein geiſtigen, guten und gütigen Weſens auch noch von der Idee des alten Jehova beherrſcht wurden. Spuren des alten Moloch-Jehova findet Ghillany z. B. in dem chriſtlichen Dogma der blutigen Verſöhnung und Daumer in ſeiner Schrift: Sabbath, Moloch und Tabu in der chriſtlichen Sonntagfeier, wie ſie von Liebetrut u. ſ. w. gefordert wird, und dem Spruche, worin Jeſus „als ein Bringer nicht des Friedens, ſondern der Zwietracht und des Schwertes dargeſtellt wird, Matth. 10, 34. Luc. 12, 51 — 53. vergl. v. 49."

Die rationaliſtiſche Apologetik feiert nun einen Sieg, denn der Reflexionsbegriff, den ſie zu retten ſucht, iſt ja nur durch „eine das Evangelium verfälſchende Hand" verunſtaltet, wie Ghinally ſagt und die berühmten Stellen Marc. 4. 11. Matth. 13, 14. Luc. 8, 10. Johann. 12, 40. Apoſtelg. 28, 26. Röm. 11, 8. ſind nur Nachbildungen von Jeſ. 6, 9. die dem Geiſte des Stifters durchaus fremd ſind.

Allein dieſe Reflexionsbegriffe ſind erſt ein Erzeugniß des achtzehnten Jahrhunderts und Ghillany ſteht viel zu ſehr in der Aufklärungsperiode, um ſich hierüber Rechenſchaft geben zu können. Ghillany legt

Digitized by Google

besondere Wichtigkeit auf sein Kapitel: „die moralische Seite Jehovas" um zu beweisen, daß der Jehova unseres alten Testamentes nur eine Zusammensetzung aus einem ganz furchtbaren, zornschnaubenden und einem ganz freundlichen, moralisch vollkommenen Wesen sein könne; allein gerade der Begriff eines moralisch vollkommenen Wesens machte sich erst am Ende des siebzehnten Jahrhunderts durch Bayle und Spinoza allmählig allgemeiner geltend. Jetzt beginnen auch erst die klassischen theologischen Ehrenrettungen, wenn auch bereits Augustinus sich genöthigt sah, Gottes Gerechtigkeit für unerforschlich zu erklären und z. B. Philibert im siebzehnten Jahrhundert sie geradezu eine andere als die der Menschen genannt hatte. Vorher war die Bibel noch Quelle des Rechts und der Moral, wie z. B. Musäus: (de jure puniendi liberos propter peccata parentum contra tractat. theol-polit. Spinozae 1674.) sich auf eine Stelle des Ezechiel stützt, oder Luther aus der Geschichte von Abrahams Handel mit dem Leibe seiner Frau, weil Jehova nicht den Abraham sondern den Pharao bestraft, den Grundsatz zieht: Unwissenheit des Thatbestandes entschuldigt nicht. An einer andern Stelle der Auslegung der Genesis sagt Luther: „die Israeliten haben damit nicht gesündiget, daß sie die Egypter beraubt haben, denn Gott hat sie geheißen, daß sie sollten zu den Egyptern sagen: Lieber! leihe mir ein silbern Geräthe und Kleidung, das Fest des Herrn zu feiern, da sie gedachten, davon zu fliehen. Sie hatten ja ein öffentlich ausgedrücktes Gebot Gottes, das er sagte: Ich wills also haben, daß du die Egypter dermaßen betrügen und berauben sollt." Bei dem Betrug Jacobs gegen seinen Vater sagt Luther: „darnach so pfleget Gott bisweilen die Regel zu übertreten" und Augustin schreibt in seiner Schrift an den Consentius: „was die heiligen Väter betrifft, so haben sie nicht gelogen, wenn sie die Wahrheit verheimlichten." Kurz: „wenn aber nun Gott die heiligen und gläubigen Väter etwas heißet, das sie thun sollen, dasselbige ist in allen Zweifel heilig und wohlgethan" Luther. Noch Bengel und Clerikus scheuen sich nicht, auf diese Weise zu commentiren: „die Juden mußten grausam sein, weil Gott es befahl handelten sie recht." Clerikus comm. in Mos. num. 31, 7. Simson mußte, folglich . . . Cler. comm. in Judic. 14, 19. Nach der inneren Moralität der Gebote zu fragen, ist sogar noch nach Luther eine Sünde: „es ist dir nicht befohlen, daß du davon urtheilen sollst, denn das Urtheil und Gericht Gottes ist unerforschlich" und: „wie wäre er (Adam) so selig gewesen, hätte er das Gebot gehorsam befolgt, aber er wollte darnach forschen u. s. w." ganz so, wie Tertullian sagt: „Es ist eine Frechheit, über die Güte des göttlichen Gebotes zu streiten, denn nicht deshalb müssen wir es befolgen, weil es gut ist, sondern weil Gott es vorschreibt."

Die weitschweifige und gelehrte Untersuchung Ghillanys ist also ganz unfruchtbar, da die widersprechenden Seiten Jehovas nicht getrennt werden dürfen weil sie nicht äußerlich zusammengebracht worden sind.

Weil die Berührung der heiligen Lade einen israelitischen Mann tödtet, soll z. B. die Erzählung davon der molochistischen Urreligion angehören, ebenso gut müßte Herr Ghillany den heiligen Rock zu Trier dieser furchtbaren Urreligion zuschreiben, denn auch der Anblick dieses Rockes tödtete zu seiner Zeit; (vergleiche auch Gregor. m. Epist. lib. III. 3. über die tödtliche Berührung von Heiligengebeinen). Dazu würde er sich freilich nicht entschließen, aber vielleicht dürfte Daumer keinen Anstand nehmen, dessen kritische Methode nur in einer Analogienhetzjagd besteht, die das Entlegenste zusammenrafft.

Statt also zu beweisen, daß der Mord von Chri-

Digitized by Google

stenkindern zum Behufe der österlichen Brodbereitung durch das neuere Judenthum motivirt werden kann, hat Ghillany nur die Arbeit eines rationalistischen Apologeten geliefert, für die er nicht einmal ein dankbares Publikum finden kann, so gut auch sein Wille gewesen sein mag und von so großem Fleiße auch seine Arbeit zeugt.

Zusatz.

Karl Grün: Die Judenfrage. Gegen Bruno Bauer. Darmstadt bei Leske. 1844. S. 156.

Leichter als Ghillany macht es sich Herr Grün, der vor lauter Aufklärung gar nicht mehr sehen und vor süßer Betäubung gar nicht mehr hören kann. Ganz berauscht von dem Bewußtsein des „neuen Staates" und einer abstracten Religiosität, stößt er nur eben in die Trompete, völlig überzeugt, daß im nächsten Augenblicke bereits alle Mauern, die bisher die Menschheit trennten, über den Haufen fallen und Jericho übergeht.

Herr Grün begnügt sich in der That mit Ausrufungen, spaßhaften Seitenhieben und ironischen Bemerkungen, denn er ist seiner Sache viel zu gewiß, als daß er noch lange untersuchen sollte. Er untersucht nichts, nicht einmal ob die Thatsachen, womit er seine Beweise führen will, nicht etwa das Gegentheil beweisen. Ehe wir hierauf näher eingehen, müssen wir bemerken, daß Herr Grün seinen Gegner gar nicht kennt und zu beurtheilen im Stande ist, wie sich aus seiner Auffassung der Kritik der Synoptiker ergiebt: er meint, Bauer habe im Gegensatz zu der Straußischen Mythenhypothese, die Urkunden meist absichtlicher Fälschung bezüchtigt, woraus sich consequent ergebe, daß alle positive Religion bornirt, mit einem Worte Unsinn sei. Eine solche Auffassung ist der Rede nicht einmal werth, viel weniger einer belehrenden Antwort. Herr Grün gesteht übrigens auch ein, daß die Theologie für ihn eine terra incognita ist; trotzdem wagt er es, in der Judenfrage als Richter aufzutreten. Wir wollen sehen ob mit Glück.

Br. Bauer hatte den Juden die ihnen gebührende Ehre erzeigt, indem er zeigte, daß sie an dem Drucke, unter dem sie leben, selbst schuld sind, weil sie sich gegen die Umgestaltung durch die Geschichte stemmen. Herr Grün verlegt die Scene plötzlich auf das bürgerlich moralische Feld und versteht unter Schuld eine Verletzung des Sittengesetzes; die Juden sind daher nicht schuld an ihrem Drucke, wenn auch zum Theil ihre Hartnäckigkeit die Ursache zu ihrem Drucke ist. Eine Ursache könnte ihre Zähigkeit aber nur dann sein, wenn der Jude kein menschliches Wesen wäre; der Jude will Jude sein und ist folglich durch diesen Willen nicht Ursache schlechthin, sondern schuld an seinem Drucke.

Weil die Juden unter dem Islam mit den Mohamedanern und Christen gleichgestellt waren, folgert Herr Grün, ist es erwiesen, daß die Juden, sobald das Gesetz ihnen nur nicht widerstrebt, von ihrer Seite der Gleichstellung kein Hinderniß in den Weg legen. Allein hat sich Herr Grün denn gar nicht die Frage vorgelegt, von welcher Art die muhamedanischen Staaten gewesen sind? doch! er sagt: „die Staatseinrichtung blieb allen gleichgültig, sie kamen mit ihr nur durch Despotenlaune und Weltereignisse zusammen."

Ebenso unglücklich ist Herr Grün in dem Beweise, daß die Juden des Mittelalters, besonders die spanischen auf einer schwindelnden Höhe der Bildung gestanden haben: „Meimonides versöhnte die durch Aristo-

Digitized by Google

teles bewirkte Gleichgültigkeit mit dem positiven Judenthume." Endlich scheut er sich nicht, Mendelssohn eine Stimme für völlige Denkfreiheit abgeben zu lassen, einen Mendelssohn, der das Gesetz für unaufhebbar erklärte, wenn es nicht ebenso feierlich als es gegeben von Gott selbst zurückgenommen würde, einen Mendelssohn, der das Gesetz um so höher verehrt, je weniger es begriffen werden kann.

Grün will auch, daß durch die Vertreibung der Juden Spanien verarmt sei, aber nicht durch die Vertreibung der Juden, sondern durch die Vertreibung der Juden, als ob Spanien keine gewerbtreibende christliche Bevölkerung besessen hätte und nicht durch die Pfaffenherrschaft und die weltliche Tyrannei zu Grunde gerichtet worden wäre.

Aber was soll man sagen, wenn Herr Grün dagegen, daß Spinoza kein Jude mehr war, als er sein System schrieb, den kindischen Einwurf macht: „War er etwa ein orthodoxer Christ?" Spinoza trennte sich bekanntlich von der Judenschaft ohne zum Christenthum überzutreten. Der Einwurf ist zu kindisch, um beantwortet zu werden.

Doch, wie gesagt: Herr Grün untersucht nicht, bekümmert sich nach seinen eigenen Geständnisse gar nicht um Wahrheit oder Unwahrheit der religionsphilosophischen Vorlesungen in der Judenfrage v. Br. Bauer, noch um den positiven Staat, sondern nur um sein Hirngespinnst vom freien, vom reinen Staat.

Hier ist er auf seinem Felde, aber leider ist sein Bewußtsein auch hier so kurzathmiger Natur, daß er ihm nur einige kurze, abgerissene Sätze in den Mund legen kann, Sätze freilich, die alles niederschlagen.

„Der christliche und der Privilegienstaat ist in der Philosophie des Staats vernichtet!" Punktum.

„Die Philosophie hat gesiegt, sie hat sich zur Wahrheit gemacht!" Punktum.

„Wer, der heutzutage philosophische Studien gemacht hat, und von Haus aus dazu befähigt war, glaubt nicht an die Autonomie der Vernunft, ob auch Tausende von Ignoranten und Unverständigen dagegen eifern?"

Man müßte sich ja schämen, wenn man Herrn Grün nicht Recht geben sollte.

Freilich, nicht jeder hat die Lösung aller Fragen in seiner Tasche, wie Herr Grün, der bereits Proklamationen unter das Volk vertheilt: sein (der) „neuer Staat fragt nicht, seid ihr Christen." „Der Staat bekümmert sich nicht um Individualmeinungen in Religionssachen."! „Die Schranken und die Schärfe der religiösen Besonderheit sind für immer und je energielos und stumpf gemacht!"

Sätze dieser Art kann Herr Grün freilich nur im Schlafe d. h. in süßen Träumen ausstoßen, denn wenn er, er, der der christlichen Welt es so oft vorwirft und zur Schade anrechnet, daß sie die jüdische Theologie nicht mit der größten Aufmerksamkeit verfolgt, das Judenthum wirklich kennte — vierzig Rabbiner erklärten sich gegen den Deutschen Tempel und noch jüngst blutete in der Zeitschrift „Orient" wieder das Herz über die Vernachläßigung des Talmud — und die Gegenwart aus den Zeitungen wenigstens aufzufassen im Stande wäre, so würde er seiner Trompete wohl kaum einen so starken Ton zumuthen, um Mauern niederzuwerfen. Allein Herr Grün gehört noch jener Zeit an, da man noch jedes freisinnige Journal, jedes Büchelchen für maßgebend und weltbewegend hielt und den Sturz der alten Welt alle Tage erwartete, braucht sich also nicht erst ernstlich um die Sache zu bekümmern, oder sich unnöthige Sorgen zu machen.

Sicher wird der reine Theismus in ganz kurzer Zeit Weltreligion und was ist das Judenthum anders als der Glaube an Einen Gott? Grüns Gegner kömmt

Digitized by Google

mit der jüdiſchen Nation, oder wohl gar mit dem jüdiſchen Nationalſtolz angezogen — er antwortet: „Die alte Einbildung!“ Man ſpricht vom Talmud — Herr Grün antwortet noch kürzer: „dieſe Mumie!“ warum antwortet er nicht bald mit Ach's und O's oder mit Pfui's?

Durch Achſelzucken glaubt alſo Herr Grün eine Frage zu erledigen, mit deren Löſung ein halbes Jahrhundert ſich umſonſt beſchäftigt hat. Soviel iſt indeß gewiß, daß Herr Grün von der Deutſchen Judenſchaft und der Judenſchaft überhaupt nicht autoriſirt worden iſt, in ihrem Namen ihre Religion abzuſchwören, ihr Privilegium als Volk niederzulegen, ihre täglichen Gebete zu verleugnen, ob er auch noch ſo kühnlich behauptet: „Die Juden wollen untergehen!“ oder ihre Religion wäre nur die Religion, und keine beſtimmte Religion. Irgend ein aufgeklärter Rabbiner mag ihm das Märchen aufgeheftet haben, daß nur die Grundlehren des Moſaismus verbindlich wären.

Ehe Herr Grün wieder ins Horn ſtößt, möge er ſeine Interjectionen entweder bei Seit werfen oder doch abkürzen. Ernſt Jungnitz.

III.

De la République de Dieu.

Union religieuse pour la pratique immédiate de l'égalité et de la fraternité universelles. Rédigé à la demande de ses frères par C. Pecqueur. Paris 1844.

Die heutigen franzöſiſchen Socialiſten gehen nicht von dem Menſchen als ſolchem aus, ſie haben immer nur das Elend der Armen, den Egoismus der Reichen im Auge — als ob dieſe in ihrer Ausſchließlichkeit nicht elend, jene in ihrer Noth nicht egoiſtiſch wären — ſie können daher auch zu keiner auf menſchliche Prinzipien baſirenden Geſellſchaft kommen. Ihr Ideal iſt eine Arbeiterfamilie, der Menſch Theil einer großen Productionsmaſchine, die ſie Menſchheit nennen. Denn mißt man das Producirende mit Recht an dem Producte, ſo iſt hier ein Scheffel Getreide — ein Salair das Maaß des Menſchen geworden, und er ſomit zu einer äußerlichen, gleichgültigen Exiſtenz herabgeſetzt. Dieſer Widerſpruch kann nicht auf ſich ſelbſt beruhen, er bedarf äußerer Stützpunkte, das Gefühl des Unrechts ſucht Rechtfertigung im Abſoluten und die Dogmen der Gleichheit, Freiheit, oder welche es ſonſt ſeien, werden aufgeſtellt. In dieſer Löſung hat aber der Widerſpruch nur eine neue, allgemeinere Form erhalten. Viele der Socialiſten gehen noch weiter, die iſolirten Dogmen genügen ihnen nicht, ſie ſehen vielmehr erſt in der Religion, als dem dogmatiſchen Syſteme, einen feſten Grund für ihre Gebäude; das Chriſtenthum aber, ob-

Digitized by Google

ſchon es die vollendete Religion iſt, laſſen ſie bei Seite, denn das Chriſtenthum hat nicht nur ſich ſelbſt, ſondern auch ſeine Welt entfaltet, ſeine Conſequenzen gezogen. Zwar finden wir die ſocialiſtiſchen Schriften ſtets mit Bibelſtellen überſäet, die erſten chriſtlichen Gemeinden fortwährend als Muſter aufgeſtellt; doch auch dieſer Irrthum, als ſei das Kind vollkommener als der Erwachſene, iſt nur aus ihrem Durſt nach Autoritäten zu erklären: die Conſequenzen des Chriſtenthums erkennen ſie nicht an. Sie bedürfen einer neuen, oder nur der abſtracten Religion. Beides bringt Pecqueur, indem er die Kantſche Religion innerhalb der Gränzen der Vernunft zu einer neuen Glaubenslehre erweitert.

Wo die Religion aber einmal auftritt, nimmt ſie wie ihr gebührt den erſten Platz ein und fordert, daß alle anderen Beſtimmungen aus ihr hergeleitet werden; jedoch nicht umſonſt, denn ſie theilt ihnen für dieſe Abhängigkeit ihre höhere Weihe mit und macht ſie hierdurch, — ſelbſt die ſocialen Geſetze, — zu Gegenſtänden abſoluter Verehrung. Aus der Abhängigkeit gegen ihr Weſen reſultirt ihre Unabhängigkeit gegen einander. So lange die Betrachtung bei der einen verweilt, treten die übrigen in den Hintergrund und die wiederkehrenden Beſtimmungen läßt jedes Kapitel in einem anderen Lichte erſcheinen.

Geht aus dieſer Iſolirung der einzelnen Beſtimmungen ſchon eine Reihe von Widerſprüchen hervor, deren Aufzählung wir jedoch denen überlaſſen, die in der Beſchäftigung mit dem Widerſpruche als ſolchem Genuß und Befriedigung finden — ſo öffnet ihnen die Methode noch eine zweite. „Nach der vollendeten Methode" nämlich — auch dieſe kennt Pecqueur und hat ſie in voraus für die einzelnen Abſchnitte in Bereitſchaft — folgt auf die Begründung durch die Vernunft „der Beweis durch die Geſchichte d. h. die allgemeine Beſtätigung durch den Glauben der Völker und die Meinungen der größten Philoſophen." Wie ſehr alſo der Religionsſtifter und Socialiſt ſeine Vorſchriften als neue ausgeben mag, er wird ſie, falls er ſeiner Methode folgt, von vorne herein ſo eingerichtet haben müſſen, daß die Völker und Philoſophen ſie als die ihrigen anerkennen können. Indem aber dieſe den Menſchen überall, nur nicht wo er zu finden war, bei ihm ſelbſt, geſucht haben, ſo iſt auch die Methode nur der wiederkehrende Mißton in der allgemeinen Disharmonie. Hier ſind es Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, die nicht zu einander ſtimmen, die Gegenwart ſoll nicht aus der Vergangenheit, die Zukunft nicht aus der Gegenwart reſultiren und obſchon dieſe die einzig lebendige ſein ſollte, iſt ihr alle Productivität entfremdet. „Der Charakter unſerer Zeit iſt (S. 168.) die allgemeine Uneinigkeit, Auflöſung, Iſolirung." „Das alte Gebäude zerbröckelt, zerſtäubt und zerſtiebt, alle Bande ſind gebrochen oder erſchlafft u. ſ. w." „Das Denken und Wollen des ganzen Menſchengeſchlechts muß von neuem geboren werden," (S. 164.) „doch ſind immer noch genug Wahrheiten vorhanden, die die allgemeine Glückſeeligkeit verbürgten, würden ſie nur befolgt, lebten ſie nur in der Praxis" (S. 165). Die größte dieſer Wahrheiten iſt, wie wir ſchon ſahen, die reine Religion. Inhalt und Methode treffen hier auf zweifache Weiſe zuſammen, denn ſelbſt der Geſchichte entlehnt, kann die Religion mit Recht von dieſer beſtätigt werden, als rationell aber wird ſie ſich der Begründung durch das Raiſonnement nicht entziehen. Dieſes eröffnet daher die Schrift mit einigen Reflexionen, über Univerſum und Schöpfung und den Definitionen: „Religion im Allgemeinen ſei die Geſammtheit der urſprünglichen Beziehungen zwiſchen allen Geſchöpfen und dem Schöpfer. Vom Geſichtspunkte der Menſchheit ſei ſie die Geſammtheit der

Digitized by Google

Verhältniſſe, denen der Menſch, nach dem Gebote ſeiner Vernunft, ſich unterzuordnen habe, um den Willen Gottes zu erfüllen. (S. 2.). Das erſte dieſer Verhältniſſe iſt das zu Gott — Liebe, Gehorſam; das zweite verbindet die Menſchen untereinander — wechſelſeitige Liebe im Namen Gottes." Nach Befriedigung des Gewiſſens, denn bei moraliſchen Geſetzen ſoll dieſem zuerſt genügt werden, kommt der Methode gemäß die Geſchichte, die uns ſogleich zum 13. Kapitel, der eigentlichen Werkſtatt des Religionsſtifters führt. Hier ſehen wir ihn die Religion anatomiren, „das Centrum und Herz" derſelben von der Peripherie und dem Leibe trennen, dieſe Trennung als von „Chriſtus ſelbſt vollzogen und als eine ungeheure That," als ‚die größte Weiſung" proclamiren, die uns die Vergangenheit vermacht habe und die wir nur in ihrem Teſtamente noch nicht haben leſen können." (S. 63 u. 64). Dieſes Centrum ohne Peripherie iſt wieder nichts anderes als die Liebe zu Gott und die Nächſtenliebe, die beiden Punkte, die den Inhalt der neuen Glaubenslehre ausmachen. Hierauf wird zur Verherrlichung und Beſtätigung der Lehre ein Pantheon der Götter, eine Bundeslade aller heiligen Schriften und ein Concil der Kirchenväter zuſammengebracht. „Chriſtus, Moſes, Odin, Numa, Orpheus, Fo, Oſyris, Confucius und Brahma" werden redend eingeführt, dazu die Bibel, Cicero, Seneca, Herodot, Schuking und Lyking, Bhagawad-Ghita und Pancha-Tantra citirt; Tertullian, Chryſoſtomus, der heilige Auguſtin u. ſ. w. geben ihre Zuſtimmung.

Behufs der näheren Erörterung wird die religiöſe „Formel" in die Dogmen: „Gott, die Brüderlichkeit, den freien Willen, die Verantwortlichkeit des Menſchen vor Gott und das zukünftige Leben" zerlegt, die untereinander auf folgende Weiſe zuſammenhängen: Gott giebt den Menſchen das Geſetz der brüderlichen Liebe und den freien Willen zur Wahl zwiſchen der Befolgung und dem Lohn einer- und der Uebertretung und Strafe andererſeits. Das zweite Leben dient dem Intereſſe der göttlichen Gerechtigkeit, die im erſten ſich noch nicht vollſtändig offenbart.

Die methodiſche Behandlung jedes Dogma's in einem beſondern Kapitel liefert uns Proben von der Logik und Metaphyſik des Socialiſten. Das Gute und das Böſe, das Endliche und Unendliche werden weitläuftig beſprochen. Den Streit der erſteren ſchlichtet die Kategorie der Quantität: „das Böſe iſt die Abweſenheit des Guten, wie die Kälte die Abweſenheit der Wärme." (S. 16.) Nicht ebenſo leicht löſt ſich das zweite Kategorieenpaar: „Wie lebt das Endliche im Unendlichen, ohne doch ſelbſt das Unendliche zu ſein? Wie iſt es zugleich in Gott und doch unterſchieden von ihm? Keiner weiß es, wird es je wiſſen: ewiges Geheimniß!" (S. 21.) Am häufigſten müſſen das Zuſammen und die Vermiſchung (ensemble und melange) dem Gedanken die Form geben, ſo iſt Gott allein das reine Gute ohne melange mit dem Böſen (S. 16.). Der cosmologiſche und teleologiſche Beweis, unterſtützen incognito, dieſer als phyſiſcher, jener als metaphyſiſcher das Daſein Gottes. „Sterne, Sonnen, Winde, Wogen, Vulkane, Gewitter, Wolken und Regen" preiſen ſeine Allmacht und Herrlichkeit. Der Metaphyſik arbeitet auf geſchichtlichem Boden die formale Logik in die Hände, indem ſie durch Zuſammenfaſſen der gemeinſamen und Fallenlaſſen der beſondern und charakteriſtiſchen Merkmale zu den geforderten reinen Begriffen gelangt. Hiſtoriſche Unrichtigkeiten treten hier an die Stelle des Räſonnements: „Befreit man von allen poſitiven religiöſen Glaubensformen das unveränderliche Element, das Gemeinſame aller Beſtimmungen der Geſchichte in Hinſicht Gottes, ſo hat man dieſen mit allen aufgezählten Attributen und das veränder-

Digitized by Google

liche Element fällt auf Seite des Irrthums" u. ſ. w. (S. 12.) „Fragen wir die Erfahrung über unſer Geſetz der Brüderlichkeit, ſo erſtaunen wir über die große Thatſache der Gemeinſamkeit und Einheit des Menſchengeſchlechts. Die Menſchen ſind durch die verſchiedenſten Sympathien zu einander hingezogen, ſie fühlen ſich als frei gegeneinander, aber ſie wiſſen, daß ſie gleich und Brüder ſind, ſie erkennen in einander dieſelben Anlagen, dieſelbe Natur, Beſtimmung, Zweck und Mittel (S. 26.). Nimmt man aus den hiſtoriſchen Beſtimmungen über das Dogma der Unſterblichkeit den bleibenden Theil heraus, ſo wird man als unerſchütterliche Wahrheit und permanenten Glauben der Völker ein zukünftiges Leben mit ſeinem Lohne und ſeinen Strafen erhalten" (S. 16.). Somit iſt die neue Religion auf doppeltem Wege durch Ausleerung aller concreten Glaubensformen und durch rationelle Syntheſe zu Stande gebracht. In ihrer Reinheit enthält ſie nur die Elemente des abſtracten religiöſen Begriffs, alſo weniger als die niedrigſte Stufe in der Entwickelung des religiöſen Bewußtſeins, und würde darum unter dieſe zu ſtellen ſein. Sie macht aber die Reinheit nur geltend, wenn es ſich handelt, Vortheile über die beſtehenden Religionen zu erlangen. Schon bei der Analyſe der Geſchichte ſahen wir zu viel in dieſe hineingelegt, zu viel wieder herausgenommen, und betrachtet der Prophet ſeine Lehre für ſich, ſo ſucht er meiſtentheils ihrer Dürftigkeit durch einen dem Moſaismus ähnlichen Inhalt abzuhelfen. „Gott iſt Einer," (S. 15.), er iſt Schöpfer der Welt, Geſetzgeber und unmittelbarer Beherrſcher der Menſchen und die Menſchheit ſoll ſich wieder zur Familie herabſtimmen. Seite 318 ſieht Pecqueur ſelbſt in ſeinen Jüngern moderne Hebräer und in dem Boden, den er dem Bewußtſein geſchaffen, ein neues Canaan. ‚Wo ſind unter uns, ruft er, die Männer von der Kraft und dem Vertrauen des Führers der Hebräer? Wer wird die Mühen und den Kampf überſtehen? wer, zufrieden den Willen Gottes vollbracht zu haben, ſchon am Rande des gelobten Landes ſeinen Tod finden?"

Aber auch die ſo eben angegebene Beſtimmtheit vermag Pecqueur nicht feſt zu halten, ſein Gott iſt nicht nur der Eine, ſondern er wechſelt, je nach dem Standpunkte, von dem er betrachtet wird, ſeine Farbe, ſo daß der Glaube des neuen Propheten zuletzt ziemlich zweifelhaft wird. Wird ſeine Exiſtenz aus metaphyſiſchen Gründen bewieſen, ſo iſt er die unendliche, der jedesmaligen endlichen gegenüberſtehende Kategorie; handelt es ſich um ſeine Qualität, ſo wird er zum Inbegriff aller, mit Ausſchluß der Negationen, ins Abſolute erhobenen Realitäten; bei der Frage nach einer Regierungsform tritt er als Souverain und Herrſcher auf, obgleich dem Herrſcherthum überhaupt Ruchloſigkeit vorgeworfen wird; er iſt alleiniger Eigenthümer, während das Eigenthum die Verworfenheit begründet, und endlich Herr Pecqueur ſelbſt, der ſich das himmliſche Gewand angethan hat, um ſeinen Geſetzen Feſtigkeit und göttliche Autorität zu verſchaffen, und dem alles darauf ankommt, den freien Willen, der doch als freier durch ſich ſelbſt ſein und ſo dem erſten, und wieder als freier ſeinen Endpunkt in ſich haben und ſo dem letzten Dogma widerſtreiten müßte, ſelbſt zu einem Dogma zu machen, damit er in ſeinem Außerſichſein ſich nur empfangend und verantwortend verhalte. Die Mummerei enthüllt ſich Seite 47 bis 63, wo Pecqueur, den Werth ſeiner Glaubensſätze noch zu erhöhen, in 5 Kapiteln die Nothwendigkeit derſelben für die Geſellſchaft beweiſt: ein Verhältniß, in welchem dieſe das ihr verheißene Gut nicht erhält, jene aber alle Würde und religiöſen Charakter verlieren, indem ſie ſich erſt durch Legitimation vor der Geſellſchaft zu bewähren haben. „Die Erfahrung und die Vernunft beweiſen uns,

Digitized by Google

daß die 5 Dogmen im höchſten Grade nützlich und für das geſellſchaftliche Band, die Ordnung, das Glück, ja ſelbſt die Exiſtenz der Menſchheit nothwendig ſind" (S. 47.) „Was giebt es nützlicheres für die Menſchheit, als die Kenntniß, daß ein Gott exiſtirt" (S. 48). Ein Geſetz iſt unentbehrlich (S. 54.) und es muß die Brüderlichkeit ſein, wenn der Egoismus nicht herrſchen ſoll! „Wenn der Menſch nicht frei iſt, ſo iſt er nicht verantwortlich," (S. 59.) folglich muß er frei ſein. „Ohne Verantwortlichkeit kein Geſetz," alſo muß Verantwortlichkeit ſein. „Wenn es kein künftiges Leben giebt, ſo iſt der Menſch das unglücklichſte Geſchöpf. Dann giebt es keine Hoffnung, keinen Troſt, keine Billigkeit bei Gott mehr, denn die Arbeit eines trefflichen Lebens bleibt ohne Salair." (S. 61). Im 18. Kapitel, in dem die Religion anfängt, praktiſch zu werden und ſich zu einer Geſellſchaft von Liebesbrüdern zu conſtituiren, wird ihre Gleichgültigkeit endlich vollſtändig ausgeſprochen. Bei der Frage, welcher Glaube durchaus nothwendig für das in die neue Geſellſchaft tretende Individuum ſei, fällt ein Dogma nach dem andern weg, und zuletzt werden ſogar die Atheiſten zu Gnaden aufgenommen, wodurch auch der Glaube an Gott dem praktiſchen Zwecke weichen muß. Die Atheiſten hatte der Verfaſſer bei jeder Gelegenheit angefeindet und wenigſtens die, die ſich ſelbſt Atheiſten nennen, nicht mit Unrecht, denn das alpha privativum bindet eben ſo ſehr als es trennt. „Machen wir, hieß es noch Seite 48., einen Augenblick die unſinnige und unmögliche Vorausſetzung, es gäbe keinen Gott, was wird aus der Menſchheit in dieſer Athmoſphäre, in der das Leere Platz gewonnen hat, in dieſem großen Körper, der plötzlich ſeines Hauptes, ſeines Herzens und ſeiner Nerven beraubt iſt? Der Menſch wird zum Thiere, Froſt ergreift ſein Herz, Nacht umgiebt ſeine Einſicht und ſein Leben ſtockt oder zuckt convulſiviſch. Es giebt keine Moral mehr, denn keine Pflicht da, wo die Verpflichtung fehlt, und keine Verpflichtung ohne ein Weſen, das gebieten kann" (S. 49.). Jetzt (S. 127—128) ſollen die Atheiſten, „falls ſie ſich nur ſonſt in Allem als Sclaven des Dienſtes der Liebe bekennen, für wahrhaft rechtgläubig angeſehen und als ſehr würdige Brüder ſelbſt aufgeſucht werden." „In der That wenn alle Menſchen alle Dinge auf gleiche Weiſe anſähen, würde der Liebe meiſtentheils die Gelegenheit fehlen" (S. 100.). „Ja wenn Gott ſelbſt erlaubt hat, daß ein aufrichtiger Mann ſeine Exiſtenz bezweifle oder läugne, wie könnten wir dieſen Mann einer That bezüchtigen, die nicht von ſeinem Willen abhängt?" (S. 128).

„Auf dieſe Weiſe reducirt ſich die Rechtgläubigkeit, die wir vorher in zwei Punkte ſetzten, auf die Liebe zur Menſchheit allein" (S. 129.). Dieſe Liebe iſt jedoch nur der Cultus der allgemeinen Religion und dieſe ſomit erhalten. An ſich iſt die Liebe ebenſo leer und ohnmächtig als jene. Iſt die reine Religion aus den poſitiven Religionen abſtrahirt, ſo enthält ſie nichts, was nicht in dieſen ſchon wäre, und verträgt ſich alſo in ihnen ſchon mit den beſondern Conſequenzen einer jeden. Ebenſo gewährt die Liebe ihrerſeits das Gelten des Unvollkommnen, das Beſtehen deſſen, was, von ihr aus geſehen kein Recht zum Beſtehen hat, denn hierin beſteht ihr eigenes Beſtehen. Wie die Religion Religion überhaupt, ſo iſt die Liebe nur die praktiſche Seite, Hingebung überhaupt oder Toleranz, ein neues Dogma, das ſogleich ſeine Anerkennung fordert. „Die reine Religion, die wahre Religion, die Religion der Freiheit kann ſich durchaus nur darauf beſchränken, die Praxis der religiöſen Moral, des ſcharfgefaßten Dogma's, welches das Geſetz und die Propheten aller Religionen der Erde zu-

Digitized by Google

ſammenfaßt, als abſolut aufzuſtellen; alles was darüber iſt überläßt ſie der freien Wahl eines jeden." (S. 85.). „Die Glieder der geiſtigen Geſellſchaft kommen nicht um zu ſtreiten, um der Welt zu ſagen, was jeder von ihnen über die ewigen Probleme der göttlichen Wiſſenſchaft denkt, ſie wollen einzig ihre Grundſätze verbreiten." (S. 83.). „Die Philadelphen ſind keineswegs Philoſophen." (!) (S. 84.). „Für ſie giebt es weder Griechen noch Barbaren, weder Weiße noch Schwarze, weder Katholiken noch Proteſtanten, weder Rechtgläubige noch Ketzer, weder Guelfen noch Gibellinen, weder Reiche noch Arme, weder Herren noch Unterthanen, alle ſind Kinder Gottes, Brüder die ſich lieben, und die ſich lieben werden trotz allem. Durch ſie beginnt eine von Grund aus neue Aera, eine Welt voll Duldung, Harmonie, Glück, Freiheit, Gleichheit" u. ſ. w. (S. 85.) „Dieſe" von Grund aus neue „Aera hat Jeſus Chriſtus durch ſeinen Tod eröffnet." (S. 86.). „Die Liebe der Philadelphen kennt kein Anſehen der Perſon, Gute und Schlechte ſind ihr gleich; ſie unterſcheidet wohl zwiſchen beiden und zieht die einen den andern vor, aber ihre Gunſt geht nicht bis zur Ausſchließlichkeit, ſie umfaßt alle Menſchen in ihrer Gluth" (S. 129). Aber gerade hierdurch geht ſie bis zur Ausſchließlichkeit, denn mit allem Für-ſich-ſeinwollenden und Ausſchließlichen verſöhnt hat ſie die Ausſchließlichkeit ſelbſt zu ihrem Inhalte. Ebenſo muß die reine Religion, um nicht ganz in den concreten Religionen zu verſchweben, ſich aus ihrer Toleranz gegen ſie wenden. Sie ſpricht ihnen im 19. Kapitel Pietät, Moralität u. ſ. w. ab und nennt ſie voll des raffinirteſten Egoismus u. ſ. w. Hiermit hat die Liebe ihre Diallele innerhalb der Religion beendet. Sie war nichts als Hingebung, reine Hingebung, und offenbarte zuletzt den ihr zu Grunde liegenden Egoismus in ihrem Urtheil über alles Beſondere, Religionen, Secten u. ſ. w.

Die Conſequenzen, die ſich aus dem Prinzip der Liebe ergeben, ſind (S. 161.) „unentgeltliche und gleichförmige Erziehung Aller. Vollſtändige Gleichſtellung der Geſchlechter. Unauflösbare Ehe. Kosmopolitismus. Ordnung, geſetzmäßige Gewalt und Einheit mit ihren natürlichen Folgen, z. B. Gehorſam im Guten. Volks-Souveränetät oder allgemeines Stimmrecht. Vollſtändige Verbindlichkeit Aller gegen Alle oder Gemeinſchaft in der Production und bedingungsweiſe Gleichheit des Lohnes. Fortſchritt. Lebendiges Geſetz oder Verantwortlichkeit der Diener (d. h. der zur Regierung und Verwaltung Gewählten) der Mittel der Geſellſchaft zu jeder beliebigen Zeit; Unabhängigkeit von geſchriebenen Verfaſſungen, Büchern und großen Männern: das alleinige Reich Gottes und der Wahrheit. Religiöſe Toleranz und Herrſchaft der Tugend über das Talent, des Herzens über den Verſtand."

Muß Pecqueur als Gründer einer, wie er ſagt, rationellen Religion die Vernunft auf ſeine Seite bringen und ſich den Schein geben als leite er ſeine Geſetze aus ihr ab, ſo muß es ihm doch wieder als Religionsſtifter und Geſetzgeber begegnen, daß ſeine Vorſchriften nicht aus der angegebenen Quelle fließen, wie die unauflösliche Ehe, die Souveränetät des Volkes theils einander widerſtreiten, wie die letztere der abſoluten Gemeinſchaft. Mag die koſtenfreie Erziehung, mag der Fortſchritt den Schein der Vernünftigkeit und Menſchlichkeit an ſich haben, ſie ſind doch ſogleich wieder mehr als menſchliche, ſie ſind, „abſolute Glaubensartikel" (162) „Hauptdogmen, die dem Gedächtniſſe und der Verehrung der Philadelphen unaufhörlich vorgehalten, aus ihnen neue Menſchen machen werden." (S. 186). So wird der Inhalt der Er-

Digitized by Google

ziehung in dem Glauben an Gott, die religiöse Brüderlichkeit, das künftige Leben bestehen. (S. 192). Die Ehe muß unauflöslich sein, weil — die Socialisten sind fast alle verheirathet — „die Gesellschaft und die Religion erfordern, daß die Beziehungen der Geschlechter vorherbestimmt und geregelt seien." (S. 195). Unter Cosmopolitismus wird die zur Menschheit aufgeblasene Familie verstanden. „Australier, Oceanier, Afrikaner, Amerikaner, Asiaten und Europäer, ihr seid alle von der Race Gottes, alle Brüder, alle gleich, alle frei, alle bestimmt, Glieder der heiligen Familie der Menschheit zu sein." (S. 200). „Ohne Bewegung nur Tod, Bewegung ohne Fortschritt ist gleichfalls Tod, Fortschritt allein ist Leben." (S. 202) Aber fürchten wir nicht, daß dieser Fortschritt die Dogmatik problematisch mache, sie ist es ja, die ihn proclamirt; sich vor ihm zu sichern hat sie sich ihm mitgetheilt, der Fortschritt ist selbst ein Dogma und läßt in diesem Außersichsein „Wahrheiten" zu, „die man dem Glauben und der Achtung der Völker als feste und absolute hinstellen muß," (S. 203) er selbst begnügt sich mit dem Unwesentlichen: „außer dem Gesetz in seinem Wesen ist Alles veränderlich in der sittlichen und socialen Welt." (S. 203). Auf den so charakterisirten Fortschritt wird weiter gebaut. Es darf „weder geschriebene Gesetze, Constitutionen und unveränderliche Charten, noch Macht und Aemter auf Lebenszeit oder auf bestimmte Dauer geben, sondern das Gesetz muß lebendig sein. Es muß sich fortwährend entwickeln wie der Geist des Menschen und der Gesellschaft, deren Ausdruck es ist und die es, welche Gestalt sie auch annehmen, begleitet." (S. 215). Warum aber soll das Gesetz, da es doch wie jedes andere nur der Ausdruck des Vorhandenen ist, den es für die Zukunft als geltend feststellt, warum soll es nicht geschrieben sein?

In derselben Weise wie das geschriebene Gesetz, ist auch die positive Verfassung aufgehoben. „Jeder, der sich zu herrschen anmaßt, ist ruchlos, ein Verräther an Gott und der Menschheit. Gott ist der Vater und einzige Gesetzgeber der Menschen, die alle zusammen nur eine große Familie, eine Republik Gottes bilden. (S. 123). Das Volk aber ist die Stimme Gottes, als solcher gebührt ihm ebenfalls, wiewohl nur eine zweite und bedingte Souveränetät" (S. 225). Diese Souveränetät übt „die Versammlung der Gläubigen, die Kirche, die allein untrüglich ist" (S. 226) und sich zu ihrem Zweck in zwei hierarchische Ordnungen, die geistige oder politische und die materielle oder ökonomische spaltet. Für die erste werden 2 Systeme vorgeschlagen: „Entweder berathende und gesetzgebende Versammlungen mit einem obersten exekutiven Diener," (S. 232) die Deputirten werden durch große Volksmassen für eine bestimmte Dienstzeit gewählt: oder das System der Gruppen, dem der Verfasser den Vorzug giebt. Bei diesem treten die Glieder der Religion je zehn bis zwanzig zusammen und wählen aus ihrer Mitte, gütlich und ohne Stimmen zu zählen, einen Diener, in dem sie personificirt sind. Die Gewählten gruppiren sich von neuem und wählen ganz auf dieselbe Art weiter bis zu den letzten Gruppen, aus denen der Diener der Diener, oder das Oberhaupt der ganzen Gesellschaft hervorgeht. „Bei diesem Systeme sind die Diener aller Grade fortwährend widerruflich, ohne daß den Dienstleistungen bestimmte Gränzen gesetzt wären. Die Gewählten bleiben so lange Gruppenchefs, als ihre Mandatare sie des Vertrauens würdig halten. Allemal werden die Besten und Fähigsten gewählt." (S. 234). Das Herrschen ist in dieser Verfassung so aufgehoben, daß es vielmehr zum allgemeinen Gesetz geworden ist, es herrschen Alle, oder wie es zu wiederholten Malen heißt,

Digitized by Google

„Alle sind Priester und Könige." (S. 39). Der Religion gleicht die politische Ordnung durch ihre Leere, denn sie ist nur ein von allen Verfassungsformen übriggebliebenes Gerüst, in das jene vortrefflich hineinpassen: „indem alle Herrscher und Volk zugleich sind, ist die Religion der Gleichheit und Bruderliebe reine Demokratie; die Besten sind unfehlbar zu Dienern erwählt, (der Ausdruck Diener für Gewalthaber ist ein bekannter Euphemismus) in diesem Sinne also reine Aristokratie; der Beste unter den Besten steht auf der letzten Sprosse der moralischen Stufenleiter — die Religion ist reine Monarchie." (S. 239). Sie ist endlich auch constitutionelle Monarchie; denn die Welt hat eine Charte in den zwei Worten, Gott und Bruderliebe, bestehend. (S. 220). Die politische Ordnung hat keinen äußeren Zwang nöthig, „Kerker, Henker, Armeen und Polizei fallen weg." (S. 216). Allgemeine Moralität ist vorausgesetzt und dadurch der Dualismus des Guten und Bösen beibehalten. Die Menschen sind in unendliche Grade von besseren und schlechteren getheilt und die letztern bilden bei weitem die Mehrzahl, denn von zehn wird nur ein Besserer gewählt. Selbst ihren eigenen Anforderungen entspricht die Pecqueursche Verfassung nicht. Wer hindert die Schlechteren, die, nach der Voraussetzung, erst die Guten, Besseren, und den Besten gewählt hatten, ihre Wahl zu widerrufen, da es ihnen frei steht? Wer hindert sie, sich selbst auf die Höhe der politischen Pyramide zu schwingen? Wer zwingt sie endlich auch nur einmal die Besseren zu wählen? Auch das andere Erforderniß, das Pecqueur an eine gute Verfassung stellt, die genaue Bekanntschaft der Wähler mit den Wahlkandidaten, mangelt der seinigen; denn soll sein System über alle Nationen ausgespannt sein, so müssen die Glieder der höheren Gruppen aus sehr entfernten Gegenden zusammen kommen. Die Zahl bleibt endlich, obgleich die Mehrzahl nicht entscheiden soll, das einzig Entscheidende. Der Socialist faßte die Menschheit zusammen, um sie zu organisiren, er sah aber nur ihre Quantität und — dividirte.

Eine gleiche hierarchische Ordnung besteht neben der politischen für die socialen Verhältnisse. Der Verfasser macht hier den Gegensatz von reich und arm zum Ausgangspunkte, er betrachtet die Lage der Dürftigen weitläufig, aber er beklagt sie nur, er klagt die Reichen nur an und doch mußte er, schon nach der so oft angeführten Bibelstelle „Eher gehe ein Kammel durch ein Nadelöhr, bevor ein Reicher in das Himmelreich komme," vielmehr diese bemitleiden, die Armen aber glücklich preisen, denn ihrer ist das Himmelreich. Die Einseitigkeit des Ausgangspunktes spricht sich nicht selten in der Forderung aus, die Reichen sollen den Armen ihre Schätze geben (S. 248) und Seite 268 sollen die Armen sogar bereichert werden. Der Hauptirrthum liegt aber darin, daß der Selbstsucht die Liebe gegenübergestellt wird, denn diese hat, als das Aufgeben des Egoismus, denselben nicht nur zum Gegenstande, sondern, da das Zurückempfangen des Hingegebnen ihren Charakter ausmacht, sogar doppelt. Die Liebe wird jedoch, als das Ideal, in weite Ferne gerückt, als das Ziel, dem sich die Gesellschaft durch den Fortschritt allmählich nähern soll, für jetzt bleibt sie dem individuellen Gewissen anheim gestellt (S. 297). Sie bildet die Pflicht eines jeden vor Gott, vor der Gesellschaft aber gilt das Recht der Egalität. Pecqueur begeht hier eine doppelte Inconsequenz, erstlich wollte er auch seine socialen Vorschriften aus der Liebe ableiten, zweitens hatte er nicht nöthig, für die Liebe jetzt die Egalität einzuführen, denn er sah in der ersten z. B. Seite 7. das Gebot „thue dem andern was du willst das dir geschehe," u. s. w. also einen mit der zweiten übereinstimmenden

Digitized by Google

Inhalt. Die Egalität läßt er durch die, nach der hierarchiſch ſocialen Ordnung gewählte Geſellſchaft repräſentiren. Dieſe Geſellſchaft verwaltet den, aus der gemeinſamen Arbeit gewonnenen öffentlichen Reichthum oder das Kapital der allgemeinen Kirche, auch den ganzen Handel, Kauf und Vermiethung hat ſie zu leiten. Außerdem werden Richter aus dem Volke gewählt, die durch Examina die relative Kraft, Fähigkeit und Moralität der einzelnen beſtimmen, ſie nach den Reſultaten klaſſificiren und nach Umſtänden avanciren laſſen. Jede Gattung der Dienſtleiſtung muß für die Geſellſchaft gleich nützlich ſein; deshalb tritt auch ein gleicher Arbeitslohn für ſie ein, den jeder als Privateigenthum behält, (S. 93 u. 94) nur die Mittel der Arbeit ſind gemeinſam. Nach dem Salair wird der Werth des Menſchen beſtimmt, die letzte Entſcheidung über die individuelle Führung iſt einer Jury überlaſſen, die jede freiwillige Verletzung, Nachläſſigkeit, jedes Feiern im Dienſte, durch einen verhältnißmäßigen Abzug am Arbeitslohn beſtraft. Dem Menſchen iſt durch dieſe ſociale Ordnung das Recht der Selbſtbeſtimmung zur Arbeit genommen, ſie tritt ihm von außen entgegen. Der Gegenſatz von Proletariat und Bürgerthum iſt allerdings verſchwunden, aber ſo daß alle Handarbeiter geworden ſind. Von Kunſt und Wiſſenſchaft iſt nur im Vorübergehen der Rede, wie könnte auch bei ihnen die Frage nach der Nützlichkeit in Betracht kommen? Was der Socialiſt von der Wiſſenſchaft hält, ſpricht er in einem eignen, „Herrſchaft der Tugend über das Talent" überſchriebenen Kapitel aus, in dem es unter andern heißt: „Die Religion kann in ihre Mitte Niemand aufnehmen, der nicht von dem traurigen und unſittlichen Vorurtheile gereinigt wäre, das Talent oder die intellectuelle und phyſiſche Fähigkeit über die brüderliche Führung zu ſtellen; und Seite 49: „es iſt endlich Zeit die Vernunft ihrer ausſchließlichen Herrſchaft zu entſetzen und ihren Platz dem religiöſen Gefühl wieder einzuräumen. Die That der ganzen Menſchheit beſteht nur in der Erzeugung des gemeinſamen Reichthums; der Einzelne hat den ganzen Umfang ſeines Daſeins für dieſe That zu opfern, ſich der Geſellſchaft ganz hinzugeben. Was er zurück empfängt iſt das Salair. Es iſt das Höchſte, es iſt alles, zu dem er es bringen kann, der Mangel des Salairs raubt ihm ſeine Exiſtenz. Bedarf es zur Aufrechterhaltung des ſocialen Geſetzes allerdings einer ſtarken Dogmatik, eine äußere Gewalt würde zu ſchwach dazu ſein — ſo iſt doch das ſociale Grundprinzip vom Salair das größte Dogma ſelbſt." Die unendlich negative Faſſung des Menſchen gewinnt in der Beurtheilung der Vergehen ihren vollſtändigen Ausdruck. Die ſociale Gerechtigkeit kennt nur ein Urtheil, das negativ unendliche. Außer der Verkürzung am Salair, die auch ein Angriff auf die Exiſtenz iſt, giebt es nur eine Strafe — Ausſtoßung aus der Geſellſchaft. Wer die Ehe verletzt, wer nicht an die Liebe glaubt, wer gegen die Moral verſtößt, wird gänzlich ausgeſchloſſen. Durch dieſes Urtheil ſtößt ſich aber vielmehr die ſociale Geſellſchaft, ſie die alle Völker umfaſſen wollte, von der Menſchheit ſelbſt ab und giebt ihre ausdrückliche Zuſtimmung zu der Behauptung, die wir durch unſere Darſtellung durchführten und die hierdurch ihren aſſertoriſchen Charakter abgelegt hat, daß ſie keine menſchliche ſei.

G. von Förſter.

Digitized by Google

IV.

Berlins Armenwesen.

1. Die Armen.

Ungefähr seit der Zeit, wo sich die Häuser in unseren Straßen umkehrten, und statt der Giebelseite die lange Seite zeigten, begann in ihnen eine fast eben so große Umkehrung der Wohlstandsverhältnisse.

Im Mittelalter, und ich rechne dazu, in Bezug auf das bürgerliche Leben der Deutschen, auch das sechzehnte siebzehnte und den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, wohnte jeder Bürger in seinem eignen Hause, hatte seinen eigenen Garten, seinen eignen Antheil an der Bürgerhaide und Bürgerwiese, oft auch seinen eigenen Brautag im Brauhause, und seinen eigenen Schlachttag im Schlachthause. Die Sitte, die weder Zerstückelung des Eigenthums durch hypothekarische Belastung, noch die Verwandlung des Ertrages in Geld durch Vermiethung kannte, stempelte diesen Besitz zum persönlichen Vorrecht, das ihm, seiner Familie und seinen Erben den nothwendigen Lebensbedarf sicherte. Nur im Ganzen war die Veräußerung und Verpfändung seines Eigenthums ihm gestattet oder wenigstens gang und gäbe, und wenn er es nicht einlösen konnte, trat der, dem es zufiel, in seine Stelle, und er zog hinaus in die Vorstadt, in den Kiez zu den Armen.

Wie die Wohlhabenden des Mittelalters wohlhabend im Vorrecht, ein Bürgerstand waren, so waren auch die Armen im Rechte arm, ein Armenstand. Jenes Anhängsel der Städte, das die slavisch deutschen Landestheile den Kiez nannten, ein Paar Dutzend schlechter Hütten außerhalb der Mauer, die einen Hof umgaben, oder in eine schmale Sackgasse ausliefen, bargen eine Bevölkerung, die ihre Verwandtschaft in den Pariahs hat. Aus einer Stammväterschaft von flüchtigen Verbrechern aus anderen Städten, von Leibeigenen, die sich der gerechten oder ungerechten Richtergewalt des Adels entzogen hatten, von jenen ausgestoßenen Bürgern, deren Verarmung stets eine Schuld war, entsprossen, waren sie von einer erblichen Schande gebrandmarkt, die zwischen der Stadt und dem Kiez eine unermeßliche Kluft bildete. So schwer und nur durch Schuld möglich, wie der Fall des Bürgers, war auch die Erhebung des Vorstädters.

Das Mittelalter war die Zeit des Vorrechtes überhaupt, die Zeit der Stände. An die Stände knüpfte sich das Eigenthum; nur unter ihrer Herrschaft und durch ihre Macht war es mächtig, und die Schranken, die sie zogen, waren so hoch, daß es sie nicht überfluthen konnte; das Eigenthum war gefesselt. Aber jung in der Geschichte und erstarkend, strebte es danach die Fesseln zu sprengen, und die Stände wurden alt.

Der Kampf gegen das Vorrecht ist der Charakter des achtzehnten Jahrhunderts, und es hatte einen dreifachen Angriff auszuhalten.

Zuerst die Paralyse innerhalb seiner, durch sich selbst und seine Einseitigkeit. Weil die Stände Vorrechte gegen einander waren, mußten sie sich befeinden, und die schwächeren zuletzt durch das stärkere untergehn. Das stärkste Vorrecht, das des Königs, blieb zuletzt allein übrig, und ward so stark, wie alle zusammen, denn es verschlang sie alle, und nahm ihre Kraft in sich auf. Darum sind die Stände von heute nicht mehr die Stände des Mittelalters, sind

Digitized by Google

überhaupt keine Stände, denn sie stehen nicht auf eignen Füßen, sondern wurzeln im Königthum.

Den zweiten Angriff machte die Bildung, die Aufklärung, die nach Selbstständigkeit und Freiheit strebte. Sie führte ihn gegen das Vorrecht überhaupt, und der inneren Veränderung des Gegners folgend, stand sie zuletzt in der Revolution sogar dem Königthum, dem centralisirten Vorrecht, gegenüber. Aber durch denselben Bundesgenossen, der den anfänglichen Sieg möglich machte, wurde dieser Sieg in eine Niederlage verkehrt. Ihm mußte die Bildung die Palme überlassen. Dieser Bundesgenosse war das Eigenthum.

Das Eigenthum war der gefährlichste Gegner des Vorrechts, denn es war dessen eigentlicher Inhalt, der sich gegen die Form empörte; der Inhalt gegen die Form, die Quantität gegen die Qualität. Das Vorrecht ist qualitativ unterschiedene Macht; das Vorrecht des Bürgers Macht, innerhalb der Mauer zu wohnen, Vieh zu mästen, Holz zu schlagen, zu brauen und zu schlachten, das Vorrecht des Adels Macht über den Ackerbau. Als der Haus und Grundbesitz sich in Geldsummen übersetzten; als die Häuser und Güter mit Hypotheken belastet wurden, und um deren Zinsen zu bezahlen eine Bauart sich einführte, die die Theilung und Vermiethung der Wohnungen möglich machte; als selbst die Geschäfte sich belasteten, zuerst unter der Form von Compagnieschaften, dann von Actien; als zuletzt der Zunftzwang der Gewerbfreiheit Platz machte; mit einem Wort, als das Vorrecht überhaupt frei und veräußerlich würde, da hörte es auch auf, Vorrecht zu sein, da löste sich der starre qualitative Unterschied, in den flüssigen quantitativen auf, das freie und bewegliche Eigenthum trat an seine Stelle, und war mehr als frei, war Macht, Macht überhaupt.

Die Macht des Eigenthumes, die erdrückende Schuldenlast, gab dem ancien regime den Todesstoß, an der Macht des Eigenthums, an der unbeherrschbaren Agiotage der Assignaten ist die Revolution gescheitert. Durch die Beweglichkeit hat sich das Eigenthum frei vom Staat und von der Person gemacht, nur leihweise giebt es seine Macht, und nimmt sie wieder mit fort, wo es auswandert. Darum ist es ein dummer Unterschied, den sie in Frankreich zwischen Bürger und Volk machen. Die größere Macht, die der Reichthum dem Bürger verleihen soll, ist eben nur Macht des Reichthums und nicht des Bürgers. Der Bürger ist nur der zufällige Träger des selbstlebendigen Capitals, das ebensogut auf einen vom Volk hätte fallen können. Und daß das vom Capital erdrückte Volk sich nicht erheben kann, das haftet auch an keinem qualitativen Unterschiede. Wie der Reichthum stets reicher, so muß die Armuth stets ärmer werden. Weil sie aber in den veralteten Formen befangen sind, weil die Anschauungsweise der Masse stets der realen geschichtlichen Entwicklung nachhinkt, haben sie den qualitativen Unterschied des freien Eigenthums in den Zuständen seiner Unfreiheit ausgedrückt.

Schon bin ich, indem ich eine feste Armuth, einen peuple negre, bei der richtigen Bestimmung ihrer gegenwärtigen Gestaltung angelangt. Wie der Reichthum, so ist auch die Armuth beweglich geworden, sie geht von Einem zum Andern, und steigt im Einzelnen auf und ab. Darum ist es auch jetzt falsch, sie nach Köpfen schätzen zu wollen, und der Faktor der Intensität darf nicht vergessen werden; um so weniger, als die Produktenreihe aus beiden, aus Kopfzahl und Intensität, eine erschreckende Steigerung der Armuth ausweist, in der jede künstliche Hemmung des Einen von der unausbleiblichen Vermehrung des

Digitized by Google

andern Faktors ergänzt wird. Wenn wir aber beim Reichthum dieſelbe Steigerung wahr nehmen, ſo liegt die Gedankenverbindung nahe, daß nur der Prozeß ſich wiederhole, der die ſtreitenden Vorrechte in eines vereinigte. Auch der quantitative Unterſchied des Eigenthums iſt ein feindlicher, weil das Eigenthum Macht iſt ſo gut wie das Vorrecht, und den Kampf, der einſt im Kriege und Aufſtände ausſchlug, repräſentirt jetzt die Concurrenz.

Das Ziel und nothwendige Ende des Concurrenzkampfes iſt die Centraliſation des Eigenthumes, und hier iſt der Uebergang zum ſpeciellen Eingehn auf die gegenwärtigen Verhältniſſe Berlins. Eine Folge der Beweglichkeit des Eigenthumes iſt die Beweglichkeit des Wohnſitzes, und der Despot der neuen Zeit bewährte nur die Größe ſeiner Macht, als er die Bande der Heimath mehr und mehr lockerte und zerriß, und eine wahre Völkerwanderung vom Lande und aus den kleinen Städten in die größeren bewirkte. Das Phänomen des überraſchenden Wachſens der letzteren nahm in der obenerwähnten Uebergangs-Periode ſeinen Anfang. Und waren die großen Städte des Mittelalters, die Handelsemporien, ſtets nichts anders als große kleine Städte, die nur der Zufall glücklicher Lage mit einem Vorrecht mehr beſchenkte, das eine größere Anzahl Menſchen zu ernähren vermochte, ſo hat die neue Zeit einen neuen Typus gebracht, große Städte, die rein aus dem Bedürfniß großer Städte überhaupt hervorgingen, Großſtädte. Eine ſolche iſt Berlin, und wohl deßhalb die reinſte in Deutſchland, und am beſten dazu geeignet, die Phaſen der neuen Entwickelung zu zeigen, da es weder einer natürlichen Begünſtigung des Handels noch der Induſtrie ſein Emporblühn verdankt, ſondern ſeine centraliſirende Kraft als legitime Erbſchaft aus den Zeiten der Centraliſation des Vorrechts betrachten kann.

Der Antritt dieſer Erbſchaft, der allmälige Uebergang vom protegirten und privilegirten Lieblinge des Königthums zur ſelbſtſtändigen und unabſehlich fortwachſenden Großſtadt iſt mit der Bewegung der Wohlſtandsverhältniſſe ſo innig verwachſen, daß die Geſchichte beider dieſelbe iſt. Zuerſt ſieht ſich die kleine Stadt, die kaum zwanzigtauſend Seelen zählt, unter Friedrich I. von der ſegensreichen Verſchwendung eines prachtliebenden Hofes überſchüttet. Jene Zeit, der Glanzpunkt des Königthums, war auch die rechte Zeit der Höfe, die dem Ehrgeize und der Gewinnſucht das ergiebigſte und beſte Feld boten. An das ſiegreiche concentrirte Vorrecht knüpfte ſich alle Bildung und aller Reichthum und verſammelte ſich darum. Die Baukunſt mußte zuerſt ſeinem Stolze dienen, und die prächtigen öffentlichen Gebäude, die in der Reſidenz emporwuchſen, hatten auf ihre Vergrößerung wiederum den wohlthätigſten Einfluß, denn Maurer, Zimmerleute, Steinmetze, Erzgießer aus der kunſtreicheren Fremde ſiedelten ſich an. Den mittelalterlichen Ueberbleibſeln in den krummgaſſigen Altſtädten Berlin und Cöln trat in ſcharfer Abſonderung die gradlinichte Friedrichsſtadt gegenüber, als Repräſentantin der königlichen Uebermacht über alle Geſchichts- und Bodensverhältniſſe. Die militäriſche Regierung des folgenden Königs belegte Berlin mit einer ſo ſtarken Garniſon, daß die Bedürfniſſe derſelben einen neuen Zuzug von Kaufleuten und Handwerkern hervorriefen. Friedrich II. endlich vollendete, was ſeine Vorgänger angefangen; ſein thätiger, empfänglicher und ruhmſüchtiger Geiſt ſuchte eine Hauptſtadt in jedem Zweige mit andern wetteifern zu machen; es gelang ihm dergeſtalt, daß ſie nun auch im Armenthum wetteifert, in der ſonſt ungekannten und unverſchuldeten Armuth des fleißigen Arbeiters.

Das iſt leicht nachzuweiſen. Die Form, in

Digitized by Google

welche die königliche Liebhaberei und die Conſequenzen der centraliſirenden Alleingewalt die Induſtrie, wo es nur anging, einzwängten, war das Fabrikſyſtem. Darin ſteht Preußen übrigens nicht allein da; es folgte nur dem Beiſpiele Frankreichs und anderer Staaten, denen das Merkantilſyſtem Colberts den Grundſatz eingeprägt hatte, wo möglich ſolche Waaren zur Ausfuhr zu bringen, in denen viel Arbeit ſteckte, und keine dergleichen in's Land zu laſſen, um den Fabrikenflor zu heben. Ein gleiches that auch Friedrich II. und den unmittelbaren Anreiz zu Fabrikanlagen im Großen gaben ihm die Lieferungen für ſeine Heere. So ward der alte, ſeit den Wendenzeiten für die Mark Brandenburg einträgliche Induſtriezweig, die Wollenzeugmanufactur in eine große königliche Anſtalt, das Berliner Lagerhaus zuſammengedrängt, die für ſeine Tuche monopoliſirt war, und auch die andern Artikel durch Ueberlegenheit in der Concurrenz an ſich zog. Was es nicht im Hauſe ſchaffen konnte, gab es an Meiſter in Berlin und Potsdam in Arbeit; und dieſe verwandelten ſich, indem ihnen das bearbeitete Material nicht mehr gehörte, allmählig in bloße Lohnarbeiter. So ſtiftete Friedrich II. ferner, um die noch ganz junge Seideninduſtrie zu heben, ein Seidenmagazin, dem er ein Capital von Hundert Tauſend Thalern anweiſen ließ *). Von dieſem Gelde ward fremde Seide eingekauft, oder die im Lande gewonnene den Züchtern, die ſie nicht abhaspeln und zurichten wollten, nach dem Marktpreiſe abgenommen. Allen Fabrikanten ward geſtattet, rohe Materialien aus dieſer Niederlage zu nehmen; den angeſehenſten bis zu hundert und funfzig Thaler auf jeden Stuhl, und auf neunmonatlichen Credit, den geringeren für hundert Thaler auf ſechs Monate, gegen eine nur mäßige Proviſion. Ferner ſtiftete er ein Vergütigungscomtoir; Bureau du poids des sojeries, wohin die Fabrikanten ihre Waare zum Beſchauen und Abſchätzen einlieferten **). Die Acciſsbeamten ſtempelten ſie, und was mit dieſem Stempel verſehen war, konnte überall in Preußen verkauft werden. Jeder Fabrikant empfing überdem nach Ablauf eines jeden Monats eine Prämie von vier vom Hundert des inneren Werthes ſeiner Fabrikate, und nach andern Nachrichten ſogar von ſechs bis acht Procent. Auch in dieſem Fach ſehen wir, durch die Unterſtützung des Capitals durch Capital und Zinſengarantie begünſtigt, den Unterſchied zwiſchen Beſitzer und Arbeiter bald auftreten. Eine Tabelle vom Jahre 1782. zählt in ſiebzehn Fabriken ſchon 834 Stühle, während nur 172 einzelnen Seidenwirkern gehörten *). Ein gleiches Verhältniß findet bei der Seidenſtrumpf- und Seidenbandinduſtrie ſtatt. Die Baumwolleninduſtrie verſuchte er durch Patente auf einzelne Artikel, und Geſchenke in baaren Gelde zu heben, die ſtets eine Theilung zwiſchen dem, der das Geld, und dem, der die Arbeit giebt, hervorriefen; ſo ſchenkte er zum Beiſpiel der Zeugfabrik des Juden Iſaak ein drei Stock hohes Gebäude und 30000 Thlr. **). Obgleich nun dies eifrige Protektorat keineswegs eine günſtige Balanz für das Land, einen bedeutenden Abſatz nach Außen erzielte, ſo trat doch bald die Zeit ein, wo ſolche Geſchenke nicht mehr nöthig waren. Die Webewaareninduſtrie kannte bald nur Reiche, Kaufleute oder Fabrikanten, die keine Unterſtützung mehr nöthig hatten, und Arbeiter, die nichts damit anzufangen gewußt hätten, und die zwar noch nicht die Armuth unſerer Tage kannten, aber ſchon im abhängigen Verhältniß lebten, das nur auf eine Woche ſeines Lebensunterhaltes ſicher war. Dazu waren die alten Deutſchen Bürger, die in ihren eignen Schuhen ſtanden, die zünftigen Meiſter geworden, und nur wenige unter ihnen, denen etwa ihr Haus die Aufnahme einer Hypothek erlaubte, hatten dies Capital in Waare geſteckt, und waren Fabrikanten geworden, während die große Mehrzahl der letzteren aus franzöſiſchen Coloniſten und Juden beſtand; denn dieſe beiden, von ihrer Heimath und ihrer Vergangenheit losgeriſſen, konnten thätiger in ein Zeitverhältniß eingreifen, zu dem der zäh am Alten klebende Deutſche ſich nur mürriſch und zögernd bequemte.

Wie nun auf dieſem Felde die Centraliſation des Eigenthumes, die der Einfluß der Regierung begonnen, durch die wachſende Concurrenz und die wachſende Beweglichkeit des Geldes zugenommen habe, darüber giebt uns der Bericht über die Verwaltung der Stadt Berlin in den Jahren 1829 bis incl. 1840 Beilage M. Verwaltungsbericht der Armendirektion pag. 158 genügenden Aufſchluß. Bei einem Verſuche, die überraſchende Steigerung der Armuth zu erklären, käme, heißt es da ad b. „mit Bezug auf die Localverhält„niße in Betracht, daß in Berlin die Zahl der ver„ſchiedenartigen Stuhlarbeiter ſo überaus groß iſt. „Dieſe Arbeiter ſind in der Regel ſchwache Perſonen, „die einen andern, viel Körperkräfte erfordernden Er-

*) Normanns Handbuch.
**) Nicolai, Beſchreibung von Berlin.

*) Herzberg.
**) Mirabeau, de la monarchie prussienne sous Frédéric le Grand.

Digitized by Google

„werb nicht ergreifen können, zu andern Etabliſſe„ments und Einrichtungen bei ihrer Armuth kein Mit„tel, und wohl auch keine Fähigkeit beſitzen, nament„lich aber meiſtens mit vielen Kindern geſegnet ſind, „und daher bei ſtockender Arbeit, heruntergehendem „Lohn, oder in Krankheits und ſonſtigen ungewöhnli„chen Fällen mit ihrer zahlreichen Familie ſofort der „Armenpflege anheim fallen."

Dieſe Erſcheinungen der Webewaarenfabrikation wiederholen ſich aber in allen Fächern, die der direkten Einwirkung des vorigen Jahrhunderts, oder der der ſelbſtſtändigen Eigenthums- Macht des jetzigen ähnliche Erleichterung bei Einführung der Centraliſation bieten. Und derer ſind in Berlin nicht wenige, da das ſich anhäufende Capital ſeiner Thätigkeit Bahn brechen mußte. So gehören hierher: die Gold- und Silbertreſſenfabrik, die aus Anlaß des Bedarfs für ſeine Arme ebenfalls Friedrich der zweite ſtiftete und monopoliſirte, die Blumenfabriken, Strohhutfabriken, die Kattundruckereien, die in unſerer Zeit die Anwendung des Dampfes zur engliſchen Rieſengröße anwachſen ließ, die Tapetenmanufakturen, die zahlreichen und viel für das Ausland arbeitenden Stickereigeſchäfte, die Wolle und Canavas an Mädchen ausgeben, und die Arbeit nach Stichen bezahlen (1000 Stich einen Silbergroſchen), die Lackirfabriken u. ſ. w. Und die Grenze zwiſchen ihnen, und den Handwerkern, die ſich noch ihre Selbſtſtändigkeit bewahrten, rückt mehr und mehr nach der Seite der letzteren zu, und verengt ihr Gebiet, unter der zuſammengeſetzten Einwirkung des andrängenden Capitals, das Zuzugs brotloſer Leute von außerhalb, die ſich von der rapiden Geldbewegung der Hauptſtadt mit der Hoffnung ſchnellen Emporkommens täuſchen laſſen, endlich der Concurrenz, die nur bei großem Abſatz Verdienſt möglich macht, und noch dazu den koſtſpieligſten Luxus bei Ausſtattung der Geſchäfte verlangt. Was Wunder, wenn da auch die Geſchäfte, deren Natur ſich der Centraliſation zu widerſetzen ſcheint, nachgeben und ihr zum Opfer werden?

Der Schneider und Schuhmacher hatte nur ein kleines Capital nöthig, das ſich raſch umſetzte, und lebten vom reinen Ertrage ihrer Arbeit, die eine einträgliche war, weil ſie keine Zinſen abzugeben brauchte, als etwa die Miethe. Die Sache ſollte anders werden. Die Leichtigkeit des Etabliſſements und der hohe Lohn der Hauptſtadt riefen einen Zuzug hervor, der, im Mißverhältniß mit dem allgemeinen Anwachſen der Bevölkerung bald den Markt überfüllte. Vorzüglich ſiedelten ſich Schneider und Schuhmacher aus dem Militär an, denen es in Berlin gefiel, und die ein Liebesverhältniß angeknüpft hatten. „ad c) führen „die vielen leichtſinnigen Verheirathungen und Eta„bliſſemen.s eingewanderter Perſonen, nicht ſelten aus „dem Militärſtande, zur Vermehrung der Almoſenem„pfänger —" ſagt, an der obenangeführten Stelle, jener Bericht. Wie es an Arbeit fehlte, zehrten nothwendig viele das Capital auf, das in ihrer Arbeit ſteckte, und weil es klein war, waren ſie bald damit fertig. Sie mußten dann Flickarbeit machen, oder Kinderzeug, zu dem in Berlin der Beſteller den Stoff ſelbſt zu kaufen pflegt, und der Verdienſt dabei iſt ſo klein, daß, bei zahlreicher Familie, er ſchon zum Almoſenempfänger ſtempelt. Da trat ihnen das Capital gegenüber, das, von der Concurrenz im Zinsfuße ſelbſt gedrückt, weiter und weiter um ſich zu greifen ſuchte. Die Kühnheit jüdiſcher Speculation gab auch die Hoffnung nicht auf, ein Handwerk fabrikartig zu betreiben, deſſen je nach der Perſon ſich ändernde Arbeit ſich dem zu entziehen ſchien, weil man doch nicht auf Vorrath arbeiten könne. Aber nun wird, durch die Größe des hineingeſteckten Capitals, eine ſo reiche Auswahl angeſchafft, daß faſt jedem Bedürfniſſe genügt werden kann. Gewölbe an Gewölbe öffnet ſich, mit Tauſenden von Hoſen und Röcken und Weſten ausgeſtattet; damit verbindet ſich der Handel mit dem rohen Zeuge, der billig an der Quelle einzukaufen weiß, was der arme Schneider dem Tuchhändler theuer bezahlen muß, oder gar auf Borg nehmend, noch verzinſen. Und die gedrückten und ſorgenbelaſteten Handwerker ſind gezwungen, ſich zu den Werkzeugen des Reichthums anderer zu machen, die ihnen wenigſtens ſicheres, wenn auch geringes Verdienſt zukommen laſſen. Was bei der Schneiderei ſo im Großen ſchon auftritt, zeigt ſich, wenn auch in kleinerem Maaßſtabe, auch bei der Schuhmacherei; und ſo finden wir die Dachſtuben der Nebengaſſen und Vorſtädte mit Schneidern und Schumachern bevölkert, die bei zwei Thaler wöchentlichem Verdienſt eine Familie ernähren ſollen, und wenn ſie dies auch durchſetzen, indem die Frau Arbeiten verrichtet, die den Dienſtboten zu ſchlecht ſind; Stuben ſcheuert, und Waſſer trägt, und — und indem die Kinder vom zarteſten Alter an in die Fabrik geſchickt werden, und neben dem mühſeligen und kärglichen Tagesverdienſt ein noch mühſeligeres Abendverdienſt ſuchen, ſo bricht im Fall einer Krankheit auch der letzte Widerſtand gegen die Noth, und nur das Almoſen kann vom Hungertode retten. Wie dem Schneider und Schuhmacher, ſo geht es aber noch vielen Handwerkern;

Digitized by Google

ja keiner ist ganz vor dem hereinbrechenden Unglück geschützt, denn die Bewegung des Eigenthums ist über dem Willen der Personen, und bei den meisten nach abwärts gerichtet, damit sie bei wenigen nach aufwärts sei. Die Armuth und der Reichthum entfernen sich beide mehr und mehr von der Mittellinie des Besitzes, und so lange das Wohlsein an den Besitz und seine Macht geknüpft ist, wird die Summe der Sorge und des Unglücks größer werden. Und die Sorge und das Unglück sind unverschuldet, und verschulden selbst neun Zehntel aller Schuld, wenn Schuld überhaupt eine feste Bestimmung ist. Darum hat der Berliner Magistrat vergeblich vor dem Unwillen des Publikums eine Einrichtung zu schützen versucht, die dem alten Armenthume angehört, die Bettelpolizei. Die Bettelpolizei war die administrative Repräsentantin des Kiezes, und überlebte ihn, wie die Formen der Verwaltung meistens hinter dem Zeitgeist herschleppen. Betrachtete man sie früher als einen guten Schutz gegen die befleckende Berührung der Unreinen, als schallbrechende Mauer gegen den widerlichen Schrei der Noth, dem das starre Vorrecht keine Theilnahme schenkte, so wurde ihre Stellung schwieriger und schwieriger, als das Verhältniß sich änderte. Die Stadt wollte dem abhelfen, glaubte aber mit Verbesserung der Kleidung, und Abschaffung der gar zu gehässigen Einlieferungsprämie von 2½ Silbergroschen genug zu thun, und läßt sich dann, komisch genug, mit folgendem Erstaunen vernehmen:

„Aber dieser Verbesserungen ungeachtet wollte es „nicht glücken, eine günstigere Stimmung für die Ar„menwächter hervorzurufen. Der auf sie vererbte Haß „schien unvertilgbar. Häufig wurden sie auf das „gröblichste insultirt, verhöhnt, ja selbst verwundet, und „nur zu oft entstanden, bei Gelegenheit der von ihnen „vollführten Arretirungen die bedenklichsten Volksauf„läufe. Unter diesen Umständen mußte auch ihre Ge„duld und Thätigkeit ermüden. Stets der Gefahr „der Mißhandlung ausgesetzt, vermieden sie natürlich „mit jungen rüstigen Bettlern, auf welche vorzugs„weise zu achten war, sich einzulassen, beschränkten „ihre Wirksamkeit vorzüglich auf das Arretiren alter „Leute und bettelnder Kinder, regten aber dadurch das „Mitleiden des Publikums noch mehr auf und ver„fehlten dadurch ihren Beruf, und den Zweck ihrer „Anstellung." —

Das ist zur Einleitung die Geschichte des neuen Berlins u. zugleich die Geschichte seines Armenthums. Die Gestaltung, bei der sie zuletzt anlangte, vereinigt, wie ich gezeigt habe, alle jene Erscheinungen, die der Kurzsichtigkeit so plötzlich und befremdend gegenübertraten, und eine seltsame Aufregung hervorriefen, eine unerkannte Mahnung an das Recht der Gattung, vor der die erschreckte und herumirrende Halbheit im formlosen Zerschmelzen der Jenseitigkeit, oder in Formeln eines träumerischen Diesseits, in Utopien, Zuflucht suchte. Ernstwilliger und ausdauernder als diese haben die Männer der Praxis, und die Berlinische Armenverwaltung obenan unter ihnen, in der Regelung der Armenpflege überhaupt und unermüdlicher Bekämpfung des Uebels im Einzelnen eine Abhülfe versucht, die ich im folgenden der Untersuchung und Critik zu unterwerfen habe.

Julius Faucher.

V.

Englische Tagesfragen.

(Fortsetzung.)

Ricardo's Motion in Betreff der Einfuhrzölle.

Der Anschauungsweise, welcher der englische Landbau und die englische Industrie, wie ich im obigen gezeigt habe, ihre mißförmige Entwickelung verdanken, reiht sich die auf den Handel bezügliche mit nicht besserem Erfolge an. Auch hier bietet, wenn gleich von viel geringerer Theilnahme begleitet, ein parlamentarischer Reformversuche den Anknüpfungspunkt, um zugleich das drohende Wachsthum alter Uebel und die Trostlosigkeit constitutioneller Fortschritte und Heilmittel daran zu zeigen. Fast möchte man aber die geringe Theilnahme diesem Versuche schon zur Ehre rechnen, indem sie anzeigt, daß Ricardo und seine Freunde sich wenigstens darin von der gedankenfaulen Masse unterscheiden, daß ihre wissenschaftliche Untersuchung ein Gebiet überhaupt nur nicht scheut, auf dem jene, durch die dazu nöthige größere Gedankenschärfe gänzlich zurückgeschreckt, sich dem alten Schlendrian willenlos überläßt. Und mit der Masse stimmt der constitutionelle Gebrauch hierin vollkommen überein, indem das Parlament den Abschluß von Tarifftraktaten, mit denen es die Motion zu thun hat, gänzlich der executiven Gewalt überläßt, und sich höchstens die letzte Bestätigung vorbehält.

Tariff-Tractate, sagt nun aber Ricardo, sind überhaupt höchst überflüßige Dinge, und zwar aus einem doppelten Grunde. Zuerst sind sie es, weil sie resultatlos bleiben müssen, selbst in dem von ihnen beabsichtigten Sinne.

Digitized by Google

„In der Parlaments-Eröffnungs-Rede ihrer Majestät im Jahre 1842 sei folgende Stelle vorgekommen: „„Ich bin in Unterhandlungen mit verschiedenen Mächten getreten, welche, indem sie zu Verträgen führen, die auf das gerechte Princip gegenseitigen Vortheils gegründet sind, den Verkehr und Handel des Landes erweitern werden.““ In der Thronrede bei Eröffnung der letzten Sitzung, obgleich derselbe Nachdruck auf das freundschaftliche Verhältniß zu fremden Mächten gelegt wäre, würde keines solchen Vertrages erwähnt. Die natürliche Folgerung wäre, daß die Verhandlungen keinen Erfolg gehabt, die die Ausdehnung des Handels beabsichtigten, und dies rufe die Frage hervor, ob nicht irgend etwas in dem System, das man dabei beobachtet hätte, gänzlich falsch sei.“ Als diesen Fehler bezeichnet Ricardo die feindselige Stellung der verhandelnden Mächte, deren jede im Erstreben eines günstigen Bilan's, d. h. einer Geldeinfuhr, im Nachtheil der andern ihren Vortheil sähe, der also keineswegs gegenseitig sei. Wenn die, aus diesem Grunde, sich unendlich in die Länge ziehende Verhandlung indeß auch zum Schluß gebracht würde, so genieße freilich der klügere oder stärkere vielleicht eines geringen dadurch bewirkten Vortheils, aber auch dieser sei nur vergänglich, denn die Erfahrung mache den überlisteten bald klüger und die Eifersucht anderer Staaten mische sich hindernd hinein. So sei das Mißtrauen gegen England so groß, als es nur irgend sein könne. „Die Länge der, zwar stets ihrem Ende nahe scheinenden, aber nie endenden Verhandlungen mit Frankreich hätte erwartet werden können, da es sich offenbar nach den Prinzipien richte, die vor mehreren Jahren ein Schriftsteller, in jenem Lande als Autorität betrachtet, ausgesprochen hätte nämlich 1) Die bestehenden Zölle allein für solche rohe Stoffe zu erniedrigen, die für Verarbeitung in Manufakturen tauglich wären. 2) Die Einfuhr von Maschinen und Werkzeug zu begünstigen. 3) Garn, Twist u. s. w. als Manufakturwaare, und nicht als rohen Stoff zu betrachten. 4) Wo möglich keinen Schutzzoll gegen englische Manufakturwaaren abzuschaffen. 5) Die Ausfuhr von Maschinen zu verhindern. 6) Und letztens und hauptsächlich, daß man es als Prinzip betrachte, in den Verhandlungen mit England die meisten der Bedingungen, die es vorschlage, zu vermeiden. Alle Diplomatie von Seiten Englands habe es nicht durchgesetzt, Frankreich zur Aufgabe dieser Prinzipien zu veranlassen.“ Was würde am Ende dabei herauskommen, wenn man auf diesem Wege verharre? Wahrscheinlich, durch den Vorschub, den er der vereinigten Eifersucht des Continentes biete, der Verlust aller der Vortheile, die England nicht durch Traktate, sondern durch seine innere Strebsamkeit erlangt habe. „Wenn nun aber die Anhänger des Reciproeitätsprinzips ihr Hauptargument, den Fall mit Rußland vorbrächten, und behaupteten, daß, da die englische Ausfuhr dorthin nur 1,600,000 Pfd. die Einfuhr von dorther dagegen 5,000,000 Pfd. betrage, der Ueberschuß der letzteren von England in Gold ausbezahlt werden müßte, so antwortet er, daß dem nicht so sei, denn die englische Ausfuhr nach Rußland habe im Jahr 1841 bestanden aus Baumwollen-twist, Indigo, Cochenille, Kafe, Zucker, Wein und Rum,-Artikeln, die aus den englischen Vorrathsspeichern genommen wären, und so würde die übrigbleibende Balanz, die England an Rußland schuldete, von fremden Ländern bezahlt, die diese Güter in die englischen Speditions-Speicher geliefert hätten. Rußland verlange Zucker, Brasilien verlange Eisenwaare und Baumwolle; England verlange Hanf und Talg — England schicke den Zucker von Brasilien nach Rußland, und Rußland, Englands Gläubiger würde Schuldner Brasiliens, und die Conto's zwischen England und Rußland würden ausgeglichen, nicht durch Ausfuhr von Gold, sondern durch Wechsel von England auf Brasilien gezogen, und von Rußland in Zahlung angenommen.“ Und diese ganze Ausgleichung geschehe ohne Tariftraktat, allein durch die Strebsamkeit der Industrie, die das Land in den Stand setze, da, wo es die zu große Einfuhr aus einem andern Staate nicht mit eignen Erzeugnissen zu decken vermöge, weil nicht genug derselben verlangt würden, wo anders solche Waaren ohne Geld zu kaufen, die es zum Austausch mit ihm gebrauchen könne.

Darum, fährt Ricardo fort, sei es sein Vorschlag, der Industrie nicht durch Schutzzölle und Verträge mit andern Staaten wegen deren Schutzzölle, unter die Arme zu greifen, weil man eben auf diese Weise ihr nicht unter die Arme greife, sondern durch geschickte Vertheilung und Regelung der eignen Eingangszölle, indem man den rohen Stoff für die Fabrikation, und die, den Arbeitern nöthigen Nahrungsmittel, die vom Auslande importirt würden, ganz ohne Bekümmerniß ob es von demselben irgendwie erwiedert werde, so viel als möglich herab setze. Nur das Korn, das wegen der politischen (ständischen) Verhältnisse des Landes einer besondern Behandlung unterliegen müsse, wäre hiervon auszunehmen.

Ricardo täuscht sich in diesen Voraussetzungen. Wenn, um bei dem angeführten Beispiel zu bleiben,

Digitized by Google

Rußland durch Schutzzölle eine Industrie im Innern erzwingt, so wird es nach einiger Zeit vermögend sein in den Preisen der Manufaktur-Waare mit England zu concurriren. Es darf nämlich nicht vergessen werden, daß es keines Imports der gröberen Nahrungsmittel bedürftig ist, wie England, und daher auf billigere Arbeit rechnen kann. So wird es aber in den Stand gesetzt werden, die Brasilische Artikel, die es bedarf, nicht mehr mit fremder, sondern eigner Fabrikwaare zu bezahlen, und dann allerdings England zur Bezahlung der Balanz mit Gold zwingen. Die Aushülfe des Triangularhandels, wie ihn die Amerikaner nennen, ist daher ebenso temporär, wie die des Tarif-traktats, und der Eifersucht andrer Länder bleiben die Mittel nicht minder, die übermächtige englische Industrie zu bekämpfen.

Sobald aber diese Industrie, durch wiedernatürliche Kost gleich der Gänseleber zur wiedernatürlichen Größe angeschwollen, den Markt verliert, muß sie das Verderben des Organismus, dem sie angehört, nach sich ziehn.

Im Hintergrunde hat indeß Ricardo noch ein andres Argument, das er nur als Nebenbemerkung in seine Rede einfließen läßt, über welches aber sein System der Nationalökonomie Aufschluß giebt. Dies ist, daß die Bezahlung der Balanz mit Gold gar nichts schade, denn Gold sei eben so gut eine Waare als andre Waaren. Nämlich Gold werde ja auch für Industrie-Erzeugnisse aus Brasilien gekauft, und wenn England Rußland mit Gold bezahle, so steckten ja in dem Golde die dafür in Austausch gegebnen Industrieerzeugnisse, es bezahle also eigentlich auch, durch das Mittel des Triangularhandels, in Industrieerzeugnissen.

Dies Argument wird dem Colbertschen Mercantilsystem gewöhnlich entgegnet, und man behauptet sogar, daß vermöge dessen Export und Import eigentlich stets ganz gleich seien, und daß gar nichts darauf ankäme, wie innerhalb ihrer die verschiedenen Waaren, Gold inbegriffen, vertheilt werden.

Das Merkantilsystem hat, seit einer geraumen Frist an Jahren von Seiten der national-ökonomischen Schriftsteller so oft Verdammung und Verhöhnung erfahren, daß man sich um so mehr wundern muß, es in seinen Grundzügen noch bis heute von den Regierungen festgehalten zu sehn. Die Probe einer hundert und funfzigjährigen Erfahrung ist doch wahrlich nicht verächtlich, und berechtigt zu dem Verdacht, daß die Auffassung der Angreifer unvollkommen, oder daß der Ersatz, den sie bieten, noch mangelhafter, als das Bestehende sei.

Da indeß Ricardo selbst das Parlament nicht für geeignet hält, die eigentlichen wissenschaftlichen Grundlagen seiner Theorie zu entwickeln; und da sich später zeigt, daß er sehr weise daran thut, indem man seinem Anhänger Ewart, der den Versuch dazu macht, und sich dabei über die gänzliche Gleichgültigkeit des Hauses beschwert, antwortet: er sei selber daran schuld, denn er entwickele ja nur seine Ansichten, statt parlamentarisch zu dem Parlament zu reden: so zeigt sich hier eine Trennung zwischen dem englischen Volk und der englischen Wissenschaft, die mich veranlaßt, diese Benennung auch in die Darstellung einzuführen, und die nationalökonomischen Systeme der Engländer einer späteren Behandlung vorzubehalten.

Ricardo's schon seit mehreren Jahren wiederholter Vorschlag: „daß Ihrer Majestät eine ergebne Adresse überreicht werden möge, mit der Bitte, daß Ihre Majestät gnädigst geruhen wolle, Ihren Dienern die Anweisung zu geben, keine Verhandlung mit fremden Mächten anzuknüpfen, die eine Veränderung des Tarifs des vereinigten Königreichs, abhängig von einer Tarifsveränderung anderer Länder bezweckte; und Ihrer Majestät ergebenst die Meinung des Hauses auszusprechen, daß der große Gegenstand der Erleichterung des Handels zwischen England und andern Ländern, am besten durch Regelung der heimischen Zölle, gefördert werden könne," u. s. w. scheitert an der gänzlichen Gleichgültigkeit des Parlaments, und die kurzen Erwiederungen, deren man ihn für würdig hält, mögen in Bezug auf seine Gleichgültigkeit bei so wichtigen Interessen, der Phantasie des Lesers überlassen bleiben.

Julius Faucher.

Verlag von Egbert Bauer in Charlottenburg. Berlin, gedruckt bei F. Rietack.

Digitized by Google

Allgemeine

Literatur-Zeitung.

Monatsschrift,

Herausgegeben

von

Bruno Bauer.

Heft 10. Band II. Ausgegeben im September 1844.

I.

George Sand.

„Wie kannst Du nur glauben, sagt Lelia, die Sibylle der Verzweiflung zu dem enthusiastischen Dichterjüngling, daß die Menschheit fortschreitet, wenn du doch siehst, wie rings umher jede feste Ueberzeugung zu Grunde geht, ohne daß eine neue an ihre Stelle trete, wie alle Gesellschaften in ihren Grundfesten erschüttert auseinanderfallen und der Welt die Kraft zur Aufführung eines Neubaues nicht mehr innewohnt, wie alle Grundsätze, die so lange für unbezweifelt heilig gegolten haben, dem Streit anheimfallen, ohne daß sie durch die Grundsätze eines neuen Glaubens ersetzt würden."

In der Vorrede zur zweiten Auflage der Lelia fühlt sich die Dichterin George Sand über die Schmerzen des Zweifels und der Verzweiflung getröstet. Sie sieht bereits in der Gegenwart „die ersten Elemente einer neuen socialen und religiösen Gestaltung in dem großen Conflict verschiedener Bestrebungen und Wünsche, deren Ziel man zu ahnen beginnt und deren vereinendes Band nur erst wenige hervorragende Geister zu schmieden anfangen." „Der Zweifel, sagt sie, und die Verzweiflung sind nur große Krankheiten, welche das Menschengeschlecht überstehen muß, um seinen religiösen Fortschritt zu bewerkstelligen."

Diese pathologische Ansicht vom Zweifel war aber für die Schöpferin der Lelia nicht nur ein später Trost. Mit frommer Anstrengung hat sie sich immer bemüht, ihre Werke zu einer Rechtfertigung der göttlichen Weltordnung wegen des Daseyns und der Qualen des Zweifels zu machen. Ihr Vaterland hatte sich während der Zeit, die die Restauration fallen sah, und in der Periode der späteren gesellschaftlichen Bestrebungen niemals so weit von dem Zweifel führen lassen, daß es seine schmerzhafte Unklarheit und Zweideutigkeit hätte überwinden können, und sie war Tochter Frankreichs geblieben, als sie den Zweifel zum Dogma erhob.

Digitized by Google

Es kann ihr nur zur Ehre gereichen, daß sie uns den geistigen Boden der neueren französischen Bestrebungen kennen lehrt, wenn sie uns in einigen ihrer Hauptwerke die dogmatische Grundlage aller ihrer Schöpfungen aufdeckt.

Wir folgen ihr zuerst in das Kloster, in welchem der Geist Spiridions den Schatz seiner Geheimlehre bewacht. —

„Nein! Du hast mich nie gekannt, nie begriffen, rief die strenge Stimme Spiridions dem Pater Aleris in einer seiner Fieberphantasieen zu, ich bin hundert mal zu Dir gekommen und Du hast nicht ein einziges mal gewagt, mir zu gehören: aber was kann man anders von einem Mönche erwarten als Ungewißheit, Feigheit und Sophismen."

„Aber ich habe Dich geliebt, antwortete Aleris; Du weißt es, ich habe zu Dir gefleht, ich habe Dich gesucht; ich habe alle Kraft meines Wesens angewendet, den Sinn Deiner Gleichnisse zu durchdringen; ich habe Dich auf den Knieen angerufen; ich habe den Cultus der Hebräer verlassen, den Gott der Juden und Heiden sich schmerzlich an seinem Kreuze winden lassen, ohne ihm eine Thräne zu widmen, ohne ein Gebet an ihn zu richten."

„Und wer hat Dir das befohlen? erwiderte die strafende Stimme. Unwissender Mönch! herzloser Philosoph! Märtyrer ohne Begeistrung und Glauben! Habe ich dir je vorgeschrieben, den Gekreuzigten zu verlassen?"

Ein Leben voller Kämpfe und Anstrengungen war schon fast an seinem Ziel angekommen, als derjenige, der unter seiner Last geseufzt hatte, sich von seinem „Geiste" immer noch, ohne daß er ihn verstand, strafen lassen mußte.

Pater Aleris hatte zu dieser Zeit schon den jungen Angel, der bei ihm gegen die Rohheit der Klosterbrüder Trost und Hilfe gesucht hatte, zu sich genommen: er erkannte ihn bald als denjenigen, dem er das Geheimniß des „Geistes" und seines Verkehrs mit ihm vermachen könnte.

Spiridion — der Sohn jüdischer Eltern in Tyrol — war durch seine Zweifel und Forschungen im Glauben an die ausschließliche Religion des auserwählten Volkes irre geworden: er trat in den Schooß der reformirten Kirche: das Studium des Katholicismus ließ ihn in diesem eine größere Gewißheit erkennen: er wird Katholik, stiftet in Italien ein bedeutendes Kloster, wird aber durch philosophische Studien dahin gebracht, daß er endlich dem Christenthum überhaupt entsagt, und übergiebt dem Fulgentius kurze Zeit vor seinem Tode das Geheimniß seines Lebens und seiner Kämpfe, einen Theil seines Wesens, den bessern Theil seines Geistes, eine Schrift, die Frucht eines Lebens voll Nachdenken und Mühen, eine Schrift, die Fulgentius mit seinem Leichnam in die Gruft senken und nur in dem Falle der Vergessenheit entziehen sollte, wenn sein Geist das Bedürfniß einer völligen Umwandlung fühlen würde.

Spiridion ist der „Geist," der seinen Tod überlebt hat, jene Schrift behütet und mit denjenigen Bewohnern des Klosters in Verkehr tritt, die durch ihre Seelenstimmung und inneren Kämpfe würdig geworden sind, von dem tödtlichen Geheimniß zu wissen, welches der katholische Klosterbau in seiner Gruft birgt.

Fulgentius hatte die Tradition treu bewahrt, aber nicht das Bedürfniß und den Muth gefühlt, in die Gruft hinabzusteigen. Nach der Anweisung des Spiridion wählte er kurz vor seinem Tode einen Er-

Digitized by Google

den des Geheimniſſes. Seine Wahl fiel auf Aleris, einen jungen, eifrigen Kloſterbruder, der ſich ihm dadurch bemerklich gemacht und gewiſſermaaßen empfohlen hatte, daß er ſich in einer eigenthümlichen Colliſion einem Befehl des Abts widerſetzt und „in einem Augenblick des Unwillens die Gränzlinie zwiſchen der Autorität des Glaubens und der Anwendung jener Autorität, die in den Händen der Menſchen liegt, gefunden hatte.“

Der ſterbende Mönch wünſchte, daß Aleris von dem Buche keine Kenntniß nehmen ſolle, fügte aber hinzu, „wenn er den Glauben verlieren und in den Atheismus verſinken ſollte, würde ihn das Buch, wenn auch vielleicht mit Ketzerei befleckt, gewiß zum Glauben an Gott und an die Grundlehre der wahren Religion zurückführen.“ Fulgentius ſchien zwei Gewiſſen zu haben, das eine durch die Bande und Gelübde der Freundſchaft an das unkirchliche Buch gefeſſelt, das andere durch die Schrecken der Hölle der Autorität der Kirche unterworfen.

Aleris fing an, ſich in derſelben Lage zu befinden. „Katholik und Ketzer zugleich, rief er mit der einen Hand die Autorität der römiſchen Kirche an und verſenkte die andere in Spiridions Grab, um daſelbſt den Geiſt des Aufruhrs und der Prüfung zu ſuchen oder wenigſtens zu ſchützen.“

In ſeiner letzten Fieberſtunde hatte ſich Fulgentius, „als wollte er durch dieſe Uebungen die ihm ſo ſchwer gewordene Energie büßen, die er bei der Ausführung des letzten Willens ſeines Freundes gezeigt hatte, mit der kleinlichſten Aengſtlichkeit den Ceremonieen der Kirche überlaſſen.“ Aleris wurde durch dieſen Anblick betrübt. „Wozu nützt denn ein ganzes Leben voll blinden Gehorſams, wenn der Tod im achtzigſten Jahre noch ſo viel Schrecken erregt?“ Die Erinnerung an Spiridion, die ihn unaufhörlich beſchäftigte, zog ihn dagegen auf die andere Seite hin: „geblendet von dem Gedanken der geiſtigen Kühnheit des philoſophiſchen Abts und der wunderbaren Macht, deren Einfluß ihn ſo lange überlebt hatte, fühlte er ſich von dem glühenden Wunſch beſeelt, ſeinem Beiſpiel zu folgen.“ In der Nacht, nachdem der Freund Spiridions in dem Grabgewölbe neben dem Sarge deſſelben ſeine letzte Ruheſtätte gefunden hatte, kniet Aleris in frommes Nachdenken verſunken, auf dem Grabſteine des Fulgentius. In ſeiner jugendlichen Verwegenheit hält er ſich ſchon für fähig, das Scepter zu ergreifen, welches die Todten getragen haben; er will den Stein heben, der das Werk Spiridions ſeit mehr als funfzig Jahren verſchloſſen hält, aber religiöſe Bedenken, die aus ihrem augenblicklichen Schlummer erwachten, lähmen ſeine Hand und mit Entſetzen erfüllt, verläßt er die Gruft. „Der menſchliche Stolz und die chriſtliche Demuth“ begannen nun in ihm ihren Kampf: „der Geiſt kam dem Stolz zu Hilfe und der Glaube entfloh vor der Vernunft.“

„Doch entſagte er noch nicht dem katholiſchen Glauben. Als er ſeinem Geiſte das Recht zugeſtand, ſeinen Glauben zu prüfen, war er dieſem geſchwächten Glauben noch ſo zugethan, daß er ſich ſchmeichelte, ihn durch Studium und Nachdenken zu ſtählen. Er wäre ein ſehr armſeliges und zerbrechliches Gebäude, ſagte er ſich, wenn er beim erſten Anſtoß des Geiſtes zuſammenſtürzen ſollte.“ „Wer weiß, ſagte er ſich ferner, ob nicht das Buch Spiridions ein zum Ruhm des Katholicismus errichtetes Monument iſt?“ Er beſchloß, nur im letzten Nothfall d. h. in dem Fall, wenn ſeine Kräfte nicht ausreichen ſollten, die Myſterien des Glaubens zu ergründen und durch ihre philoſophiſche Deutung zu verherrlichen, zu dem Buche in der Gruft der Kloſterkirche ſeine Zuflucht zu nehmen. Sechs Jahre, bis zu ſeinem dreißigſten Jahr — bis zum

Digitized by Google

Winter des Jahres 1766 will er sich seinen eigenen Studien hingeben.

Nach einem zweijährigen Studium der Schriften, die alle nur den Triumph Roms verkündigten, bemerkte er, daß er sich nur in dem Kreise herumgedreht habe, in welchen der Katholicismus sein vergangenes Leben eingeschlossen hatte; er beschloß nun, die Ketzer zu lesen: sie trieben ihn weiter, als er geahnt hatte und er „zerfiel um so unversöhnlicher mit der römischen Kirche, als er nach dem Beispiel Abelards und seiner andern neuen Lehrer die innere und aufrichtige Ueberzeugung seiner Rechtgläubigkeit hatte."

Nachdem er zu Wicleff, Huß, Luther, endlich zum Scepticismus übergegangen war, sah er endlich, daß er nicht mehr Katholik sey. Zu seinem Ausgangspunkte konnte er nicht mehr zurückkehren; sein Glaube an die Offenbarung war erschüttert und seine Religion hatte eine philosophische Gestalt angenommen. Als er endlich die alten Philosophen las, hörte er auf, Christ zu seyn.

„Konnte ich, fragt er in dem Bekenntniß, das er Angel ablegt, noch an die Offenbarung glauben, seit dem so viel Philosophen und Weise um mich her aufgestanden waren und mir die großartigsten Lehren gegeben hatten, ohne sich eines ausschließlichen Verkehrs mit der Gottheit zu rühmen? Obgleich ich immer noch die höchste Verehrung und die reinste Begeisterung für den Gekreuzigten hatte, sah ich wenige Gründe, weshalb er mehr Gottes Sohn seyn sollte als Pythagoras und weshalb die Schüler des Letzteren nicht eben so gut Apostel des Glaubens seyn könnten, als die Schüler Jesu."

„Er bewahrte für jede Religion einen Glauben voll von Hoffnung und Verlangen nach der Gottheit, das unerschütterliche Gefühl des Rechts und Unrechts, eine große Achtung für alle Religionen und Philosophieen, die Liebe zum Guten und das Streben nach Wahrheit. Hier stehen bleiben, voll Demuth und in einem leidlichen Seelenfrieden mit diesen großen Trieben leben, war aber für ihn als Katholiken unmöglich."

„Der Katholik hat keinen Anhaltpunkt in der Geschichte des menschlichen Geschlechts und weiß Nichts mit dem Christenthum in Verbindung zu bringen. Er ist der Anfang und das Ende des menschlichen Geschlechts; für ihn allein ist die Erde geschaffen; für ihn sind unzählige Generationen gleich eitlen Schatten über den Boden der Erdkugel hinweggegangen und in die ewige Nacht gesunken, damit ihre Verdammniß ihm als Lehre und Beispiel diene; für ihn ist Gott in Menschengestalt auf die Erde herabgekommen. Die Jahrhunderte, wo er nicht gelebt hat, rechnet er nicht; diejenigen, die gegen ihn gekämpft haben, sind verflucht; diejenigen, die ihn vernichten werden, sehen zugleich das Ende der Welt. Außer der Kirche ist für ihn kein Heil, außer der Genesis keine Wissenschaft. Es giebt kein drittes für ihn, er muß Katholik bleiben oder ungläubig werden."

„So weit war es mit Aleris gekommen; er hatte über den Glauben gesiegt, aber während sein ungläubiges Jahrhundert in philosophischer Sorglosigkeit stehen blieb, glich die Freude über seinen Triumph eher der Verzweiflung und dem Wahnsinn."

„Sein Herz war erloschen und die Thätigkeit des Geistes konnte ihm nicht Ersatz gewähren. In keiner Religion fühlt sich der Mensch seinem Gott so nahe wie in der christlichen; in keiner andern ist Gott so menschlich, so väterlich, so nahbar, so geduldig, so theilnehmend dargestellt. Das ascetische Buch von der Nachfolge Christi ist nur eine verehrungswürdige Abhandlung über die Freundschaft, eine eigenthümliche, unaussprechliche, in der Geschichte der andern Religionen

Digitized by Google

beiſpielloſe Freundſchaft. Welches den irdiſchen Dingen zugewandte Gefühl kann für den Menſchen, der jenes gekannt hat, es je erſetzen? Welche Bildung des Geiſtes kann zu gleicher Zeit und in demſelben Maaße allen Bedürfniſſen des Herzens genügen?"

„Mit der blinden Unterwerfung gegen die katholiſche Lehre hatte Aleris die Poeſie und die Kraft des Gebets, die heiligen Entzückungen und die glühende Sehnſucht verloren. Seitdem der Kreis der Macht und Vollkommenheit Gottes durch ſeine Vernunft ſich erweitert, ſeitdem ſeine Gedanken und Beſtrebungen einen größern Aufſchwung gewonnen hatten, war er von dem Glanz dieſes neuen Gottes geblendet und fühlte er ſich durch ſeine Unendlichkeit und die Größe des Univerſums ganz vernichtet."

„Er empfand die Leerheit und Unbeſtimmtheit der Philoſophie, die damals Mode war und die man Theismus nannte; aber alle Wünſche, alle Sehnſucht, die ihn beſeelte, waren unfruchtbar; weder er noch ſein Jahrhundert waren ſtark genug, der Menſchheit den neuen Tempel zu öffnen, wo ſie gegen Atheismus, Kaltſinn und Tod Schutz finden konnte."

Unter dieſer Angſt und Marterarbeit waren ſechs Jahre verſtrichen. Die Erinnerung an Fulgentius und der Gedanke an Spiridion waren für Aleris indeſſen beſchämend geworden: die neuere Philoſophie hatte ihm den Gedanken daran, daß er die Ausſagen jenes Greiſes buchſtäblich genommen und an die Erſcheinungen des Spiridion ſelbſt geglaubt hatte, zu einer drückenden Laſt gemacht; das Buch, welches in der Todtengruft lag, hatte er zwar nicht vergeſſen, er war auch zugleich feſt entſchloſſen, das „kindiſche Gelübde," das Manuſcript am erſten Tage ſeines dreißigſten Jahres auszugraben, nicht zu erfüllen und den vielleicht koſtbaren, jedenfalls aber ſonderbaren Schatz zu heben, wenn er es für angemeſſen halten würde.

Allein eine zufällig herbeigeführte Erſchöpfung ſeiner leiblichen Kräfte gab dem geheimnißvollen Geiſte die Gelegenheit dazu, in jener kritiſchen Nacht allen Einfluß wieder zu gewinnen, den er vergeblich durch ſeine Sophiſtik hinwegzuläugnen ſich bemüht hatte — ein Unrecht, zu deſſen Ausführung er die erſten Tage ſeines neuen Lebensjahres angewandt hatte, (er hatte dem Kloſter einen neuen Abt gegeben, obwohl er wußte, daß derſelbe nur die Heuchelei des mönchiſchen Lebens beſchützen würde, er hatte zu Gunſten dieſes Intriguanten auf die Wahl, die auf ihn ſelbſt gefallen war, Verzicht geleiſtet, um ſich von ihm die Ruhe, die er für ſeine gottloſen Grübeleien nöthig hatte, für immer ſichern zu laſſen) das geheime Bewußtſeyn dieſes Unrechts hatte dem „Geiſte" ein neues Uebergewicht über ſein ſchwankendes Gemüth gegeben; die Schrecken ſeines alten Glaubens waren für ihn auch noch nicht völlig überwunden: das war genug, um ſeinen innern Sinn für die Stimme zu öffnen, die ihn aufforderte, das Verſäumte nachzuholen.

Er ſteigt ins Grabgewölbe: die Erſchöpfung aber, die den Kämpfen der letzten Tage gefolgt war, das Fieber und die Furcht vor der Kirche, deren Gewalt er ſich ohne Erfolg zu entziehen ſuchte, lähmen ſeine Schritte, er fällt nieder und wird von einem Geſicht gequält, in welchem er ein „Bild der Seelen ſieht, welche der Katholicismus verhärtet und verſtümmelt hat, ein Gemälde der Kämpfe, welche die Generationen im Schooße der entheiligten Kirche gekämpft haben, indem ſie einander ſelbſt verſchlangen und ſich gegenſeitig das Leid zurückgaben, was ſie ertragen hatten."

Aleris ſchämte ſich, ſo ſchwach geweſen zu ſeyn, daß er ſich von den Erzeugniſſen ſeiner „Fieberphantaſie" hatte quälen laſſen. Er bemühte ſich daher, ſeine Phantaſie abzuſtumpfen, wie es ihm bereits ge-

Digitized by Google

lungen war, ſein Herz zu erkälten. Er ſtudirt Newton, Leibnitz, Descartes u. ſ. w. Obwohl er wußte, daß dieſe Philoſophen den Glauben verloren hatten, indem ſie ihn beweiſen wollten, ſo überredete er ſich doch, wenn er das Daſeyn Gottes in den Problemen der Wiſſenſchaft und in den Schlüſſen der Metaphyſik aufſuchte, würde er endlich die Idee Gottes, ſo, wie er ſie zu begreifen wünſchte, ruhig, unbeſieglich, unendlich erfaſſen. Er wollte ſtärker ſeyn als ſeine Vorgänger. Wie hätte er ſich aber auf den Höhen der Wiſſenſchaft halten können, die der Geiſt erſteigt, aber an deren Fuß das Gefühl zurückbleibt? „Er wurde vom Schwindel des Atheismus ergriffen."

Seinem erträumten Siege folgt die Verzweiflung, die ihn auf das Krankenlager wirft.

Ein Laienbruder, deſſen Dummheit bei den andern Mönchen ſeiner Herzensgüte wegen Gnade gefunden hatte, wird ihm als Krankenwärter zugewieſen. Anfangs war ihm dieſe Art arbeitſamen Hausthieres in hohem Grade läſtig; ſeine Geduld und Selbſtverläugnung beſiegten aber den Widerwillen des hochmüthigen Philoſophen und nach und nach gewöhnte er ſich, ihn und ſeinen kleinen Hund, der ſich mit ſeinem Herrn vollkommen identificirt hatte, bei ſich zu ſehen.

Als er zu geneſen begann, brach eine anſteckende Krankheit im Kloſter aus. Jener Laienbruder war einer der Erſten, die davon ergriffen wurden. Aleris wacht an ſeinem Bette und ſieht ihn am vierten Tage in ſeinen Armen ſterben. Dieſer Verluſt war für ihn ſo ſchmerzlich, daß er ihn faſt nicht überlebt hätte. „Da ging eine große Kriſis in ihm vor; ſein moraliſches Weſen erwachte, wie in Folge eines langen Schlummers und zum erſten Male ſeit vielen Jahren fühlte ſein Herz die Schmerzen der Menſchheit." Der Tod des Hundes, den er zu ſich genommen, der aber ſeinen alten Herrn nicht überleben konnte, ſtürzte ihn vollends von der Höhe ſeines Stolzes in einen Abgrund von Schmerz. Sollten die einzigen Gegenſtände ſeiner Theilnahme durch den Tod völlig vernichtet ſeyn? Seine Wiſſenſchaft verbot ihm, daran zu zweifeln, ſie trat alſo mit ſeinen wiedererwachenden Gefühlen in Widerſpruch, ſie wurde ihm verhaßt und er überließ ſich einer finſtern Muthloſigkeit.

Der Anbau eines kleinen Winkels im Kloſtergarten giebt ſeinen Gedanken eine neue Richtung — „Alles, ſchien ihm, ſey dem Looſe der Menſchen vorzuziehen, ſelbſt das vorübergehende Leben der Pflanzen" — er bemühte ſich endlich, ſelbſt nur zu vegetiren und ſich vom Denken zu entwöhnen — nach und nach gelang es ihm, frei von der Erinnerung an die Vergangenheit und von der Furcht vor der Zukunft, ganz der Gegenwart anzugehören: „da begriff er das Leben der Natur, er beobachtete alle ihre kleinen Erſcheinungen und drang in ihre geringſten Geheimniſſe ein. Die Anmuth eines ſanft vom Winde bewegten Zweiges konnte ihm eine ſanfte Bewunderung einflößen, der leiſe, melancholiſche Geſang eines Inſects ihn rühren." Früher ſchien ihm Alles einem blinden Geſchick überlaſſen zu ſeyn; jetzt glaubt er, ſelbſt im Kleinſten die Beweiſe einer geheimnißvollen Vorſehung zu erkennen.

Nachdem er während einer peſtartigen Epidemie bei einem Klausner den Landleuten ſeine ärztliche Hilfe gewidmet und ſich ſelbſt in der chriſtlichen Milde geübt hatte, die ihm in der heroiſchen Hingebung und Aufopferung des Einſiedlers ſo bewundernswürdig erſchienen war, nachdem er den Stolz ſeiner philoſophiſchen Eitelkeit aufgegeben, den Inſtinct des ewigen Lebens wiedergefunden hatte, begann er nach ſeiner Rückkehr ins Kloſter alle ſeine Arbeiten wieder, die er als verfehlt anſah. Was er niedergeriſſen hatte,

Digitized by Google

wollte er auf einer neuen Grundlage wiederaufrichten. „Da erkannte er aber, wie viel schwerer es ist, zu bauen, als niederzureißen.“ Im geheimnißvollen Buche Spiridions hofft er Beistand zu seinem Unternehmen zu finden; er versucht es zu wiederholtenmalen, die Gruft zu öffnen, aber der Stein widersteht jedesmal, seine Kräfte erschöpfen sich ohne Erfolg, er sieht, „daß sein Leben ein langer Kampf und ein langer Irrthum gewesen, war“ und sein Stolz auf die Vernunft — ein Stolz, der auch seinem letzten Unternehmen zu Grunde gelegen hatte, ist für immer gedemüthigt.

Sein Fehler war es gewesen, daß er sich immer auf schlagende Beweise stützen wollte, auf Grundlagen von Menschen errichtet; sein Fehler war es, daß er trotzdem, daß jene Grundlagen sich jedesmal als unzureichend auswiesen, weder Geist noch Muth genug hatte, das menschliche Zeugniß zu umgehen und es vermittelst jener mächtigen Gewißheit zu berichtigen, die der Himmel den großen Gemüthern giebt.

Von jetzt an überließ er sich den glühenden Aufregungen seines Gemüths und ein großes Wunder ging in ihm vor. Sein Herz fühlte sich wieder belebt und erneuert, während sein zerrütteter Körper der Vernichtung entgegenging; jemehr seine irdische Hülle wie ein verbrauchtes Gewand von ihm abfiel, desto innigere Gewißheit gab ihm sein Gewissen von seiner Unsterblichkeit; sein himmlischer Freund erfreute ihn mit seinen Besuchen, seitdem er außer sich gekommen war. Sein Denken wurde zur Unterhaltung mit dem geheimnißvollen Geiste.

Was er unter dem Eindruck dieser Unterhaltungen niedergeschrieben hatte, faßt er für Angeln in folgenden Worten zusammen. „Glauben, lieben, hoffen, diese drei Worte enthalten die ganze Theologie. Wenn die Katholische Kirche alle Punkte ihrer Lehre dieser erhabenen Definition der theologischen Tugenden gemäß hätte einrichten können, so wäre sie die Wahrheit auf der Erde, die Weisheit, die Gerechtigkeit, die Vollkommenheit. An dem Tage aber, wo sie Gott für unversöhnlich und die Verdammniß für ewig erklärte, haben sich alle großen Herzen von ihr losgerissen! Wir sind nun keine Katholiken mehr, noch Christen, noch Protestanten, noch Philosophen wie Voltäre, Helvetius, Diderot, wir sind nicht einmal Socialisten wie Jean Jacques und doch weder Heiden noch Atheisten. Wir haben eine Religion, die einzig wahre, die einzig große, die einzig der Gottheit würdige. Wir glauben an die Gottheit, d. h. wir kennen sie und wollen sie; wir hoffen auf sie d. h. wir wünschen sie und streben sie zu besitzen; wir lieben sie d. h. wir fühlen sie und besitzen sie durch unsere Tugend, und Gott selbst ist eine erhabene Dreiheit, deren schwacher Reflex unser irdisches Leben ist.“

Angel war durch diese Unterhaltungen so sehr in Zauberkreis der Geheimlehre hineingezogen worden, daß er in der dritten Nacht, als er trotz des Interesses, welches ihn an dieselben fesselte, in einen tiefen Schlaf fiel, von dem „Geiste“ gewürdigt wurde, die Schrift aus der Todtengruft hervorzuholen. Er brachte sie seinem Lehrer, dessen Stunde gekommen war.

Es waren drei Schriften: eine Abschrift des Evangeliums Johannis von der eigenen Hand des Abtes Joachim von Flora; die im Jahre 1260 vom heiligen Stuhl verurtheilte Einleitung in das ewige Evangelium von der Hand des Verfassers, des Franciscanergeneral Johann von Parma, Joachims Schüler selbst geschrieben, endlich einen kurzen Aufsatz Spiridions, der im johanneischen Sinne geschrieben war, die Lehre des berühmten Franciscaners von den drei Perioden des Christenthums bestätigte und dieselben Elemente der neuen Religion enthielt, die Aleris be-

Digitized by Google

reits gefunden hatte und die jetzt nothwendig geworden waren, da das Christenthum „seine dritte Periode erfüllt hatte."

Noch an demselben Tage starb Aleris, „der letzte Mönch," vom Bajonet eines Franzosen durchbohrt. Ein französisches Streifcorps war nach einem jener italienischen Siege in das Kloster gedrungen, um es im Namen der neuen Freiheit auszuplündern und seine Heiligthümer zu profaniren. Alexis war in der Klosterkirche zugegen und sprach, als das Bild des Gekreuzigten fiel, seinen Glauben aus, daß die wahre Religion mit dem Banner Roms nicht zu Boden falle. Die Fremden verstanden ihn nicht und einer von ihnen stieß ihn nieder und rief: Nieder mit der Inquisition!

Wenn ein Spiridion und Aleris durch den Zweifel der Macht der Ketzerei verfallen und am Ende ihrer Kämpfe zu einer Theorie gelangen, die wir eine Verklärung — oder prosaischer ausgedrückt: die abstracte Verallgemeinerung — der Ketzerei nennen können: so scheinen das nur persönliche, zufällige Kämpfe zu seyn, die für die Gesellschaft keine weitere Bedeutung haben.

Allein ist das ketzerische Wesen nicht auch in diesen nur scheinbar persönlichen Vorfällen eine allgemeine Macht, wenn es auch nur in einem Bücherschrank eingeschlossen seyn sollte? Ist die Aengstlichkeit, mit der es hinter Schloß und Riegel verwahrt wird, der Zauber, mit dem dieser verpönte Schrank der Klosterbibliothek den Unschuldigen, der sich noch im vollen Besitz seines Glaubens dünkt, anzieht, ist die verlockende Kraft, die den treuesten Sohn der Kirche dazu verführt, den Schrank heimlich zu erbrechen und seine Gelübde zu verläugnen — ist das nicht Alles ein Zeichen, daß dies unheimliche Wesen mehr als ein persönlicher Zufall, daß es ein Theil der Gesellschaft ist, von dem man nur noch nicht weiß, ob er ihr freundlich oder feindlich ist?

Sucht nur, antwortet die Sand, und ihr werdet es fast überall finden, wo das Leben in feindliche Lager getheilt ist, wo feurige Geister sich von der Macht des Vorurtheils befreien und tiefe, verschlossene Seelen an einem Zwiespalt leiden, der sie endlich zerreißt.

So geht George Sand in andern ihrer Werke von vorn herein von der Collision eines geheimen und unterdrückten ketzerischen Systems und der herrschenden Religions-Macht aus. Die Geheimlehre prüft ihre Kräfte, läutert sich oder wird erstickt im Kampfe mit der öffentlichen Gewalt.

„Der Handwerker" will dem Bund der Menschheit, dem „edlen Bund, in welchem alle Menschen Brüder sind," über die Vereine seiner Gesellen, in welchen sich der Groll der mittelalterlichen Ketzer und die Verfolgungssucht der Inquisition erhalten haben, zum Siege verhelfen.

Auf den dürren Anhöhen der Marche stehen noch die Druidensteine gleich einer Protestation der alten götzendienerischen Welt gegen die Fortschritte der Generationen. Nach der Deutung des Dorfpfarrers gab es in Toul zur Zeit des Heidenthums zwei Culte, den officiellen, herrschenden auf der Anhöhe des Berges, der Menschenopfer verlangte, und einen protestantischen, geduldeten und verfolgten in dem Thal am Abhange des Berges, wo es eine andere Natur, andere Jahreszeiten, andere Gedanken gab. Johanna, die Hirtin des Thals, gab sich den Tod, als sie das Gelübde ablegte, durch welches sie die Feindschaft

Digitized by Google

der Feen vom Berge zu beſiegen und den von ihnen bewachten Schatz für die Geſellſchaft zu gewinnen hoffte.

Die dumpfen verſchloſſenen Seelenleiden der Hirtin ſind indeſſen nur das bäuerliche Abbild von den Kämpfen, die der Graf von Rudolſtadt zu beſtehen hat und in denen es ſich um Völker und um ein ganzes Jahrhundert handelt.

Albert von Rudolſtadt, von mütterlicher Seite ein Nachkommen Ziskas, von väterlicher Seite der letzte der Podiebrads, deren Name während der Schreckenszeit des dreißigjährigen Krieges zum Zeichen ihrer Unterwerfung mit dem ſächſiſchen Namen der Mutter des damaligen Erben vertauſcht worden war, hatte die Gewalt des neuen Zufluſſes von böhmiſchem Blute, welches ſeine Mutter in die germaniſirte Familie gebracht hatte, nicht verläugnen können. Das Geheimniß ſeiner Familie war ihm nicht verborgen geblieben und je mehr es von der Regierung geächtet war, je mehr er ſehen mußte, daß ſeine Familie — die Mutter ausgenommen, die frühzeitig ſtarb — es zu ihrer religiöſeſten Angelegenheit machte, ihre Vergangenheit dem habsburgiſchen Hauſe und der römiſchen Kirche zum Opfer zu bringen, um ſo mehr empörte er ſich in ſeinem Innern gegen die weltliche und geiſtliche Herrſchaft, mit der ſeine Vorfahren blutige Kämpfe geführt hatten. Zu milde und liebevoll, als daß er ſeine Familie durch die offene Entdeckung der Colliſion, in die er mit ihrer Unterwürfigkeit unter eine zwiefache Gewaltherrſchaft getreten war, hätte beunruhigen wollen, mußte er ſie um ſo peinlicher durch den Anblick ſeines gebrochenen Weſens, durch ſeine ſchweigenden Vorwürfe und durch die Ausbrüche des gewaltſam verſchloſſenen Wahnſinns quälen, in welchen ihn der Kampf ſeiner ketzeriſchen und rebelliſchen Familien-Erinnerungen mit der Macht, die Böhmen niederhielt, geſtürzt hatte.

Sein wahres Leben, das Leben ſeines Wahnſinns, führt er in der Vergangenheit, mit der er in dem Grade verwachſen iſt, daß er ſich ſelbſt für Ziska, für Procopius hält. Wenn er fühlt, daß er oben am Tage, unter den Eindrücken der Gegenwart den Widerſpruch mit ſeiner Umgebung nicht mehr ertragen kann, flüchtet er ſich mit ſeiner wahnſinnigen Qual in eine Höhle unter der Ruine des Schreckenſteins, zu welcher von der Rieſenburg, dem Wohnſitz ſeiner Familie, ein unterirdiſcher Gang führt, der nur ihm und ſeinem Freunde, einen gleich wahnſinnigen böhmiſchen Sclaven bekannt iſt. Hier kann er ungeſtört ſeinen Cultus begehen und ſich von ſeinen unſeligen Bildern, Mordgedanken und blutigen Erſcheinungen erſchüttern laſſen. Dieſe Stätte der Verzweiflung, Furcht und Tollheit, in welcher ihn ſeine Einbildung die Rolle eines Engels der Vernichtung ſpielen läßt, iſt zugleich die Stätte ſeiner phantaſtiſchen Buße: er beweint hier die Verbrechen, die er vor Jahrhunderten, in „den Zeiten des Zorns und des Eifers" begangen hat und deren Gedächtniß ihn doch zugleich entzückt und überhebt, da er ſie ruhmvoll und erhaben nennt und dem Willen des Himmels, dem gerechten Zorne Gottes beimißt.

Conſuelo, das Zigeunermädchen, die große Sängerin von Venedig, die auf die Empfehlung ihres Meiſters als Lehrerin für die Nichte des alten Grafen nach der düſtern Rieſenburg gekommen war, wurde der Rettungsengel des Wahnſinnigen. Als er bald nach ihrer Ankunft ſeine Familie wieder durch eine lange Abweſenheit erſchreckt hatte, fand ſie durch eine

Digitized by Google

geheime Anziehungskraft geleitet, den Zugang zu ſeiner Höhle. Der Freund der Armen und Sclaven drückte ihr, dem verſtoßenen Kinde der allgemeinen Familie, als hellſehender Prophet der Zukunft, in der er ſich nach Kämpfen und Prüfungen mit ihr vereint ſah, den Brautkranz auf die Stirn; ſie führte ihn ſchonend in die Wirklichkeit zurück und er mußte ihr verſprechen, nie ohne ſie die gefährliche Stätte ſeiner Kämpfe zu betreten.

Sie war gezwungen, ihm dieß Verſprechen abzunehmen, denn ſein Weſen hing noch an den Trümmern der Vergangenheit, an den Gebeinen der Märtyrer, aus denen er ſich in dieſer Höhle ſeiner Andacht den Altar einer neuen Kirche errichtet hatte. Er hatte ſich über ſeinen Wahnſinn noch nicht ausgeſprochen und ſie hatte ſich noch fürchten müſſen, ihn dazu zu bewegen, ſich über die Schöpfungen ſeiner Phantaſie zu erklären.

„Wegen der innigen und kindiſchen Anhänglichkeit an Formen und Formeln des Huſſitismus, welche es dem Kaplan und vielleicht auch meinen guten, ſchwachen Anverwandten gefällt, mir beizulegen, müſſen Sie, ſprach er zu ihr, als ſie mit ihm zum zweiten und letzten Male in der unterirdiſchen Gruft allein war, auch wenn ich vielleicht in Tagen der Aufregung und des Fiebers Zeichen und Sache, Bild und Gedanken verwechſelte, mich nicht zu gering achten, Conſuelo! Im Grunde meines Weſens habe ich nie daran gedacht, dieſe alten, vergeſſenen Bräuche, die für meine Väter in ihrem Kampfe gegen die hierarchiſche Macht Symbole der Gleichheit waren, heute aber keinen Sinn mehr haben würden, wieder in mir aufleben zu laſſen. Andre Formen, andere Zeichen müßten ſich erleuchtete Menſchen heut zu Tage ſetzen, wenn ſie die Augen öffnen wollten und wenn das Joch der Sclaverei den Völkern geſtattete, die Religion der Freiheit zu ſuchen. Meine Sympathieen, meine Neigungen, meinen Umgang mit denen, die man Irre nennt, und mit allen den Unglücklichen, die die Geſellſchaft verſtoßen hat, hat man falſch und hart beurtheilt. Wenn mein Geiſt, hingeriſſen von Forſchungen und Betrachtungen über die Geſchichte meines Landes ſich in Reden verrieth, die wie Wahnſinn klangen und es vielleicht auch waren, ſo hat man Furcht vor mir gehabt wie vor einem vom Teufel beſeſſenen. . . . Was iſt aber der Teufel? . . . . . Iſt er überhaupt? . . . . Kann er ſeyn? Wie hätte die höchſte Vollkommenheit je das Böſe, wie hätte das Wiſſen die Lüge, wie die Liebe Haß und Bosheit gebären können? Wie kam es aber, daß die Prieſter nach der Predigt Jeſu und dem hellen Leuchten des Evangeliums dennoch es wagen konnten, in dem Glauben der Völker den Glauben ihrer uralten Vorfahren wieder zu beleben? Weil die Lehre vom Guten und Böſen, ſey es durch einen Mangel, ſey es durch das Mißverſtändniß der apoſtoliſchen Lehre noch dunkel und unentwickelt geblieben war. Man hatte einen durchgängigen Gegenſatz in den Rechten und in der Beſtimmung des Geiſtes und des Fleiſches, in allen Attributen des Ewigen und Zeitlichen zum Grundſatz erhoben. Die Vereinigung der Ascetik und der Kaſteneintheilung, die ſich der Lehre Jeſu zum Trotz erhalten hatte, ſchied die Geſellſchaft in die denkende und herrſchende Claſſe und in die Maſſe, in Seele und Leib. Wer aber war in dieſem Sinne der wahre Schutzherr der erleuchteten Menſchen? Gott! Und der Unwiſſenden? Der Teufel! Denn Gott ſchenkte das geiſtige Leben und verdammte den Dienſt der Sinne, zu welchem Satan die ſchwachen und rohen Menſchen verführte. Eine myſtiſche Secte ſann es ſich aus, das Fleiſch in ſeine Rechte wieder einzuſetzen und die willkührlich getrennten beiden Urweſen wieder in ein

Digitized by Google

einiges göttliches Princip zu verſchmelzen. Sie wollte die Liebe, die Gleichheit, die Gemeinſchaft Aller, die Grundlagen der menſchlichen Wohlfahrt heiligen und ſie fing damit an, daß ſie das vorgebliche Princip des Böſen aus ſeiner Verſtoßenheit zu reißen und zum Diener und Werkführer des Guten zu machen ſuchte."

Albert ſprach noch lange von dem Lucifer, den eine kühne Secte aus ſeinem Kerker zu befreien gewagt hatte. Conſuelo war wie bezaubert — zuletzt hörte ſie nicht mehr, was Albert ſprach, ſondern in Wonnen der Verzückung ſchwelgend hing ſie dem Bilde des Satans nach, den er ihr als einen großen verkannten Gedanken vorgeſtellt hatte und den ihre künſtleriſche Seele ſogleich als eine ſchöne, bleiche, leidende Geſtalt anſchaute, der Chriſti gleich und ſanft zu ihr, einem Kinde des Volks, einem verſtoßenen Kinde der allgemeinen Familie niedergebeugt. Plötzlich bemerkte ſie, daß Albert nicht mehr mit ihr ſprach, ſondern auf ſeiner Geige jene böhmiſchen Weiſen ſpielte, die ſie ſchon damals, als ſie das erſtemal in der Höhle war, ergriffen und entzückt hatten. Albert trug dieſelben im vollen Gefühle des Nationalgeiſtes und ganz in dem kräftigen und frommen Sinne vor, aus welchem ſie geboren waren. Er that phantaſirend die tiefe Schwermuth und das bittre Weh hinzu, das ihm perſönlich und ſeinem Volke das Gefühl der Sclaverei zugefügt hatte: in dieſem Gemiſch von Wehmuth und Heldenmuth, von Aufſchwung und Hoffnungsloſigkeit, von Dankesjubel und Schmerzensſchrei prägte ſich aufs tiefſte und vollkommenſte der Charakter des armen Böhmerlandes und des armen Alberts aus.

Conſuelo wurde ſo ergriffen, daß ſie zuletzt nichts mehr vernahm und ſelbſt Alberts Geige nicht mehr hörte. Ihre Seele war in eine andere Welt entrückt, in welcher ſie die Geiſter der alten böhmiſchen Helden mit den Mönchen kämpfen ſah. Ein Engel, der den blutbefleckten Siegern und deren Schützlingen, den Armen und Schwachen, den Wahnſinnigen und den Kindern den Kelch der Vergebung und der heiligen Gleichheit reichte, erſchien in allen den Geſichten, die vor ihr vorüber ſchwebten. Sie ſah endlich, daß es Satan war, „der ſchönſte der Unſterblichen nächſt Gott, der unglücklichſte nächſt Jeſus und der ſtolzeſte unter den Stolzeſten. Er ſchleifte die Ketten nach ſich, welche er geſprengt hatte, und ſeine fahlen, zerriſſenen, niederhangenden Flügel trugen die Spuren der Gewalt und der Gefangenſchaft. Er lächelte die mit Schuld beladenen Menſchen ſchmerzlich an und preßte die kleinen Kinder an ſein Herz."

„Plötzlich däuchte es Conſuelo, daß die Geige Alberts ſpräche und zu ihr durch den Mund Satans redete: Es iſt Zeit, daß ihr mich kennt und anſtatt den Feind der Menſchen mich zu nennen, in mir den Freund ſehet, der euch im Kampfe aufrecht hielt. Ich bin kein böſer Geiſt, ich bin der Erzengel rechtmäßiger Empörung und der Schutzgeiſt der großen Zeitbewegungen. Wie Chriſtus bin ich der Gott des Armen, des Schwachen und des Unterdrückten. Mit ihm und mit mir ſollt ihr die Freiheit und das Glück erwerben. Ich bin nun da, bei euern Kindern und auf ewig; denn meine Ketten hat er zerbrochen, meinen Holzſtoß hat er gelöſcht und mich verſöhnt mit Gott und mit euch. Hinfort wird nicht mehr Liſt und Furcht des Schwachen Geſetz und Erbtheil ſeyn, vielmehr Stolz und Thatkraft. Er, Jeſus iſt der Erbarmungsreiche, Sanftmüthige, Liebende, Gerechte; der Gerechte bin auch ich, allein ich bin der Starke, Kriegeriſche, Strenge und Beharrliche. O Volk, erkennſt du nicht den, der zu dir geredet hat in den geheimen Falten deines Herzens, ſeit dem du biſt, und der in allem deinem Jammer dich getröſtet hat und dir zu-

Digitized by Google

gerufen: Suche das Glück, verzichte nicht darauf! Das Glück wird dir geschuldet, fordere und du wirst erlangen. Siehst du nicht auf meiner Stirn alle deine Leiden und an meinem zerfleischten Leibe die Mahle der Ketten, welche du getragen hast? Trinke den Kelch, den ich dir reiche: du wirst darin gemischt mit Christi Thränen und den deinen meine Thränen finden und fühlen, daß sie ganz so heiß sind, daß sie ganz so bitter schmecken."

Bezaubert, ihrer selbst nicht mächtig stürzte sich Consuelo dem Unglücklichen entgegen. Albert war es, den sie gehört und gesehen hatte, indem sie an den Engel der Empörung dachte; seine Gestalt, derjenigen, die sie sich schuf, in allem ähnlich, hatte sie angezogen und bezwungen: an seine Brust hatte sie sich geworfen, mit erstickten Lauten flüsternd: Dein, dein! Engel des Schmerzes! Dein und Gottes auf ewig!

Sie glaubte sterben zu müssen, als sie in demselben Augenblick aus ihrer Täuschung gerissen wurde. Noch an demselben Tage wurden beide Unglückliche für lange Zeit getrennt. —

Nach schweren Leiden und Prüfungen mußte Consuelo noch die mysteriösen Prüfungen bestehen, die eine der geheimen Gesellschaften des achtzehnten Jahrhunderts ihr auferlegte, ehe sie in ihrem Bunde mit Albert eine jener prophetischen Versöhnungen eines Gegensatzes der menschlichen Gesellschaft darstellen durfte, auf deren allegorische Bedeutung dieses Jahrhundert so viel Werth setzte.

Albert war einer der obersten Leiter der „Unsichtbaren" geworden, die im Geheimen den „geistlichen und weltlichen Despotismus" zu untergraben suchten. Ein deutscher Fürst hatte ihm und seinen Genossen ein günstig gelegenes Schloß als Versammlungsort zur Verfügung gestellt.

In einem der unterirdischen Gänge des Schlosses wurde Consuelo in die Geheimnisse des Ordens eingeweiht.

„Die Religionen des Alterthums hatten eine doppelte Offenbarung, eine äußere und öffentliche, eine innere und geheime. Damit das Volk die Erkenntniß der Wahrheit und das Licht des Glaubens erhielte, wurde in der christlichen Offenbarung die Idee von reineren und durchsichtigeren Symbolen umhüllt, während in den alten Religionen der tiefe Sinn unter rohen und materiellen Symbolen verborgen lag. Allein die Theokratie bemühte sich bald das durchsichtiger gewordene Dogma noch einmal zu umhüllen und durch diese Hülle zu trüben. Die niedern Classen, arme Mönche, demüthige Büßer suchten dagegen den Geist zu retten und machten die geheime und von den Hierarchen verfolgte Religion zum Asyl der verkannten Wahrheit. Sie bemühten sich, das Volk in die Religion der Gleichheit einzuweihen und predigten im Namen des Johannes ein neues Evangelium, nämlich eine freiere, kühnere und reinere Auslegung der christlichen Offenbarung."

„Die Zeit der geheimen Religion dauert noch immer, die Aufgabe des Mysteriums ist noch nicht erfüllt. Wir sind noch immer in den Tempeln eingeschlossen, beschäftigt, Waffen zu schmieden, um die Hüter zu entfernen, die sich zwischen uns und das Volk stellen. Wir stellen noch immer ein Symbol auf. Wie unsere Vorgänger wollen wir das Menschengeschlecht befreien; aber wie sie, sind wir selbst noch nicht frei."

„Unser Werk ist groß, unsere Aufgabe ungeheuer. Wir wollen nicht allein auf gleichmäßige Grundlagen und auf eine neue Ordnung der Dinge ein allgemeines Reich gründen; wir wollen auch eine Religion wiederherstellen. Uebrigens fühlen wir recht wohl, daß das Eine ohne das Andere unmöglich ist. Daher

Digitized by Google

haben wir zwei Handlungsweiſen. Eine ganz materielle, um durch die Kritik, durch Prüfung, ſelbſt durch Spott und Voltärianismus die alte Welt zu untergraben. Unſere andere Handlungsweiſe iſt ganz geiſtig, ſie will die Religion der Zukunft aufbauen."

„Freiheit, Bruderliebe, Gleichheit: das iſt das ganze Geheimniß der Unſichtbaren. Nur Wenige — die Wiſſenden im Bunde — kennen die große Bedeutung dieſer geheimnißvollen und tiefſinnigen Formel: für die größere Maſſe ſind noch Symbole und Umſchreibungen nothwendig."

„Ich glaube nicht, daß das letzte Wort der Offenbarung von Jeſus Zeitgenoſſen verſtanden und ausgeſprochen ſey, denn es war noch nicht auf der Erde. Ich erwarte die Entwicklung des Evangeliums," ſagte Conſuelo, als ſie die letzten Stufen der Prüfung betrat.

Sie beſtand die Probe und an der Hand Alberts ſah ſie ſich endlich im Kreiſe der Unſichtbaren, die ſie als die ihrige aufnahmen. In dieſem Pantheon des achtzehnten Jahrhunderts fand die Gräfin von Rudolſtadt mehrere Freunde, — Friedrich von Trenk, Benda, den Grafen Golowkin, Schubart, den Chevalier D'Eon, den Grafen St. Germain, den Kanzler Cocceji, den Buchhändler Nicolai. Auch Zinzendorf war zugegen. Die Unſichtbaren hielten die Maske, die ſie gewöhnlich trugen, in der Hand, um bei dem geringſten Zeichen des Wächters, der auf der Kuppel des Gebäudes zur Beobachtung ausgeſtellt war, ſogleich das Geſicht wieder zu bedecken. —

Nach ungefähr 25 Jahren, im Jahre 1774 finden wir Spartacus und Philo, die beiden Häuptlinge des Illuminaten-Ordens im Böhmerwalde die Spur eines Propheten aufſuchend, von dem ſie das Wort des Lebens und den Plan zu einer geheimen Geſellſchaft, die an die Stelle des zerſprengten Bundes der Unſichtbaren treten ſollte, zu erhalten hofften. Sie finden den Meiſter in dem Gatten Conſuelo's, der indeſſen viel gelitten, aber auch als wahnſinniger Bettler das Gedächtniß ſeines Unglücks verloren hatte.

Auf den Trümmern des Schreckenſteines weihte Albert den jungen Mann, der ſich den Namen des empörten Sclaven gegeben hatte, zum Zeichen, daß die Geſellſchaft, die er ſtiften wollte, zum Zerſtören beſtimmt ſey, in die ewigen Grundſätze ein, die aus dem Werk der Zerſtörung eine neue Geburt hervorgehen laſſen ſollten.

„Die Methode, ſagte Albert, iſt mit der Lehre ſelbſt identiſch, weil ſie mit der in der Lehre offenbarten höchſten Wahrheit identiſch iſt. Die höchſte Formel der Lehre willſt du wiſſen? Sie heißt: göttliche Trias! darin ſtimmen die offizielle, triumphirende und die geheime, geächtete Religion überein. Die Formel des Menſchen iſt auch die Dreieinigkeit."

Spartacus wollte aber auch die „Zukunft der Menſchheit" wiſſen.

„Nach meinen Träumen fragt Ihr, Kinder? antwortete der Philoſoph. Ja, ich will verſuchen, den Schleier ein wenig zu lüften, der mir ſo oft vor mir ſelbſt die Zukunft verbirgt!"

„Da trat Albert in eine Art göttlicher Verzückung. Er deutete alle Religionen der Vergangenheit, alle Myſterien der Tempel, der Geſchichte und der Geſetzgebungen, alle Bemühungen, alle Beſtrebungen, alle Arbeiten der früheren Menſchheit. Vor den Augen ſeiner Schüler errichtete er wieder die Einheit des Lebens in der Menſchheit und die Einheit des Dogma in der Religion, und aus allen in der alten und neuen Welt zerſtreuten Materialien bildete er die Grundlagen ſeiner künftigen Welt."

Digitized by Google

Die Sand sagt uns nur, daß Albert von Rudolstadt seinen Zuhörern die gewissen Grundlagen eines zukünftigen Gebäudes aufgezeigt habe — sie sagt es nur; — wäre es aber in der That noch nöthig, daß sie Albert eine lange Vorlesung halten lassen sollte? Hat sie in ihren Werken nicht eifrig genug nach den Materialien zum Bau einer neuen Welt gegraben? Hat sie sich nicht rastlos bemüht, diese Materialien zusammenzufügen und wenn der Bau unter ihrer Hand zerfiel, ihn von neuen zu beginnen? Wenn sie Alberts Gedicht von der Zukunft nicht niederschreiben wollte, so geschah es nur deshalb, weil es in ihren Werken bereits enthalten ist. Wir haben die Grundlage kennen gelernt: wir werden nun das Gebäude betrachten und die Anstrengungen, Kämpfe und Leiden des dichterischen Baumeisters zu verstehen suchen.

Es muß die Sand eine große Ueberwindung gekostet haben, zu gestehen, daß Albert, als er „die Methode und die Gewißheit" gefunden hatte, nach der Meinung der von der kalten Vernunft geblendeten Menschen wahnsinnig war. Wenn wir in einem folgenden Artikel ihre Auflösung der gesellschaftlichen Collisionen untersuchen, werden wir sehen, ob sie immer so rücksichtslos die Consequenz ihrer idealen Voraussetzungen anzuerkennen im Stande ist.

II.

Neueste Schriften über Oestreich, im Verlag von Reclam jun. in Leipzig 1844.

1) Oesterreich und das constitutionelle Prinzip. S. 175.
2) Vier Fragen eines Oesterreichers. S. 175.
3) Schattenrisse aus Oesterreich. S. 264.
4) Metternich. S. 160.
5) Die österreichischen Juden. S. 49.
6) Oesterreich und Rußland. S. 241.
7) Slaven und Magyaren. S. 169.

Es ist sehr leicht möglich, daß es der Oesterreicher, der als politischer Aufklärer seinen Landsleuten nützlich werden möchte, nur zu patriotischen Phantasieen bringen kann.

Es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß Oestreich wie zur Zeit der josephinischen Bewegung dazu bestimmt ist, die politische Aufklärung, nachdem sie im Norden und Westen Deutschlands matt geworden ist, als Phrase zu übernehmen.

Vorliegende Schriften, deren Verfasser zum Theil ausdrücklich sich als Oesterreicher bezeichnen, scheinen den billigsten Anforderungen, die man an ächt österreichische Erzeugnisse stellen könnte, geradezu zu widersprechen. Sie enthalten fast nur Phantasieen, die aber so allgemein, so unbestimmt sind und so wenig mit den wirklichen Verhältnissen Oesterreichs zu thun haben, daß man sich zu dem Zweifel an ihrem österreichischen Ursprung berechtigt glauben darf. Sie sind überreich an Phrasen — hört man ihnen aber den österreichischen Accent an?

Doch wie auch der Schein zunächst spielen mag, obwohl diese Schriften — vielleicht No. 6 und 7 ausgenommen, die einen Privatzweck verfolgen — mit ei-

Digitized by Google

ner norddeutschen Schablone gemacht und Nichts als ein Abklatsch der Phrasen des Liberalismus sind, so sind sie für das Land, auf dessen Oberfläche sie diesen Abklatsch übertragen, dennoch sehr belehrend. Bezeichnend ist es für Oesterreich wenigstens, daß man es im Vertrauen auf das Geheimniß seines innern Organismus und auf das Wohlgefallen, welches die Kinder diesseits und jenseits der K. K. Mauthlinie an Phrasen haben, besprechen darf, ohne auch nur Ein bestimmtes Wort über dasselbe zu sagen.

„Jede größere Zeitepoche im Gebiete der Geschichte, beginnt der Verf. von No. 1, trägt unverkennbar einen eigenthümlichen Charakter, ein bezeichnendes Gepräge, durch welches sie sich eben so scharf von der nächsten Vergangenheit wie von der Zukunft unterscheidet. Irgend ein großer historischer Moment, eine besondere Geistesrichtung giebt einem solchen Zeitabschnitte eine prägnante Physiognomie und läßt den Entwicklungsgang, den während derselben die Menschheit im Allgemeinen verfolgt, in neuen Formen und unter neuen Einflüssen erscheinen" — — u. s. w. u. s. w. „Es bedarf nur eines flüchtigen Blicks auf die letzten drei Jahrzehnte, (p. 7.) um sich über das Wesen und den Charakter unserer Zeit klar zu werden. Nicht Krieg und der Glanz eines romantischen Heldenthums, nicht der Fanatismus des Dogmenglaubens; nicht der allgemeine Cultus der schönen Künste sind die bewegenden Momente und die Lebensnorm des neunzehnten Jahrhunderts — es ist die Negation einerseits, das Streben nach Reform, nach Verbesserung der gegenwärtigen Zustände andererseits, welche als das mächtige Triebrad der Zeit Ereignisse schafft und Charaktere hervorruft" . . . u. s. w. u. s. w.

Der Verfasser kommt nun p. 9. zur Sache: „die Geistes- und Verstandeskräfte des einzelnen Menschen, vorausgesetzt, daß sie ihre ungestörte, normale Entwicklung erlangt haben, befähigen ihn, für sich selbst, für seine Wohlfahrt zu sorgen, ja sie geben ihm das Recht, nach freier Entschließung zu sorgen, daß er weder sich noch Andere beeinträchtige und positiv vielmehr seiner eigenen, wie den ihm zunächst stehenden Persönlichkeiten die möglichsten Vortheile sichere" . . . u. s. w. d. h. die österreichische Regierung muß den Gemeinden eine freie Verfassung geben. Ferner muß Oesterreich den Völkerschaften, die es umfaßt, die Erlaubniß geben, daß sie sich frei und in ihrer eigenen Nationalität entwickeln dürfen. „Man erschrickt vielleicht (p. 26.) vor der Vorstellung einer starken und freien böhmischen, polnischen, italienischen u. s. w. Nationalität, man ist überzeugt, daß unter diesen Umständen der österreichische Staat eine Chimäre, die Herrschergewalt ein Unding sey: — und doch bedarf es weder kühner Combinationen, gewagter Voraussetzungen, noch auch schwindelnder Hypothesen, um den Beweis zu führen, daß Oesterreich ohne Gefahr das Panier der Freiheit hätte aufpflanzen können, daß Deutsche und Slaven sich jubelnd unter demselben gesammelt haben würden." Würde z. B. Jemand so verwegen seyn und sich einbilden, daß er den Beweis umstoßen könne, der in der Frage des Verf. liegt, ob „Jemand wohl glauben möchte, daß Böhmen durch den ungehinderten Entwickelungsproceß seiner Nationalität der Versuchung unterlegen haben würde, sich von Oesterreich loszureißen — von Oesterreich, dem es eine Reihe von Jahrhunderten hindurch treu und fest zur Seite gestanden, dem es den Ruhmesglanz und die Macht erwerben half,

Digitized by Google

durch welche der Kaiserthron eine so erhabene Stellung in der Weltgeschichte einnahm?" Daher außer einem freien Gemeindewesen auch Provincialstände, endlich Reichsstände!

„Die Geister sind vorbereitet auf das Eintreten des entscheidenden Moments, ruft der Verf. p. 130., ist das Losungswort gesprochen, sind die Schranken gefallen, so werden sie sich regen in emsiger Thätigkeit und nicht ruhen, bis der neue Bau vollendet dasteht — ein stolzes, leuchtendes Zauberwerk, über dem die Sonne der Freiheit strahlend heraufzieht. Obwohl wir keinesweges zu denen gehören, welche nicht müde werden, im vollen Chorus eine Jeremiade zu erheben, sobald die Regierung andere Tendenzen, andere Maaßregeln zur Ausführung bringt, als die, welche sie für die besten und einzig rathsamen halten, ist dennoch kaum zu verkennen, daß die neueste Zeit dem österreichischen Staate — (schon der Gebrauch des Ausdrucks „Staat" beweist die Befähigung des Verfassers, über Oesterreichs Zukunft seine Stimme abzugeben) — manche Schwierigkeiten, manche Klippen in den Weg gestreut hat, die er nur unter der vorsichtigsten Lenkung vollkommen vermeiden dürfte. Wir wenden unsere Blicke dem Lichte zu und sind überzeugt, uns nicht getäuscht zu haben, als wir bei einer ernsten und forschenden Umschau einen Streifen des ersten, hellen Morgenrothes erblickten, als wir aus einem leisen Flüsterworte, welches durch die stillen Lüfte zitterte, eine heilige Verkündigung herausdeuteten und das Herz uns zu springen schien bei dem hehren Festgedanken: Oestreich grüßet seinen Ostermorgen! Hallelujah!"

Das Licht, welches in dem Verfasser diesen Festgedanken erweckt, ist sein eigenes mühsam hergestelltes Fabricat — wer steht uns dafür, daß es nicht sammt dem Festgedanken, zu dem er sich durch die Anhäufung von Adjectiven, Bildern, Tautologieen, ermüdenden, Nichtssagenden Umschreibungen hinaufschwindelt, wirklich Fabrikwaare ist? — wer steht uns dafür, daß er sich ernstlich zu dieser Höhe hinaufschwindelt, daß das Licht und der Festgedanke, der Streif des ersten, hellen Morgenroths, das leise Flüsterwort, welches durch die stillen Lüfte zittert, die heilige Verkündigung, das Springen des Herzens, der Ostermorgen — daß Alles das Nichts ist als Fabrikwaare, die für die Kritik nur deshalb Interesse haben könnte, als ihre ins Große getriebene Anfertigung beweist, daß das Publicum Redensarten haben will und um so mehr zufrieden gestellt ist, je unzusammenhängender und Nichtssagender diese Redensarten sind?

Zum Schluß verlangt der Verfasser noch, daß sein constitutionelles Gebäude, — jenes „stolze, leuchtende Zauberwerk, — (das also an sich selbst schon leuchtet und) — über dem die Sonne der Freiheit strahlend heraufzieht" — damit es nicht bloß ein „Spielwerk" bleibe, „unter dem Schutze der Oeffentlichkeit und der freien Presse stehen müsse."

Mit allen diesen Redensarten hat die Kritik keine Berührung mehr: — über das Verhältniß dieser Phrasen zu Oestreich etwas zu sagen, wäre hier nicht am Orte, da die vorliegende Schrift Nichts als die Namen von ein Paar Königreichen, Herzogthümern und Fürstenthümern des großen Kaiserreichs kennt: — von den Phrasen dieser Schrift Anlaß nehmen, etwas über die gegenwärtige Stellung der Regierungen zu sagen, würde ungehörig seyn, da ihr Verfasser keine Ahndung davon hat, was Regierung heißt: — die Kritik hat bei gegenwärtigem Anlaß nur das Factum aufzuzeichnen, daß die Theorie des Liberalismus ihr Schicksal und ihre Bestimmung erfüllt hat: sie ist zur reinen Redensart und so vollständig zur Redensart geworden, daß sie jedem Lande, wäre es selbst Mo-

Digitized by Google

nomotapa oder die Insel Barataria, angepaßt werden kann. Das Einzige, was in Betreff der Regierungen zu sagen wäre, könnte sich nur auf die Bemerkung beschränken, daß dieselben in diesem Augenblicke über ein so verfallenes Princip und über eine gedankenlose Masse, deren geistige Nahrung aus solchen Phrasen besteht, ein gerechtes Uebergewicht besitzen.

No. 2. — da alle diese Schriften als Phrasen-Gewebe vollkommen gleichförmig sind, also eben so gut von einem Einzigen wie von mehreren Arbeitern herrühren können, so ist es nicht leicht möglich und verlohnt es sich nicht einmal der Mühe, zu bestimmen, wie viel Nummern wohl auf Eine Person gehen — bemüht sich in der Einleitung zu seiner Schrift dem Verdachte, welchen die Leerheit derselben erwecken muß, dadurch zuvorzukommen, daß er ihn recht ausführlich bespricht. „Es ist in der That außerordentlich, wie manche Leute und vor allen Dingen die Wiener Zeitungs-Correspondenten in der Augsburger und Deutschen Allgemeinen Zeitung nicht aufhören können, sich über das Erscheinen der österreichische Verhältnisse betreffenden Broschüren zu verwundern. Aber, wenn es mit der Verwunderung allein abgethan wäre! Gott bewahre! Vielmehr finden sie die Abfassung und Herausgabe dieser Schriften abscheulich, schändlich, strafwürdig und unterlassen nichts, den Schein einer wahrhaft fanatischen Loyalität, einer strahlenden Glorie gleich um ihre unbedeutenden Persönlichkeiten zu verbreiten. Sind die Correspondenten wirklich Oesterreicher, was unbezweifelt der seltnere Fall ist, so ärgern sie sich entweder, daß sie selber dies oder jenes Werkchen nicht geschrieben haben, oder ihr Patriotismus fühlt sich durch einzelne bittere und tadelnde, obwohl gewiß unvermeidliche Betrachtungen aufs Höchste gekränkt. Sind die Correspondenten aber keine Oesterreicher, was fast immer anzunehmen ist, obwohl sie unter Kreuz und Stern in den Zeitungen als Wiener, Prager, Grätzer u. s. w. figuriren — eine dem Redakteur einer politischen Zeitung unbestreitbar zustehende Maskenfreiheit — so wüthen sie noch viel ärger oder nehmen eine so außerordentlich verächtliche Miene, einen so wegwerfenden Berichtigungston an, daß man manchmal die Berliner Staatszeitung reden zu hören glaubt. Jedes Wort ist ein mitleidiges Achselzucken, jeder Satz ein vornehmes Naserümpfen und die lieblichen Phrasen: „Ignoranz, Buchmacherei, elende Speculation, Lug und Trug" fließen ihnen wie Honig von den kritischen Lippen." (Das heißt doch kühn seyn: dem Gegner die gefährliche Stelle zeigen, im Vertrauen, daß er sich durch die Offenheit irre führen lassen und dem Angriff eine andere Richtung geben wird, dem Kritiker das bedenkliche Wort in den Mund legen, in der Hoffnung, daß er es nicht aussprechen wird, sich selbst angreifen, um zu zeigen, daß man unverletzbar ist! Oder ist es wirklich nur die Unsicherheit des Oesterreichers, welcher dieser weitläufige Excurs seinen Ursprung verdankt? Die Unsicherheit des Oestreichers, der es recht wohl fühlt, daß sein Vaterland ihm unbekannt ist, daß er sich also auf seine Schrift nicht verlassen kann und den Leser durch diesen Ausfall gegen die „Zeitungs-Correspondenten" zu dem Glauben an seine Authenticität zwingen muß?) „Der Refrain ist und bleibt aber derselbe, heißt es weiter, der Verfasser dieses Werkes, dieser Brochüre ist kein Oesterreicher, kein Prager, kein Wiener, kein Grätzer — sondern ein Ausländer, ein unerfahrener, radicaler, verläumderischer deutscher Ausländer aus Hamburg, Leipzig, Berlin u. s. w. Diese Thatsache haben sie nach Durchlesung der ersten paar Seiten weg, oder noch häufiger schon beim Aufschlagen des Titels — (der Verfasser fürchtet nämlich den Verdacht, den der Titel seines Buches

Digitized by Google

erwecken möchte) — und betrachten nun von diesem Standpunkte, dieser vorgefaßten Meinung aus das ganze Buch, was dann natürlich sie dermaßen in Harnisch jagt, daß binnen fünf Minuten ein tollwüthiges Correspondenzchen entworfen und abgeschickt ist."

Nach diesen Proben ist es nicht mehr nöthig, daß wir den Leser mit der Aufzählung der vier Fragen des „Oesterreicher's" und mit der Angabe der Antworten ermüden — ernsthaft die Sache betrachten und die Buchstaben, mit denen der Verfasser ein Buch angefüllt hat, zum Gegenstand einer Kritik machen, hieße mit dem Leser Spott treiben.

Nur Eine Bemerkung müssen wir noch machen. Der Umstand, meint der Verfasser, daß die „meisten der Werke," welche jene neidischen oder böswilligen Kritiker „hinrichten, gleichwohl im ganzen österreichischen Staate mit Interesse gelesen werden, widerlege entweder ihr kategorisches Urtheil oder zwinge sie zu der Behauptung, die sie sich jedenfalls auszusprechen schämen würden, zu der Behauptung, daß die Bildung, das literarische Urtheil und die Intelligenz der Oesterreicher so roh, noch in einem so kindisch blöden Zustande sich befinde, daß sie ohne Wahl Alles lesen, was ihnen unter die Hände kommt, und wie Adam und Eva im Paradiese nicht wissen, was gut oder böse ist." Findet der „Oesterreicher," da er es sich selbst nicht verbergen kann, daß sein Vaterland für ihn eine terra incognita ist, diese Alternative nicht grausam, so wird er es uns nicht verdenken, wenn wir es, seinen österreichischen Ursprung vorausgesetzt, aussprechen müssen, daß er nicht im Stande ist, die Blöße der Nation zu bedecken, auf die er selbst in seiner Unsicherheit viel zu kühn hinweist.

No. 3 — ein Gemengsel von Auszügen aus statistischen Compendien, Regierungs-Erlassen, Reisebeschreibungen, von Klagen über Mauth- und Steuerbeamte, über Censur, Büreaukratie, Clerus, von Mauth-Censur- und Clerus-Anekdoten, von Phrasen wie z. B. „der Ruf des Weltengenius, der eine abgelaufene und eine neu anfangende Stunde der Ewigkeit verkündigt, ist hingeklungen über die Erde und die Wellen des Bodens haben ihn als bessere Tonleiter schnell und treu fortgetragen, während er in der höhern Luft zerrann hierhin und dorthin," endlich von Erfindungen, die ihren Zweck, den Verfasser als einen Mann zu legitimiren, der mit Oesterreich auf Du und Du steht, völlig verfehlen. So führt er z. B., um sein Urtheil über die Unterwürfigkeit des Slaven zu bestätigen, ein „Schreiben" an, „welches er als freiwilligen, selbstverfaßten Glückwunsch eines im Deutschen unterrichteten slavischen Dieners erhielt und dessen Aechtheit er verbürgt: „Ew. Wohlgeboren! Indem ich im alten Jahr Ew. Wohlgeboren die Dienste wie ein treuer Pudel verrichtete, komm ich zu dem neuen, mich zu Füßen zu schmiegen und alles Heil zu wünschen — indem ich bitte, mir einen kleinen weißen Brocken zuzuwerfen. Ew. dienstwilliger Pudel N. N." „So schrieb in unsern Tagen ein Mensch um einem Mitmenschen wohlgefällig zu seyn!" So entrüstet sich der Verfasser über sein eignes Fabricat!

Im Eingange seines Buchs stellt sich der Verfasser selbst sein Nativitäts-Zeugniß aus: Er kehrt aus der Wanderschaft zurück: „die ernsten Anforderungen des Lebens wiesen den Reiselustigen zu eigner Thätigkeit in die Heimath zurück. Sein Paß .... erhielt auf dem letzten leeren Raum die Note des sächsischen Policei-Büreaus „nach Prag" .... Tags darauf arbeitete sich die Bohemia rauschend durch die lehmiggelben Wasser der Elbe thalauf" u. s. w. u. s. w. Er kennt sogar Schandau: „Schandau!" rapportirte der Schiffsjunge." „Und wer hat wohl je, ruft er p. 111. 112., indem er auf die österreichi-

Digitized by Google

ſchen Univerſitäten zu ſprechen kommt, die Tage vergeſſen, wo im frohen Burſchenkreiſe aus weiter Bruſt die Lieder klangen, geſungen von Deutſchlands erſten Geiſtern für Deutſchlands Jugend, wo von Bergeshöhe der Burſch hinabſchaute auf den Vater Rhein oder die freundliche Stadt am Neckar und jubelnd den Becher hob, eine Welt in ſich umfaßte und das Gefühl begriff, was einen freien Menſchen wohl erfüllen kann! Wer endlich hat ſich je als deutſcher Burſch gefühlt, ohne daß u. ſ. w. u. ſ. w. Und endlich, wer hat noch dies warme Herz für jene Zeit und bedauert nicht ein Land, deſſen Jugend all' jene Luſt nicht kennt . . . . Ja, wahrlich, Deutſchlands akademiſche Jugend muß euch bedauern, ihr Jünglinge Oeſtreichs, da ſie nicht euch brüderlichen Gruß und Bund ſenden und bringen können, ob ihr gleich Eines Landes mit ihnen ſeid!"

Der Verfaſſer hätte entweder conſequent ſeyn müſſen oder das „ſächſiſche Policei-Büreau" nicht mit ſeinem „Paſſe" beläſtigen dürfen.

Iſt er wirklich ein Oeſterreicher, ſo darf er über den Zweifel an der Richtigkeit ſeines Paſſes nicht unwillig werden, da beim erſten Anblick die Art und Weiſe, wie er jenſeits der Kaiſerlichen Zollinie als „deutſcher Burſche" ſchwärmt und die „Jünglinge Oeſtreichs" bedauert, mehr als verdächtig iſt — iſt er Oeſterreicher und ſpricht er im Namen ſeiner Landsleute, ſo würde folgen, daß der öſterreichiſche Liberalismus für Herrlichkeiten ſchwärmt, die in ihrer Heimath, im Norden und Weſten längſt ſchon ſchaal und matt geworden ſind.

No. 4 — das haltloſe Product eines Scribenten, der von Metternich grade ſo viel weiß als der erſte beſte Leipziger Literat — ſoll in ironiſche Pointen auslaufen: der Verfaſſer iſt aber viel zu ungeſchickt, um es zu etwas mehr als zu ein Paar plumpen Wendungen zu bringen: — (z. B. p. 72: „mais revenons à nos moutons! kehren wir wieder nach Oeſterreich und zum Fürſten Metternich zurück!" ferner p. 100, (er ſpricht vom Congreß zu Aachen) „Eines ſchönen Morgens als die Congreßmitglieder in behaglicher Berathung zuſammenſaßen und weit entfernt über deutſchen Liberalismus und deſſen läſtiges Geriren zu grübeln, vielmehr franzöſiſche, türkiſch-helleniſche und italieniſche Intereſſen mit ihrer Aufmerkſamkeit beglückten, trat ein mit bedächtigem Schritt und düſter gefalteter Stirn, zwar kein Löwe, ſondern im Gegentheil ein ruſſiſcher Edelmann, zog mit feierlicher Mine einen langen Bogen Papier aus der Taſche" u. ſ. w.) — auf der andern Seite iſt der Verfaſſer zu charakterlos, als daß ſein künſtlich ſeyn ſollendes Lob nicht zu wirklicher gemeiner Lobhudelei würde, zur Lobhudelei gegen einen Mann und ein Princip, deren Bedeutung zu faſſen, der ſächſiſche Liberalismus am allerwenigſten im Stande iſt.

No. 5 durfte nicht fehlen, da die Juden in Oeſtreich neuerlich der Gegenſtand einer nicht unbedeutenden Discuſſion geworden ſind. Deſto leichter durfte es ſich No. 5 machen. „Niemals, heißt es p. 6., war das Privateigenthum ſicherer, nie die Freiheit der Staatsbürger unangetaſteter, nie eine höhere Gleichheit vor dem Geſetze; — für Jene iſt Alles gethan und man kann mit Recht behaupten, unſere Zeit iſt das non plus ultra aller Vollkommenheit, allein die Vorurtheile der Vergangenheit gegen die Israeliten ſind ſelbſt in dieſem goldenen Zeitalter noch immer nicht beſiegt." „Doch warum ſollte Oeſterreich nach einem Zeitraume von mehr als einem halben Menſchenalter dem erhabenen Beiſpiel der bedeutendſten Regierungen Deutſchlands nicht folgen?" — ſo tröſtet ſich No. 5 zum Schluſſe — — aber, tröſtet? Wen? Sich ſelbſt? Iſt im Umkreis dieſer liberalen Phraſen

Digitized by Google

die Ahndung eines wirklichen Zwieſpalts, das Gefühl eines geſchichtlichen Schmerzes möglich? Iſt No. 5. ein fremdes Fabrikat, welches nur geſchrieben iſt, damit auch die öſterreichiſche Judenfrage in dieſer Literatur nicht fehle? Oder kann in Oeſtreich keine Frage rein und ſcharf gefaßt werden? Iſt kein andrer Gegenſatz hier möglich als der Vergleich einer chimäriſchen Vollkommenheit, die nur in der Fremde ſich vorfindet, und einer Unvollkommenheit zu Hauſe, die man nicht einmal erkennen, nicht darſtellen kann?

Der ſechſte Evangeliſt tröſtet p. 235: „In geiſtiger Beziehung hat Deutſchland den ruſſiſchen Einfluß gewiß nicht zu fürchten. Eben ſo wenig hat es Grund, um eine feindliche Invaſion der ruſſiſchen Armee beſorgt zu ſeyn."

No. 7 iſt zum Theil eine wirkliche, aber ſehr verworrene Streitſchrift und ſie will die Bemühungen der Böhmiſchen Panſlaviſten, die Slaviſchen Bewohner Ungarns gegen die Magyaren zu „hetzen," zurückweiſen. — —

Eine norddeutſche Feder, wäre ſie durch Fabrikarbeit auch noch ſo ſtumpf geſchrieben, würde immer noch ſchärfer ſchreiben, als die Federn, deren ſich die Verfaſſer vorliegender Schriften bedient haben. Ein Norddeutſcher würde mehr compilirt und die vorhandenen Schriften über Oeſtreich benutzt haben, wenn er den kühnen Gedanken ausführen wollte, die Zukunft dieſes Landes aufzuhellen. Dieſer Reichthum an Adjectiven, dieſer Luxus der Tautologien, dieſe ewige Wiederholung derſelben Phraſen, dieſes Phantaſiren, welches zu den wirklichen Verhältniſſen des beſprochenen Landes keine andere Beziehung hat, als die der Beziehungsloſigkeit, dieſes aufgeklärte Weſen, welches ſeinen Schwerpunkt nicht in der Heimath, ſondern im Auslande beſitzt und darum haltungslos iſt, wenn es ſich über die Heimath ausbreitet — es iſt wirklich öſterreichiſch, es iſt eine abgeſchwächte Wiederholung des joſephiniſchen Weſens und die Verfaſſer dieſer Schriften ſcheinen nur deshalb Ausländer zu ſeyn, weil ihnen als Oeſtreichern die Geſetze ihres einheimiſchen Lebens unbekannt ſind und weil ihnen als aufgeklärten politiſchen Reformatoren die Phraſen und Zuſtände des Auslandes als Ideale erſcheinen.

III.

Königsberger Broſchüren-Literatur im Verlag von H. L. Voigt in Königsberg.

1. Zur Geſchichte des Guſtav-Adolph-Vereins in Königsberg von K. R. Jachmann. 1844.

Der Verfaſſer „gehört mit Leib und Seele einer Parthei an;" er beſtrebt ſich daher, „mit Entſchiedenheit eine beſtimmte Meinung auszuſprechen, eine Meinung, die nicht nöthig hat, ſich vor dem Urtheil der Oeffentlichkeit zu ſcheuen" (S. 4). Dies iſt um ſo ehrenwerther, als das Intereſſe an der Oeffentlichkeit beſonders in Königsberg dem in jener Stadt „herrſchenden Geiſte" gemäß eine „allgemeines" iſt (S. 3.).

Wenn ſich nun die Parthei, der Herr Jachmann angehört, auf Seite 4 nicht als eine ſolche zeigt, welche durch „kleinliche Partheizwecke für individuellen oder veralteten, ferner nicht mehr haltbaren

Digitized by Google

Dogmatismus" geleitet ist, sondern als eine solche, die „für den großen und heiligen Zweck freier Humanität und echten Protestantismus" eingenommen ist, „ergriffen ist von der Nothwendigkeit des Kampfes gegen geistigen Druck aller Art, begeistert ist von dem Gedanken allgemeiner Duldung und Liebe," so ist ihr auf Seite 28 derjenige vor allem willkommen, „der seinen Standpunkt über allen Partheien genommen hat," und den seine allgemeine Duldung und Liebe dazu trieb, „sich von jeder geoffenbarten Religion loszusagen."

Herrn Jachmanns Parthei-Begeisterung ward bei folgender Gelegenheit angeregt, durch oben angeführtes Buch ein Zeugniß „entschiedener Gesinnung" abzulegen. Dr. Jacoby war in den in Königsberg gestifteten Gustav-Adolph-Verein als Mitglied aufgenommen, kurz darauf aber, weil er mosaischen Glaubens, durch ein Vorstandsmitglied bedeutet worden, daß ihm der Eintritt in die zum 12. Juni ausgeschriebene Generalversammlung nicht gestattet sei. In einem Schreiben, welches Dr. Jacoby unter diesem Datum an die Versammlung richtete, ist derselbe bestrebt, Judenthum und Unglauben, religiöse Duldung und evangelischen Eifer von dem Gesichtspunkte seiner „Parthei" aus und den Ansichten der „Freiheit" gemäß in Beziehung zu setzen. Nachdem er erklärt hat, „daß er sich weder zum evangelischen Glauben noch zu irgend einer andern geoffenbarten Religion bekenne, sich daher schwerlich einer rein religiösen Verbindung anschließen würde," nachdem er also durch diese seine Indifferenz gegen jeglichen Glauben den Miscredit, in welchem bei ihm der Glaubenseifer stehe, ziemlich deutlich zu erkennen gegeben, fährt er fort, er habe „den Zweck des Gustav-Adolph-Vereins vollkommen gebilligt," da er in ihm „ein Mittel zum Schutze der Glaubensfreiheit gegen Glaubensdruck gesehen" (S. 6.). So wird ihm der Glaube doch wieder zur Hauptsache, so sehr, daß er fortfährt: „Ohne Bedenken würde ich selbst zur Unterstützung bedrängter muhamedanischer Gemeinden mitwirken." Durch diesen consequenten und energischen Haß gegen jeglichen Glaubensdruck offenbart es sich aber zugleich wieder, daß dem Dr. Jakoby ein bestimmter Glaube zur Nebensache geworden ist. So gehen in seiner Toleranz Eifer für den Glauben und Indifferenz Hand in Hand: sie macht dem Glauben weiß, daß sie ihn schützen wolle, und sie kann ihn, als bestimmten Glauben, doch nicht anerkennen.

Nun sollte man meinen, daß Dr. Jacoby diese „Lauheit" gegen den bestimmten Glauben überall und bei jedem Manne für den vernünftigen Standpunkt erklären müßte. Aber nein. Gleich auf der folgenden Seite behauptet er, „es würde ein trauriges Zeichen für die Lauheit der Evangelischen sein, wenn der Fall einträte, daß andersgläubige Mitglieder in den Vorstand des Gustav-Adolph-Vereins gewählt würden." Dieses Zeichen ist aber doch wieder nicht so „traurig," daß es nicht in demselben Satze zu einem „sehr erfreulichen für die religiöse Aufklärung und Duldsamkeit der Nichtevangelischen" (S. 7.) umschlagen sollte.

Wie kann übrigens Herr Dr. Jacoby dieses Zeichen ein trauriges nennen, da er einige Zeilen darauf „die Duldsamkeit," die „sich freuen sollte, daß auch Andersgläubige sich zur Unterstützung bedrängter Protestanten vereinigen," die Ueberzeugung, daß man jedem Mitmenschen, ohne Rücksicht auf seinen Glauben Beistand zu leisten verpflichtet sei, eine „echt evangelische" nennt? (S. 8.) also behauptet, daß das „echt Evangelische" ganz von seinem Charakter des specifisch Evangelischen absehen müsse.?

Digitized by Google

Herr Jachmann führt die Ansichten der „Freiheitspartei" in seiner Broschüre weiter aus.

Der Gustav-Adolph-Verein findet seinen evangelischen Zweck darin, daß er nicht den leidenden „Mümenschen," sondern den leidenden Protestanten unterstütze, Herr Jachmann aber entdeckt einen „großartigen Zweck," eine „schöne und wahrhaft erhabene Auffassung des Vereines:" jener Zweck „könne nämlich kein anderer sein, als einen bestimmten und festen Widerstand gegen Geistesdruck zu üben:" jener Zweck „scheine daher auch Jeden zum Anschluß an den Verein zu berechtigen, der eben durch seinen Anschluß zeige, daß er von einem gleichen Streben, für das heiligste Recht der Menschheit, die Freiheit des Geistes zu kämpfen, beseelt sei" (S. 11.). So fällt ihm die Aufrechterhaltung des Protestantismus, die Erhaltung protestantischer Gemeinden gegen den Druck katholischer Regierungen mit der „Sache der Menschheit" zusammen: er, der „gegen jede Art von Geistesdruck kämpft" (S. 14.) begnügt sich damit, irgend wo Drückendes oder Gedrücktes zu sehen, — und augenblicklich springt er herbei, ohne auf den Charakter des Gedrückten oder Drückenden Rücksicht zu nehmen, ohne zu fragen, ob es wirklich der „Geist" sei, welcher gedrückt wird, und ob es nicht vielleicht zum Charakter des Drückenden oder Gedrückten gehört, zu drücken oder gedrückt zu werden, ob das Gedrückte nicht unter Umständen ein drückendes, das drückende ein Gedrücktes werde. Sein Gegner, der ihm vorwarf, er habe nur einen „Druck so in's Blaue hinein" im Auge, hatte vollkommen Recht (S. 14.).

Herr Jachmann erzählt von einem evangelischen Geistlichen, „dessen Predigten wahrscheinlich sonntäglich von den schönsten Redensarten christlicher Liebe, christlicher Duldung und christlicher Demuth überfließen" (16.) und der in der Generalversammlung des Vereines „sich nicht scheute, seinem Widerwillen gegen Andersgläubige Worte zu leihen," indem er sich denjenigen Rednern anschloß, welche „die Gemüther durch die bekannten Stichwörter des Glaubens zu fanatisiren" suchten. Herr Jachmann fühlt sich durch dieses Factum nicht aufgefordert, über die christliche Duldung und über die Art, wie der evangelische Glaubenseifer sich praktisch machen müsse, nachzudenken. Wie kann er auch? Er lebt ja in einer Stadt, „welche dem übrigen Deutschland schon mit so manchem guten und nachahmenswerthen Beispiel vorangegangen" (S. 15.) und welche daher nun auch „durch das großartige Beispiel freisinniger Duldung und Verbrüderung die gehässige Engherzigkeit der Vereine des andern Deutschlands beschämen und wo möglich verbannen muß" (S. 16.); Duldung, Freisinnigkeit, Brüderlichkeit dem Egoismus gegenüber sind nun einmal Königsbergs Ruhm: in seinem Liberalismus muß es sich mit ein Paar glorioſen Worten, mit einem Feldgeschrei begnügen: denken darf Königsberg, denken dürfen die Königsberger nicht; sie müssen immer nur die Aufgabe im Auge haben, welche ihnen die Weltgeschichte und der Liberalismus gestellt haben. Hört Königsberg das Wort Druck, so muß es gleich zur Hand sein, ohne sich weiter zu bedenken.

Nachdem Herr Jachmann seinen Geist, seine Geistesfreiheit in den G. A. Verein hineingelegt, reicht seine Partheilichkeit gerade dazu aus, den Geist, welchen seine Gegner in jenen Verein legen wollen, geradezu für unberechtigt zu erklären: und der Eifer seiner Duldungssucht ist gerade stark genug, den evangelischen Glaubenseifer, der wirklich religiöse und specifisch evangelische Zwecke mit dem G. A. Verein verbinden will, von vornherein zu verwerfen. Herr Jachmann erklärt, er habe deutlich gesagt, was er unter Geist ver-

Digitized by Google

stehe: und doch haben wir über seinen „Geist" nichts als die Worte „frei," „würdevoll," „unendliche Geltung" gelesen: und sein Geist ist zu schwach, den Geist der Orthodoxie, der sich, auf das Dogma und das Bibelwort gestützt, des G. A. Vereins bemächtigen will, „in seiner Geltung zu würdigen." Herr Jachmanns Geist, der sich in folgenden Worten charakterisirt: „wir wollen den wirklichen Geist, d. h. die ideale Auffassung des in allen Formen unvollkommenen Wortes, und dieser Geist gerade treibt, uns den Katholiken und Juden die Hand zu reichen, er treibt uns, sogar den Katholiken und den Juden, der dem G. A. Verein beitritt, noch höher als den Protestanten zu achten, da jene durch ihren Beitritt zeigen, daß sie nach Ueberwindung der Schranken, welche menschlicher Irrthum und Beschränktheit erfunden haben, im idealen Interesse für rein sittliche Bestrebungen selbst denen zu helfen bereit sind, von denen sie in der Regel als Feinde betrachtet und behandelt zu werden pflegen;" Herrn Jachmanns Geist, sage ich, beweist sich als der absolut schwache. Nicht erkennend, verhält er sich zu den Objecten der Erkenntniß — hier die Confessionen — auf folgende Weise. Er behandelt sie als solche, deren Verschiedenheit nur auf zufälligen Worten und Satzungen beruht, und deren wirklichen Geist zu erkennen es nur einer „idealen Auffassung" bedarf: diese Auffassung aber ist eine feige, sie flieht das Ergründen, das anerkennende Betrachten, sie fürchtet die Bestimmtheit, sie ist das unwissende Abstrahiren, sie ist die stolze Verachtung, das naserümpfende Mißbilligen Alles dessen, was in und für sich selbst etwas sein will und schlägt die „Anmaßung" der Confessionen durch den Donner der Worte: Beschränktheit, Engherzigkeit, Intoleranz darnieder. Wenn jener Geist nun doch in den einzelnen Confessionen „Schranken" anerkennen muß, so überspringt er sie nur. Doch, weil dieser Geist der Toleranz nur durch seinen Gegensatz besteht, weil dieser Gegensatz die Stütze seiner Schwäche, das Hinwegsetzen über jene Schranken seine einzige That ist, so muß er wieder mit den Schranken und Gegensätzen der Confession zart umgehen, er muß in ihnen seines Gleichen zu erkennen suchen; er muß einem rein religiösen und rein evangelischen Vereine „rein sittliche Bestrebungen" (S. 19.) unterschieben, bei denen das Judenthum des Juden, der Protestantismus des Protestanten, der Katholicismus des Katholiken sich mit „rein sittlichen" Zwecken amalgamiren.

Der Jachmann'sche Geist ist mit dem evangelischen Princip fertig, indem er ihm befiehlt, sich nicht mehr an die Formel, an den Buchstaben zu halten, sondern zum „Geiste freier und freiester Glaubensüberzeugung" (S. 28.) zu werden; durch ein dictatorisches Wort macht er es zum Humanitätsprincip; er mißbraucht dasselbe — und doch wagt er es wiederum nicht, seinen Mißbrauch offen einzugestehen.

So hat auch der liberale Königsberger bei Stiftung des G. A. Vereins seinem praktischen Charakter gemäß die Gelegenheit benutzen zu müssen geglaubt, um das Evangelium zur Folie der Freiheit zu nehmen, die inhaltslose Aufklärung in einen Kampf mit der Orthodoxie zu setzen und das stolze Schwert der „würdigen Geistesfreiheit" gegen das Kreuz zu erheben: siegesgewiß ist der Liberalismus in den Streit gegangen, hat die Worte Freiheit, Egoismus, Engherzigkeit tausendmal seinem Gegner entgegengeworfen, hat zu seiner unendlichen Freude und zur Stärkung seiner Selbstgewißheit tausendmal über die Schranken hinweggesetzt, die ihm seine Gegner entgegenstellten, hat seinen Gegner durch die Misachtung gekränkt, mit welcher er diese Schranken behandelte; und als er endlich — natürlich so klug wie vorher — das Feld räumen muß, gesteht er seine Freiheitstendenzen

Digitized by Google

nicht mehr ein und behauptet, er habe von vornherein in dem G. A. Verein nicht viel mehr als eine „Collectenanstalt" gesehen, bei der jeder — Jude, Heide, Muhamedaner — seinen Beitrag liefern könne. Er wirft es dem Gegner vor, dem Vereine durch seine orthodoxen und rein evangelischen Bestrebungen, „leise etwas ganz anderes unterzuschieben, woran derselbe seinen Statuten zufolge noch nicht gedacht" (S. 32.); sich nichtsdaran erinnernd, daß er selbst seine Aufklärungstendenzen dem Vereine „unterschieben" wollte.

Herr Jachmann sagt, daß mit der „bloßen Manifestation der Einheit des evangelischen Geistes," welche die Orthodoxen durch den G. A. Verein bewirken wollten, „den bedrängten Protestanten ebenso wenig geholfen sei," als mit dem Feuerstrahle des Geistes, der seinem Gegner zufolge mächtig leuchtend aus dem G. A. Vereine hervorbreche, und mit all den andern schönen Redensarten, die sich zwar ganz hübsch auf der Kanzel ausnehmen, aber aus denen niemals Kirchen und Schulen erbaut werden können" (S. 33.). Wir setzen ergänzend hinzu, daß sich auch aus des Liberalismus schönen Redensarten von Bekämpfung jeglichen Geistesdruckes, von Abschwörung der geoffenbarten Religionen keine Kirchen und Schulen aufbauen lassen, ja daß sich sogar ächte bedrängte Protestanten die haltlosen Aufklärungstendenzen des Liberalismus eher verbitten würden, als die Manifestationstendenzen des evangelischen Geistes.

Herr Jachmann und der königsberger Liberalismus mit ihm haben durch den Erfolg, den ihre Freiheitsbestrebungen bei dem G. A. Verein erzielten, den Beweis erhalten, daß „die Zeit noch nicht reif" sei (S. 5.). Sie haben eine Niederlage davongetragen, aber eine Niederlage, die, wie alle Niederlagen des Liberalismus, denselben nicht belehrt, sondern ihn höchstens dazu bringt, sich mit seinen Klugheiten, mit seinen weltbewegenden Stichwörtern zurückzuziehen und die Reife der Zeit, die nach den Ansichten des Liberalismus über Nacht eintreten kann — es kommt ja nur auf eine Probe an — abzuwarten. Herr Jachmann und der Liberalismus haben sich, das Schlagwort der Toleranz im Munde führend, trotz aller ihrer scheinbaren Indifferenz gegen den Unterschied der Bekenntnisse auf das Gebiet der Religion begeben: gerade weil sie die Gleichgiltigkeit der jüdischen Confession in Bezug auf „rein sittliche," „erhabene," „menschheitliche" Zwecke behaupteten, haben sie die Confessionen aufgefordert, ihren ausschließlichen Charakter zu zeigen; zu beweisen, daß ihnen der Unterschied innerhalb ihrer selbst höher stehen muß, als jene sogenannten „rein sittlichen" und rein menschlichen Zwecke.

Daß aber Herr Jachmann und der Liberalismus nicht fähig waren, hieraus eine Lehre zu ziehen und zu erkennen was eine Confession zu bedeuten hat, beweist ihr Benehmen nach ihrer Niederlage. Sie treten aus dem „intoleranten Vereine," in den sie nur eingetreten waren, weil sie ihn nicht kannten und ihn für ihre Zwecke mißbrauchen zu können glaubten. Weil sie ihn und die evangelischen Tendenzen von vornherein nicht verstanden, sind sie durch den ersten Sieg der Gegenpartei vor den Kopf gestoßen und räumen das Feld, indem sie sich nur Forderungen vorbehalten, welche an das evangelische Princip zu stellen sie sich nie rauben lassen werden. Fürs erste sind alle ihre Beziehungen mit der Inteloranz abgeschnitten. Beide Seiten ziehen sich in sich zurück und begnügen sich mit dem Bewußtsein ihres Rechtes.

Die Vorgänge in der zweiten Generalversammlung des G. A. Vereins sind, wie Herr Jachmann im Eingange seines Buches sagt, „ein charakterisches Zeichen des in Königsberg herrschenden Geistes" (S. 3). Er hat Recht.

Digitized by Google

In Herr Jachmanns Broschüre herrscht der Geist jenes Partheimenschen, der sich alle Tage wundert, daß er noch nicht gesiegt hat, da er doch die „ewige Vernunft," die Freiheit, die Oeffentlichkeit, die Wissenschaft und das allgemeine Interesse auf seiner Seite hat: der Geist jenes Partheimenschen, der an der Oeffentlichkeit, an dem Publicum seine Folie hat, und sich doch wiederum alle Abend beim Schlafengehen gestehen muß, daß die Zeit noch nicht reif sei: der Geist jenes Partheimenschen, der durch persönliches, praktisches Entgegentreten, durch krasses Ausdrücken seiner Gesinnung siegen zu können glaubt, da er doch nur seiner selbst willen immer die Redensarten von Vernunft, unumstößlichen Freiheitsrechten, Atheismus im Munde führt, um es fort und fort im Gedächtniß zu behalten, daß er ein Liberaler sey, und um sich selbst zu überzeugen, daß er an die Freiheit, nicht an Gott glaube.

Dieser Liberalismus bedarf fortwährend eines Gegensatzes, an dem er sich reibt, und einer Folie, auf die er sich beruft: beides aber sind seine eignen Phantasieen. Sein Gegensatz ist bald die Regierung, die er sich als ein fremdes Wesen, als ein être suprème denkt, welches in der Luft schwebt, bald die Geistlichkeit, welche nur persönliche Zwecke habe: seine Folie ist bald das Publicum, die Stimme des Volkes, das Ohr des Bürgers, welches für jede Wahrheit offen sei, bald eine Institution, in welcher er die Freiheit oder die Wissenschaft repräsentirt findet. Die Verfassung, als praktisch gewordne Freiheit, die Universität, als Sitz der freien Wissenschaft, das sind seine Stützen. Er stützt sich auf das Volk gegen die Regierung, statt einzusehen, daß die Regierung das verkörperte Volk ist, er kann das Diesseits des Volkes und das Jenseits der Regierung nicht zusammenbringen, und der Zwiespalt, in dem er lebt, ist nichts als ein tödtlicher, in sich verbissener Stillstand. Königsberg ist heut dasselbe, wie zu der Zeit der vier Fragen.

Königsberg hat bei den Bestrebungen der Jahre 1840 — 42 eine Rolle gespielt: dadurch hat es ein Selbstbewußtsein erhalten, von dem es immer noch zehrt.

---

2. Die Albertus-Universität zu Königsberg. Eine Denkschrift zur Jubelfeier ihrer 300jährigen Dauer in den Tagen vom 27. bis 31. August 1844.

„Preußen steht jetzt seit 300 Jahren in den vordersten Reihen der Kämpfer für germanische Bildung und hat zufolge jenes Weltgesetzes, daß sich die Anfänge zu einer neuen Lebensentwickelung immer zuerst an den Extremitäten eines Nationalkörpers kund geben, in den Bestrebungen unserer Zeit nicht selten die Rolle des Führers übernommen." (S. 3.). Dies zum Provinzialgefühl zusammengeschrumpfte Nationalgefühl, die liberale Eitelkeit befriedigend, ist das erste, welches sich dem Königsberger bei Gelegenheit der Jubelfeier seiner Universität aufdrängt. Er wird mit einem Preise seiner, der Königsberger Universität fortfahren, und ohne sich weiter über die heutige Stellung der Wissenschaft, über die Art, wie die Ereignisse der letzten Jahre den Charakter der Universitäten gezeigt haben, zu befragen, wird der Liberale über die „befreiende Macht der Wissenschaft gegen Regierung und Kirche" sprechen und sich höchstens bis zu dem Vorschlage versteigen, daß die Wissenschaft dem Volke zugänglicher gemacht werden müsse.

Digitized by Google

„Der innerste Nerv der den Gewaltigen der Erde einst so fürchterlichen Macht der katholischen Kirche ward von einer höhern Kraft, die plötzlich inmitten des occidentalischen Lebens aufgetreten war, durchschnitten." (S. 7.). „Die Wissenschaft war diese neue dem Pabstthum so verderbliche Macht." Und zwar die Wissenschaft, wie sie, als Studium der „aufgestandenen griechischen Schriftsteller," als Studium der „heiligen Ueberreste des griechischen Genies," die „in den edelsten Geistern eine fromme, fast an Verehrung grenzende Pflege fanden" (S. 8.), ‚unter dem Schutze der Mediceer und unter der Pflege oder der Nachsicht ruhmsüchtiger und prunkender Päbste gedieh" (S. 7.). Der germanische Völkerstamm, „als der Universalerbe des Alterthums" (S. 9.) war dazu bestimmt, „alle die einzelnen Seiten menschlicher Entwickelung, welche jenes in gesonderten Nationen, jede für sich zur Reife gebracht hatte, nach einander zu übernehmen und sie in langen mühvollen Kämpfen, deren Reihe die deutsche Geschichte bildet, zu einer innig verbundenen Einheit, zu einem vollendeten Gesammtbilde der Humanität in sich zu vereinigen." (S. 9.). Und „wie der Glaube des Kindes, weil es ihn an Begriffen festhielt, die der Verstand nicht geschaffen hat, in stark bewegten Zweifel aufgährt, wenn es die Entwickelungsperiode der Intelligenz antritt, so begannen auch gleich vor den Strahlen der wissenschaftlichen Erkenntniß, die aus den Schriften der Griechen hervorbrach, die kirchlichen Dogmen des Mittelalters wie die Nebelgestalten der Nacht vor der aufgehenden Sonne zu schwinden" (S. 10.). Und was brachte diese Wissenschaft zu Wege? „Der demokratische Grundsatz der Glaubensfreiheit trat ins Leben" (S. 13.): Das war „der erste Sieg der jungen Wissenschaft über den alternden Kirchenglauben." Die eigene Darstellung des Verfassers führt uns aber diesen ersten Sieg, der als Sieg auf dem Gebiete des Glaubens nicht gegen ihn aufgezeigt ist, zugleich als den letzten vor. Wir hören, daß „man die von den Stiftern der Reformation als ihre Ueberzeugung hingestellten Ansichten zu einer Art von Norm sanctionirte" (S. 32.). Zwar hatte Luther selbst dies nicht gewollt, „aber solche ausdrückliche Willenserklärung des Reformators überhörten seine an eine Auctorität gewöhnten und derselben bedürftigen (wissenschaftlichen?) Anhänger." „Damit kehrte die Rechtgläubigkeit zurück. . . . . Zu diesem traurigen Ende kam die protestantische Kirche." Ein „Wirbel" des Glaubenseifers trat ein (S. 33.). Jenes Ende findet der Verfasser nicht in demjenigen Gegenstande, welcher dies Ende nimmt, auch nicht in der Wissenschaft, sondern in dem „Geist der Zeiten," welcher „nicht auf einmal auszurotten sei" begründet. (S. 34.) Aus der Unkunde mit jenem Gegenstande folgt auch, daß der Verfasser von „unnöthigen" und „unlösbaren" theologischen Streitfragen (S. 38.), von „spitzfindigen Distinctionen" spricht, und daß er mit diesen theologischen Streitfragen durch die Bemerkung, sie seien nicht „ernst", dem Leben nicht „wichtig" gewesen, fertig werden zu können glaubt (S. 39.). Doch findet er an ihnen auch ein Versöhnendes, das freilich außer ihnen liegt: „Diese theologischen Streitfragen waren damals die höchsten Lebensäußerungen des Zeitgeistes und unterhielten doch die Bewegung, deren der Geist so gut wie das Wasser bedarf, wenn er nicht in Fäulniß übergehen soll." (S. 47.).

Hat der Verfasser in dem Zeitgeist der Reformationsaera — nicht in der Reformation selber — zwei widersprechende Seiten gefunden, die er nicht zusammenreimen kann: die wissenschaftliche Aufklärung und den Glaubenseifer; sieht er sich gezwungen,

Digitized by Google

die Aufklärung der Reformation bei der Rechtgläubigkeit anlangen zu lassen, so erblickt er endlich im achtzehnten Jahrhundert diejenige Zeit, deren „Geist" die Sache der Orthodoxie „unrettbar verloren gab" (S. 58.). Kant hat über den Werth der Dogmen „Aufschlüsse" gegeben, welche „ewig gelten werden" (S. 59.); was sich fortan „dem organischen Entwickelungsgang des Geistes" entgegenstellt, kann nur noch die „Gewalt" sein, deren Widerstand aber „ebenso unrühmlich" als „ohnmächtig" ist (S. 60.). Kants Geist „geht noch immer mit leisen, oft sogar sehr vernehmlichen Tritten in unserer Mitte um" (S. 61.). Es kommt nun nur noch darauf an, „durch Einsetzung der deutschen Sprache in alle academischen Rechte die letzte Scheidewand niederzureißen, die der öffentlichen Theilnahme noch die vertrauliche Annäherung an die Werkstätten der Wissenschaft wehrt" (S. 66.).

Zwar gesteht der Verfasser (S. 29.), daß „sich die Richtung des Zeitgeistes zum Theil verändert hat," und daß der Zeitgeist „die Blüthe der Nationalkraft nicht mehr an die wissenschaftlichen Studien zu verwenden scheint:" das liegt aber nicht an der Wissenschaft, auch nicht am Zeitgeist, der gern ein anderer sein möchte, sondern an „den Erfahrungen," durch welche der Zeitgeist „gewitzigt" ist und an der „Ueberzeugung der Nation, daß man auch unter den Palmen der Wissenschaft nicht ungestraft wandle" (S. 30.): also wiederum an der „Gewalt"

Zwar gesteht der Verfasser ferner, daß man auch zu unserer Zeit gerne wieder die theologischen Fragen über die verschiedenen Grade der Buße oder der Rechtfertigung aufwerfen möchte; aber das sind nur „geistige Nachgeburten" (S. 39.): und „hat sich die theologische Facultät in neuerer Zeit seit Hahn und Olshausen wieder der vor einem Jahrhundert und früher herrschend gewesenen dogmatischen Orthodoxie zugewandt" — so hat das an und für sich selbst nichts zu bedeuten; der Sinn dieser Erscheinung liegt außerhalb ihrer selbst, sie dient als Curiosum: — „so mag auch das in gewissem Sinne neben jenen kräftig frischen Zeitbestrebungen nicht ersprießlich wirken, wenn es den Zöglingen der Königsberger Hochschule zur Vergleichung mit den Leistungen der reinen Wissenschaft auch die Formen des Bewußtseins vorhält, von denen die zu Grabe getragene Vergangenheit beherrscht ward" (S. 64.). —

---

3. Erkenntniß und Nichtigkeitsbeschwerde in der wider den Oberlehrer Witt geführten Untersuchungssache. 1844.

Dem K. Provinzial-Schul-Collegio zu Königsberg war mittelst Ministerial-Verfügung vom 25. Februar 1842 aufgetragen: „weil der Oberlehrer Witt in der Königsberger Staats-Kriegs- und Friedens-Zeitung eine den Anordnungen der Regierung widerstrebende Richtung zu nähern bemüht und weil die politische Tagesschriftstellerei überhaupt kein Geschäft für Jugendlehrer sei, demselben die Fortsetzung eines solchen Geschäfts als ganz unerträglich mit seiner Stellung zu untersagen und ihn zugleich zu bedeuten, daß die vorgesetzte Behörde im Falle des Zuwiderhandelns alles Vertrauen auf seine amtliche Thätigkeit verlieren und demgemäß das weitere Erforderliche veranlassen würde." Oberlehrer Witt protestirte gegen diese Weisung. In Folge seiner Protestation, die des Herrn Ministers Eichhorn Excellenz unehrbietig und den Gehorsam verletzend fand, ward jener zur Disci-

Digitized by Google

plinar-Untersuchung gezogen. Herr Witt erklärte, da seine Stellung zur Königsberger Zeitung als reine Privatsache mit seiner amtlichen Wirksamkeit in keiner Beziehung stehe, so gehöre eine Entscheidung darüber, ob er jene Stellung behalten solle oder nicht, in keiner Weise zur Competenz seines amtlichen Vorgesetzten. Nach wiederholter Weigerung ward Herr Witt zur gerichtlichen Untersuchung gezogen und „wegen im Amte bezeigten Ungehorsams und Widerspenstigkeit gegen den Minister der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten" mit einer Geldbuße von 30 Thlr. bestraft. Oberlehrer Witt appellirte hiergegen. Das Erkenntniß zweiter Instanz bestätigte jenes Urtheil aus folgenden Gründen: Es stehe fest, daß Herr Witt den wiederholten Weisungen Sr. Excellenz des Herrn Ministers Eichhorn, seine Theilnahme an der Redaction der Zeitung aufzugeben, nicht Folge geleistet habe, und der erste Richter habe mit Recht hierin eine Insubordination gefunden. Zwar behaupte der Denunciat, Insubordination sei nur in Amtsverhältnissen möglich, er bedürfe zu seiner Hülfsleistung bei dem Zeitungsredactionsgeschäft keiner Einwilligung der Dienstbehörde. Doch könne die Frage, ob diese des Denunciaten Behauptung gegründet sei, auf sich beruhen bleiben, da der Departements-Chef desselben nicht wegen der Nebenbeschäftigung als solcher, sondern wegen der Beschaffenheit derselben und der Art und Weise ihrer Ausführung die Betheiligung des Oberlehrer Witt bei der Redaction einer Zeitung fernerhin nicht dulden zu dürfen glaubte. Hiezu sei er wohl befugt gewesen: denn ein Vorgesetzter habe im Wege der Disciplin nicht blos die amtlichen Functionen seines Untergebenen, sondern auch sein außeramtliches Verfahren, soweit dasselbe auf seine amtliche Wirksamkeit einen nachtheiligen Einfluß äußern könnte, zu beaufsichtigen. Er habe dem Denunciaten die fernere Betheiligung an einer Redaction, die offenbar nach keinen den Gesinnungen eines Jugendlehrers entsprechenden Tendenzen gehandhabt werde, nicht als Mitredacteur sondern als Jugendlehrer untersagt. Ob übrigens die Tendenz der Königsberger Zeitung eine gleichgiltige oder zu mißbilligende gewesen, dies falle nicht der Beurtheilung des Richters anheim; es genüge, daß der Departements-Chef seine amtliche Beurtheilung abgegeben habe; diese amtliche Beurtheilung sei für den Richter maßgebend, wenn es sich darum handele, zu befinden, ob der Untergebene durch die Nichtbeachtung des Befehls seines Amtvorgesetzten sich eines Dienstvergehens oder in specie einer Insubordination schuldig gemacht hat. Wie sehr die politischen Gesinnungen der Jugendlehrer der strengen Beaufsichtigung ihrer Vorgesetzten unterworfen sein sollen, ergebe sich aus der Allerh. Cab. Ordre vom 23. April 1822, welche dem vorgesetzten Ministerium zur ganz besondern Pflicht mache, darüber zu wachen, daß nicht öffentliche Lehrer den Verirrungen der Zeit huldigen, anstatt wahrer Intelligenz die Ausartung derselben begünstigen, einen Oppositionsgeist gegen die Anordnungen des Staatsoberhauptes zeigen ꝛc. Habe sich der Herr Minister hiernach für verpflichtet gehalten, einen amtlichen Befehl an den Denunciaten als Jugendlehrer zu erlassen, so habe dieser gehorsamen müssen, höchstens habe er in Bescheidenheit remonstriren, event. sich bei dem höheren Vorgesetzten beschweren können. Ohne unbedingten Gehorsam wären alle Bande der Subordination aufgelöst: eine Prüfung, ob des Herrn Ministers Befehl gerechtfertigt sei, habe dem Denunciaten gar nicht zugestanden. Daß sich schließlich Denunciat in seinen Amtsverrichtungen ungehorsam und widerspenstig bezeigt habe, sei deshalb richtig, weil unter Amtsverrichtung jede Beziehung zwischen Vorgesetzten und Untergebenen auf amtliche Stellung ver-

Digitized by Google

ſtanden werden müſſe und ſonach die Befolgung eines amtlichen vom Vorgeſetzten ausgegangenen Befehles als eine Amtsverrichtung erſcheine.

In ſeiner Nichtigkeitsbeſchwerde führt Herr Witt durch, der Behauptung, daß die Befolgung eines amtlichen Befehls als eine Amtsverrichtung erſcheine, müſſe auf's beſtimmteſte widerſprochen werden, der Ausdruck „Amt" ſei ein genau umgränzter und beziehe ſich nur auf gewiſſe Handlungen, zu denen Jemand berufen ſei: es genüge nicht, daß der Vorgeſetzte behaupte, er bringe eine gewiſſe Angelegenheit mit der amtlichen Stellung in Verbindung; auch ſei es nicht hinreichend, daß es der Obere iſt, von welchem eine den Untergebenen berührende Handlung ausgehe, um ſie zu einer auf die amtliche Stellung bezüglichen zu machen. Die Forderung, Implorant habe vor allen Dingen gehorchen müſſen, enthalte eine petitio principii, ſie ſetze als erwieſen voraus, daß der Befehl des Herrn Miniſters ein innerhalb der Dienſtſphäre liegendes Verhältniß berührt habe. Denn ſoweit könne der Richter nicht gehen, daß er den unbedingten Gehorſam des Untergebenen auch in allen andern Beziehungen fordern ſollte. Wenn der Richter behaupte, daß ohne das Band der Disciplin, welche ſofortiges Gehorchen zur Pflicht mache, alle Bande der Subordination aufgelöſt werden müßten, ſo ſei zu erwiedern, daß die Bande der Disciplin nur befeſtigt werden, ſobald der Vorgeſetzte ſich innerhalb ſeiner Amtsbefugniſſe halte; daß aber gerade der Vorgeſetzte es ſei, welcher die Bande der Subordination lockert, ſobald er den amtlichen Gehorſam außerhalb ſeiner Dienſtſphäre fordere.

Dies der Inhalt der in obenangeführtem Buche mitgetheilten Actenſtücke. Das Verfahren des Herrn Miniſters Eichhorn gegen den Oberlehrer Witt giebt einen Beleg mehr zu der Art, wie S. Excellenz das Unterrichtsweſen zu leiten und welches Verhältniß derſelbe zwiſchen dem Chef und den Dienern des Unterrichts herzuſtellen beſtrebt iſt.] Bei der Leitung der chriſtlichen Jugend, deren Reinheit und Freiheit gegen alle äußeren Einflüſſe, welche ſie nur aufregen und eine gefährliche Spaltung in ihren Gemüthern hervorbringen könnten, vom Staate wohl gewahrt werden muß, kann es auf das Geſetz nicht ankommen: die Jugend, ihr Seelenheil und ihre Erziehung muß über dem ſtarren Geſetze ſtehen. Dazu iſt aber erforderlich, daß ſich die Leiter der Jugend dem Staate gegenüber nicht auf den abſtracten Rechtsſtandpunkt ſtellen, daß ſie nicht zwiſchen ſich als Privatperſon und als Untergebene der Regierung einen Unterſchied machen, ſondern ſich die Mühe geben, in die Tendenzen der die Erziehung unter ſich habenden Regierung einzugehen, ſie gleichſam zu ahnen und vollſtändige Einheit, Zuſammenwirken mit der Regierung zu erſtreben. Dann fällt auch der Begriff des Untergebenen, der auf ſein Recht pocht, ja die Form des Befehls fällt ganz fort. Es tritt an die Stelle deſſelben ein cordiales Verhältniß, ein Geſinnungsleben, in dem jeder Untergebene, den Befehl ahnend, ihn ſich ſelber giebt. Es iſt klar, daß durch dieſe in das Gemüth verlegte Beziehung zwiſchen Regierung und Untergebenen das Recht flüſſig oder vielmehr überflüſſig gemacht iſt: der abſtracte Rechtsſtandpunkt, der gegenſeitiges Mißtrauen, alſo eine Spaltung vorausſetzt, iſt durch die Theorie des Vertrauens und der Geſinnungseinheit überwunden: der chriſtliche Staat ſteht höher als das abſtracte Recht. Hält nun der Herr Oberlehrer Witt ſtarr an ſeinem Rechte, an der Sonderung ſeiner individuellen und privaten Freiheit von ſeiner Gebundenheit als Untergebener feſt und nimmt er durch ſolches Oppoſiren das Prädicat eines Liberalen in Anſpruch, ſo zeigt er erſtens, daß er ſeine Stellung als Oberlehrer der

Digitized by Google

Regierung gegenüber nicht versteht, und zweitens müßte er einsehen, daß er sich auf einen vom christlichen Staat überwundenen Standpunkt beruft, daß somit der Liberale, der Fortschrittsmensch hinter der Regierung zurückbleibt.

---

4. Actenmäßige Darstellung der wider den Ritter-Gutsbesitzer Alexander Küntzel geführten fiscalischen Untersuchung.

Herr Küntzel hatte durch einen Aufsatz in der königsberger Zeitung den Königl. Preuß. Landrath Löbauer Kreises Hans Friedrich Otto von Beneckendorf-Hindenburg in Bezug auf seine Amtsthätigkeit beleidigt, und dieser trug bei dem Oberlandsgericht auf Bestrafung Küntzels an, „nicht als ob ihm an dessen Kritik viel gelegen wäre, sondern um demselben in's Gedächtniß zurückzuführen, daß er als Besitzer von Orlau ein Preuß. Unterthan und als solcher dem Preuß. Landes- und Strafgesetz unterworfen sei." In seiner Replik auf die Verantwortung Küntzels sagt Herr von Beneckendorf-Hindenburg: „der Fortschritt unserer Zeit hat es sich zur Aufgabe gemacht, in die tiefsten Schachte der Staatsverwaltung hinabzusteigen und das reine Metall von den Schlacken zu säubern. Er thut wohl daran. Er löse diese große Aufgabe, aber mit Vorsicht und Mäßigung! Der Meißel scheide in sicherer kunstgeübter Hand die einzelnen durch einander liegenden Stoffe und sondere sie mit strenger Auswahl! Er werde aber nicht eine scharfe Angriffswaffe und ein Werkzeug der Zerstörung, welches die zartesten Lebensadern zerschneidet. Es giebt eine Sprache der Wahrheit — sie ist einfach, klar und edel. Sie beschränkt sich, wenn sie anklagt, auf das Thatsächliche und hält sich fern von beleidigenden Insinuationen. Diese Sprache ist die Sprache der Ueberzeugung, sie wirkt was sie ist und vor ihr beugt sich der Mensch und sein Jahrhundert .... die Behörden des Königs wissen sehr wohl, daß sie unter dem Mikroscop der öffentlichen Meinung stehen. Das Gesetz leuchtet richtend, strafend, beschützend über ihren Häuptern, wie über denen aller übrigen Unterthanen. Ebendarum sind sie aber auch Gottlob noch nicht zu der Knechtschaft verdammt, sich ungestraft von jedem Zeitungsschreiber öffentlich verdächtigen und beschimpfen zu lassen."

In dem verurtheilenden Erkenntniß heißt es, des Denunciaten Injurie gegen den Landrath von B. H. sei „aus einer augenblicklichen kosmopolitischen Aufwallung und aus einer im Fluge gemachten Beobachtung hervorgegangen," sie sei eine „im perfidirendsten, hämischsten und rücksichtslosesten Tone gehaltene Mittheilung."

Denunciat habe überdies bedenken sollen, daß er als Mann niedern Standes in dem Landrathe v. Hindenburg einen Edelmann beleidige. Und das erhöhte Strafmaß, welches hiernach auf ihn seine Anwendung finden könnte, sei nur deshalb nicht arbitrirt werden, daß wohl die Eitelkeit, sich als populärer Tagesschriftsteller zu versuchen, die nächste Veranlassung zu seinem Correspondenzartikel gegeben haben möge.

Digitized by Google

IV.

Ueber den confessionellen Streit, der durch eine Reformationspredigt des Herrn Consistorialrathes Falk veranlaßt worden. Ein kritisches Wort zur Versöhnung der Streitenden von Wilhelm Böhmer, Doctor der evangelischen Theologie, Consistorialrathe, ordentlichem Professor in der evangelisch-theologischen Fakultät zu Breslau, zeitigem Mitgliede der wissenschaftlichen Prüfungscommission für Schlesien, ordentlichem Mitgliede der historisch-theologischen Gesellschaft in Leipzig. Motto: Nun aber bleibt Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; die größeste aber von diesen ist die Liebe. Paul. 1. Kor. XIII. 13. Breslau, Verlag von Joh. Urban Kern. 1844. 8. S. 28.

Die Reformationspredigt Falks, gedruckt unter dem Titel: „Ich weiß, an wen ich glaube," nöthigte den Professor der kath. Theol. Herrn Balzer, den Licentiaten Herrn Jacob Buchmann und noch einige andere Katholiken, ihre Kirche zu vertheidigen und diese Vertheidigungen riefen wieder Entgegnungen auf protestantischer Seite hervor. Auf diese Weise ist nach und nach durch jene kleine Predigt eine große Literatur ins Leben gerufen worden und der anfangs örtliche confessionelle Streit gewann täglich an Ausdehnung, Theilnahme und tieferer Begründung. Dabei handelt es sich um zwei Punkte. Herr Falk theilt nehmlich den Menschen in das Ich der Selbstsucht und in das Ich der Liebe oder vielmehr den Geist in einen bösen und guten Geist, die sich ausschließen und abstract, wie sie sind, inkarniren. So behauptet Herr Falk, habe sich das Ich der Selbstsucht, d. h. der böse Geist, mit andern Worten der Teufel und der Antichrist auf dem Stuhle zu Rom inkarnirt und die Macht angemaßt, zu binden und zu lösen, zu verdammen und selig zu sprechen. Damit ist schon der zweite Streitpunkt gegeben. Herr Falk fordert nehmlich vom Nächsten, auch die Evangelischen „als Brüder in Christo anzuerkennen und ihnen die Seligkeit nicht abzusprechen, deshalb, weil sie anders glauben." Jenem Ich der Selbstsucht auf dem Stuhle zu Rom sollen sich, wie Falk behauptet, die Reformatoren im Namen des Ichs der Liebe widersetzt haben und er nimmt hiervon Anlaß zu einer Apostrophe an seine Gemeinde, diesem Ich der Selbstsucht ebenfalls den Krieg auf Leben und Tod anzukündigen um ihm Trotz zu bieten.

Was Falk mit seiner Inkarnation des bösen Princips habe sagen wollen, würden wir von ihm am allerwenigsten erfahren können, denn er hat wohl eigentlich nur ins Blaue hineingesprochen, ohne mit seinen Worten einen gehörigen Sinn zu verbinden. Nennt er die römische Kirche in ihrer durch den Pabst dargestellten Einheit, also die Päbste, als Päbste Verkörperungen des selbstsüchtigen Ichs, oder die Personen, die nach der Reihe den päbstlichen Stuhl bestiegen haben? Wahrscheinlich schwebte ihm wohl die Idee des Pabstthums selbst vor, seine Gegner und seine Vertheidiger haben aber die Frage lieber dahin entschieden, daß der Falksche Vorwurf nur den einzelnen Päbsten gegolten habe, denn, so haltlos auch die Falksche Abstraction sein mag, so hätte doch immer die erstere Fassung seiner Beschuldigung zu einem Principienkampfe geführt, den beide Partheien unab-

Digitized by Google

sichtlich vermeiden. Herr Baltzer sagt: „Ich bin weit entfernt, das nil humani von den Päbsten leugnen zu wollen," eine Aeußerung, die Herr Böhmer ein Zeugniß von Herrn Baltzers Wahrheitssinn nennt. Auch bei Herrn Falks Vertheidigern „Herrn Sukow und Herrn Krause" ist, wie derselbe Herr Böhmer lobend erwähnt, „die geschichtliche Wahrheit nicht ohne Einfluß geblieben," da dieser von „einigen gutgesinnten Päbsten spricht" jener die Zahl der Päbste, welche wir mit allen Tugenden des Menschen und des Christen ausgestattet sehen, „nicht gering" nennt. Besonders der letztere nimmt die Anklage in durchaus individuellem Sinne, wenn er sagt: „Die Geschichte überliefere uns nur ausnahmsweise die Fälle, in welchem die persönliche Güte des Oberhauptes über die starren Principe der Kirche den Sieg gewann."

Durch diese Auffassung wird dieser ganze Streitpunkt zu einer Aufgabe der moralisirenden Geschichtsschreibung, die sich mit Fragen dieser Art beschäftigen mag, ob z. B. die meisten Päbste selbstsüchtig gewesen sind oder nicht, oder zu einer Aufgabe für Professoren der Beredsamkeit, weil es sich dann nur darum handelte, ob die Metapher: daß sich das Ich der Selbstsucht in den Päbsten verkörpert habe, angewendet werden könne, oder nicht.

Hr. Böhmer erhebt sich mit seinem „kritischen Worte" eben auch nicht über die Auffassungsweise der Streitenden, denn den Hauptsatz, der von einem tieferen Blicke zeugte: „Von dem selbstsüchtigen Ich ist Niemand frei, der geboren ist von dem zwar gottverwandten aber sündhaften Weibe" hat er in eine Anmerkung verwiesen. Im übrigen will er die Streitenden dadurch vereinigen, daß er „die Brille confessioneller und bereits verschollener Vorurtheile ablegt," das Ich der Liebe, in den Reformatoren zuweilen vor dem Ich der Liebe „zurücktreten" läßt, das Benehmen Luthers gegen Karlstadt ein liebloses und unchristliches nennt und dem lutherschen Verdammungsurtheil aller Nichtchristen „etwas Liebloses und Irrthümliches anhaften" läßt. Die „Behauptung, als sei die römisch-katholische Kirche nichts Anderes als eine Synagoge des Fürsten der Finsterniß" steht seines „Dafürhaltens nach in schneidendem Widerspruch mit der wirklichen Beschaffenheit dieser Kirche;" er erkennt auch „die einzelnen biblisch-christlichen Elemente, die freilich mit unchristlichen vermischt, in der römisch-katholischen Kirche sich zeigen, sowie er auf der andern Seite „alles das sich nicht aneignet, was in der evangelischen Kirche, mag es die Lehre, die Zucht oder noch etwas anderes betreffen, dem Urchristenthum der Bibel nicht entspricht!" Endlich macht er noch vier, fünf Päpste namhaft, in denen das Ich der Liebe vorherrschend gewesen sei und zeigt auch von den schlechtesten, daß dieses Ich in ihnen nicht völlig untergegangen gewesen.

Es handelt sich also hier lediglich darum, ob die geschichtliche Wahrheit hinsichtlich des Lobes oder des Tadels der Päbste, auf die streitenden Theologen von Einfluß gewesen ist, es handelt sich blos darum, ob die Evangelischen zugeben und die Katholiken einräumen wollen, was vom Standpunkt der Moral aus die Geschichte über die Päbste urtheilt. Hr. Falk hatte jedoch in derselben Predigt, wie bereits bemerkt, durch die Aeußerung: „laßt uns an den Nächsten nur die Forderung stellen, uns als Brüder in Christo anzuerkennen und uns die Seligkeit nicht abzusprechen, deshalb weil wir anders glauben, als er glaubt" einen zweiten Anlaß zu Streitigkeiten geboten, denn es konnte hier wieder in Frage stehen, wen er unter dem Nächsten gedacht wissen wolle, den Nächsten schlechthin, den Pabst oder die katholische Kirche. Hr. Baltzer verneint, daß die katholische Kirche, obgleich sie das Dogma von der alleinseligmachenden Kirche bekennt,

Digitized by Google

und obgleich die Päbste jedem Nichtkatholiken den Himmel verschließen, falls er sich nicht noch vor seinem Ableben in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurück begiebt, die Nichtkatholiken von der Seligkeit ausschließen, indem er sich eines theils auf die völlig unstatthafte Scheidung zwischen dem Pabst und römisch-katholischen Kirche, anderntheils auf einzelne freiere Kirchenlehrer z. B. auf Veronius stützte. Hr. Böhmer kommt ihm hierbei noch durch die Hinweisung auf die durch das Concil von Costnitz ausgesprochene Absetzung Johannes XXIII. zu Hülfe. Allein die Bulle Eugens IV. cantate domini ist von der Kirche niemals widerrufen worden. Mit größerem Rechte hätte Hr. Baltzer die Gegenfrage stellen können, seit welcher Zeit es sich denn herdatire, daß auch innerhalb der evangelischen Kirchen der besondere confessionelle Glaube nicht mehr zur Bedingung der Seligkeit gemacht werde, und hierzu die bei Gelegenheit der gescheiterten Unionsversuche im vorigen Jahrhundert erschienenen Schriften zur Genüge citiren können. Ein Neumeister und Löscher oder Cyprian hätten ihm Belege über Belege geboten. Ja, wenn er der Sache auf den Grund hätte kommen und seine Gegner an der empfindlichsten Stelle fassen wollen, so konnte er auch den Nachweis verlangen, wie die evangelische Kirche dazu gekommen ist, den Glauben d. h. den Glauben an das besondere Symbol aus der Zahl der Bedingungen zur Seligkeit zu streichen. Herr Böhmer antwortet freilich durch das Citat Joh. III. 16, Marc. XVI. 16, allein es wäre doch wohl die Frage, ob der Andersgläubige überhaupt an den einzig wahren Christus glaubt.

Ist denn aber Hr. Baltzer überhaupt eine kirchliche Autorität, so daß Hr. Böhmer nur auf dessen friedliche Deutung hinzuweisen braucht, um den Streit beizulegen? Repräsentirt Hr. Baltzer denn die katholische Kirche? Einzelne willkürliche Fortschritte im Sinne der Humanität, welche sich einzelne Katholiken erlauben, hat die Kirche jederzeit desavouirt und das mit Recht, weil nur in einem allgemeinen Concil der ihr innewohnende heil. Geist sich bethätigt. Hr. Baltzer hätte beweisen müssen, was er freilich nicht kann, daß der Katholik in protestantischen Ländern nicht in dem Wahne erzogen wird, daß nur durch die seiner Kirche mitgetheilten Gnaden die Seligkeit sicher zu erlangen sei und daß es dem ewigen Rathschluß und der geheimnißvollen Gerechtigkeit Gottes allein anheimgestellt werden muß, ob nicht vielleicht auch die Ketzer auf uns völlig unbekannten Wegen der Seligkeit theilhaftig werden könnten. Er hätte beweisen müssen, daß der Katholik in ganz katholischen Ländern nicht an die ewige Verdammniß aller Nichtkatholiken glaube, wenn er nicht bereits seiner Kirche entwachsen ist *).

Erledigt haben also die Herren weder den ersten noch den zweiten Punkt und die Brochure wäre daher viel zu unbedeutend, um hier Besprechung zu finden, wenn nicht Herr Wilhelm Böhmer u. s. w. ein Nachwort beigegeben hätte, das ein Paar Worte rechtfertigt und auch vom Verfasser als das Hauptsächlichste seines Schriftchens gleich im Eingange in Aussicht gestellt wird.

Herr Böhmer meint, dieser confessionelle Streit müsse in unserer Zeit überflüssig, zeitraubend und selbst bedenklich erscheinen, da er mit Strauß (Glaubenslehre 1. Vorr. VI. VII.) übereinstimmt, wo dieser sagt: „es muß als verschwendete Mühe erscheinen, um einzelne nähere Bestimmungen an den Lehren von der Erbsünde, Rechtfertigung, Sakrament u. s. f. sich zu zanken, wo das Ganze jener Lehren mitsammt der

*) Von dem alleinseligmachenden Glauben und der alleinseligmachenden Kirche. Abgedruckt aus dem katholischen Missionsbüchlein 1842. Regensburg und Mainz.

Digitized by Google

Weltanschauung, die ihren Boden bildet, in Frage gestellt ist." „Katholische und evangelische Gottesgelehrte sollten also, fährt Herr Böhmer fort, statt über jene beiden Artikel untereinander zu streiten, sich mit einander zur wissenschaftlichen und populären Vertheidigung des Lehrstückes vom urpersönlichen Gotte, der sich in dem geschichtlichen Christus geoffenbart hat, gegen die pantheistische Richtung vereinigen," denn „welche entsetzliche Folgen sich für ein wahrhaft sittliches Leben der Laien (sic!) daraus entwickeln können, das bedarf wohl kaum einer Auseinandersetzung;" „diese Vereinigung zu dem angegebenen Zwecke kann auch um so leichter von statten gehen, als die Confessionen, zu welchen sie gehören, bei allen Lehrverschiedenheiten darin übereinstimmen, daß sie in ihren Symbolen das Sein des urpersönlichen Gottes unbedingt aussprechen."

Sollte denn aber nicht schon die Thatsache, daß nicht nur die wissenschaftlichen Theologen, sondern auch das größere Publikum an confessionellen Streitigkeiten nach außen und nach innen wieder Interesse gewinnen, Untersuchungen über einzelne nähere Bestimmungen an den besonderen Dogmen nicht mehr so leicht nehmen, als es seit den Zeiten des aufklärerischen Indifferentismus der Fall war, — sollten nicht diese Thatsachen schon Herrn Böhmer beweisen, daß der Feind, gegen den er sich verbünden will, schon wirklich besiegt ist? Oder hat in der That die Kirche an jenen pantheistischen Tendenzen einen so kräftigen Gegner, daß der Vertheidigungskrieg gegen ihn ihr alle Kraft raubt, sich nach innen zu wenden, sich neu zu organisiren und ihr von einem seichten Indifferentismus gegen die besonderen Glaubenslehren und die confessionellen Unterschiede unterminirtes Gebäude zu restauriren? Als „Laien" sollten wir am wenigsten es nöthig haben, Herrn Böhmer auf das erwachte Leben der Kirche und deren Streben, sich neu zu gestalten, aufmerksam zu machen.

Vielleicht würde uns Herr Böhmer einwerfen, diese allgemeine Erweckung zeuge allerdings von dem gesunden Sinne des Volkes, der sich zwar täuschen, aber nicht verhöhnen lasse und daher jene Richtung mit Indignation verlassen habe, nachdem ihre Führer die Maske abgerissen und somit gezeigt hatten, wohin die blumigen Pfade zuletzt führten; damit aber sei der Pantheismus noch nicht wissenschaftlich widerlegt, vielmehr würde er triumphiren und sich für wissenschaftlich berechtigt halten, falls die Gottesgelehrten den Kampf gegen ihn einstellten und sich in ihre Symbole zurückzögen. Für einen Rückzug würde er, wie die Angelegenheiten stehen, die Arbeit an der Restauration der Kirche jedenfalls ausrufen. Der Pantheismus müsse also vor allem auch wissenschaftlich besiegt werden. Herr Böhmer würde uns diesen Einwurf jedenfalls machen, allein nur für einen Augenblick, denn wir brauchten ihm dann nur zu beweisen, daß der Pantheismus, um wie viel mehr der Atheismus, wissenschaftlich bereits längst besiegt ist.

Die Wissenschaft hält sich in den ihr eigenen, ihr nicht aufgezwungenen Schranken, wonach sie mit der geoffenbarten Wahrheit am Ziele ihrer Untersuchungen jederzeit zusammentrifft d. h. ist eben nur die Begründung der geoffenbarten Wahrheiten, so weit diese menschlichem Erkenntniß-vermögen überhaupt zugänglich sind, mag sie nun von vorn herein ihre Absicht aussprechen, wie Herr Böhmer will, wenn er die katholische und evangelische Geistlichkeit zur wissenschaftlichen Vertheidigung des Lehrstückes vom urpersönlichen Gottes aufruft, oder erst mit diesem Bewußtsein über sich selbst aus ihrer Arbeit hervorgehen. In diesem Sinne können wir nehmlich das Wort: Wissenschaft nur verstehen, von der auch Herr Böhmer

Digitized by Google

Seite 27 bemerkt, daß sie im Gotteswort wurzelt. Der Begriff der Wissenschaft selbst ist es also, der jene pantheistische Richtung von vorn herein von sich ausschließt und ihr damit den Stempel der Unwissenschaftlichkeit, der subjectiven Willkürlichkeit aufdrückt. Sie braucht sich nur selbst zu definiren, um ihren Gegner zu besiegen und das wäre uns eine schöne Wissenschaft, die nicht einmal eine definitive Definition von sich selbst zu geben verstünde.

Herr Böhmer muß uns auch schon in diesem Schriftchen selbst beistimmen, wenn er seine eigne Aussage, daß die evangelische Kirche außer dem heiligen Gottesgeiste, dem in der Bibel enthaltenen Gotteswort auch noch „die Wissenschaft, im Gotteswort gewurzelt" besitze, nicht zurücknehmen will. Es wäre sogar eine schiefe Bemerkung, wenn wir sagen wollten, daß die Wissenschaft eben aufhöre Wissenschaft zu sein, sobald sie die Fahne des Pantheismus, wie ihn Herr Böhmer auffaßt, d. h. der Leugnung des urpersönlichen Gottes, aufpflanzen wollte, denn die Wissenschaft hätte eben aufgehört und eine subjective d. h. schrankenlose, oder wenn man lieber will, bodenlose Kritik maßte sich den Namen der Wissenschaft an. Auch diese Anmaßung würde sich die Kritik nicht einmal zu Schulden kommen lassen, denn sie würde ja nicht Wissenschaft sein oder mit dieser etwas gemein haben wollen.

Da also Herr Böhmer des Lizenzianten Herr Buchmanns Meinung: „nur die katholische Kirche biete Schutz gegen das Miasma" der „in die Kirche hineingeworfnen Hegelschen Philosophie," wie Herr Böhmer sich ausdrückt, grade den Besitz der im Gotteswort gewurzelten Wissenschaft, dessen sich auch die protestantische Kirche erfreuen darf, entgegenstellt, so fällt jeder Grund zu einem Bündniß der Theologen beider Confessionen von vorn herein weg und es kommt in der That nur noch darauf an, in welcher von beiden Kirchen die evangelische Wahrheit gefunden werde, und ob die evangelische Kirche nicht noch gar vieles zu thun habe, um die durch den Rationalismus und Indifferentismus eines ganzen Jahrhunderts verlorene Kraft und Weihe wieder zu gewinnen.

Ernst Jungnitz.

V.

Geschichte des heiligen Rockes in der Domkirche zu Trier, als Einleitung der öffentlichen Ausstellung dieser heiligen Reliquie im Jahre 1844 von J. Marx Professor am bischöflichen Seminar. Trier bei Linz. 1844. S. 152. 8.

Ein Namensbruder unseres J. Marx, ein Kanonikus hat im Jahre 1655 bei gleicher Gelegenheit ein großes mystisches Gedicht über den heiligen Rock herausgegeben, worin er die geheimen Kräfte und Beziehungen und offenbaren Wunder des ungenähten Gewandes weitläuftig auseinandersetzte. Wie wird unser J. Marx seine Aufgabe lösen? seit 1655 haben sich denn doch die Zeiten einigermaaßen verändert, sollte die Menge der Pilger auch noch eben so groß sein, wie damals, sollte sich ihnen auch wirklich der Herzog von Bordeaux nebst mehreren hochgestellten Legitimisten anschließen, wie die Zeitungen kürzlich berichteten.

Allerdings erkennt auch Herr Marx jun. die symbolische Beziehung des heiligen Rock auf dies

Digitized by Google

Einheit der Kirche an, da faſt ſämmtliche kirchliche Dokumente darauf Bezug nehmen und ihm außerdem eine ſehr paſſende Gelegenheit zu einer Apoſtrophe an die aus allen Stürmen glänzend hervorgehende Kirche dadurch geboten wird: „Was die Geſchichte ihr gab, konnte ſie auch wieder nehmen, die Kirche ſelbſt aber, die nicht von der Geſchichte, ſondern von dem Fürſten der Zeiten ſelbſt für die Ewigkeit auf einen Felſen gebaut iſt, konnte der Sturm nicht umſtürzen. Wo iſt eine von Menſchen gegründete Anſtalt, die aus allen Umwälzungen glänzender hervorgeht? — Den untheilbaren Rock hatten die Soldaten nicht zerſchnitten! — Doch kehren wir zur Geſchichte zurück!" d. h. der Verfaſſer iſt weit entfernt, ſeinem Vorgänger Schritt vor Schritt zu folgen und die Symbolik tritt nur gelegentlich auf.

Herr Marx iſt ein aufgeklärter Katholik und hält daher den heiligen Rock deshalb einiger Aufmerkſamkeit für werth, weil ſich an ihn ſehr viele geſchichtliche Erinnerungen knüpfen und in ſeiner Geſchichte ſich die Geſchichte Triers, der Diöceſe, Deutſchlands, Europas und ſelbſt Syriens abſpiegelt. Dann aber erſcheint er ihm freilich nicht bloß einiger Aufmerkſamkeit werth, ſondern unendlich ehrwürdig durch die innige Beziehung, in welcher er durch und für den Glauben mit dem Erlöſer ſelber ſteht. Wohlverſtanden durch und für den Glauben! — Denn hiſtoriſche Gewißheit kann der Verfaſſer, wie er ſelbſt mehrmals eingeſteht, unmöglich verſchaffen: ſondern die Schrift tritt nur freundlich zu dem auf Tradition ruhenden Glauben des Volkes hin, ihm darbietend jenes Maas von Licht und Gewißheit über dieſen Gegenſtand, der ihr bei den obwaltenden Umſtänden zu erreichen ſtand, von ihm — dem Glauben — dagegen die etwa noch nöthige Ergänzung zur gläubigen Gewißheit erwartend." Ohne ſich weiter darauf einzulaſſen, wie gut ihm die Taſchenſpielerei mit den Begriffen von hiſtoriſchen und von gläubiger Gewißheit gelungen ſei und wie trefflich er durch das: „etwa noch" den hiſtoriſcher Schaden zu verringern verſtanden habe, bemerkt der Verfaſſer: „Von dieſem Geſichtspunkte aus erfaßt, beſucht und beſchauet ihn das gläubige Volk: im Beſchauen verſetzt es ſich in die Tage, wo der Herr das" — alſo nicht dieſes — „ungenähte Kleid getragen hat u. ſ. w."

Dieſe kleine Abweichung von der Wahrheit — denn das Volk glaubt an dieſen Rock und iſt viel zu ungebildet, um an der durch die Anſchauung dieſes Rockes geweckten Erinnerung an das Kleid irgendwie Geſchmack finden zu können — dieſe Unwahrheit wollen wir dem Verfaſſer nicht zu hoch anſchlagen, theils, weil die katholiſche Theologie den Reliquienkult in der That durch dieſe Auffaſſung motivirt, theils weil es das Schriftchen hauptſächlich auf die Gebildeten, auf die Proteſtanten abgeſehen hat. Schon Seite 7 wird erzählt, daß auch Proteſtanten ſchon bei früheren Ausſtellungen des heiligen Rockes ſich der Thränen nicht enthalten konnten, „die ihrem Herzen Ehre machten und hoffentlich ihrem Glauben nicht zuwider waren." Auf Seite 149 zieht Herr Marx ferner eine den Reliquien günſtige Stelle aus Auguſti's archäologiſchen Denkwürdigkeiten (B. X. S. 271 — 71.) an und erklärt auf Seite 72 und 73 in einer Polemik gegen die Reformatoren die Lehre vom Ablaß, wie ihn der Katholicismus von jeher theoretiſch verſtanden hat.

Herr Marx mußte daher auch unter den Sagen über den heiligen Rock eine gefällige Auswahl treffen, um nicht abzuſchrecken, wenn er nicht ſelbſt viel zu gebildet wäre, um nicht den Kritiker ſpielen. Er erwähnt nicht einmal alle Sagen und verwirft ſie ſo von vornherein. Daß Maria die Mutter Jeſu den

Digitized by Google

heiligen Rock ſelbſt gewebt, findet er der paleſtinenſiſchen Sitte gemäß und daher ſehr wahrſcheinlich, aber die Sage, daß der heilige Rock mit dem Herrn aufgewachſen ſei, ermangelt ihm aller näheren Begründung. Ebenſo unnatürlich dünkt ihm die Erzählung des Chroniſten Matthäus von Weſtmünſter, daß Pilatus den Rock an ſich gekauft habe.

Wohin iſt nun aber der Rock aus den Händen der Soldaten gekommen? wie hat ihn Helena, die Erfinderin unzähliger Reliquien, wie die Sage der Kirche will, wie hat ihn Helena erhalten? Welch reiches Feld für die hiſtoriſche Kritik! Der hiſtoriſche Kritiker muß pragmatiſiren und vermuthet nun, daß die römiſchen Soldaten, die weder den Rock, noch die geviertheilte Toga brauchen konnten, ihn ſo ſchnell als möglich zu verkaufen ſuchten. Wem anders aber wohl als den nebenſtehenden „heiligen Frauen?“ Denn dieſe nahmen ein größeres Intereſſe an den irdiſchen Reſten des Heilands als die Jünger, die mehr auf ſeinen geiſtigen Gehalt ihr Augenmerk richteten. Dieſe Geſchichte verſchafft dem heiligen Rocke auf jeden Fall einen ſicheren Verſchluß in der Lade einer chriſtlichen Familie Paläſtinas, von der ihn die umherziehende, Reliquien ſuchende Helena „entweder geſchenkt erhielt oder auch erkaufte“ — eine Umſicht, die an manchen neueren Commentar erinnert. Unſere Bewunderung wird aber noch größer, wenn es uns klar wird, weshalb der Geſchichtſchreiber nicht nur den Rock, ſondern auch alle übrigen Kleider von den Frauen aufkaufen läßt. Er braucht ſie nämlich, denn leider geht es dem heiligen Rocke, wie ſo vielen heiligen Reliquien, er iſt doppelt, dreifach und vierfach vorhanden. Zuerſt ſoll ihn Helena nach Trier geſchenkt haben, dann befindet er ſich nach Gregor von Tours (Herrl. d. Märtyrer. 8.) in Gallatien, Fredegar, Gregors Fortſetzter verſetzt ihn nach Jaffa und von da nach Jeruſalem zurück, endlich bringt ihn Robert de Monte, Fortſetzer Tegberts von Gembloux durch Carl den Großen nach Argenteuil wo er auch noch aufbewahrt wird. Vergleiche: histoire de la robe sans couture de Jesu Christi conservée dans l'église d'Argenteuil par R. A. Follet. Paris 1842. Außerdem giebt es noch eine Menge einzelner Stücke und Schnitzel, obgleich der heilige Rock in Trier noch unverſehrt iſt.

Das Trierſche Bisthum hat natürlich ſtets allen dieſen Angaben widerſprochen, führte ſchon im ſiebzehnten Jahrhundert einen höchſt merkwürdigen Prozeß gegen den Biſchof, weil dieſer eine Partikel verſchenkt zu zu haben behauptete und widerſpricht auch jetzt mit vielem Glücke Herrn Follet durch ſeinen Profeſſor Marx: jene andern heiligen Kleider ſind freilich auch Kleider des Erlöſers, aber nicht der ungenähte Rock ſondern nur Ueberwürfe, vielleicht auch der Purpurmantel oder die Leinewand, mit der der Erlöſer ſich gürtete, um den Apoſteln die Füße zu waſchen.

Die Ausſtellungen bringen der Stadt und der Kirche außerordentlich viel ein, die Bürger ſuchen Erwerb durch Ausſchank und Aufnahme der Tauſende von Pilgern und in der Kirche befinden ſich während der Ausſtellungen drei große Gotteskaſten. Kein Wunder alſo, daß der Beſitz des heiligen Rockes zu diplomatiſchen Verhandlungen Anlaß gab, nachdem er vor den frechen gottloſen Franzoſen, um ihn auf jeden Fall zu ſichern, in blaue, rothe und weiße Seide gewickelt, geflüchtet worden war. Auf dieſen Wanderungen zwiſchen Coblenz, Bamberg, Prag erfuhr er gar mancherlei Schickſale, ſo z. B. wurde die Kiſte, in der er liegt, vom öſtreichiſchen Mautham verſiegelt. Obgleich nun ſeine Farbe nicht mehr zu erkennen und einer der Aermel zerriſſen iſt, wollte ihn der Herzog von Naſſau nicht wieder herausgeben und ſpäter trat

Digitized by Google

auch Baiern als „Prätendent um den heiligen Rock auf," worüber während des Jahres 1809 ein lebhafter Notenwechſel ſtattfand. „Trier wäre alſo faſt für immer um ſein Kleinod gekommen," ſo wie es auch den heiligen Nagel noch immer entbehrt, den es ehemals beſeſſen, den aber jetzt der Fürſt Staatskanzler Metternich in Händen hat.

Als nun endlich der heilige Rock wieder nach Trier gelangte, „da floßen Thränen von Aller Augen, jeder hielt dieſen Tag für den glücklichſten in ſeinem ganzen Leben." Herr Marr vergißt in ſeiner Begeiſterung jetzt alle hiſtoriſchen Bedenklichkeiten, die er „etwa noch" vorhin gehabt, der Glaube hat den hiſtoriſchen Beweis geführt und Herr Marr erfreut ſich der „gläubigen Gewißheit" vollſtändig: „Und fürwahr, ruft er aus, wer konnte mit gläubigen Gemüthe dieſen Einzug des heiligen Rockes ſehen, den der ewige Fürſt des Friedens getragen — hat! und nicht Thränen der Freude, Rührung und Andacht weinen? „denn hier iſt mehr als u. ſ. w., hier iſt „das Kleid desjenigen u. ſ. w. hier iſt ein Kleid, das Er u. ſ. w."

Hiermit iſt der Zweck des Schriftchens erreicht, der Glaube hat die Lücken der hiſtoriſchen Beweisführung gefüllt. Die Frage nach der Aechtheit des Rockes war überhaupt überflüſſig, müßig, eine Frage der Curioſität, denn der Laie glaubt ohne diplomatiſche Urkunde und der Katholicismus hängt in ſeiner Theorie gar nicht ſo ſehr in Aeußerlichkeiten, als man gewöhnlich glaubt: die Andacht, die dieſem Rocke gezollt wird, mag er ächt ſein, oder nicht, wird, iſt ſie nur ächt, dem Betenden gut geſchrieben und Gott wirkt nicht durch oder wegen der Reliquie Wunder, ſondern einzig und allein zu ſeiner Ehre und um der Hoffnung des Betenden willen. Wir finden ſogar Fälle, daß Reliquien eingezogen wurden, wenn ihre Unächtheit bewieſen war, ohne daß deßhalb die durch ſie geſchehenen Wunder in den Verdacht des Betruges kamen.

Eigentliche Wunder werden vom heiligen Rocke nur ſehr wenige erzählt, nur im Jahre 1584 ſoll ſich mit ihr die evangeliſche Geſchichte von der Blutflüſſigen wiederholt haben; Herr Marr ſieht auch wohl ein, daß er leibliche Wunder weder verſprechen noch glaublich machen kann, verzichtet auch ſchon deshalb darauf, „weil durch ſolche Wunder der Glaube nur gegründet werden ſollte; es jetzt aber, da der Glaube gegründet iſt, nur der Wunder der Bekehrung auf dem geiſtig-ſittlichen Gebiete bedarf, um den Glauben zu befeſtigen."

Warum ſollte nicht auch der Proteſtant „aus dem heiligen Rocke her, den, der ihn getragen hat" oder haben ſoll „zu hören glauben, und er Worte der ewigen Wahrheit verkündigt," wie „die Erſcheinung, daß, oft ganz hartherzige, religiös-ſittlich verkommene Menſchen bei dem Anblick des heiligen Rockes, und der durch ihn erweckten Andacht und Rührung der Gläubigen" (d. h. der Katholiken) „in ſich kehrten und zu Gott und ſeinen Gnadenquellen in der Kirche — d. h. der katholiſchen Kirche — zurückkehrten," beſtätigt?

Wir haben kürzlich erſt den Fall gehabt, daß ein Chriſt ſogar die jüdiſche Religion annahm, weil er der Meinung war, nur bei den Juden ſei noch wahre Gottesfurcht anzutreffen. Dieſes Skandal, die immer häufigeren Uebertritte zur katholiſchen Confeſſion und die eifrigen Bemühungen der katholiſchen Geiſtlichkeit, die proteſtantiſche Kirche als eine verfallene, keineswegs als eine feſte Burg darzuſtellen, die Inhaltsloſigkeit und das Schwanken des evangeliſchen Bekenntniſſes *) ihren das Gemüth anſprechenden und ſicheren

*) Vergleiche z. B. der Proteſtantismus in ſeiner Selbſt-

Formen und Dogmen gegenüberzuſtellen, würden uns zu einer Mahnung Anlaß geben, wenn nicht bereits in der evangeliſchen Kirche ſelbſt ein neues Leben erwacht wäre, ſo daß für die Zukunft keine Gefahr mehr zu fürchten ſteht.

Ernſt Jungnitz.

VI.

F. C. Dahlmann: Geſchichte der engliſchen Revolution. Leipzig, Weidmannſche Buchhandlung 1844. 393.

Mit vollem Rechte kann ſich das deutſche Volk großer Geſchichtsſchreiber rühmen, denn die Anſprüche, die es an die Geſchichtsſchreibung überhaupt ſtellt, ſind ſo gering, daß es eine Kunſt wäre, ihnen nicht zu entſprechen. Abgeſehen von gelehrter Materialienſammlung hieße es zu viel verlangen, wenn man vom Geſchichtsſchreiber Einſicht in den Gang der Ereigniſſe, in die Entwickelung großer Umwälzungen forderte; genug daß er ſich bequem auf den Sorgenſtuhl ſetzt, allerlei erzählt, dann und wann mit dem Kopfe nickt oder ſchüttelt, die Erzählung mit einer Sentenz unterbricht, an Weltereigniſſe ſeinen ſpießbürgerlichen Maasſtab legt und, wenn er ganz populär ſein will, einen Ton annimmt, wie ihn der alte Schlözer in ſeiner Vorbereitung zur Weltgeſchichte angegeben hat. Illuſionen darf er bei Leibe nicht zerſtören, die Partheien nicht in ihrer ſcharfen Scheidung darſtellen, Principien, deren Geltung in der Entſcheidung ſteht, höchſtens andeuten, aber nur ja nicht mit einander kämpfen laſſen, kurz, er darf alles, nur nicht wirklich Geſchichte ſchreiben, denn die Geſchichte wäre zu ernſthaft, zu gewaltig, zu erſchrecklich, wäre ſie wirklich das, was ſie doch wirklich iſt. Am Ende hat ſich dann alles vortrefflich gemacht, die Extreme, über die der Stab, ehe ſie noch auftreten, bereits gebrochen iſt, ſind mit Verachtung zurückgewieſen worden, Anecdoten haben die fade Brühe gewürzt und der Leſer iſt ſo befriedigt und geſättigt, daß er ſich auf die Seite legt und ſeinen Schlaf, den er im Wachen geſchlafen, im Schlafen weiter ſchläft.

Die Geſchichte der engliſchen Revolution macht heutzutage andere Anſprüche an den Hiſtoriker als in den Zeiten eines Rapin, eines Hume — und doch iſt der letztere ein Heros im Vergleich mit unſerem Dahlmann — ſie fordert, daß der Hiſtoriker die Zuſtände darſtellt, die Partheiungen characteriſirt, ihre Principe ſich entwickeln läßt, ihren Gegenſatz und ihre Nuanzen nicht verwiſcht, die Macht der Verhältniſſe und einzelner Charactere beſtimmt und nicht ſich, ſondern die Zeit, die er ſchildert, ſelbſt ſprechen läßt. Da kommt aber der Geſchichtsſchreiber ſogleich mit ſeiner Unpartheilichkeit dazwiſchen gefahren, verwirft die Partheiſchriften, obgleich gerade nur aus dieſen die Hartnäckigkeit des Kampfes begriffen werden kann, feilt die ſcharfen Ecken hübſch rund, ſtumpft die Spitzen ab, verwiſcht die Conturen und im Lichte ſeiner Blendlaterne wandeln die Geſtalten fahl und geſpenſterhaft vorüber. Ein Kampf tritt nicht einmal

auflöſung, eine theologiſche-politiſche Denkſchrift von einem Proteſtanten. Schaffhauſen, Hurter.

Maret: Der Pantheismus in der modernen Geſellſchaft. ebendaſelbſt.

Dr. Sylvius, Evangelium und Kirche. Ein katholiſcher Proteſt gegen den Proteſtantismus, der ſich Kirche nennt. Regensb. Maanz.

Zehntmayer: Rechtfertigung des Uebertrittes. ebendaſelbſt u. ſ. w.

Digitized by Google

ein, denn die Extreme haben ja von vorn herein Unrecht: „es lag zwar auch eine ungeheure Arbeit vor, wenn man alle den Schutt, welchen die Tudors angehäuft, wegschaffen wollte," aber es war doch eben nur Schutt hinauszufahren „z. B. das göttliche Recht des Monarchen." Dieses Prinzip war nur elender Unrath, Staub, welcher auf die Freiheitsbriefe der Plantagenet gefallen war, weiter nichts, und weiter nichts wollten ja auch die Parlamentsmitglieder als „auf dem alten Grunde, auf den die Freiheitsbriefe der Plantagenets standen, wieder bauen." Das ist die ganze Geschichte! Und auf der andern Seite: „warum ließ man doch Leute, diejenigen Köpfe, in welchen sich politischer Fanatismus" — Republicanismus — „mit religiösem mischte, nicht ruhig auswandern, um in den neuen Ansiedlungen in Nordamerika nach ihrem Wunsche zu leben?" Warum ließ man diese Menschen nicht laufen, man hätte sich ja den langen Kampf um den Bestand der Monarchie, viele Schlachten und die Gräuel der Hinrichtung des Königs erspart; der endlosen Debatten über das Wesen der Regierung und deren Formen für jetzt noch garnicht zu gedenken, da sich Herr Dahlmann überhaupt nur mit den längst bekannten Facten beschäftigt. Hätte man sie doch laufen lassen, man würde dem Geschichtsschreiber eine große Verlegenheit erspart haben, denn bald nachher, wenn er sich nach einer Vorgeschichte von 169 Seiten dem eigentlichen Trouble immer mehr und mehr nähert, wird ihm die Geschichte dann doch gar zu bunt, zu kraus, zu verwickelt und er weiß gar nicht mehr, was er dazu sagen soll; dann kommen für ihn die Zeiten, „wo die wilde Fluth der Verhältnisse alle Dämme menschlicher Rathschläge(!) durchbricht, der Augenblick, in welchem die entschlossensten Geister unvermögend, das Gute und das Böse, Gefahr und Heil zu unterscheiden," und, (um mit Guizot zu reden,) „nur noch Werkzeuge der Vorsehung sind, welche wechselsweise die Könige durch die Völker, die Völker durch die Könige züchtigt." Jetzt erfreut er sich nur selten eines Lichtblicks in den wüsten, schäumenden, brodelnden Kessel, in dem er die Geschichte zerkocht. Wird ihm aber dieses Glück, dann ruft er aus: „dennoch thut es wohl, die Stimme eines rechtschaffenen und freiheitsliebenden Mannes zu vernehmen, der mit einem Rest schwermüthiger Hoffnung für das Gute auf Erden vor allem sein Gewissen retten will," der ihm aus der Seele spricht: „Blutvergießen ist eine Sünde, die um Rache schreit, sie befleckt ein ganzes Land." Herr Dahlmann findet nehmlich schon vorher das Todesurtheil gegen Strafford höchst unziemlich, denn „es geziemte den Männern der Freiheit am allerwenigsten, ihren Baum auf den Trümmern der gesetzlichen Sicherheit der Personen zu pflanzen" (S. 195.). Als ob eine Revolution denkbar wäre, wenn der gesetzliche Boden der alten Herrschaft nicht von ihr aufgerissen werden soll!

Wer war Oliver Cromwell? „ein plumper, finsterer Gesell, Oliver Cromwell geheißen" S. 187. „stets gleich aufgeweckt und zum Muthwillen aufgelegt" S. 234. „hatte zuletzt Alles in Händen, besaß mehr Macht als ihm im Grunde lieb seyn konnte" S. 247.

Wie verhielt sich das Parlament 1641 gegen Karl? „es blickte finster" und überreichte ihm eine ausführliche Beschwerdeschrift.

Doch genug! hätte Herr Dahlmann die englische Revolution verstanden, so würde er es nicht nöthig gehabt haben, die Geschichte Englands vor der Revolution chronologisch vorausschicken und ihr fast die Hälfte des Buches zu widmen, wobei er Geschichtchen und Anekdötchen anbringt, die mit der Revolution

Digitized by Google

auch nicht im entfernteſten in Beziehung ſtehen. Wie die Anſprüche der Tudors auf den Thron erwachſen ſind, erzählt er allein auf vier vollen Seiten, die ſpaniſche Heirathsgeſchichte nimmt ebenfalls einen bedeutenden Raum in Anſpruch, die Geſchichte der falſchen Richards nicht minder, die Betrunkenheit der Königin Anna bei Gelegenheit eines allegoriſchen Tanzhoffeſtes konnte ebenfalls nicht übergangen werden. Aus einer gründlichen Darſtellung der revolutionären Kämpfe würde die Geſchichte des engliſchen Volkes vor der Revolution von ſelbſt hervorgegangen ſein und hätte dann einer beſondern Darſtellung nicht bedurft, würde ſogar weit tiefer begriffen worden ſein, als ſie aus Dahlmanns Erzählung begriffen werden kann.

Herr Dahlmann mißt aber die Revolutionen nur nach der Elle und weiß alſo auch die engliſche Revolution mit der franzöſiſchen nur dadurch zu vergleichen, daß er die Elle als terminus medius gebraucht: „Wer an der franzöſiſchen Nation verzweifeln möchte, weil ſie nach ihrer großen Umwälzung von bald zwei Menſchenaltern noch immer keine Ruhe finden kann, dem ſoll man vorhalten, daß das engliſche Volk zwei Jahrhunderte brauchte, um die ſeine zu vollbringen, ihre Früchte zu ſammeln und von ihr zu geneſen.“ Die Geſchichte iſt alſo eine Krankheit und Herr Dahlmann möchte darüber verzweifeln, daß das franzöſiſche Volk eine Geſchichte hat, und noch immer nicht geſundet, wenn er nicht wüßte daß das engliſche Volk an einer ähnlichen Krankheit zwei volle Jahrhunderte daniederlag, endlich aber doch wieder glücklich von ihr genas.

Wir brauchen blos die Uebergänge, welche zugleich die Entwickelung darſtellen ſollen, ganz einfach abzuſchreiben, um die Oberflächlichkeit und Rathloſigkeit zu charakteriſiren:

„So wunderbar hatten ſich die Sachen gewendet.“ „Alles ließ ſich aber bald ſo bedenklich an.“ 184. „Aber Karl gefiel ſich immer mehr auf gefährlichen Wegen.“

„Die Vermählung von kirchlicher und politiſcher Freiheit ward damals im Herzen des Volkes eingeſegnet“ S. 183. wann? als Prynne wegen ſeiner puritaniſchen Schrift Hyſtriomaſtix ſeine Ohren verlor und Hampden das Schiffsgeld verweigerte. „Man war höchſt ungeduldig geworden, ein zu großen Dingen aufgelegtes Volk fühlte ſich gehemmt, getäuſcht, mißleitet, vor der Welt herabgewürdigt“ 170.

„Die Independenten machten Anſtalt(!) den Puritanern über den Kopf zu wachſen“ 212. „Damals fielen im Parlamente ſchon Ausdrücke, wie: gleichviel welche Regierungsform, wenn es nur keine Könige und Teufel darin giebt“ Seite 221.

„Es war ein anderer Geiſt über das Volk von England gekommen“ S. 176. „Ein ungeheurer Umſchwung warf alle bisherigen Ueberzeugungen um“ 187. u. ſ. w. u. ſ. w.

Wir ſollten nun eigentlich noch über den Stil ſprechen, wollen uns aber lieber auf einige Proben beſchränken, zu denen wir die eben abgeſchriebenen Uebergänge vor allem rechnen. Herr Dahlmann ſcheint ſich Mühe gegeben zu haben, den affectirten Stil Ranke's nachzuahmen, wenigſtens will die Originalität der „dermalen“ und der Wendungen: „ein plumper Geſell, Oliver Cromwell geheißen,“ „ein Mann, ſo und ſo geheißen“ nicht viel ſagen und die Auslaſſung der „und“ macht die Darſtellung noch nicht taciteiſch, vielmehr holperich und gezwungen. Doch wir wollten ja eine Probe geben, eine Stilprobe, aus welcher die Altklugheit des Hiſtorikers ſo recht ſichtbar hervorträte: Hier iſt ſie:

„Wie nur Jacob ſo zuverſichtlich in die neue Lebensbahn hinausſchritt! — Fünfundzwanzig Jahr

Digitized by Google

lang hatte er seinem Bruder zugeschaut, wie der alles so leichtfertig und abspringend angriff, seinen Rath nicht hören wollte. Jetzt saß er selbst am Steuer, ein fünfundfunfziger, da war keine Zeit zu verlieren" S. 342. „Es war männiglich bekannt, daß Bukingham am dem Kriege mit Frankreich Schuld sei. Denn als der nach Frankreich geschickt ward, um Henrietten nach England zu geleiten, warf er seine kecken Augen auf die junge französische Königin Anna."

Endlich giebt Herr Dahlmann uns noch einige Sentenzen aus seiner Fabrik in den Kauf, die wir am allerwenigsten unseren Lesern vorenthalten wollen:

„Regierende Herren sollten überhaupt, so scheint es, alle Principienfragen vermeiden" S. 154. „Clarendon war als Minister Karls am wenigsten zum Lobe Cromwels berufen" S. 263.

„Reichthum und Jugend, die ihren Willen haben, halten sich nicht gern zu Hause" S. 33.

Hierüber mögen die Leser der Geschichte der englischen Revolution recht ernsthaft nachdenken, damit diese Blumen nicht umsonst in die verwirrte Kette menschlicher Geschicke verflochten seien.

Ernst Jungnitz.

VII.

Die Gattung und die Masse.

Um doch etwas Großes zu haben, hat man neuerlich die Masse auf das Schild gehoben.

Man will sie zu sich heraufheben: als ob sie dann wunder wie hoch, als ob sie dann aus ihrem Element, der Massenhaftigkeit, der unorganischen Form der Menge herausgehoben würde! Es ist derselbe Fall wie mit den Juden vor zwei Jahren, von denen man auch behauptete, daß sie ohne Weiteres das Geschenk der Freiheit in die Hand nehmen könnten, weil man mit ihnen noch dieselben Vorurtheile gemeinschaftlich hegte.

Man entzieht die Masse der Kritik, weil man ihr sich selbst entziehen möchte; man benutzt sie als Mittel gegen den Geist: man macht sie zum Gegenstand eines Cultus, um eine neue Beschönigung für alten Egoismus zu haben.

Die Masse, sagt man, hat keine Vorurtheile — ihre Vorurtheile sind vielmehr die dumpfesten, da die Atome, die zu ihr gehören, nicht den großen Bewegungskreis haben, in welchem die atomistischen Punkte der obern, leitenden Menge umhergetrieben werden und Uebersicht, Vergleichungskraft, die Fähigkeit gewinnen, ihre Irrthümer zu berichtigen und selbst zum Bewußtsein ihres Egoismus zu gelangen.

Die Masse in ihrer Bestimmtheit als Proletariat ist das Abbild und das Resultat vom Verfall des Gegensatzes, der ihr gegenübersteht — ihr unorganischer Hause ist nur möglich, wenn die gemeinsamen Standesinteressen in das reine Interesse, in die Unendlichkeit der concurrirenden Interessen sich auflöst

Digitized by Google

haben. Hüben wie drüben, oben wie unten herrscht also die Vereinzelung: wenn dieselbe aber oben, in den weiteren Kreisen der gesellschaftlichen Bewegung selbst wider ihren Willen sich in Combinationen fügen muß, welche die vereinzelte Arbeit zu einer Art von System verbinden und ihr den Anschein des Gedankens und der Speculation geben, ist sie unten auf eine besondere, unveränderte Beschäftigung und Handthierung sinnlich beschränkt und die Möglichkeit einer Art von Vergeistigung ihr genommen. Der Sclave der reinen Handarbeit hat nicht einmal die Ahndung der geistigen Sclaverei der allgemeinen Concurrenz, er fühlt nur elementarisch ihren Druck, ohne sich ihn deuten und erklären zu können — was er nicht ahnden, sich nicht zum Bewußtseyn bringen kann, ist er auch nicht im Stande zu bekämpfen.

Nun, dann muß der Geist, der sich im Kampf der oberen Interessen entwickelt und doch vielleicht noch endlich den Plan einer Ordnung finden wird, in welcher alle Interessen befriedigt werden und keines mehr die Schlachtopfer seiner egoistischen Vereinzelung verlangt, die Menge von der Wahrheit seiner Ideeen überzeugen — er muß ihr den Kampf ersparen — er wird sie ruhig und sicher auf den Standpunkt der allgemeinen Arbeit erheben und sie wird sich leicht und gern von den Fesseln der beschränkten, sich ewig wiederholenden Handarbeit befreien lassen.

So? Wenn jene Idee — sie mag seyn, welche es wolle — von vorn herein nicht ohne Kampf möglich ist, wenn sie nur aus der Reibung der großen und geistigen Interessenmassen hervorgehen kann, aus einer Reibung, die einen ungeheuren Zusammenstoß herbeiführen muß, so soll die Masse ohne Widerstreben von ihrer Wahrheit sich überzeugen lassen? Nur oben soll Kampf und unten wird lauter Friede seyn? Nur oben, wo das Bewußtseyn des Zwiespalts die Geister angespannt erhält und allerdings auch nur eigentlich gekämpft werden kann, wird die Sache abgemacht und unten wird sie von vorn herein als ausgemacht gelten und willkommen geheißen werden? Unten ist vielmehr ein Kampf nur schwer einzuleiten, aber nicht unnöthig, nicht unmöglich — nur deshalb hat man an einen Kampf mit der Masse nicht gedacht, weil man die neue Wendung des Kampfes, die nach dem Verfall der Partheien eingetreten ist, nicht kennt und nicht kennen kann — kurz, weil man von der „Höhe der Parthei" selbst zur Masse herabgesunken ist und sich selbst es doch nicht zugestehen darf, daß man die Wahrheit, falls sie nur dargeboten wird, nicht annehmen werde.

Indessen ist der Kampf längst eingeleitet; man hat ihn längst ohne es fast zu merken, angenommen und auch die Menge, die man als eine Gemeinde von vorurtheilslosen Tugend-Märtyrern zur Anerkennung bringen möchte, wird die Stellung einnehmen, die ihr gebührt. Als Resultat von der Geistlosigkeit des Zustandes, den sie in matter und verworrener Gestalt widerspiegelt, wird sie diese Geistlosigkeit auch thatsächlich gegen die Entwicklung richten. Sclave ihrer Rathlosigkeit, Trägheit, Furcht und Beschränkung auf den Punkt, an welchen sie ihr Bedürfniß und ihre Arbeit fesselt, ist sie zunächst für eine allgemeine Idee sehr schwer zugänglich — die Verbündeten aber, die sie nach dem Fall der Partheien gewonnen hat, werden ihrer Furcht eine größere Kraft geben, ihrer Trägheit auf die Beine helfen, ihren Haß gegen den Geist in Bewegung setzen.

Die Masse als solche ist eine Erscheinung, die erst eintreten konnte, nachdem die specifischen Unterschiede, in welchen sich die Gattung bisher dargestellt hatte, erblaßt waren. Sie ist der Verfall der Gattung in die Menge der einzelnen Atome, die Auflösung

Digitized by Google

der besondern Schranken, welche die Individuen bisher zwar trennten, aber auch verbanden und in eine mannigfaltige Beziehung setzten; sie ist ein bloß elementarischer Stoff, der Niederschlag einer zersetzten organischen Gestalt.

Wie wäre es also, wenn man den Versuch machte, die Gattung wieder zur Anerkennung zu bringen und die erschlafften, die in ihrer Mattigkeit haltlos und zügellos gewordenen Individuen dadurch wieder zu stärken, also auch zu vereinigen, daß man ihnen in der Gattung eine höhere und ihnen allen gemeinsame Macht zeigt? Sollte die Masse nicht wieder aufzuheben, die Gattung nicht zu restauriren seyn?

In derselben Zeit, als man in Frankreich Systeme schuf zur Organisation der Masse, wurde jener Versuch, die Gattung wieder zu allen ihren Ehren zu bringen, von einer Richtung der deutschen Kritik unternommen — von der Richtung, welche Feuerbach eingeschlagen hatte.

Dieser Kritiker geht davon aus, daß die Religion, deren „Wesen" er erklären will, den Begriff der Gattung erschüttert hatte, indem sie die Seligkeit des Einzelnen zum Zweck jener Ordnung machte, die schon vor der Schöpfung der Welt im ewigen Rathschluß entworfen war. Dagegen müsse der Mensch sich wieder seinem „Maaß, Gesetz und Kriterium" unterwerfen. Dies „absolute Maaß" ist das Maaß der Gattung. „Was ich denke im Maaß der Gattung, das denke ich, wie es der Mensch überhaupt nur denken kann und folglich der Einzelne denken muß, wenn er normal, gesetzmäßig und folglich wahr denken will." „Wahr ist, was mit dem Wesen der Gattung übereinstimmt." „Der Mensch kann und soll sich nur erheben über die Schranken seiner Individualität, aber nicht über die Gesetze, die positiven Wesensbestimmungen seiner Gattung; der Mensch kann kein anderes Wesen als absolutes Wesen denken, vorstellen, fühlen, glauben, wollen, lieben und verehren als das Wesen der menschlichen Natur." Was ist nun das Wesen, die „eigentliche Menschheit im Menschen?" „Die Vernunft, der Wille, das Herz." „Vernunft, Liebe, Willenskraft sind die Vollkommenheiten des menschlichen Wesens, ja absolute Wesens-Vollkommenheiten, die höchsten Kräfte, das absolute Wesen des Menschen als solchen; der Grund seines Daseyns. Sie sind göttliche, absolute Mächte, die sein Wesen, welches er weder hat, noch macht, constituirenden Mächte."

Dann sind sie aber vielmehr seine Schwäche. Das Wesen, welches er nicht macht — das Wesen, welches sich seiner schöpferischen Kraft entzieht oder welches vielmehr die Voraussetzung ist, daß er für seine höchsten, ja für seine eigenen menschlichen Angelegenheiten keine hervorbringende Kraft habe, ist vielmehr der Ausdruck seiner Ohnmacht. Das eigentlich Menschliche in ihm wäre demnach eine Schranke, die ihm sogar unerreichbar ist, und seine Vollkommenheiten, die ihm als Hypostasen oder als Dogmen gegenüberstehen, könnten höchstens nur der Gegenstand eines Cultus und eines Glaubens seyn, welchen die absolute Unvollkommenheit nöthig macht, zu der sie ihn von ihrem jenseitigen Thron aus verdammen.

Dasjenige Verhältniß, welches er kritisiren wollte, hat Feuerbach im Wesen bestehen lassen. In der Form der Substanz ist es nur noch fester geworden. Indem er es zu dem Verhältniß des menschlichen Wesens zu dem Menschen umgewandelt hat, hat er es nur noch härter gemacht.

Wenn nämlich, wie Feuerbach als Axiom hinstellt: „jedes Wesen sich selbst genug ist, kein Wesen sich d. h. seine Wesenheit negiren kann, kein Wesen sich selbst ein beschränktes, jedes vielmehr in sich und für sich unendlich ist," so ist dem Menschen sein Wesen

Digitized by Google

eine Macht, die er der Kritik nicht unterwerfen darf, nicht einmal unterwerfen kann. Er ist sich mit seinem Wesen nur deshalb unendlich und selbst genug, weil er wie die Raupe, die sich in demselben Sinne selbst genug und unendlich ist, seine Schranke nicht erreichen kann, oder mit andern Worten, weil seine Schranke ihn so fest einschließt, daß diesseits und jenseits derselben sein Denken und Wollen untergegangen ist.

Diese Selbstbespiegelung des Menschen, der in seinem Wesen seine Unendlichkeit anschaut, aber eine Unendlichkeit, die seinem Einfluß und seiner Thätigkeit schlechthin entzogen ist, eine Unendlichkeit, die ihn und die nicht er hat, muß zur Resignation, Apathie und Ergebung in die bestimmte Beschränktheit führen, die jedem Einzelnen zugemessen ist.

Die Gattung ist nur dadurch wieder hergestellt, daß die Schmerzen der Auflösung lautlos gemacht, die brutalen Triebe der Masse äußerlich gefesselt und die Widersprüche, in welche sich die Geschichte verlaufen hat, vertuscht sind.

Das Wesen hat die Gebrechen nicht heilen können — zum Ersatz breitet es seinen Mantel über die Wunden aus.

Es ist umsonst. Die Verzweiflung stößt die Hülle hinweg. Die Selbstsucht will sich nicht zufrieden geben und die Heilkraft, die noch vorhanden ist, will sich nicht unterm Todtenmantel ersticken lassen.

Was Feuerbach fordert, ist ein Kunstwerk, ein Schein, der einen Augenblick ausdauern und als persönliche Virtuosität einmal erscheinen kann, aber vor der Gluth der Leidenschaften, die die Wirklichkeit bewegen, verschwindet.

Liegt es nicht gerade im Begriff der Gattung, daß sie sich in specifischen Unterschieden zur Erscheinung bringt? Ist es nicht die Macht der Gattung, die jene Abstufung der Kräfte und Gaben erzeugt, aus welchen endlich der allgemeine Kampf aller Einzelnen hervorgeht? Ist es nicht die Ohnmacht der Gattung, daß zahllose Keime in der Geburt erstickt werden und eine Menge Individuen nur eine verkümmerte Existenz gewinnen? Ist das erwachende Bewußtseyn der Schwachen und Krüppel nicht bereits ein Zweifel an der Gattung, das Erlöschen der specifischen Unterschiede nicht ein Zeichen von der Erschöpfung der Gattung? Ist die Geschichte, die endlich kritisch betrachtet wird, nicht der Beweis, wie weit es die Gattung als solche bringt, und die Kritik der Beweis, daß das Wesen, welches sich in dieser Geschichte dargestellt hat, eine Bestimmtheit ist, die den Menschen keineswegs so umschließt, wie das Wesen der Raupe diesem kriechenden Dinge das Blatt zur einzigen und höchsten Welt macht?

„Ergebung! Resignation!" sagt Feuerbach dagegen, wenn auch mit andern Worten.

Er sagt: „wer etwas Tüchtiges in seinem Stande, seiner Kunst ist, wer, wie man im Leben sagt, seinen Posten ausfüllt, mit Leib und Leben seinem Berufe ergeben ist, der denkt sich auch seinen Beruf als den höchsten und schönsten. Wie sollte er in seinem Geiste verläugnen, in seinem Denken erniedrigen, was er durch die That celebrirt, indem er mit Freuden demselben seine Kräfte weiht? Muß ich dennoch, so ist meine Thätigkeit eine unglückliche, denn ich bin zerfallen mit mir selbst. Arbeiten ist Dienen. Wie kann ich aber einem Gegenstande dienen, wenn er mir nicht im Geiste hochsteht?" Die bestimmte Arbeit muß aber hoch stehen, fährt Feuerbach fort, weil sie zugleich Arbeit und Seyn für die Gattung ist. „Wer daher in dem Bewußtseyn der Gattung als einer Realität lebt, der hält sein Seyn für Andere, sein öffentliches, gemeinnütziges Seyn für das Seyn, welches Eins ist mit dem Seyn seines Wesens."

Digitized by Google

Der bestimmte Beruf aber, den der Arbeiter schon als solchen für den höchsten und schönsten hält, ist seine Schranke, die ihm die Aussicht auf die übrige Gesammtarbeit der Gattung versperrt und die Vergleichung mit den Leistungen Anderer erschwert. Wenn Arbeiten ferner Dienen ist — und gewöhnlich verliert die Arbeit den Charakter des Kampfes und der Beherrschung — kann es nicht zur Sclaverei werden, zur Sclaverei unter dem sinnlichen und einzelnen Bedürfniß und zur Sclaverei des beschränktesten Mechanismus? Der Gedanke an die Gattung soll für diesen Mechanismus der niedrigsten Art trösten und ist es nicht gerade die Gattung, die Arbeiten nöthig macht, welche den Gedanken eines weiteren Zusammenhanges und einer höheren Allgemeinheit ersticken? Erwacht dagegen die Kraft der Vergleichung der beschränkten Arbeitssphäre, in welche der Sclave mit seiner besten Kraft gebannt ist, und eines höheren Lebenskreises — führt diese Vergleichung, wenn sie richtig verfolgt wird, nicht zu einer Kritik des Gattungswesens, welches diesen Zwiespalt bedingt?

Soll das Gefühl des Unglücks und der Zerfallenheit wiederum so beseitigt werden, daß es im Feuer der Arbeit zur Vergessenheit gebracht wird?

Es giebt bekanntlich Insecten, die mit dem Blatt, welches sie nährt und ihre Welt bildet, so gleichfarbig und gleichgebildet sind, daß sie kaum von ihm unterschieden werden.

Mit solchen Blattinsecten, zu welchen die Arbeiter nach Feuerbach werden müßten, um jedem Gefühl des Zwiespalts zu entgehen, hat Fourier die Welt bevölkern wollen.

Es ist nicht zu läugnen, sagt man auf einer andern Seite, die Haushaltung der Gattung hat bisher so viele Opfer in ihrem Gefolge gehabt, weil sie nicht recht mit Bewußtseyn geführt wurde. Die Arbeit ist nothwendig, aber sie war bisher sich selbst überlassen und sie mußte sich in ihrer Isolirung abäschern; die Ausgleichung des Bedürfnisses und der Production war nicht erreichbar, weil sie demselben Zufall überlassen war, welcher in der Natur z. B. bestimmt, wie viel Keime zur Erhaltung einer Species den tausend Arten von Zerstörung entgehen sollen. Die Regierung, sagt daher eine Fraction derjenigen, die für die „Organisation der Arbeit" sprechen, muß als die höchste Ordnerin der Production auftreten. Man bekleide sie mit einer größeren Gewalt, damit sie Kraft ihrer Weisheit und Uebersicht das wieder gut mache und für die Zukunft verhüte, was der elementarische Kampf der verschiedenen Species der Gattung bisher Verderbliches zur Folge gehabt hatte. Man gebe ihr die Mittel, damit sie die Concurrenz der kleinen isolirten Capitale durch ein Capital, welches alle anderen zu verschlingen im Stande ist, vernichte.

Dieser Vorschlag ist aus der Verzweiflung hervorgegangen, die der Gattung auch in der jetzigen Krisis nicht mehr die Kraft zutraut, daß aus dem Kampf der concurrirenden Mächte freiathmende menschliche Gestalten hervorgehen könnten. Den letzten Rest von Selbstständigkeit will diese Ansicht in eine Region zusammenthun, in welcher das Denken, Wollen und die ordnende Kraft fortan allein ihren Sitz haben, die also die isolirte Spitze über der ungeheueren Ebene der arbeitenden Gesellschaft bilden soll.

Vernunft, Wille und Charakter bleiben auch nach dieser Ansicht die jenseitigen Mächte, die sie z. B. auf dem Standpunkt Feuerbachs sind. Sie bilden das Wesen einer Gesellschaft, welche dieses Wesen weder hat, noch macht, sondern rein und allein von ihm constituirt wird. Das Gattungsverhältniß ist geblieben und nur einengender geworden, da die allgemeine Macht der Gattung sich zu einer Behörde

Digitized by Google

organisirt hat, welche den Versuch der Arbeiter-Sclaven, sich um etwas mehr als das ihnen zugewiesene Arbeits-Pensum zu bekümmern, auf das strengste ahnden müßte.

Vom Geist und Selbstbewußtseyn weiß dieser Vorschlag Nichts — nichts wenigstens, so weit es nicht darauf ankommt, jener industriellen Behörde die anordnende Klugheit und die List, die zur Vernichtung aller Concurrenz nöthig ist, als Prärogativ zuzuweisen.

Ist denn aber die einzelne und einzeln bleibende Arbeit die Bestimmung, die der unendlichen Majorität, ja der gesammten Menschheit — die industriellen Behörden ausgenommen, die aber auch nur mit dem Summiren und Vertheilen der einzelnen Arbeit beschäftigt bleiben — gegeben ist? Kommt es nicht vielmehr darauf an, die niederdrückende und vereinzelnde Kraft der Arbeit aufzuheben? Ist nur die Concurrenz der Capitalien und der Arbeit zu schlagen? Hat der Geist nicht auch die Kraft, zu concurriren, und wenn er in dieser Krisis der Gattung eingeschlummert seyn sollte, wird ihn der vermehrte Druck der Arbeit nicht um so mehr erwecken?

Die Ermattung, die auf die Illusionen der Aufklärung gefolgt ist, macht die Ausbildung einer unbeschränkt gebietenden und Alles Denken und Wollen umfassenden industriellen Behörde, wie sie der erwähnte Vorschlag im Sinne hat, sehr wahrscheinlich, ja gewiß. Die Kritik bringt die aufgeklärten Biedermänner, die bereits die ganze Welt erkannt hatten, also auch der Herrschaft vollkommen gewiß waren, um ihr illusorisches Selbstgefühl und sie ruft zugleich die Reaction hervor, die allgemein und umfassend werden muß, da sie sich durch die irre gewordenen Aufklärer verstärkt, welche die Kritik ihr in die Arme und zu Füßen wirft. Die Concurrenz führt zur einseitigen Ansammlung von Capitalien, die sich zuletzt einem einzigen werden unterwerfen müssen und, die Masse, die nichts Höheres kennt, als ihre sinnliche Existenz — wird sie zögern, sich dem Capital zu unterordnen, welches ihr Beschäftigung und das Leben sichert?

Die Concurrenz ist dann vereinfacht — das Selbstbewußtseyn wird sich mit seinem concentrirten, specifischen Gegensatz, dem Vorrecht, der vollendeten Reaction ins Reine setzen. Die Sache nimmt dann eine neue, eine reine Wendung.

Eine andere Hypothese — die des französischen Communismus — führt zu demselben Ziel. Wenn die Constituirung jener industriellen Behörde von der Voraussetzung ausgeht, daß die in der Concurrenz sich selbst bekämpfende und vollends entnervende Masse nicht mehr die Kraft habe, sich selbst zu helfen, so geht die communistische Ansicht von einem Dogma aus, welches ausschließlicher ist als alle Dogmen, die jemals den Menschen geleitet haben — vom Dogma, daß „die Arbeiter Alles hervorbringen, also auch ein Recht auf Alles haben." Nach dieser Ansicht ist es nur Ein Theil des Organismus, welcher leidet, und befindet sich das ganze übrige System — diesen Einen Theil ausgenommen — im vollkommensten Wohlergehen: dieser sonderbaren pathologischen Ansicht entspricht dann das Heilverfahren: der leidende Theil soll dadurch geheilt werden, daß eine tüchtige Amputation vorgenommen und der ganze übrige Organismus von ihm abgesondert wird. Das Radical-Mittel besteht darin, daß Alles außer der Masse der nützlichen Arbeiter negirt und durch seine Negation ersetzt wird. An die Stelle des Staats tritt kurzweg der Nicht-Staat, an die Stelle der Regierung die Regierungslosigkeit und die Einheit, Bruderliebe, Freiheit, und Gleichheit treten an die Stelle der amputirten Unterschiede — aber nur für einen Augenblick, nur

Digitized by Google

als Chimäre, denn diese rohe Negation ist gezwungen, sich sogleich eben so roh wieder aufzuheben und diese Heilmethode als erfolglos bloszustellen. Die Masse von freien Brüdern kann ihre Freiheit und Gleichheit nur durch eine Verfassung sichern, die „dem Princip nach alle Fragen entscheidet, welche die Nahrung, Kleidung, Wohnung, Ehe, Familie, Arbeit betreffen" — kurz, durch eine Verfassung, die die Freiheit auch in den kleinsten Dingen aufhebt. In dieser Gesellschaft wird es nur deshalb „keine Verbrechen und Processe geben," weil sie aus Wesen besteht; die keinen Willen mehr haben. Die Einheit der Gesellschaft wird nicht mehr gestört, weil es nur Ein Dogma in ihr geben wird und dieses Dogma als Ausdruck der ganzen Wahrheit alle Brüder in gleicher Weise beherrscht. Denn „die Wahrheit ist untheilbar, sie allein darf die Vernunft der Menschen leiten und darum muß man sie ganz und allenthalben auf eine passende Weise verkünden." Die Seligkeit dieser neuen Brüdergemeinde wird endlich vollends durch den Gedanken des Widerspruchs, der im Begriff der Gattung liegt, aufgehoben. Die massenhafte Vereinigung der arbeitenden und einem ausschließlichen Dogma wie einer despotischen Verfassung unterworfenen Atome tröstet sich nämlich vergeblich mit dem Satze: „dem Menschen ist nichts angeboren, weder Idee, noch Geschmack, noch Neigung, noch Geschicklichkeiten, weil man sonst annehmen müßte, daß es zwei verschiedene menschliche Gattungen gebe" — sie kann es sich nicht verbergen, daß ihre Existenz nur durch die Ausschließung des Geistes möglich ist und also die Unterschiede der Gattung voraussetzt und wider ihren Willen anerkennen muß.

Der Widerspruch der Gattung — die Unterbrechung der Einheit durch den specifischen Unterschied — erhält sich also auch in diesem Reich der unterschiedslosen Masse, in welche die Gattung zusammengesunken ist — er erhält sich als eine drohende Gewalt, als eine nothwendige Ergänzung, ja als eine Bestimmtheit der Masse, die das Wesen der Gattung nicht verläugnen kann.

Alle diese Versuche endigen also in einem unausbleiblichen Krieg der Menge gegen den Geist und das Selbstbewußtsein, und die Bedeutung dieses Krieges ist keine geringere, als die, daß in ihm die Sache der Kritik gegen die Gattung entschieden wird.

VIII.

Zusatz

zu der im 9. Heft enthaltenen Anzeige

von

Pecqueur de la République de Dieu.

Herr Pecqueur begnügt sich vorläufig seine Lehre von der allgemeinen Brüderlichkeit in einer kleinen Gesellschaft realisirt zu sehen, die ihrer Prätension, sich über den ganzen Erdball zu verbreiten, durch allmählige Propaganda Luft machen soll. „Eine jede Gesellschaft" heißt es Seite 302 „muß, ehe sie ihren normalen Zustand erreicht, eine Periode des Ueberganges oder des Apostolats durchmachen, die sich indeß nur auf die äußere Seite, die Oekonomie und Einrichtung der Gesellschaft bezieht." Obgleich es an sich kein Interesse haben kann, die Pecqueursche Uebergangsgesellschaft näher kennen zu lernen, da sich aus der Darstellung der Principien derselben ergab, daß sie höchstens den Werth und Umfang einer ausgeschiedenen Brüdergemeinde erreichen, nie aber die Periode des Uebergangs überschreiten kann: so geschieht es doch

Digitized by Google

einerseits im Interesse Pecqueur's, der Seite 301 seine Lehre „den moralischen und religiösen Menschen aller Punkte der Erde anbietet," andererseits möchte es bei dem allgemeinen Streben, die wachsende Armuth und Noth durch Privathülfe zu beseitigen, gewiß vielen willkommen sein, wenn wir die vorzüglichsten Bedingungen für den Eintritt in den neuen Verein anführen. Es wird also erstens erfordert, daß man alles oder einen Theil von dem zu Gunsten der Religion veräußert, was man von seinen Einkünften, Zinsen, Gehalt u. s. w. nach Abzug des für die Stellung in der Welt Nothwendigsten übrig behält. Zweitens muß man das Versprechen ablegen, der religiösen Gemeinde das ganze Vermögen und alle Thätigkeit zu widmen, sobald sie sich entschieden für die normale Praxis der Gleichheit und Brüderlichkeit constituirt haben wird (S. 303 u. 304). Bei der näheren Bestimmung der ersten Bedingung unterscheidet Pecqueur zwei Klassen von Eintretenden. Entweder solche, die einen beliebigen jährlichen oder monatlichen Beitrag zahlen, ohne der Gesellschaft über ihre Vermögensumstände Rechenschaft zu geben, oder solche, die ihr Vermögen mit Concurrenz der Diener des Vereins regeln, nur das zum Leben durchaus Nothwendige für sich behalten, alles übrige aber hingeben. Die ersteren heißen Neophyten und nehmen den niedrigsten Grad in der Gesellschaft ein; die andern sind Mitglieder, doch ohne die Qualität der Wähler zu haben. Außer diesen beiden Klassen und einer dritten, zu der die gehören, die später an der Religion Theil nehmen wollen, vorläufig sich aber zu nichts als zu der Erklärung dieses Wunsches verstehen, von denen daher auch bis dahin nicht weiter gesprochen werden kann, will Pecqueur endlich noch alle die aufnehmen, die sofort ihr ganzes Vermögen: Landbesitz, Kapital, Renten, Gehalt u. s. w. ohne Rückhalt übergeben. Sie sollen als der absoluten Brüderlichkeit theilhaftig betrachtet werden und den nothwendigsten Lebensbedarf von der Gesellschaft bekommen. Wenn sie persönlich arbeiten müssen und weniger als den Ertrag ihrer Arbeit erhalten, so liegt dies in der Natur des Uebergangszustandes, denn „während des Apostolats herrscht die Aufopferung und jeder muß darauf gefaßt sein, mehr zu säen als zu ärndten, mehr zu geben als zu empfangen." (S. 303) Ja während dieses Uebergangs kann der Verein keinem seiner Glieder materielle Hülfe zusichern (S. 303) und selbst die, die ihr ganzes Vermögen unbedingt opferten, haben nur in dem Falle das erste Recht auf materielle Hülfe von Seiten der Gemeinde, wenn diese, im Besitze der Mittel, es auch für convenabel halten wird, ihre Quellen der individuellen Unterstützung zu öffnen.

Daß bereits eine Gesellschaft im Sinne Pecqueur's existirt, verbürgt uns die Bemerkung des Verfassers, daß er seine Schrift auf Verlangen seiner Brüder redigirt habe und ferner die Dedication an die Herren A. L., G. u. L . . ., die er Apostelnaturen und Muster der Brüderlichkeit nennt und nach ihrem Tode vom Volke als Heilige verehrt sehen möchte.

G. v. F.

Digitized by Google

VIII.
Populäre Broschüren.

1) Carl Nauwerk. Berliner Blätter 5 Hefte. Berlin. Verlag von Julius Springer. 1844.
2) Dr. Stab, Prediger zu Jänichendorf bei Luckenwalde.

a) Ueber Volks- und Bürgerakademieen, Lehrconvente, Bildungsinstitute, Bildungsstunden und Zunftschulen oder Vorschläge zur Förderung allgemeiner Volksbildung.

b) An die wissenschaftlichen Beamten Deutschlands. Eine Aufforderung zur Vereinigung für die große Sache allgemeiner Volksbildung. Berlin, 1844. Im Verlage von Julius Springer.

Es existiren jetzt ganze Heerden von Vorstellungen über Menschheit, Gesellschaft und Volk. Mit stolzer Würde schreitet die allgemeine Menschenverbrüderung voran, bei der doch sogleich der Widerspruch zwischen der Familienkategorie und dem Begriffe der Menschheit in die Augen fällt. Dann folgt die Meinung derjenigen, die sich ihren Genossen in der Masse gegenüberstellen und diese in eine Anschauung und den Ausdruck Volk zusammenfassen. Den Beschluß endlich macht der zahllose Haufe der Vorstellungen über obere und untere Volksklassen. Zuweilen, wenn die Inhaber der letzteren von Unterstützungen sprechen, scheint es, daß sie sich auf den bloßen Geldstandpunkt derer gestellt haben, welche, je nach den Preisen der Plätze, den Theaterbesuchern einen verschiedenen Rang beilegen oder die mit der Eisenbahn Reisenden in Klassen abtheilen. Dann würden sie aber richtiger gleich Reiche und Arme unterscheiden, wie jene besser thun würden den ersten Rang, die erste Klasse: Thalerplatz u. s. w. zu nennen. Unter den Armen sind die Rohesten wie die Gebildetsten und von den letzteren würden unsere Volksfreunde mit ihren Unterstützungen wie mit ihren Belehrungen, die sie vielmehr erst selbst hier holen könnten, zurückgewiesen werden. Sollen aber die Ungebildeten die niedere Volksklasse ausmachen, so gehört zu diesen die größere Hälfte der Reichen, bei denen von Unterstützung nicht gesprochen, von Bildung aber ebensowenig die Rede sein kann, da sie entweder Bildung genug zu haben glauben oder die materiellen Schätze für die einzigen halten. Es bleibt also noch die Voraussetzung eines doppelten Eintheilungsgrundes übrig, nach dem die Niederen die wären, welche weder Geld noch Bildung haben. Hier aber fragt es sich, ob es möglich sei, so lange der Natur ihre Producte noch durch Menschenarbeit abgewonnen werden, so lange noch Menschenhände das Gewonnene für den Gebrauch umformen müssen, daß die Verfertiger der Röcke Schuhe u. s. w. zugleich in ausgedehnterem Maaße an den höheren Lebensgütern Theil haben können? — Eine Frage, die in Frankreich eine ganze Literatur hervorgerufen hat ohne beantwortet zu sein, mit der die deutschen Volksfreunde aber dadurch bereits fertig sind, daß sie sie ganz bei Seite gelassen haben. Wir scheiden die Arbeiter weder als eine besondere Klasse aus dem Zusammenhange mit den übrigen aus, noch halten wir es für vernünftig oder nur möglich, sie ganz mit denen, die der Wissenschaft und dem allgemeinen Interesse leben, zu identificiren, sondern wie der Magen, wie Hände und Füße mit dem Kopfe zu einem Organismus gehören, so könnten auch die Arbeiter, wenn sie nur sonst Menschen wären, ein nothwendiges Glied der menschlichen Gesellschaft bilden und als solches eine noch höhere Berechtigung gegen das Ganze haben, als jene Glieder in dem bloß äußerlichen Organismus. Freilich sind Viele jetzt so arm, daß sie der nöthigsten Existenzmittel entbehren, aber

Digitized by Google

dies berechtigt noch nicht, ſie als eine beſondere Klaſſe gegen andere zu betrachten, ſondern die private Noth gehört als Ausnahme der Unterſtützung durch Einzelne oder durch die Geſellſchaft, aber immer der beſondern Unterſtützung an. Hätte die Geſammtheit der körperlichen Arbeiter ein allgemeines Bedürfniß, ſo würde ſie nicht lange auf deſſen Befriedigung warten; ein ſolches Bedürfniß iſt aber nicht geäußert worden, weil es nicht exiſtirt. Im Gegentheil zeigt ſich auch hierin der Zuſammenhang zwiſchen der ſogenannten höheren und niederen Klaſſe, daß beide derſelbe Geiſt beſeelt, daß ſich in beiden dieſelbe ſelige Genügſamkeit, dieſelbe Selbſtloſigkeit und Paſſivität abſpiegelt, ſo daß ſie in dieſem Sinne eine compacte Maſſe bilden. Was wollen aber unſere Volksfreunde? ſie reden von Hebung der unteren Volksklaſſe, aber gehoben bleibt die untere Klaſſe immer noch die untere. Herr Rauwerk hebt ſie „in eine reinere Lebensluft," (H. 4. S. 15.) Herr Stab behandelt ſie wie ein „Saatfeld," der Verein zur Hebung u. ſ. w. errichtet Badeanſtalten, „damit das Volk erſt von Außen gereinigt werde" (Breslauer Zeitung). Alle ſpielen mit ihrem Gegenſtande wie mit einer Puppe, wenigſtens iſt ihnen nur dies Ernſt, einen Gewinn aus ihrer Beſchäftigung zu ziehen. Hierdurch zeigen ſie aber, daß ſie ſelbſt in dem Schlamme ſtecken, aus dem ſie anderen helfen möchten, d. h. daß ſie ſelbſt zur Maſſe gehören, was ſie denn auch hinreichend durch ihre leer-abſtracte, phraſenhafte, oder bildliche Ausdrucksweiſe beurkunden.

I. Herr Rauwerk.

Im erſten Hefte der Berliner Blätter, die den Zweck haben, unmittelbar auf das Volk zu wirken, ſtellt der Verfaſſer die Frage auf: „was iſt Wahrheit?" und beantwortet ſie dahin, daß „der Tod dieſer Frage auch der Tod des Menſchengeſchlechts wäre." Er identificirt alſo das Leben der Wahrheit mit dem Tode der Menſchheit und trennt dadurch nicht nur beide, ſondern ſetzt ſie ſelbſt in den ſchroffſten Gegenſatz. Was wird er nach dieſer Vorausſetzung unter Wahrheit, was unter Menſchheit verſtehen müſſen? Fürs erſte lebt die Menſchheit noch, ja ſie fängt jetzt erſt an, zu ſich ſelbſt und zu einem ihr entſprechenden Leben zu kommen. Nach Herrn Rauwerk entfernte ſich alſo die Frage nach Wahrheit immer mehr von ihrer Löſung. Nichts deſto weniger ſtellt er ihre Löſung als das Ziel des menſchlichen Strebens auf. Die Menſchheit kommt zu ſich und entfernt ſich dadurch von ihrem Ziele, ſtrebte ſie aber nach ihrem Ziele, ſo müßte ſie ſich von ſich entfernen und ſie ſoll — Herr Rauwerk meint es in allem Ernſte — nach ihrem Tode ſtreben. Je vollkommener die Wiſſenſchaft, je größer die Kultur wird, je mehr die Freiheit, als die reale Seite der Wahrheit, das Daſein des Menſchen ausmachte, deſto mehr ſtürbe die Menſchheit ab: die Zeiten der Unwiſſenheit, Barbarei und Knechtſchaft aber müßten ihr eigentliches Leben ausmachen. Dies ſind die Conſequenzen aus Herrn Rauwerks erſtem Satze. Obgleich er nun ſeiner eigenen Anſicht nach gar nicht weiter von Wahrheit reden ſollte, wird er im Verfolge doch inconſequent; ganz abgeſehen davon, daß er ſchon ſeinen erſten Satz für wahr ausgiebt. Indeß deckt er nur ſeine dunkle Vorſtellung durch bildliche Bezeichnungen zu, läßt ſie dadurch ebenſo dunkel wie vorher oder zeigt uns ebenſo deutlich, daß er nur ſeinerſeits nicht weiß, was er unter Wahrheit zu denken habe. Er läßt „die Wahrheit zur Welt kommen," ſpricht von ihrer „ſchwereren und leichteren Geburt" von einer „jungen und alten Wahrheit;" von der Wahrheit aber, daß der Menſch ſelbſt alle Wahrheit ſei, und die abſtracte Antwort genügt auf die abſtracte Frage — weiß Herr Rauwerk nichts. Daß aber

Digitized by Google

von der Wahrheit überhaupt, oder von irgend einer bestimmten, z. B. von der, daß die Erde sich um die Sonne drehe, schon jemand gestorben sei, davon weiß ich nichts. Wahrheit und menschliches Leben sind eine Identität; ebenso Irrthum, Unwissenheit und Barbarei. Auch die Freiheit ist dasselbe Beisichsein als die Wahrheit, trennt man sie aber, so versteht man unter Wahrheit die theoretische, unter Freiheit die practische Seite einer und derselben Idee. Nun ist die Wahrheit noch immer selbst der Demiourgos gewesen, sich aus ihrem bloßen Ansichsein in die Realität umzusetzen, d. h. die Menschen, die eine Wahrheit erkannt hatten, haben sie auch mit der größten Energie vertreten und durchgeführt. Nur wer auch in dieß Verhältniß keine Einsicht hat, kann wie Herr Rauwerk mit Rahel sagen: „es ist nicht allein schwer, die Wahrheit hier in der Welt zu finden, sondern man muß sie auch noch verleugnen."

Herrn Rauwerks Ansicht ist durchaus dogmatisch. In der Vermeidung der Bestimmtheit liegt eine Furcht, der Wahrheit zu nahe zu treten, im Inhalte der Behauptung ein dem Subject gegenüberstehendes Festes, ein undurchdringliches Object, das sich dem Menschen ewig entziehe und das, sollte es endlich ergriffen werden, sich durch den Tod an seinem Gegner räche. Der Volksheld fürchtet sich auch die Wahrheit auszusprechen falls er sie wüßte, man muß sie verleugnen sagt er. Er schließt mit dem identischen Satze „die Wahrheit muß wahr sein," ein Inhalt, den ihm jeder aus der Masse gern als richtig zugeben wird, da er den befriedigenden Schein herbeibringt, als sei die in Rede stehende Frage erledigt.

In seiner Polemik gegen den Professor Huber legt Herr Rauwerk diesem einen weitschweifigen Styl zur Last und citirt zum Belege seiner Behauptung die schleppenden Redewendungen: „So bleibt uns denn nur noch zu bemerken, daß wir in mancher Hinsicht wünschen müssen; — Niemand wird im Ernste behaupten wollen, daß; wer könnte in Abrede stellen, daß;" u. s. w. Wenn aber in diesen Wendungen weiter nichts als ein schleppender Styl zu erkennen wäre, so lohnte es sich nicht Herr Huber daraus einen Vorwurf zu machen; denn kann die Sprache, als der ganz äußerliche Stoff für den Gedanken, ohnehin nur eine geringe Bedeutung für sich in Anspruch nehmen, so kommt ihr, eben als dieser äußern Seite, noch ein Ueberschuß über den Gedanken zu; aber in Herrn Hubers Redensarten, ist deutlich die Unsicherheit, der Mangel an Begründung und Bestimmtheit des Inhaltes ausgespochen. Hätte er seine Sätze bewiesen, so würde er nicht die Phrase: „wer könnte in Abrede stellen u. s. w. seinem Beweise hinzufügen. Die Unsicherheit und Unbestimmtheit konnte ihm aber Herr Rauwerk nicht vorhalten, da sie sein eigener Fehler ist. „Wenige bezweifeln wohl den Satz, daß; (H. 5. S. 9) in unsern Tagen dringt die Ueberzeugung mächtiger und allgemeiner durch; (H. 5. S. 10.) mehr oder weniger; in größerem oder geringerem Maaße; ziemlich; wohl kaum" sind Wendungen, die die Concurrenz mit dem Huberschen aushalten. Das „Nachundnach" und das „Allmählich" (5. S. 12) aber schleppen noch weit mehr, als jene zusammengenommen.

Der ganze Streit zwischen den beiden Doctoren besteht darin, daß Herr Huber die englische Verfassung gegen die preußische herabsetzt, Herr Rauwerk umgekehrt der englischen den Vorzug giebt — ein relatives Verhalten, dem auch der Ausgang entspricht.

Heft 4. S. 4 greift Herr Rauwerk das deutsche Familienleben an und spricht von dessen Schattenseiten, aber bald muß er zeigen, wie sehr seine Phantasie mit Vorstellungen aus der Familie geschwängert

Digitized by Google

iſt. Hier „geht die Poeſie eine rechtmäßige Ehe mit der Politik ein," dort „iſt die Vermählung der Dichtkunſt mit dem geſchichtlichen Gedanken vollzogen worden;" „ſo wird es in jeder zeugungsfähigen Zeit ſein" u. ſ. w. Auch für Emancipation des andern Geſchlechts kämpft der Verfaſſer rüſtig und geht ſogar ſo weit, die Männer gegen die Frauen herabzuſetzen und förmlich unter den Pantoffel zu ſtellen. Er ſagt, daß „eine Sache, der die Frauen ihre Theilnahme ſchenken, auf dem ſicherſten Grunde ruhe und die beſten Ausſichten zu ſiegen habe," daß „weibliche Großherzigkeit die Pflanzſchule für tüchtige Männer ſei" und ſieht einen Beleg für ſeine Meinung in Victor Couſins Charakterzeichnung der Frauen, der doch nur ſagt: „Wenn ein Zeitalter eine geiſtige Höhe erreicht hat, ſo dringt der herrſchende Geiſt überall ein, von den Männern gelangt er endlich auch bis zu den Frauen, und ſind dieſe erſt davon berührt, ſo ſpiegelt er ſich auf's mächtigſte in ihnen ab; ihre lebhafte Natur iſt vortrefflich geeignet, die Eigenthümlichkeiten der Moderichtnng auszudrücken und zu verbreiten, ſie ſind großartig oder kleinlich, tugendhaft oder verderbt, aber ſie ſind keines halb, ſondern immer zum äußerſten im Guten wie im Böſen geneigt, je nachdem der Wind weht."

Im letzten Heft legt Herr Rauwerk einen Aufſatz in die eine Waagſchaale um die in der andern befindliche ſchwere Maſſe des Volks zu heben; doch wie gewichtig oder leicht ſeine Beiträge ſind, mögen ſie uns ſelbſt ſagen. „Der Verein zur Hebung der untern Volksklaſſe hat ſich durch mehrere vorbereitende Schritte eine geordnete Wirkſamkeit angebahnt. Er iſt ein ſprechender Beweis von der immer mehr erſtarkenden Einſicht, daß zur Verbeſſerung der Lage der untern Klaſſen etwas Durchgreifendes gethan werden müſſe. Ja die Nothwendigkeit einer umfaſſenden Sorge für das Volk wird ſchon vielerwärts als eine ausgemachte Sache betrachtet. Der Grundſatz, daß die große Maſſe auch Berechtigungen habe, iſt allerdings nicht ohne Anerkennung geblieben; aber er muß nicht bruchſtückweiſe wie bisher, ſondern in folgerichtiger Vollſtändigkeit verwirklicht werden. Die Geſellſchaft wird ſich entſchließen müſſen, nach einem großartigen Maaßſtabe die Lage der untern Klaſſe zu veredeln. Man muß aber ehrlich und ernſtlich das Verfahren des Helfens, des gründlichen Helfens einſchlagen. Für die Erhebung der Einen großen Leidensfamilie ſteht der Geſellſchaft" daher, die „reichhaltigſte Wirkſamkeit offen." Solche und ähnliche Bemerkungen liefert der Verfaſſer im allgemeinen zur Hebung und Veredlung des niederen Volks. Er geht aber auch näher ein und betrachtet den Hebungsverein nach drei Seiten: in ſeinem Verhältniſſe zum Staat, zur Geſellſchaft und zur niedern Klaſſe ſelbſt. Folgen wir nach der beſtimmten Seite der Betrachtung. „Für die Lage der untern Volksklaſſe iſt die Beſchaffenheit der Staatseinrichtungen in größerem oder geringerem Maaße eine ungünſtige; ſie enthalten mehr oder weniger Störungen und Hinderniſſe, welche der Hebung der Volksmaſſe entgegenſtehen. Auf Beſeitigung dieſer Hinderniſſe hinzuwirken, iſt eine der Aufgaben des Vereins." Das „dieſer" ſteht vollkommen an ſeinem Platz, denn die Beſtimmtheit des Ausdrucks iſt ſo genau, daß ſie keinen Zweifel über die Aufgabe des Vereins übrig läßt. „Wir begnügen uns," fährt der Verfaſſer fort, „zwei Gebiete zu bezeichnen, auf welchen der Staat zu gründlicher Berückſichtigung der arbeitenden und mittelloſen Klaſſen verpflichtet iſt;" und wir unſererſeits zollen der Genügſamkeit des Verfaſſers um ſo mehr unſere Bewunderung, als er die beiden betretenen Gebiete mit erſchöpfender Gründlichkeit

Digitized by Google

behandelt. Er beschwert sich, daß „die am schlechtesten gestellten Klassen am meisten besteuert werden," sieht aber den Grund davon nicht in der Natur der Steuern und des Eigenthums. „In den neueren Staaten wächst die Steuer mit der Arbeit, nicht mit dem Gewinn," als ob je Staaten existirt hätten oder existiren könnten, in denen es anders wäre." Eine Besteuerung des Einkommens wird als die „einzig gerechte" gepriesen; aber diese widerspricht der Natur eines auf das Eigenthum gegründeten Staates, wie die Abschaffung der „so lästigen Einkommensteuer" in Frankfurt und die auf Bassermanns Antrag in der badischen Kammer geführte Debatte in concreto darthuen. Wenn noch so theure Artikel, wenn Fasanen oder wenn das Vermögen selbst besteuert würde, immer muß die Last auf die Armen fallen; denn wie jeder Artikel durch die Steuer im Preise wächst, so würden hier die Arbeiter um denselben Lohn mehr Arbeit liefern müssen und es würde ihnen schwerer fallen, das wenn auch geringe Kapital anzuschaffen, das zu jeder Einrichtung, zu jeder Arbeit nöthig ist. Die Betrachtung der Steuerverfassung und des Schulwesens wird mit der Bemerkung abgeschlossen: „daß auch hierin von Seiten des Staats zu Gunsten des untern Volkes Großes geschehen könne, da es auch hier viel Hinderliches aufzuheben, viel Förderliches zu schaffen gebe."

Die zweite Seite erfreut sich derselben Behandlung wie die erste. „So wie die staatlichen, so enthalten auch die gesellschaftlichen Verhältnisse zahlreiche Störungen und Hindernisse, durch welche das Grünen nnd Blühen des untern Volks beeinträchtigt wird."

Endlich zeigt uns Herr Nauwerk bei dem Verhältnisse des Vereins zu der niederen Klasse selbst, was er unter den so oft gebrauchten Ausdrücken: „Hebung und Veredlung" versteht. „Der Verein muß sich als Arbeitsgeber einrichten. Natürlich werden ihm anfänglich seine Mittel nicht erlauben, in der Erhöhung des Arbeitslohnes über das gewöhnliche Maaß mit gutem Beispiele voranzugehen." „Möglich sogar," d. h. aller Wahrscheinlichkeit nach, denn Herr Nauwerk vertritt überall das Interesse des Vereins, „daß er sich vor der Hand zu einer kleinen Verringerung des Lohnes entschließen muß, um voreiligen Andrang zu verhüten." Die Veredlung scheint demnach darin zu bestehen, daß man den armen Arbeiter an größere Genügsamkeit und Sparsamkeit gewöhnen will; die Ehrlichkeit, der Ernst des Helfens, des gründlichen Helfens betrachtet jetzt das dringende Verlangen der Armuth nach Arbeit als voreiligen Andrang.

Wir könnten noch, um den populären Lorbeerkranz, den sich der Volksheld aus seinen Berliner Blättern um die Stirn gewunden, vollständig zu betrachten, Dies und Jenes über sein „Dieß und Jenes" sagen; allein es ergiebt sich aus dem Vorhergehenden zur Genüge, daß der Verfasser jedes Thema, sei es philosophischen, politischen oder socialen Inhalts, als Dies und Jenes behandelt.

II. Herr Stab.

Während sich Herr Nauwerk direkt an das Publikum wendet, um es zu belehren und aufzuklären, übergiebt Herr Stab seine Vorschläge den Behörden und wissenschaftlichen Beamten zur Ausführung. Während der erste seine Gedanken aphoristisch und so zu sagen in kleinen Klümpchen zu Tage fördert, hat der andere ein zusammenhängendes Ganzes durch jahrelange Anstrengung zu Stande gebracht. Beide aber kommen sonst in der ungründlichen Denk- und Schreibweise überein; denn auch Herr Stab zieht ein leeres Wort dem Gedanken vor, auch er wiederholt sich so

Digitized by Google

oft und verziert seine Sätze mit so viel Schnörkel- und Bildwerk, daß er mit Recht von sich selbst sagen kann: „wir ertödten den Geist und begraben ihn gleichsam unter die schwarze Decke des todten Buchstabens." Auch er hat endlich so viel schiefe Voraussetzungen über Volk und untere Klassen, daß wir ihm das Prädicat eines Sprechers der Masse nicht vorenthalten können. Denn wenn Herr Stab einmal „die größere Masse des Volks als den eigentlichen Kern der Menschheit" betrachtet, so behandelt er sie das anderemal wieder gar nicht als Menschen, er spricht nur „von Sprößlingen, von Staat" u. s. w. Und welchen Ernst, welche Aufrichtigkeit können wir dem zutrauen, der erst „die Kirche als das höchste Ziel menschlichen Strebens" ansieht, „die Sonne christlicher Erleuchtung über die Gemeinden aufgehen lassen und eine herrliche Gestaltung des Reiches Gottes auf Erden herbeiführen" will und dann wieder „die Wissenschaft die Königin der Welt, Wahrheit ihre Krone, ihr Scepter Weisheit und Tugend" nennt und von „dem in sich geschlossenen, Einen, geistig-physischen Organismus" sagt, daß „für ihn alles sei."

An Redensarten wie: „man kann nicht leugnen; gedeihlichen Resultaten entgegenführen" u. s. w. ist er fast ebenso reich wie Herr Rauwerk. Nur ist ihm dies vor jenem eigenthümlich, daß er den Gedanken, der wie die griechischen Statuen am schönsten ganz nackt auftritt, jedesmal mit bunten Gewändern behängt und in der Sorgfalt, mit der er seine Bilder ausmalt, onomatopoetisch seine Sorge für die ungebildete Masse ausdrückt. So tritt ihm Br. a. S. 8. die ernste Frage entgegen: „Wodurch und auf welche Weise wird denn weiter für die junge Saat gesorgt, daß sie nicht umkomme?" und wie ernst wird diese Frage beantwortet: „der jugendliche Sprößling wird aus den geordneten, sorgfältig gepflegten Gartenbeeten der Schule herausgenommen und auf ein dürres, unbearbeitetes Ackerfeld des Lebens verpflanzt und nur selten reift ein Pflänzchen der gewünschten Frucht entgegen. Wie? können wir uns beruhigen, wenn wir die schönsten Keime muthwillig zertreten sehen, wenn wir unseren Fleiß mit großem Undank müssen belohnen lassen? Erscheint es nicht heilige Verpflichtung, zu hegen und zu pflegen, was wir pflanzten? Können wir's gleichgültig ertragen, daß die Blüthen vom Gifthauch des verworrenen und willkührlich sich gestaltenden Lebens zerstört werden? Wo ist das Licht der fortgehenden Aufklärung? Wo der befruchtende Thau einer fortgesetzten Menschenerziehung?" —

Durch jahrelanges Nachdenken hat sich Herr Stab seine Vorstellung vom Volke glücklich aus allem Zusammenhange mit anderen herauspräparirt. Oder es müßte ihm sein eifriges Studium keine Zeit gelassen haben, sich über das Verhältniß der Menge zur Wissenschaft Licht zu verschaffen, keine Zeit, die geistige Bestimmtheit des Volkes zu studiren, ob es fähig sei, ob es Lust bezeigen werde, seine Freistunden auf das Studium gelehrter Kenntnisse zu verwenden, ob die Beamten andererseits ihre Muße der Belehrung des Volkes opfern möchten; geschweige denn, daß es ihm möglich gewesen wäre, in der Selbstlosigkeit und Trägheit den Charakter der Masse zu erkennen und die Unmöglichkeit zu erblicken, dem Fehler durch alle Schätze historischen und dogmatischen Wissens abzuhelfen. Ja er konnte und durfte an alles dieses nicht denken, er hätte sonst seinen Plan von vornherein aufgeben müssen; denn durch ihn werden die genannten Mängel nur verstärkt. Nur Bildung! ruft er und sucht die Menschen, welche Beschäftigung sie haben, welches Alters sie sein mögen, auf die Schulbänke herabzuziehen. Bauerjungen und Bauern, Lehrlinge, Gesellen und Bürger sollen studiren; Bildungsstunden,

Digitized by Google

Bildungsinstitute und Lehrconvente; Zunftschulen, allgemeine Lehrinstitute und Bürgerakademieen errichtet werden. Und welcher Geist soll die träge Masse befruchten? Zur Bildung der ersten Jugend sind nothwendig: „Lebensschilderungen heiliger Männer, Geschichte des jüdischen Volks; das göttlich-menschliche Leben des Erlösers und seiner Apostel, so wie Kenntniß der reinen Gestaltung der ersten christlichen Gemeinden; die Hauptwahrheiten des alten und neuen Testaments; zusammenhängende Lectüre einzelner Bücher und Abschnitte der Bibel mit practischen erbaulichen Erklärungen: Darlegung der Entwickelungsepochen der Religionsgeschichte bis zur Reformation. Dann ist die Reformation wieder zu wichtig, als daß sie nicht zu einem besonderen Cyclus von Vorlesungen reichlichen Stoff hergeben könnte; hierzu kommt als etwas Unentbehrliches die Darlegung des gegenwärtigen Kirchenglaubens und ihres (!) gegenseitigen Verhältnisses. Zur Belebung des religiös-sittlichen Gefühls: Charakterschilderungen berühmter Männer und Frauen. Für die reifere Jugend: vaterländische Geschichte und Geographie; allgemeine Völkerkunde; Naturkenntniß; genaue Kenntniß der Nationallitteratur; Historisches über Kunst, Industrie, Handel und Gewerbe; Ackerbau; die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen. Ferner Bau, Natur und Verrichtungen des menschlichen Körpers; Gesundheitspflege, Kenntniß der wichtigsten Krankheiten; interessante Krankheitsfälle; vorzügliche Heilmethoden und die wichtigsten Heilmittel. Dann das Wesentliche über Recht, Gesetz, Verfassung, Staatseinrichtungen und Staatsverhältnisse; Städte- Gemeinde- und Hausordnung: allgemeine Polizei- und Proceßordnung und die dahin gehörigen Gesetze. Ferner zur Förderung geistlicher Einsicht: Kenntniß der biblischen Geschichte und Geographie; Geschichte der christlichen Kirche" und dergleichen mehr. „In philosophischer Hinsicht: Entwicklung der allgemeinen Denkgesetze; Seelenkunde; Anthropologisches, Pädagogisches und Darstellung der wichtigsten philosophischen Systeme." Dies ist nämlich noch alles für die ältern Bauerjungen und die Gesellen. Ferner: „Mathematik, in ästhetischer Hinsicht . . . . . Doch die Langweiligkeit des Citirten wird hinreichen, ein klares Bild von dem Herrn Stahlschen Plane zu geben. Nachdem der Herr Prediger noch für dieselbe Altersklasse und dann für die Bürger das Register einer Encyclopädie sämmtlicher Wissenschaften erschöpft und auf anderthalb engedruckten Seiten in seinem Tone fortgefahren ist, schließt er mit einem U. s. w.

Herr Rauwerk sagt im Vierten der Berliner Blätter Seite 7: „Ein talentvoller Heuchler steht doch unendlich unter einem Ehrenmanne von beschränkten Gaben." Er gibt also stillschweigend dem den Vorzug, der nur talentvoll und weder ein Heuchler noch beschränkt ist; darin irrt er aber, wenn er meint, einer der beiden Herren, der Heuchler oder der Beschränkte, sei mehr werth als der andere; denn der Heuchler, der die Wahrheit verfälscht und beschränkt, beschränkt dadurch zugleich sich; der beschränkte Ehrenmann dagegen wird, wenn er seine Schranke herauskehrt, seine Ehre in dieselbe legt und sie, eben als Ehrenmann, gegen das allgemeine Interesse nicht fallen läßt — zum Heuchler. Wenn ich mir z. B. Einen denke, der seiner Ueberzeugung nach Pantheist ja Atheist ist, der die Wissenschaft „Königin der Welt" und den Menschen „einen geistig physischen Organismus" nennt, „für den alles sei;" wenn ich mir ferner denke, daß dieser Jemand eine Anstellung als Prediger hat und als solcher von Amtswegen das Interesse der Religion vertritt, sie wieder über alles erhebt und nach dieser Seite hin eine deistische Ansicht vorspiegelt, so ist der gedachte Jemand allerdings ein Heuchler, aber er ist zugleich beschränkt; denn der innere Widerspruch hält ihn gefangen und beide Seiten werden ihn zurückstoßen, wenn sie ihn in seiner Doppelzüngigkeit entlarvt haben. Ein anderer dagegen, nehme ich an, hat eine Anstellung im Staate und Ansichten, die sich mit derselben nicht vertragen; er giebt seine Stellung auf und hierin handelt er offenbar ehrenhaft. Wenn er aber zugleich beschränkt ist und anstatt sich durch eifriges Studium von seiner Schranke zu befreien, sich auf dieselbe steift, ihr öffentliche Geltung verschaffen will und z. B. proclamirt: „man müsse die Wahrheit verheimlichen wenn man sie kenne" — so wird er dadurch unfehlbar zum Heuchler. Darum stimmen wir der Ansicht des Herrn Rauwerk bei, die er zwar nicht ausgesprochen, die aber doch in seinem Satze liegt: Es ist besser, weder ein talentvoller Heuchler noch ein beschränkter Ehrenmann zu sein.

G. v. Förster.

Verlag von Egbert Bauer in Charlottenburg. Berlin, gedruckt bei F. Nietack.

Digitized by Google

Allgemeine

Literatur-Zeitung.

Monatsschrift,

Herausgegeben

von

Bruno Bauer.

Heft 11 und 12. Band II. Ausgegeben im October 1844.

I.

Innere Geschichte des Illuminaten-Ordens.

Adam Weishaupt wurde im Jahr 1773 sogleich nach Aufhebung des Jesuitenordens Ordinarius der juristischen Facultät zu Ingolstadt und erhielt den Lehrstuhl des geistlichen Rechts, der vorher 90 Jahre hindurch Eigenthum und Monopol der Jesuiten gewesen war. Zwei Jahre darauf erhielt er auch den Auftrag, über Feders praktische Philosophie zu lesen. Dadurch wurde er, wie er in seiner „Apologie" selbst erzählt, der natürliche Gegner und Antipode der jesuitischen, besonders der Stattlerischen Philosophie und Theologie und in den Kampf verwickelt, der sich seit dem Jahre 1773 zwischen den schwachen Keimen der süddeutschen Aufklärung und den Jesuiten entspann, die nach dem Verlust der weltlichen Grundlagen ihrer Stellung mit um so größerem Eifer ihre Herrschaft über die Gemüther zu befestigen suchten und die natürliche Reaction benutzten, die sich immer nach einem entscheidenden aufklärerischen Schlage des Menschen-Haufens zu bemächtigen pflegt. Weishaupt hatte auf seiner Lehrstelle einen schwierigen Posten und es gehörte nicht wenig Kraft dazu, ihn zu behaupten. „Es war ein ewiger Wechsel von Professoren, wie er sich selbst ausdrückt, ein unaufhörliches Kämpfen und Ringen nach Macht, von Fallen und Steigen der einen oder der andern Parthei."

In dieser Lage faßte Weishaupt den Gedanken, nicht nur dem immer noch gefährlichen Jesuiten-Orden, sondern einem gesellschaftlichen Zustande überhaupt, in welchem jeder Sieg des „Lichts" die Macht der „Finsterniß" zu verstärken pflegt, eine geheime Gesellschaft entgegenzustellen, die mit größerer Sicherheit den Fortschritt bewerkstelligen könne. In der eingeengten Lage des Ingolstädter Professors konnte er seine Jünger zunächst nur unter den Studenten suchen, das Bewußtsein seines Gegensatzes zum Bestehenden schien ihn mit seinen Hoffnungen allein an die Zukunft anzu-

Digitized by Google

weiſen und die Nothwendigkeit des Geheimniſſes, die Antipathie gegen die verfallene Gegenwart und das Gefühl der Fremdheit, welches er mitten in einer Welt haben mußte, die er, wenn er auch noch nicht wußte, wie und durch welche Mittel und bis wie weit, umgeſtalten wollte — alles das bewog ihn, die Namen der Ordensmitglieder, der Städte und der Provinzen, denen ſie angehörten, in antike, wenigſtens in ältere umzuwandeln. Er ſelbſt hatte ſich Spartacus genannt, Ingolſtadt hieß anfangs, als der Orden in mehreren Städten Bayerns Anhänger gefunden hatte, Eleuſis, ſpäter gewöhnlich Epheſus.

Die Stiftung des Ordens fällt ins Jahr 1776. Ajax — ein Herr von Maſſenhauſen — war der Erſte, dem Spartacus ein näheres Zutrauen ſchenkte und von dem er hoffte, daß er nach ſeiner Abreiſe aus Ingolſtadt das Apoſtolat der neuen Gemeinde in der Fremde übernehmen und namentlich in München — Athen — neue Mitglieder gewinnen könne.

Vor ſeinem Abgange von Ingolſtadt erhielt Ajax am 19. Juli 1776 eine ſummariſche Recapitulation der Pflichten, die er als Ordens-Mitglied zu erfüllen habe: er ſollte Berichte an Spartacus einſchicken — alle vierzehn Tage wenigſtens einen — beſtimmte Bücher ſtudiren und ein Penſum, ein Thema, welches ihm der Meiſter aufgegeben hatte, bearbeiten.

Der Briefwechſel, der nachher zwiſchen ihm und Spartacus geführt wurde, bezog ſich auf die Anwerbung neuer Mitglieder und lehrt uns, in welchem Geiſte der Orden ſich zu erweitern und Macht zu gewinnen ſuchte*).

*) Einige Originalſchriften des Illuminaten-Ordens, welche bei dem geweſenen Regierungsrath Zwack durch vorgenommene Hausviſitation zu Landshut den 11. und 12. October 1786 vorgefunden worden. Auf höchſten Befehl ſeiner churfürſtlichen Durchlaucht zum Druck befördert. München. 1786.

»C'est un bon enfant, ſchreibt Spartacus unterm 12. September 76. über einen Baron, den Ajax zu werben dachte, ich habe Nichts wider ihn einzuwenden. Man muß auch ſolche Leute haben: augent numerum et aerarium. Alſo nur den Anfang gemacht. Agathon iſt noch nicht ſo menſchenfreundlich, als ich ihn wünſche und brauche. Ich glaube, ein heimlicher Stolz macht ihn ſo ungeſellſchaftlich." Spartacus erwähnt ſodann noch ein Paar junge Leute, die zu ihm in die Koſt kommen werden — unter ihnen iſt auch ein Baron — „dieſe Leute, ſagt er, müſſen an den Angel beißen, den man ihnen vorwerfen wird."

„Ich denke und arbeite täglich an unſerem großen Gebäude. Arbeiten Sie auch von Ihrer Seite — Sp. an Aj. 19. Sept. 76. — und führen Sie mir Steine zu. Laſſen Sie ſich keine Mühe verdrießen, ſuchen Sie die Geſellſchaft junger Leute: beobachten Sie und wenn Ihnen einer gefällt, legen Sie Hand an. Ich habe auch wieder einen, der ein anſehnlicher und einſichtsvoller Menſch iſt. Was Sie nicht ſelbſt thun können, thun Sie durch Andere . . . . Es muß nun auf einmal gehen. Agathon ſoll ein Verzeichniß von den jungen Leuten ſeines Aufenthalts ſchicken nach dem ihm ſchon mitgetheilten Formular. Es muß ſeyn." Ajax ſoll außerdem in München einen gewiſſen Advokaten B. gewinnen: „ich habe in meinem Leben keinen activeren Menſchen geſehen, der auch überdies geſchickt iſt," ſchreibt Sp. im Poſtſcript. Noch einen andern: „dieſe Beiden ſind ein Paar Teufels-Kerle: aber etwas ſchwer zu dirigiren, eben weil es Teufels-Kerls ſind. Unterdeſſen, wenn es möglich wäre, ſo wäre die Priſe nicht übel."

„Wenn der Winterhaltern einer von uns werden ſoll, ſchreibt Sp. an Aj. bald darauf, ſo muß er noch ziemlich abgehobelt werden. Einmal gefällt mir ſein Gang nicht; ſeine Manieren ſind roh und unge-

Digitized by Google

ſchliffen, und wie es mit der Gedenkungsart ſteht, weiß ich nicht. Das wollt ich höchſtens recommandiren, daß er ſein rohes Weſen ändere. Er muß ganz ein anderer Menſch werden; bisher iſt er kaum pro carolino — (das Eintrittsgeld) — zu gebrauchen. — Macht euch hinter Cavaliers, ihr Leute! Ich glaube zwei liefern zu können und Domherrn noch dazu. Wenn mir meine Abſicht mit den Domcapiteln gelingt, ſo haben wir große Schritte gethan. Suchet junge, ſchon geſchickte Leute und keine ſolche rohe Kerls. Unſere Leute müſſen einnehmend, unternehmend, intriguant und geſchickt ſeyn. Beſonders die Erſten. Wenn den Receptis einmal die Augen aufgethan werden, ſo müſſen ſie Leute ſehen, an denen man Ehre hat und wo man ſich in ihrem Umgang glücklich ſchätzt. Nobiles, potentes, divites, doctos quaerite. Wenn ihr Leute in München ſo viel thut, wie ich hier, ſo werden Rieſenſchritte gemacht. Compagnie geſucht, mit artigen Leuten angebunden: das muß ſeyn, inertes animae! Da muß man ſich keine Mühe reuen laſſen. Auch zuweilen den Knecht gemacht, um dereinſt Herr zu werden!" . . . . „Noch Eins! Sammeln Sie alle Leſebücher, die Sie geſchenkt oder ſonſt bekommen können: z. B. Poeten, Romane, Comödien und andere Bücher, die heut zu Tage geleſen werden. Ich will von den meinigen auch einen großen Beitrag dazu thun. Ich habe ausſpeculirt, daß ſie für uns eine Finanzquelle werden müſſen: ich will auch ſonſt darauf ſammeln: pro nostra republica nihil est inutile. Sie werden ſchon ſehen, wozu ich ſie brauche."

Ajax hatte indeſſen bereits den Danaus — Herrn von Zwack — gewonnen, der nachher Cato hieß. Spartacus ſchreibt ihm (unterm 20 December 76.), was er ihm für Bücher zur Lectüre anweiſen ſoll: Bellegarde's verſchiedene Reflexionen, Abbadies und Anderer Anleitungen zur Kunſt der Selbſt- und Weltkenntniß, den Tacitus, Amelots Abhandlung über den Kaiſer Tiberius, Machiavel's Unterhaltungen über den Livius und das Systeme social. „Ferner ſollen ſich die Leute angewöhnen, ein Buch zu halten, in welchem ſie jeder Perſon, mit der ſie umgehen, 3 oder 4 Blätter beſtimmen, unter den Namen und auf die Blätter dieſer Perſon wird Alles von Handlungen gebracht, auch das Kleinſte, nach vorhergegangener Beſchreibung des Körpers, Haar, Geſichtsfarbe, Gang, Stimme u. ſ. w. doch ſo, daß man nicht den Charakter aufzeichnet, ſondern nur die Thaten, aus welchen der Charakter zu ſchließen iſt. Z. B. man ſchreibt nicht: Titus iſt argwöhniſch, ſondern eine That, aus welcher der Argwohn geſchloſſen wird. Z. B. viſitirt die Säcke und Briefe, ob nichts von ihm darin ſteht. Horcht an der Thür. Ich will Ihnen mündlich ſagen, zu was es dienen kann und ſoll."

In einem Schreiben vom 8. Januar 77. giebt Sp. Beiſpielsweiſe einige Fragen an, deren Beantwortung einem Neuling als „Penſum" aufgegeben werden könne: „1) iſt es nutzbarer in einen Privatorden zu treten oder nicht? 2) Was haben ſolche geheime Orden für Vorzüge vor der bürgerlichen Regierung? Auf welche Art wäre ein Menſch zu disponiren, daß er z. B. in unſern Orden trete, oder wie wollte Candidat nach ſeinen dermaligen Einſichten mit einem Menſchen verfahren, wenn er ihn zum Eintritt in unſern Orden bewegen wollte?"

Während Spartacus am Entwurf des Ordens-Syſtems arbeitete, dabei die einzelnſten Verhaltungsbefehle an ſeine Untergebenen ergehen ließ, und über die Novizen die beſtimmteſten Nachrichten haben wollte, wurde ſein Ajax mit der Zeit matt oder vielmehr er konnte von ihm unmöglich die genauen Nachweiſungen erhalten, die er verlangte, um jedes Glied ſeiner Geſellſchaft bis in das geringfügigſte Detail zu kennen.

Digitized by Google

Zuletzt hört er von dem Münchener Verein gar nichts mehr. Er fürchtet, daß Ajax Reue empfinde, die Luſt zur Sache verloren habe, oder durch widrige Vorfälle ſich habe niederſchlagen laſſen. „Das iſt keine Kunſt, ſchreibt er ihm am 30. October 77., einen Entſchluß faſſen; aber der Zeit zu trotzen, es dagegen auszuhalten, was man groß gedacht, auch groß und ſtandhaft ausführen, das iſt, worin ſich der große Geiſt zeigt und wodurch manche große Projecte unterblieben ſind . . . . . O, Ajax! Wenn die Sache ſo ſaumſelig, ſo ſchläfrig gehen ſoll, ſo ziehe ich die Hand davon ab, ehe ich die Proſtitution davon tragen und Verdruß mit andern haben ſoll, und kehre in meine vorige Ruhe zurück. Und denke, was ich aus Mangel an Mithelfern nicht ausführen kann."

Zwar konnte er am folgenden Tage, da er ein Paar Stunden nach Abgang dieſes Strafbriefs ein tröſtliches Paquet aus Athen erhalten hatte, mit ſeinem Apoſtel die Sache wieder aufnehmen und ihn durch die Mittheilung ermuntern, daß er „an dem Syſtem des Ganzen beſtändig arbeite, hin und her denke, Abänderungen mache, dieſelben verfeinere und daß es ihm wunderbar gelinge; er gehe langſam aber ſicher zu Werke und ſeine Einrichtungen für den weitern Grad würden gewiß ſeine Verwunderung erregen, wenn ſie Ajax einmal ſehen werde" — allein die Sache wurde nicht beſſer und das Verhältniß wurde bald aufgelöſt.

Wenn Spartacus in einem Schreiben aus der zweiten Hälfte des Jahres 77. dem Ajax wieder den Vorwurf macht, daß ſeine Berichte nicht nur ſpärlich eingehen, ſondern auch ungenau und oberflächlich ſeyen, ſo war dieſer Umſtand allerdings auch ein Anlaß zum Bruche — denn er wollte Alles wiſſen, Alles überſehen, um Alles zu leiten — aber zugleich wirkte der andere Umſtand mit, daß Ajax nicht bloß Diener ſeyn, ſondern auch gebieten und leiten wollte. „Ihr, meine Leute, hatte ihm Sp. unterm 31. October geſchrieben, habt euch indeſſen — bis nämlich das Syſtem ausgearbeitet ſein würde — um nichts zu bekümmern, als mir Leute anzuwerben, ſolche fleißig zu ſtudiren, zu unterrichten, zu amuſſiren. Für das übrige ſorge ich." Ajax, der aber allerdings nicht einmal zum Dienen Eifer und Stärke genug hatte — er hatte ſich zu jener Zeit von einem Liebesverhältniß zerſtreuen laſſen — wollte den Meiſter nicht allein „ſorgen" laſſen. „So lange Sie ſich nicht, ſchreibt ihm Spartacus in ſeinem Abſchiedsbrief, auf ſolide Wiſſenſchaften und eine ernſthafte, gemeinnützige Denkungsart verlegen und bloß ſich dabei zum Entzweck haben, das ganze Weſen nach ihrem Kopf und Nutzen modeln wollen, iſt Alles Nichts und ich bedanke mich, Ihr Mitarbeiter zu ſeyn." —

Indeſſen hatte ſich Sp. dem Dänaus, Xaver von Zwack, dem ſpätern Cato, genähert und unterm 31. Januar 78. giebt er ihm die Anweiſung, die Oberleitung von Athen zu übernehmen.

Als er dieſen neuen Diener belehnte, weihte er ihn zugleich in den Zweck und die Methode ſeines Ordens näher ein. „Von Büchern, ſchreibt er, leſen Sie fleißig Tacitus mit den Noten Amelots und das bei uns klaſſiſche Buch Baſedows praktiſche Philoſophie, wie auch Meiners vermiſchte philoſophiſche Schriften. In letzteren iſt eine Abhandlung von eleuſiniſchen Geheimniſſen enthalten, die Ihnen großes Licht geben wird. Es taugt auch zum Werben und Recrutiren; denn von dieſer Abhandlung kann man Gelegenheit finden, Leute, die man gern hätte, weiter zu disponiren."

Bei der Auswahl der neuen Candidaten merken Sie alle Zeit an, ob er gut zum Anordnen, Ausführen,

Digitized by Google

Entrepriſen, mündlichen Unterhandlungen, oder zum Unterricht anderer tauge. Man braucht auch weiters Leute zum Anſehn, Schutz. Andere ſind dienlich als Handlanger z. B. mit ſchönen Handſchriften, Bücherüberſetzungen, auswärtigen Correſpondenzen. Auch Artiſten, als Maler, Buchdrucker, Buchhändler, Poſtverwalter u. ſ. w. ſind nicht unnütz. Ueberhaupt muß mir jeder Candidat angezeigt und ſein ganzer Charakter mit allen phyſiſchen und moraliſchen Urſachen und Wirkungen beſchrieben werden."

Um Cato deſto ſicherer zu gewinnen, läßt ihn Spartacus einen Blick in ſeine Arbeiten und Entwürfe thun. „Er theile die Claſſen, ſchreibt er ihm unterm 25. Februar 78., 1) in die Ceremonien ab, 2) in die Statuten, 3) in die Allegorie, 4) in die wirkliche ſogenannten Myſterien. Jede Claſſe enthalte von jedem derſelben Etwas." „Arbeiten Sie indeſſen, ein Perſonale in München herzuſtellen . . . . Vor Allem iſt zu bemerken, daß ich unbekannt bleiben muß . . . . Von den Projecten zur Bereicherung gefällt mir beſonders das Drucken kleiner Späße, Pasquillen u. dgl. Ich haſſe zwar ſolche Dinge, aber Sie machen uns doch einen Fonds. Und das iſt das Erſte." . . . . „Wenn nur einmal in München fünf oder ſechs geſchickte und vertraute Männer können zuſammengebracht werden. In Eichſtädt hoffe ich es bald dahin zu bringen. Aber das größte Myſterium muß ſeyn, daß die Sache neu iſt; je weniger davon wiſſen, deſto beſſer iſt es. Dermalen wiſſen es nur Sie und Merz und ich hab auch nicht ſo bald Luſt, es irgend einem zu eröffnen. Wir drei, glaube ich, ſind genug, der Maſchine ihr Leben und Bewegung zu geben. Von den Eichſtädtern weiß es kein einziger, ſondern ſie leben und ſterben, die Sache ſei ſo alt als Methuſalem."

„Mit Staats- und Religionsbüchern, ſchreibt Sp. an C. den 5. März 78., müſſen wir bei Anfängern behutſam ſeyn. Ich habe ſolche in meinem Plan für die höhern Grade aufbehalten; dermalen offenbart man keine andern als Moraliſten und räſonnirende Geſchichtsſchreiber. Die Moral vor allem muß der Hauptgegenſtand ſeyn. Robinet, Mirabaud, systeme social, politique naturelle, philosophie de la nature u. dgl. ſind weiter beſtimmt und dermalen ſorgfältig zu verbergen; ſo wie auch beſonders Helvetius de l'homme. Hat ihn ſchon einer, ſo rühmt man und ſchilt ihn auch nicht. Reden Sie auch Nichts von dergleichen Materien zu den Initiirten; denn man weiß nicht, wie ſie aufgenommen werden, weil die Leute noch nicht gehörig präparirt ſind und dieſes ſoll erſt in den untern Claſſen geſchehen, die ſie zu durchlaufen haben. Auch nicht einmal von Politik höre ich gern, daß man mit dieſen Leuten rede. Denn wenn ſie die Politik vor der Moral lernen, ſo werden Schelmen daraus. Ganz allein Moral, Geſchichte, Menſchenkenntniß und Einſicht in die menſchliche Natur. Nur Nichts vor der Zeit. Leſung der alten claſſiſchen Schriftſteller, des Taſſo, Marini, Dante, Arioſto, Petrarca, Pope, Corneille und dergleichen iſt auch für dieſe Claſſe, um ſchöne Sentenzen zu ſammeln und Schriften angenehm zu machen und zu illuſtriren. Beſonders müſſen den Leuten erwärmende Schriften in die Hände gegeben werden, die durch Stärke des Ausdrucks ſtark auf den Willen wirken. Darunter rechne ich Baſedow's praktiſche Philoſophie, Abts, Meiners Schriften, Seneca, Epictet, Antonins Betrachtungen über ſich ſelbſt, Montaigne's Verſuch, Plutarchs Lebensbeſchreibungen und moraliſche Werke. Tacitus mit Amelots Noten gehört noch in unſern indicem librorum prohibitorum."

„Das Syſtem, das ich mir bisher von dem Orden gemacht — Sp. an C. den 10. März 78. — kann wohl ſeyn, daß ich es morgen oder irgend zu

Digitized by Google

einer Zeit abändere. Da ich beſtändig mehr Zeit und Gelegenheit habe, über dieſe Sache zu denken, da ich täglich an Erfahrungen und Einſicht zunehme, iſt es nicht rathſam, die Feſtſetzung des Syſtems ſo lange hinauszuſetzen, als es möglich iſt? Und darum ſuche ich in der erſten Einrichtung beſtändig Zeit zu gewinnen und ſolche zu benutzen. Zu dieſem Ende gebe ich lange Termine, die, wenn das Syſtem einmal feſter iſt und die Anzahl vermehrt, alle abgekürzt werden. In ſolchen geheimen Verbindungen erwartet man vieles, und wie bin ich im Stande mit 30 Jahren meines Alters dieſem allen genug zu thun? Unterdeſſen will ich Ihnen doch en Detail meine dermaligen Gedanken ſchreiben. Mon but est faire valoir la raison. Als Nebenzweck betrachte ich unſern Schutz, Macht, ſichern Rücken vor Unglücksfällen, Erleichterung der Mittel, zur Erkenntniß und Wiſſenſchaft zu gelangen.

„Am meiſten ſuche ich diejenigen Wiſſenſchaften zu betreiben, die auf unſre allgemeine, oder des Ordens Glückſeligkeit, oder auch Privat-Angelegenheiten Einfluß haben, und die entgegengeſetzten aus dem Weg zu räumen. Sie können alſo wohl denken, daß wir es mit dem Pedantismo, mit öffentlichen Schulen, Erziehung, Intoleranz, Theologie und Staatsverfaſſung werden zu thun haben.

„Dazu kann ich die Leute nicht brauchen, wie ſie ſind, ſondern ich muß mir ſie erſt bilden. Und jede vorhergehende Klaſſe muß die Prüfungsſchule für die künftige ſeyn. Das kann nicht anders als langſam gehen. Nur Thaten, nicht Recommendation kann hier gelten.

„In der nächſten Klaſſe, dächte ich alſo, eine Art von gelehrter Academie zu errichten: in ſolcher wird gearbeitet, an Charakteren, hiſtoriſchen und lebenden, Studium der Alten, Beobachtungsgeiſt, Abhandlungen, Preisfragen, und in specie mache ich darinnen jeden zum Spion des andern und aller. Darauf werden die Fähigen zu den Myſterien herausgenommen, die in dieſer Klaſſe etliche Grundſätze und Grunderforderniſſe zum menſchlichen glückſeligen Leben ſind. Anbey wird gearbeitet an Erkenntniß und Ausreutung der Vorurtheile. Dieſe muß jeder anzeigen z. B. monatlich, welche er bey ſich entdeckt? welches das herrſchende iſt? wie weit er in Beſtreitung derſelben gekommen ꝛc. dieſes iſt bey uns eben ſoviel, was bei den Jeſuiten die Beicht war. Aus dieſem kann ich erſehen, welche geneigt ſind, gewiſſe ſonderbare Staatslehren, weiters hinauf Religionsmeynungen anzunehmen.

„Und am Ende folgt die totale Einſicht in die Politik und Maximen des Ordens. In dieſem oberſten Conseil werden die Projecte entworfen, wie den Feinden der Vernunft und Menſchlichkeit nach und nach auf den Leib zu gehen ſey: wie die Sache unter den Ordens Mitgliedern einzuleiten, wem es anzuvertrauen? Wie ein jeder a proportione ſeiner Einſicht könne dazu gebraucht werden; eben ſo werde ich es auch mit der Erziehung und anderm machen.

„Von Myſterien ein Beiſpiel zu geben, ſo gehörte in den eleuſiniſchen Geheimniſſen die Lehre von der Einheit Gottes in die Myſterien. Um dieß kümmern Sie ſich nicht: Sie werden nach und nach eine eigene Moral, Erziehung, Statiſtik und Religion entſtehen ſehen. — Wie viele Klaſſen daraus werden ſollen, weiß ich ſelbſt nicht. Gott und die Zeit werden es lehren."

„Die Einrichtung der zweiten Claſſe wird bald fertig ſeyn," ſchreibt Spartacus an Cato unterm 13. März und auf einem Notizblatt des letzteren heißt es unter demſelben Datum: „Theile den Orden in drei Claſſen. „Insinuati. 2 wirkliche Mitglieder. 3. Oberſte

Digitized by Google

Cohorte des Spartacus. Die zweite muß ſich als die höchſte glauben, ihre Grade als die höchſten, muß gradus, Classificationes, Ceremonien, symbola, Allegorieen u. ſ. w. Beſorgung über Inſinuirte haben. Die aus der Cohorte müſſen darin erſcheinen und ohne Oberſtellen immer zu begleiten, Haupteinfluß haben, auch ſich aus dieſer zweiten Claſſe ihre Mitconſiliarii erſt bilden und bei Abgang eines ihrer Mitglieder zu ſich nehmen."

„Mit dem Syſteme und Ordnung, wie künftige Claſſen ſollen eingerichtet werden, meldet aber Sp. dem Cato unterm 19. März 78, haben Sie mich noch nicht genug verſtanden."

„Von den Myſterien indeſſen will ich Ihnen ſo viel ſagen, daß ich alle meine Erfindungskraft, Philoſophie und Eloquenz darauf verſpare; und ich will auch ſolche ſo einrichten, daß es ein geübter Kenner ſeyn muß, der mir die Neuheit daran ſieht und daß jeden die Feierlichkeit davon freuen und anziehen ſoll. Aber ſie koſten mich noch viel Leſen und Denken."

Die Inſtruction für diejenigen, die die Novizen aufnehmen „denke ich — Sp. an C. den 20. März 78 — ſoll ſo abgefaßt ſeyn, daß jeder, wenn ſie ihm mit Feuer und Eloquenz vorgetragen wird, nothwendig unſer Opfer werden muß. Rathen Sie den Leuten, daß ſie ſich auf Alterthümer, Zeichnung und Malerei verlegen ſollen.

„Wenn ſich Marius wieder Bücher anſchafft, ſo würde er uns einen Gefallen thun, wenn er ſich die Antiquitäten von Herculanum anſchaffen wollte: es ſind dermalen ſchon 2 Bände in Augsburg zu haben; jeder Band hat 60 Kupfer und Text, und koſtet 6 fl. Auch wäre zu unſerm Zweck die Abhandlung der franzöſiſchen Academie des Inscriptions, wovon Marius ſchon 2 Theile nach der Gottſchediſchen Ueberſetzung hat.

„Lieb wäre es mir auch, wenn Marius von ſeinen Büchern, die für unſer Syſtem tauglich ſind, eine Auswahl und ſogenannte geheime Bibliothek machen würde, in welcher nur vorzüglich unſre Leute Zutritt hätten, und aus dieſen wiederum eine dritte und allergeheimſte, welche nur Sie und Marius benutzen.

„Diejenigen Mitglieder, die ſich auf die Phyſik verlegen wollen, dieſen rathen Sie, ſich auf die Lehre vom Feuer, Licht zu verlegen; dahin rechne ich auch die Elektricität: denn bei den Myſterien wird dieſe Kenntniß zu weiterer Einrichtung gute Dienſte thun; beſonders aber die Experimente, ſo durch das Feuer und Elektrum können gemacht werden. Sie werden ſich ſicher verwundern, was ich da ausbrüte. Ich denke, das alte Syſtem des Gueders und Parſen wieder aufzuwärmen; und Sie ſollen ſehen, daß Größe und Hoheit darin ſteckt: und es wird jedem neu ſein, und Verwunderung erwecken. Aber bis ich es zu Stand bringe, heißt es wohl: Multum sudavit et alsit, abstinuit Venere et vino. Bauen Sie nunmehr ſicher darauf, daß die Leute etwas reelles finden, und was ihnen an Anſehen abgeht, durch die Sache hinlänglich ſoll erſetzt werden.

„Haben Sie in Meiners Abhandlung, heißt es in einem der nächſtfolgenden Briefe, ſchon die von den eleuſiniſchen Geheimniſſen geleſen? Dieſe iſt vortrefflich, und klärt viel auf. Machen Sie das Buch, beſonders dieſe Abhandlung nicht zu gemein. Ich habe ihr in meinem Plan einen Ort angewieſen, wo ſie erſt zum Vorſchein kommen darf. Sie beide ſollen ſie aber fleißig miteinander leſen: denn ſie giebt viel Licht.

„Weiters ſehen Sie, daß Sie durch Livius (Prof. Baader) — gleichfalls in einem Briefe aus dieſer Zeit ohne Datum — eine gute Elektricität und gute Bücher von elektriſchen Experimenten erhalten. Denn meiner Meinung nach ſoll der Feuertempel auf allen

Digitized by Google

Ecken und Stellen elektriſch gemacht werden, wo immer die Initiandi hingeſtellt werden. Es ſind von dieſem Fach vortreffliche Bücher heraus und die beſten und ſeltenſten Experimente darin zu finden. Euclides — (Riedl) — kann das Mechaniſche, Architectur und Ausmalen des Tempels beſorgen. Kraft deſſen iſt die erſte Depens, die künftig muß gemacht werden, ein eigenes Haus, oder ein Mitglied, welches uns zwey oder drey Zimmer dazu abtritt aus ſeiner eigenen Behauſung. Und dann wäre nothwendig, daß die Ordens-Mitglieder allzeit zu zwey oder dreyen in ein Haus zuſammenziehen, und in dem Haus, wo ſeiner Zeit der Feuerdienſt gehalten wird, darf gar kein profaner Einwohner oder Familie ſeyn. Dieß, können ſie den Leuten anführen, ſey die Urſach, warum die Sache in Baiern noch nicht weiter gekommen ſey."

Auch Cato wurde um dieſe Zeit, als Spartacus in der Freude über ſeine Feuer-Ideen die perſiſche Zeitrechnung in den Orden einführte, ſeinem Meiſter ungetreu. Dieſer erklärt ihm in einem Schreiben vom 15. Juni 78 ſeine Unzufriedenheit und droht damit, ſich aus dem Orden zurückzuziehen, wenn er nicht pünktlicher bedient werde. Dem Cato war die Oberleitung des Spartacus läſtig, er wollte nicht nur ein Inſtrument ſeyn, welches bloß dazu diente, Athen mit einem unbekannten Ganzen zu verketten — kurz, er verlangte, daß Spartacus ihm die Berichte zuſchicken ſollte, die er aus den andern Provinzen des Ordens erhielte. Spartacus merkte bald, was den Cato gegen ihn entfremdet hatte: — während dieſer ſchwankte und bewies, daß ihm zu einem völligen Bruch oder zu einem Kampf um die Oberherrſchaft die Kraft fehle, ſchrieb Spartaeus an die Athener, — unterm 2. September 78 — daß er, „da die Mitglieder in Athen theils noch im Orden zu neu und jung, auch zu wenig ſind, als daß man ihnen die höheren Geſchäfte anvertrauen könne, theils aber diejenigen, die zu arbeiten die Fähigkeit hätten, durch Amtsarbeiten zu ſehr in Anſpruch genommen ſeyen, zur Erleichterung folgende Maaßregeln getroffen habe: „die vier Orte: Athen, Sparta (Ravensburg), Theben (Freyſing), und Erzerum (Eichſtädt) haben ſich bloß um ihr Local zu ſorgen, ſind unter ſich von einander unabhängig und ſtehen ſämmtlich sub capite communi zu Eleuſis und werden auch alle unmittelbar von Spartacus commandirt. 2) Jeder Ort hat ſein Archiv, aber nur von den Schriften, die ihn allein angehen. Zu Eleuſis iſt das Hauptarchiv. 3) Von jedem Ort iſt wöchentlich nach Eleuſis zu berichten. 4) Auch die Oberen haben wie alle Illuminaten die Satzungen zu beobachten und zu den beſtimmten Zeiten ihre Gravamina an Spartacus einzuſenden und die Fehler anzugeben, die ſie an ihren Mitarbeitern bemerken."

„Mißtrauen — (auch der Obern, der „Areopagiten" gegeneinander) — ſchadet nicht," ſchreibt Sp. an Cato den 2. November 78.

Cato grollte noch in ſeinem Innern und konnte es doch nicht ertragen, daß Spartacus gegen ihn verſchloſſener wurde. „Theuerſter Cato! ſchreibt ihm derſelbe am 13. November, als er von ihm einen verſöhnlichen Brief erhalten hatte, es iſt wahr, ich herrſche, aber weil es ſo ſeyn muß, weil das Gebäude ſonſt nicht zu Stand kömmt, ſo lange meine Herrſchſucht bloß fodert, was unſer Gebäude und Zweck mit ſich bringt, ſo kann ſich niemand darüber beklagen: denn wenn ich es nicht thäte, ſo müßte es doch ein anderer thun. Mein Herrſchen alſo, ſo lang es unſchädlich iſt, die Maſchine im Gang erhält, und blos allein darauf gerichtet iſt, kann niemand mißbilligen. Ferners nöthigen mich meine Ihnen bekannte Umſtände, den meiſten Mitgliedern, ſo lang ich lebe, verborgen

Digitized by Google

zu ſeyn. Ich bin genöthigt, alles durch 5 oder 6 Perſonen zu thun. Dieſe ſind alſo die Herrſchenden, ich der Arbeiter, und ich verlange nur Verſicherung, daß nach der Vorſchrift gearbeitet werde. Theuerſter Cato! Merken Sie ſichs, der Endzweck des Ordens iſt, frey zu ſeyn, unabhängig von Auswärtigen. In Rückſicht des Ordens iſt ſolcher allein Herr, wir alle ſind die Diener unſers Zwecks, ich bin der erſte Diener; denn ich arbeite für euch alle. Ich entwerfe, ihr beſtättigt es, und führt es aus. Sie haben hier falſche Begriffe von Freyheit. Um auf einer Seite unabhängig zu ſeyn, bin ich auf der andern Knecht."

„Dermalen aber ſtehen Sie im Orden, heißt es am 19. November weiter, auf einem Poſten, wo ich nur der einzige bin, der Ihrem Ehrgeiz im Wege ſteht. Ueber alle übrige ſind Sie erhoben, und haben ein weites Feld von Macht und Einfluß, wenn ſich das Syſtem verbreitet. Sagen Sie doch, warum bin denn ich Ihnen mit meiner Oberdirection ſo unerträglich? Theuerſter Cato! ich ſehe traurige Folgen für die Zukunft vor. Ich wollte lieber, daß wir dem Werke ein Ende machten, da es noch gut geſchehen kann. Iſt es denn nicht Ihre Lieblingsneigung geweſen, über viele zu herrſchen als über gar keinen? und das geſchieht, wenn ich weiche. Was Sie im Orden ſind, ſind Sie durch mich, durch meine Einrichtungen. Iſt es nicht Undankbarkeit, daß Sie mir ein beſchwerliches Amt misgönnen, daß ich ſo ſehr mit Ihnen theile? Daß ich von Ihnen Bericht fodere, iſt natürlich, weil ich wiſſen muß, ob es recht gehe. Daß Sie es von mir fodern, iſt widernatürlich: ich habe ja das Gebäude entworfen, ich habe Sie gewählt, nicht aber Sie mich; ich habe alle Vermuthung, daß ich das Beſte thun werde, aber nicht Sie; eben darum, weil Sie ſo viele Herrſchſucht verrathen, muß ich beſorgt ſeyn, daß Sie mehr für ſich, als für das Ganze denken: darum fodere ich Bericht. Haben die erſten Geſellen eines Ignatius, Dominicus, Franciscus ihrem Stifter wohl auch dergleichen Zumuthungen gemacht? Dermalen wäre die Zeit, daß keiner an nichts weiter dächte, als ſeinem Ort und Amt genau vorzuſtehen. Die Regierung ſelbſt zu regulieren, iſt noch nicht Zeit, wir brauchen erſt Untergebene."

Die Friedenszeit, die der Verſöhnung folgte, wurde zu einer Unternehmung gegen den Freimaurerorden benutzt. Spartacus hatte ſich im Anfang des Jahres 1777. zu München in denſelben aufnehmen laſſen. Wenn er unterm 25. Auguſt 78. an Cato ſchreibt: „Nunmehr iſt es mir gelungen, in das Geheimniß der Freimaurer einen tiefen Blick zu thun: ich kenne ihren ganzen Endzweck und werde ihn auch ſeiner Zeit in einem höhern Grade Allen mittheilen," — ſo erſehen wir daraus wenigſtens, daß er ſich mit Grübeleien über die Maçonnerie abgab. In München hatte ſich indeſſen die Loge in zwei ſelbſtſtändige Logen geſpalten; in die Union und Reforme, von deren Zwieſpalt die Anhänger des Spartacus Vortheil zu ziehen hofften. Dieſer billigt in einem Schreiben vom 31. November, daß Cato die Uneinigkeit zwiſchen beiden Logen unterhält, und billigt es auch, daß Cato zur Union treten will, damit man um ſo genauer erfahren könne, was in Beiden vorgehe, obwohl er ſelbſt ſich verſucht fühle, mit Nächſtem ganz auszutreten. Indeſſen hatte Cato mit dem Abbate Marotti am 27. November eine „Unterredung," wahrſcheinlich eine Privatunterhaltung gehabt, in welcher ihm derſelbe „das ganze Geheimniß der Maurerei, welches ſich auf die alte Religion und Kirchengeſchichte gründe, erklärte und auch alle hohe Grade bis auf jene der Schotten mittheilte." Spartacus zweifelt zwar in ſeinem Schreiben vom 2. December, ob Cato in der That den Zweck der Freimaurerei wiſſe — er

Digitized by Google

wollte wahrſcheinlich den Schein verhüten, als ob er den Mittheilungen ſeines Amanuenſis etwas verdanken könne — gleichwohl ſchreibt er ihm unterm 6. Januar: „es erfreut mich ungemein die wichtige Entdeckung, ſo Sie an Abbate Marotti gemacht. Nutzen Sie dieſen Umſtand ſo viel als möglich. Suchen Sie durch ſolchen die wahre Geſchichte, den Urſprung und die erſten Urheber der Maurerei zu erfahren, denn mit dieſer allein kann ich nicht ganz einig werden, obwohl ich auch etwas errathen wollte."

Dieſelbe Unklarheit und denſelben Widerſpruch finden wir in dem Plane, eine eigene Loge zu errichten und dieſelbe zu den Zwecken des Ordens zu benutzen. Noch in ſeinem Schreiben vom 2 December 78 äußerte Spartacus von neuem ſeine Abſicht, die Freimaurerei für die höhern Grade zu benutzen; dagegen ſchreibt er am 6. December an Cato: „wegen Ihres Vorſchlages — nämlich die Freimaurerei mit dem Syſtem zu verbinden — werden Sie meine Meinung und Zweifel erhalten. Soviel bin ich dieſe Stunde gleich mit Ihnen einig, daß alle Areopagiten von Ihnen die drei erſten Grade der Freimaurerei erhalten ſollen — doch mit dem Beiſatz, daß dies eine Nebenſache ſey."

In der Mitte des Januar 79 war in dieſe ſich durchkreuzenden Pläne und Anſichten ſo viel Ordnung gekommen, daß Spartacus an Celſus nach Athen ſchreiben konnte: man ſolle eine eigene Maurerloge halten, dieſelbe als Pflanzſchule betrachten und ſich bei jeder Gelegenheit mit ihr decken. Einigen von dieſen Maurern ſolle man nicht entdecken, daß man etwas Mehreres als die Maurer habe: Alles, was nicht zum Arbeiten taugt, ſoll daher in der Maurerloge bleiben und dort avanciren, ohne von dem weitern Syſtem etwas zu erfahren.

„Im Uebrigen, ſchreibt Sp. an Cato und Marius unterm 27. März 79., nutzt alle Gelegenheiten, denkt über alles, macht Application davon. Ich habe z. B. dieſer Tage meine Betrachtungen über die Liturgie der römiſchen Kirche angeſtellt, und mir daraus die Regeln für die Nothwendigkeit der Ceremonieen abſtrahirt. Der Urheber davon war ſicher kein ſchlechter Seelenkenner. Nehmen Sie der katholiſchen Religion die Pracht ihrer Kirchen, die Muſik, die beſondern Kleidungen, die häufigen und im kleinſten gut ausgedachten Ritus z. B. bey der Prieſterweihe, bei dem öffentlichen Gottesdienſt und Aemtern: ſo werden Sie ſehen, daß alles das, was ſoviel Aufſehens und Eindruck macht, im Grunde gar nichts iſt: ins beſondere bitte ich bey einem Amt vom Credo an bis zur Aufwandlung auf alles einmal acht zu geben. Sie werden ſehen, daß die Leute nicht unklug ſind. Nur dieſes ſtelle ich aus, daß dieſe Ceremonieen keine Neuheit mehr haben, und zu alltäglich ſind. Laſſen Sie zu dieſem Ende ein Penſum über die Nothwendigkeit und Macht der Ceremonieen und Liturgie verfertigen."

Der Name des Ordens ſtand damals noch ſo wenig feſt, daß Sp. dem Cato und Marius (Canonicus Hertel) den Vorſchlag macht, ſie möchten, wenn es ihnen nicht zu viel Mühe verurſache, den Orden ſtatt Illuminaten- vielmehr Bienen-Orden oder Bienengeſellſchaft nennen und die ganzen Statuten in dieſe Allegorie einkleiden. Ehe er erfahren konnte, daß dieſer Vorſchlag in Athen keinen Beifall fand — „der Name iſt zu klein und giebt nicht Stoff zum Erhabenen" ſchreibt Cato an Marius — meldet er ſchon am folgenden Tage, den 1. April 79, daß er es doch für beſſer halte, den alten Namen beizubehalten.

Zu derſelben Zeit trug er noch den Plan eines Feuerordens im Kopf herum: er räth den Athenern, bei der Anlegung der Ordens-Bibliothek vorzüglich

Digitized by Google

auf hiſtoriſche Schriften ihr Augenmerk zu richten — als Häupter eines bedeutenden Ordens, der vielleicht der ganzen Geſellſchaft eine neue Geſtalt geben ſoll, müſſen ſie die Geheimniſſe der Politik kennen lernen — Archive ſollen ſie ferner durchſuchen, auf Inedita Jagd machen, da man am Ende wohl noch vielleicht Myſterien und Statute von Geſellſchaften finden könne, von denen man noch keine Ahndung habe.

„Auch von Mönchsorden nichts aus Handen gelaſſen, ſchreibt Sp. den 6. April an Cato und Marius, von ihren Statuten, Ordensgeſchichten, Legenden ꝛc. vorzüglich alles, was wieder ſie iſt geſchrieben worden, alle Werke des Sarpi, le Brets Magazin, pragmatiſche Geſchichte der Mönchsorden: das ſoll ſeiner Zeit was herrliches werden. Auf Inedita zu ſammeln, Archival-Urkunden abzuſchreiben, iſt eines der allererſten, aber das ſchwerſte: ſo auch auf Manuſcripten. Marius hat noch etwas davon aus der Hofbibliothek, er ſoll es uns mittheilen, und ſoll ſich daraus keinen casum conscientiae machen; denn nur was Schaden bringt, iſt Sünde, und wenn der Nutzen größer wird, als der Schaden, ſo wird es gar zur Tugend. Bey uns nützen ſie gewiß mehr als wenn ſie hundert Jahre in ihrem Orte eingeſperrt ſtehen.

„Tiberius hat die im beyliegenden Catalogo aufgeſchriebene Bücher alle in der Carmeliten-Bibliothek zu Ravenſprung erobert. Was thun die Kerls mit dieſen Büchern? Unter Ajar Büchern muß auch eines ſeyn, Statuta fraternitatis roseae crucis, laſſen ſie ſich ſolches extradieren: er hat auch alle Werke des Porta.

„Den überſchickten Bücher-Catalogus ſenden Sie auch dem Tiberius; denn er iſt vielleicht im Stande, auf ſeinen Feldzügen in den ſchwäbiſchen Bibliotheken manchen zu erhaſchen.

„Die Allegorie, in welche ich die Myſterien und höhere Grade einkleiden werde, iſt der Feuerdienſt, und die ganze Philoſophie Zoroaſters, oder der alten Parſen, die heut zu Tag nur noch in Indien übrig ſind: daher heißt auch der Orden in weiteren Graden, der Feuerdienſt, Feuerorden, Parſenorden: das iſt etwas über alle Erwartung prächtiges. Sie werden es ſehen, finden Sie mir nur einen Namen für die Klaſſe, der ich den Namen der Republik der Bienen geben wollte, ich habe ſie indeſſen Illuminaten geheißen. Zum Feuerdienſt kommen nur ſolche, die viele Vorurtheile gebeichtet haben, und ſich dadurch ziemlich gereinigt. Aber das koſtet mich leſen, ſtudieren, denken, ſchreiben, ausſtreichen und wiederſchreiben. Ich muß mich ganz in die Alten hineindenken, zum Glück habe ich ein gutes Buch dazu.“

„Der Endzweck des Ordens iſt alſo, fügt er noch als NB. und Nachſchrift hinzu, daß es Licht werde und wir ſind Streiter gegen die Finſterniß; dieſes iſt der Feuerdienſt.“ —

Trotz der angeſtrengten Thätigkeit des Spartacus war aber außer den Plänen und Entwürfen, die oft den Tag darauf, wenn ſie gebildet waren, wieder zurückgenommen wurden, Nichts zu Stande gekommen. Der Orden war bis jetzt noch Nichts weiter als eine Pflanzſchule, von der noch Niemand wußte, zu welcher Form der Geſellſchaft ſie den Uebergang bilden ſollte: Spartacus ſtudirte, arbeitete, brütete, ſkizzirte und verlangte, daß die Oberen, die in den Provinzen arbeiteten, ſich damit begnügen ſollten, Leute anzuwerben, zu prüfen, hinzuhalten, und ſelbſt ruhig warten, bis er den Grund ſicher gelegt habe. Die Athener — vor Allen Cato — wollten aber nicht bloß interimiſtiſche Mittel ſeyn, ihre Berichte lieſen ſelten ein und waren ungenau, es war ihnen zu ermüdend geworden, nichts als policeiliche Tabellen über junge Leute nach Eleuſis zu ſchicken und einem Manne zu dienen, der ſie eben ſo hinhielt, wie ſie auf ſeinen Befehl die Pro-

Digitized by Google

vinzen hinhalten ſollten. Der Kampf zwiſchen ihnen und Spartacus dauerte ein ganzes Jahr — vom April 79 bis zum Frühjahr 1780 — und während dieſer Zeit konnte natürlich die allgemeine Sache nicht gefördert, nicht zum Abſchluß gebracht werden. In einer Reihe von Briefen ſetzte ihnen Spartacus auseinander, das permanente Conſeil, welches ſie verlangten und zu welchem er nur die Stellung eines Rathgebers haben könne, ſo lange die Sache nicht vollkommen im Gange ſey, dürfe noch nicht eingerichtet werden: er merke wohl, daß ſie eine ariſtokratiſche Verfaſſung haben wollten, allein ſo lange das ganze Syſtem noch nicht eingerichtet ſey, dürfe man auch nicht an die künftige Regierungsform denken und müſſe eine reine Monarchie ſtattfinden; eine zerſtreute und nur durch Correſpondenz verbundene Ariſtokratie würde zur Leitung des Ganzen nicht hinreichen; ein Univerſal-Archiv in Athen könne nur zum Zeitvertreib, zur Stillung der Neugier nutzen oder würde zum Despotismus führen, da man allen übrigen Mitgliedern durch den Beſitz der eigenhändigen Schriften trotzen könne; nur der General müſſe Alles wiſſen, um das Ganze zu beſorgen, die Provinzialen dürften aber nicht einmal den Zuſtand einer fremden Provinz kennen, damit ſie nicht in Verſuchung geriethen, in die Angelegenheiten anderer Orte hineinzureden, Eiferſucht zu erregen, oder wohl gar durch Unvorſichtigkeit wichtige Operationsplane zu verrathen. Er würde nur General bleiben, wenn ſeine Vollmacht unbeſchränkt bleibe.

So ſtanden die Sachen, als Philo — (Baron von Knigge) — in den Orden hineingezogen wurde, und den Zwiſt für einige Zeit dadurch beilegte, daß er durch die Eroberung Norddeutſchlands, die eine endliche Conſtituirung des Ordens und die Vollendung der Statuten nothwendig machte, die Ordensmitglieder zu neuen Anſtrengungen und zur Einheit zwang.

In ſeiner „endlichen Erklärung, ſeine Verbindung mit dem Orden der Illuminaten betreffend" 1788 p. 32. berichtet Philo, er ſey im Sommer 1780 durch Diomedes — den Marcheſe Coſtanza — deſſen Bekanntſchaft er in der Loge zu Frankfurt machte, für den Orden gewonnen worden. Diomedes war bereits von den Bayern abgeſchickt worden, um wo möglich in proteſtantiſchen Provinzen Colonieen anzulegen. Knigge war bisher in der ſanguiniſchen Weiſe, die den aufgeklärten Baronen jenes Decenniums eigen war, in der Freimaurerei thätig geweſen und hatte vergeblich Zeit und Geld darauf gewandt, um Macht, Einfluß und Gold zu gewinnen. Das Syſtem der ſtricten Obſervanz war damals ſo erſchüttert, daß es ſich nicht mehr halten konnte, und ohnehin war ſein Verfall auch dem profanen Publicum ſo eben durch die Schrift: „der Stein des Anſtoßes" verrathen worden. Man hatte einen allgemeinen Ordens-Convent in Ausſicht geſtellt, die Spaltung der Secten war aber ſo weit gediehen, daß eine Vereinigung nicht zu hoffen war, die Spielerei mit dem Tempelherrn-Orden, auf welche ſich der Beruf der Fürſten, die auf dem Convent erſcheinen ſollten, ihr Beruf, als Obere und Befehlshaber aufzutreten, gründete, war ſo ſehr in Mißcredit gekommen, daß nur Wenige geneigt ſein konnten, ſich von dieſen Geſetze vorſchreiben zu laſſen, und Niemand konnte es wohl ernſtlich glauben, daß über die ungeheuern Summen, die ſeit zwölf bis vierzehn Jahren eingegangen waren, eine wirkliche Rechenſchafts-Ablegung zu erwarten ſey. Diomedes, erzählt nun Philo, habe an ſeinen Gedanken einer völligen Reform des Ordens angeknüpft und ihm eröffnet, daß bereits eine Geſellſchaft exiſtire, die Alles, was er erſt noch ſuche, erreicht habe, eine Geſellſchaft, die mächtig und unterrichtet genug ſey, um Alles auszuführen und zu lehren, was er nur verlangen möge — kurz Diomedes

Digitized by Google

habe ihn gewonnen und in die Minerval-Claſſe aufgenommen.

Allein in einem Briefe des Spartacus an Cato vom 18. Febr. 1780 wird Knigges bereits unter ſeinem Ordensnamen Philo und zwar in einer Angelegenheit gedacht, wo es ſich um die Conſtituirung einer ſelbſtſtändigen maureriſchen Verbindung, um die Losreißung von Berlin und um die Unterwerfung der Münchener Logen unter den Orden handelte. Philo hatte darauf unter Anderm geantwortet, daß er in Caſſel den beſten Mann für dieſe Sache gefunden habe: Mauvillon, der Meiſter vom Stuhl einer von Royal-York aus conſtituirten Loge ſey und mit welchem der Orden auch gewiß die ganze Loge in ſeiner Gewalt habe.

Philo muß ſich alſo in ſeiner „endlichen Erklärung" in der Chronologie geirrt haben: im Anfange des Jahres 1780 war er bereits in das Geheimniß des Ordens eingeweiht.

Diomedes hatte ihm den Minerval-Grad ertheilt; Spartacus ſchickte ihm darauf einen Theil ſeines kleinen Illuminatengrades und eröffnete ihm endlich auf ſein Andringen, daß der Orden eigentlich noch gar nicht, ſondern nur in ſeinem Kopfe exiſtire, daß nur die Pflanzſchule in einigen katholiſchen Provinzen errichtet ſey; daß er aber die herrlichſten Materialien in Menge geſammelt habe, er wolle ihm alle ſeine Papiere zur Ausarbeitung und Umänderung ausliefern, doch wäre es beſſer, wenn er zur perſönlichen Beſprechung ſelbſt nach Bayern kommen wollte.

Erſt im November 1781 konnte Philo dieſer Einladung Folge leiſten. Er fand in Spartacus, als er ihn perſönlich kennen lernte, nach ſeiner eigenen Ausſage „einen Mann aller Achtung und Bewunderung werth, der ſeine Bildung mitten unter den Hinderniſſen der katholiſchen Erziehung ſich ſelbſt zu danken hatte. Sein Herz glühte vor Eifer, etwas Großes und für die Menſchheit Wichtiges zu unternehmen; kleine Hinderniſſe und Neckereien machten ihn muthlos und unbehaglich, größere Unglücksfälle hingegen riefen ſeine ganze Standhaftigkeit hervor und concentrirten alle ſeine Kräfte zum Tragen und Widerſtehen." „Da ferner ſein praktiſches Studium der Menſchen, bemerkt Philo weiter*), bloß auf der genauen Kenntniß der Verfaſſung des Jeſuitenordens und der Art, wie dieſe Väter mit ihren Kindern verfuhren, beruhete, ſo war die Idee, ſich der nämlichen Mittel zum Guten zu bedienen, die jener Orden zu böſen Zwecken anwendete, ſein Lieblingsgedanke. Daher kam es, daß er damals nicht immer ſehr zart über die Wahl der Mittel dachte, die man zu guten Zwecken anwenden dürfe. In der Ueberzeugung von ſeiner Kraft und Bildung war er deſpotiſch. Uebrigens ſtand er bei ſeinen unpartheiiſchen Mitbürgern in dem Rufe von Gelehrſamkeit, Klugheit und unbeſcholtenen Sitten. Er lebte mäßig, anſtändig und erfüllte treulich ſeine Berufs-Geſchäfte."

Philo nahm nun die Papiere des Spartacus in Empfang; er brauchte ſie eigentlich nur zu ordnen und ihnen die letzte Feile zu geben, eigentlich nur die männliche Rauhigkeit und Strenge zu nehmen, die ſie unter der Hand des Spartacus erhalten hatten. Philo begab ſich ſodann nach Athen, vereinigte die dortigen Areopagiten mit ihrem Meiſter in Eleuſis und das Reſultat ſeiner Berathungen mit ihnen war folgender Receß vom 20. December 1781, welchen außer ihm noch Marius, Cato und Celſus unterſchrieben.

„Der Orden ſoll nachſtehende Claſſen und Grade haben:

Erſte Claſſe. Minervalen.

---

*) Endliche Erklärung. p. 30.

Digitized by Google

a. Noviz. b. Minerval. c. Minervalis illuminatus oder illum. minor.

Zweite Claſſe. Freimaurer.

a. Lehrling. b. Geſell. c. Meiſter.

Dritte Claſſe. Myſterien-Claſſe.

a. Illum. major oder ſchottiſcher Noviz. b. Illum. dirigens oder ſchottiſcher Ritter.

Die höheren Myſterien umfaſſen den Prieſter- und Regenten-Grad. Die ſpeculativen Köpfe unter den Prieſtern oder die Magi bearbeiten eine Volks-Religion, die der Orden demnächſt der Welt geben will. Die Regenten bilden den letzten Grad. Doch ſollen dieſe beiden Grade erſt in der Folge verfaßt werden: die Areopagiten ſammeln indeſſen Materialien dazu und ſchicken Alles an Philo: dieſer entwirft das Skelett und läßt es unter den Areopagiten circuliren: wenn Alles berichtigt iſt, bekommt es der General und dann erſt wird es ganz ausgearbeitet, endlich ins Reine gebracht, eher aber nicht ertheilt.

Das Ganze wird von den Areopagiten und dieſe von Spartacus dirigirt; hierbei iſt ausgemacht worden: Die Areopagiten ſollen ſo viel möglich von dem Ganzen Einſicht und Kenntniß bekommen, daher binnen vier Wochen ein vollſtändiges Perſonale aller Provinzen haben, vierteljährlich die wichtigeren Vorfallenheiten, den Zuwachs am Perſonali und die geſchehenen Promotionen, Excluſionen und dergleichen in einem Circular berichtet bekommen, übrigens aber nicht verbunden wohl aber berechtigt ſeyn, unter einander ſich Nachrichten zu ertheilen, während übrigens Alles durch den General geht, an den die Berichte auch genau laufen ſollen."

Dieſer Receß wurde aber bei der Ausarbeitung nicht genau befolgt. Der Grade und Unterabtheilungen waren dem Spartacus zu viele: „die Maſchine muß ſo einfach werden, daß ein Kind ſie dirigiren und in Bewegung ſetzen kann," ſchreibt er unterm 15. März 82 an die Areopagiten. Philo hatte ihm zu viel Freimaurerweſen in das Syſtem gebracht. Nach ſeinem Plan ſoll nur das Noviziat bleiben, dagegen der Lehrling und Minerval in Einen Grad zuſammengeworfen werden, desgleichen der kleine Illuminat und Geſell, ferner der Meiſter und der große Illuminat, endlich der Illuminatus dirigens und der ſchottiſche Ritter; erſt nach der „ſchottiſchen Reiterei," die ihm überhaupt nicht gefalle, ſollen die Myſterien folgen *).

Dieſer Plan, wonach die Myſterien erſt nach dem ſchottiſchen Ritter folgen ſollten, wurde von Philo wirklich befolgt. Im Norden hatte dieſer neue Apoſtel eine ſo große Menge von Mitgliedern gewonnen, — er ſelbſt ſagt, gegen 500 — und unter ihnen ſo viel gebildete und geprüfte Männer, die er nicht zu lange in den untern Graden zurückhalten durfte, daß er in Spartacus drang, ihm auch die Entwürfe für den Prieſter- und Regenten-Grad zuzuſchicken. Spartacus beeilte ſich demnach, auch dieſe abzuſchließen und Philo konnte ſchon zum Schluß der erſten Hälfte des Jahres den Prieſtergrad an ſeine Auserwählten austheilen.

Außerdem war es ſelbſt ſchon im Münchener Receß eine Inconſequenz, wenn der ſchottiſche Noviz und Ritter die Myſterienclaſſe bilden ſollten, da es in ihm wörtlich heißt: „taugt der Mann zu nichts beſſerem, ſo bleibt er ſchottiſcher Ritter." So bildeten nun der Prieſter- und Regentengrad die untere Myſterien-

*) Nachtrag von weiteren Originalſchriften, welche ..... bei der auf dem Baron Baſſus'ſchen Schloß zu Sandersdorf einem bekannten Illuminaten-Neſte vorgenommenen Viſitation entdeckt, und ſofort auf Churfürſtlichen höchſten Befehl gedruckt ſind. Zwo Abtheilungen. München 1787. L. 8. (Dieſer Nachtrag enthält den Briefwechſel, der ſich auf die Zeit bezieht, in welcher Philo eine Hauptrolle ſpielt.)

Digitized by Google

claſſe, aus welcher man zu einer höhern erſt aufzuſteigen hatte, um die letzten Aufſchlüſſe zu erhalten.

Ehe wir die weitere Geſchichte des Ordens verfolgen, die Nichts Anderes als die Geſchichte ſeiner innern Auflöſung iſt, wird es angemeſſen ſeyn, das Gebäude zu betrachten, welches er in dem Augenblicke zum Abſchluß gebracht hat, wo alle ſeine Glieder nur von Einem Willen und Gedanken beſeelt zu ſeyn ſcheinen. —

Einer Geſellſchaft, „deren ganze Abſicht dahin geht, dem Menſchen die Verbeſſerung und Vervollkommnung ſeines moraliſchen Charakters intereſſant zu machen, menſchliche und geſellſchaftliche Geſinnungen einzuflößen, boshafte Abſichten zu verhindern, der bedrängten nothleidenden Tugend gegen das Unrecht beizuſpringen, auf die Beförderung würdiger Perſonen zu denken und noch meiſtens verborgene menſchliche Kenntniſſe allgemein zu machen," tritt der Noviz im Vertrauen auf die Verſicherung bei, daß ſie Nichts bezwecke, was dem Staat, der Religion und den guten Sitten nachtheilig ſey *).

Sobald jemand dem Orden einen Revers ausgeſtellt hat, in welchem er ſich zur Verſchwiegenheit verpflichtet, muß er eine getreue Schilderung ſeiner ſelbſt dem Orden übergeben, von Zeit zu Zeit Perſonen ſchildern, die er gern in den Orden aufgenommen ſehen möchte, aufgetragene Penſa ausarbeiten, aus den zugewieſenen Büchern Auszüge machen und mit dem Ende jedes Monats einen verſchloſſenen Zettel mit der Ueberſchrift: quibus licet an ſeinen Recipienten abgeben. Darin zeigt er an, wie ſein Recipient mit ihm verfährt, ob er Beſchwerden gegen ihn habe, ob und wie viel Geld man ihm in dieſem Monat abgefordert habe. Hat er eine beſondere Klage oder ein geheimes Anliegen, ſo ſchließt er dieſe unter der Aufſchrift soli in den quibus-licet-Zettel ein, und wenn er will, daß auch der Höchſte in der Provinz dieß nicht leſen ſoll, ſo ſchreibt er darauf: Primo.

Der Recipient eines jeden Candidaten iſt auch ſein Oberer.

„Die Verbeſſerung des Verſtandes und die Erweiterung der Kenntniſſe iſt die Hauptbeſchäftigung des Ordens in der Minervalklaſſe;" „ſie iſt eine Art von Schule, in welcher ſich einige Mitglieder bilden, Andern die nöthige Anleitung zu geben."

Der Zweck der kleinen Illuminaten-Claſſe iſt, „Leute zu bilden, welche die Minervalen zu dem Geiſt und den Grundſätzen des Ordens gehörig leiten und anführen; jeder Illuminatus minor muß daher zwei oder nach ſeinen Umſtänden und Gutbefinden der Obern drei auch vier Minervalen übernehmen, theils kann er ſich auch ſolche, über die er mehr als ein Anderer vermag, ſelbſt auswählen." Dieſe Candidaten müſſen ſein ſorgfältiges Studium bilden, an ihnen muß er ſich in Menſchenkenntniß üben, er muß ſie wo möglich täglich ſehen und auf alle ihre Neigungen, Reden, Geberden, Mängel und Tugenden aufmerkſam ſeyn. Alle Monate hat er das Reſultat ſeiner Beobachtungen mitzutheilen.

Ueber den Zweck des Ordens werden denjenigen, die in die kleine Illuminaten-Claſſe aufgenommen werden, folgende Aufſchlüſſe gegeben. „Es giebt gewiſſe und allgemeine Gebrechen in der Welt, die der Kluge und Rechtſchaffene jedes Zeitalters gern abgeſtellt wiſſen möchte. Wenn wir ſehen, daß in dieſer Welt

*) Die Statuten des Ordens bis zum großen Illuminatengrad ſind abgedruckt in der Schrift: „der ächte Illuminat oder die wahren, unverbeſſerten Rituale der Illuminaten." Edeſſa (Frankfurt a. M.) 1788.

Digitized by Google

jeder Menſch glücklich ſeyn könnte, daß unſere eigene Glückſeligkeit aber oft durch fremdes Leiden und durch die Bosheit der Verirrten geſtört wird, daß die Böſen ſo mächtig ſind, mächtiger als die Guten, daß der Reiz zur Untugend ſo ſtark, daß einzelnes Kämpfen dagegen fruchtlos iſt, daß der ehrliche Mann kaum ungeſtraft ehrlich ſeyn kann: ſo entſteht natürlich der Wunſch, es möchten einmal die edleren, würdigeren Menſchen in ein dauerhaftes Bündniß mit einander treten, um den Böſen fürchterlich zu werden, allen Guten ohne Unterſchied aufzuhelfen, ſich ſelbſt Ruhe, Zufriedenheit und Sicherheit zu verſchaffen und durch die kräftigſten Mittel das Laſter zu feſſeln."

Die Aufgabe derjenigen, die Mitglieder des groſſen Illuminatengrades geworden ſind, beſteht darin, Alles was ſie erfahren und was „entweder den hohen Orden, die Freimaurerei oder andere Verbindungen, die Beförderung der Brüder zu bürgerlichen Aemtern und Ehrenſtellen u. dgl. betrifft oder auf daſſelbe Bezug haben kann, in den Verſammlungen anzuzeigen, woſelbſt es zu Protokoll genommen und an die weitern Oberen berichtet wird."

„Die Mitglieder dieſes Grades ſollen vorzüglich diejenigen Brüder unterrichten, welche neue Mitglieder anwerben ſollen."

„Die Hauptarbeit dieſes Grades aber iſt die genauere Zergliederung der Charaktere" — derjenigen nämlich, die ſich unter den kleineren Illuminaten vorzüglich auszeichnen und ſich einer Beförderung würdig zu machen anfangen. Die Charakterſchilderung, die von ihnen gefordert ward, erſtreckt ſich ſo ſehr auf die einzelnſten geiſtigen, moraliſchen, geſellſchaftlichen Verhältniſſe und Beziehungen, auf die zufälligſten Umſtände, auf die phyſiſchen Beſtimmungen, Haar, Stimme, Gang, Blick, Haltung des Kopfes, Teint, Art und Weiſe, wie die Stirn beim Runzeln ſich faltet, ob horizontal oder perpendiculär u. ſ. w., daß jede Polizei von den Illuminaten noch lernen könnte.

„Die Fürſten und Pfaffen" werden in dem Unterricht, welchen der Aufzunehmende beim Eintritt in dieſe Claſſe empfängt, bereits erwähnt; jede gewaltſame Reform wird aber auch als verwerflich bezeichnet und als Mittel zur Erreichung des groſſen Ordenszweckes angegeben: „man müſſe um die Mächtigen der Erde her eine Legion von Männern verſammeln, die unermüdet ſind, alles zu dem groſſen Plan, zum Beſten der Menſchheit zu leiten und das ganze Land umzuſtimmen. Die Herrſcher der Erde würden dann bald die Augen öffnen und ſehen, daß ſie bei Ausübung der Tugend gröſſern Vortheil, bei Durchſetzung des Böſen unerhörte Schwierigkeiten finden; die Edleren dagegen würden bald die Oberhand über die Böſen erhalten, die jetzt den Meiſter ſpielen und jeden, der ſich ihnen wiederſetzt, unglücklich machen."

Der Schottiſche Ritter *) verpflichtet ſich, jede fremde Einrichtung zum Beſten des Ordens zu erforſchen, allen Nachſtellungen nachzuſpüren, auf alle Menſchen zu wirken, wie es ihm gefällt, zu Vermehrung der Kaſſen Pläne zu entwerfen und auszuführen; ſeine Hauptthätigkeit ſoll aber auf die Freimaurerlogen gerichtet ſeyn: das geheime ſchottiſche Capitel hat daher Sorge zu tragen, daß in allen irgend beträchtlichen Städten des ihm zugewieſenen Diſtricts Logen der drei erſten Freimaurergrade angelegt und in dieſelben gute, moraliſche, angeſehene, wohlhabende Leute aufgenommen werden, wenn dieſe auch ſonſt zu den höheren Zwecken des Ordens nicht brauchbar ſind. Wenn bereits Logen „der andern ſogenannten Freimaurerſyſteme" in jenen Städten eingerichtet ſind, ſo

*) Die Statuten dieſes Grades ſind in der Schrift: Illuminatus dirigens oder ſchottiſcher Ritter. 1794 veröffentlicht.

Digitized by Google

ſoll man entweder daneben eine „ächte“ anlegen, oder wenn es nicht ausführbar wäre, in jenen Logen heimlich das Uebergewicht zu erhalten und dieſelben entweder zu reformiren oder zu ſprengen ſuchen.“

Eigenthümlich iſt ferner dieſem Grade ein der altchriſtlichen Agape nachgebildetes Liebesmahl, dem jedoch nie ein Prieſter des Ordens beiwohnen darf, und ein Unterricht über den wahren Sinn der Lehre Jeſu, der aber Nichts als eine oberflächliche Vorausnahme der Aufſchlüſſe iſt, welche im Prieſtergrad mitgetheilt werden.

In der „Anrede“ des Prieſtergrades *) erhält der Aufzunehmende „die kurze, wahre und philoſophiſche Geſchichte des Deſpotismus und der Freiheit.“ „Die Freiheit hat den Deſpotismus zur Welt gebracht und der Deſpotismus führt wieder zur Freiheit. Die Vereinigung der Menſchen in Staaten iſt die Wiege und das Grab des Deſpotismus, ſie iſt auch zugleich das Grab und die Wiege der Freiheit. Wir haben die Freiheit gehabt und haben ſie verloren, um ſie wieder zu finden, um ſie nicht wieder zu verlieren, um uns durch den Mangel zu ihrem Genuß um ſo fähiger zu machen. Die Natur hat das Menſchengeſchlecht aus der Wildheit geriſſen und in Staaten vereinigt: aus den Staaten treten wir in neue, klüger gewählte Verbindungen.“ Der Urſprung der Nationen und Staaten iſt nach dieſer Anrede der Fall der Menſchheit, alle bisherigen Revolutionen haben dem Uebel nicht ſteuern können, weil ſie ſich gegen Tyrannen, nicht gegen die Tyrannei gerichtet haben; „jetzt endlich, nachdem der ganze Zirkel von Staatsveränderungen durchlaufen iſt, haben die Höfe durch Erfindung des Syſtems vom Gleichgewicht der Staaten die Revolutionen erſchwert und dadurch ſich das Recht auf ihre Untergebenen gegenſeitig garantirt.“ „Und doch, o Natur und Vernunft! wie groß, wie unwiderſprechlich ſind deine Rechte! Da, eben da, indem ſich alles verſchworen, ſich mit Liſt zu Grunde zu richten, muß das Gift zum Rettungsmittel dienen. Weil man Unterdrückung begünſtigt, ſo hört ſolche auf und die Vernunft fängt an, in ihre Rechte zu treten, da wo man ſie verdrängen will. Da Jeder den Anderen blenden will, ſo muß doch wenigſtens Er ſehen und ſich auf beſſere Verfaſſung ſetzen, um über den Andern Vortheil zu haben, und Vernunft und Wiſſenſchaft begünſtigen, eben weil er ſie bei den Andern verdrängen will. Dazu gehören Köpfe und vernünftige Anſtalten, die Aufklärung des Einen befördert die Aufklärung des Andern, der ſonſt unterliegen würde. Könige ſehen es ſelbſt ein, daß es nicht gut ſey, über eine Horde zu herrſchen, der Druck fängt an zu verſchwinden und die Freiheit ſteigt aus ihrer Aſche hervor. Die Menſchen unterſuchen nun ihre Rechte und greifen endlich zu den ſo lang verkannten Mitteln, um die Gelegenheit zu benutzen, ſich in der Mittelzeit zu verſtärken, auf dieſe Art die bevorſtehende Revolution des menſchlichen Geiſtes zu befördern, ſich vor dem Rückfall zu ſichern und über ihre bisherige Unterdrücker einen ewigen Sieg zu erfechten. Zur gründlichen Befeſtigung dieſes ſiegreichen Reſultats iſt ſchon von uralten Zeiten her durch die dauerhafteſten Mittel vorgearbeitet werden — durch geheime Weisheitsſchulen. Dieſe waren von jeher die Archive der Natur und der menſchlichen Rechte, durch ſie wird der Menſch von ſeinem Falle ſich erholen, die Nationen ſammt den Deſpoten werden ohne Gewaltthätigkeit von der Erde verſchwinden, das Menſchengeſchlecht wird dereinſt eine Familie und die Welt der Aufenthalt vernünftiger Menſchen werden. Die Moral

*) Siehe: die neueſten Arbeiten des Spartacus und Philo. 1794. (Dieſe Schrift enthält die Statuten des Prieſter- und Regentengrades).

allein wird diese Veränderungen unmerkbar herbeiführen."

„Befreiung von Bedürfnissen, die den Menschen zum Sclaven Anderer machen, Aufklärung und Moral werden Fürsten und Staaten entbehrlich machen."

„Diese Moral aber ist die so sehr verkannte, vom Eigennutz mißbrauchte, mit so vielen Zusätzen vermehrte und ihrem Sinne nach bloß im Geheimen fortgepflanzte und auf uns überlieferte göttliche Lehre Jesu" — „die Lehre von der Bruderliebe" — „eine Geheimlehre, die auch in der Hieroglyphie der Freimaurerei des Ordens enthalten ist."

„Wir sagen also, erklärt sich Philo in seinem Brief an Cato vom 20. Januar 83 über seine Redaction des Priestergrades etwas offener, Jesus hat keine neue Religion einführen, sondern nur die natürliche Religion und die Vernunft in ihre alten Rechte setzen wollen. Dabei wollte er die Menschheit in ein größeres allgemeines Band vereinigen und indem er die Menschen durch Ausbreitung einer weisen Moral, Aufklärung und Bekämpfung aller Vorurtheile fähig machen wollte, sich selbst zu regieren, so war der geheime Sinn seiner Lehre: allgemeine Freiheit und Gleichheit unter den Menschen wieder ohne Revolution einzuführen. Es lassen sich alle Stellen der Bibel darauf anwenden und erklären und dadurch hört aller Zank der Secten auf, wenn jeder einen vernünftigen Sinn in der Lehre Jesu findet (es sey nun wahr oder nicht). Weil aber diese einfache Religion nachher entweihet wurde, so wurden diese Lehren durch die disciplinam arcani und endlich durch die Freimaurerei auf uns fortgepflanzt und alle freimaurerischen Hieroglyphen lassen sich auf diesen Zweck erklären. Da nun hier die Leute sehen, daß wir die einzigen ächten wahren Christen sind, so dürfen wir dagegen ein Wort mehr gegen Pfaffen und Fürsten reden, doch habe ich dies so gethan, daß ich Päbste und Könige nach vorhergegangener Prüfung in diese Grade aufnehmen wollte. In den höheren Mysterien sollte man dann diesen frommen Betrug erklären, aus allen Schriften den Ursprung aller religiösen Lügen und deren Zusammenhang entwickeln, endlich die Geschichte des Ordens erzählen."

Aehnlich schreibt Spartacus an Cato, als er die Anrede des Priestergrades vollendet hatte: „ich glaube nun beinahe selbst, daß, so wie ich es erkläre, es wirklich die geheime Lehre Christi war, die Freiheit auf diese Art unter den Juden einzuführen: ich glaube selbst, daß die Freimaurerei verborgenes Christenthum ist, wenigstens passet meine Erklärung der Hieroglyphen vollkommen dahin und auf diese Art, wie ich das Christenthum erkläre, darf sich kein Mensch schämen, ein Christ zu seyn, denn ich lasse den Namen und substituire die Vernunft." „Man sollte glauben, es wäre das Größte, eröffnet er dann seinem Cato, und doch habe ich noch drei größere Grade für die höheren Mysterien schon fertig da liegen." (Später, in einem Schreiben vom 7. Juni 82 spricht er von einem Grad „des patriarchalischen Lebens," der bei Celsus und Marius mit 100 Schlössern verwahrt sey. Nach Philo's Angabe in dem angeführten Schreiben sollten die beiden Grade der höheren Mysterienklasse der Magus oder Philosophus und der Rex seyn: jener soll die Religion abschaffen und im pantheistischen Sinne erklären, dieser soll die Souveränetät jedes einzelnen lehren, wonach alle Obrigkeit und Regierung wegfallen müsse. Der Herausgeber der „neuesten Arbeiten des Spartacus und Philo" will als Ordensmitglied beide Grade gesehen haben).

Die Priester nun, die in die untere Mysterienclasse eingeweiht sind, sollen eine geheime Akademie bilden, alle Wissenschaften bearbeiten und den Orden

Digitized by Google

in den Beſitz der Kenntniſſe ſetzen, durch welche er Depoſitär der Aufklärung wird, die er nach Erwägung der Reife und des Bedürfniſſes der Geſellſchaft allgemein macht.

Endlich die Regenten ſollen je nach den Umſtänden, den Bedürfniſſen des Zeitalters und nach Gelegenheit das Beſte des Ordens zu befördern ſuchen. So iſt es unter Anderm „zuweilen nöthig, den Untergebenen vermuthen zu laſſen, als wenn von dem Orden insgeheim alle übrigen Orden und Freimaurerſyſteme dirigirt, oder als wenn die größten Monarchen durch den Orden regiert würden; wo eine große herrliche Begebenheit vorgeht, da muß gemuthmaaßt werden, daß ſie durch Ordensmitglieder geſchehe, wo ein großer, ſonderbarer Mann lebt, da muß man glauben, er gehöre zum Orden.“ „Durch Weiber wirkt man oft in der Welt am meiſten.“ „Durch Einfluß auf Schulen, Freigebigkeit, Glanz, Herablaſſung, Popularität gewinne man das gemeine Volk.“ „Man ſuche Einfluß auf die Regierungen und in den Diäſterien.“ „Wenn ein Schriftſteller in einem öffentlichen gedruckten Buch Sätze lehrt, die, wenn ſie auch wahr ſind, noch nicht in unſern Welt-Erziehungsplan paſſen, ſondern zu früh kommen, ſo ſoll man den Schriftſteller zu gewinnen ſuchen oder ihn zu verſchreien.“ U. ſ. w. u. ſ. w. bis ins Unendliche und Kleinlichſte.

Philo konnte nicht genug eilen, die hohen Erwartungen der angeſehenen Männer in Nord- und Weſtdeutſchland, die von ihm die tiefſten Aufſchlüſſe erwarteten, zu befriedigen. Seine Wirkſamkeit erſtreckte ſich von der Pfalz bis nach Göttingen, Hannover, Caſſel, Berlin; in Heidelberg war z. B. der Kirchenrath Mieg (Epiktet) für den Orden gewonnen, in Göttingen Koppe (als Acacius), Feder (als M. Aurelius), in Mainz der Coadjutor Dalberg (als Crescens) und deſſen Secretär, der geiſtliche Rath Kolborn (als Chryſippus), in Gießen ſchwärmte und arbeitete Minos, der Reichs-Kammergerichtsaſſeſſor von Dittfurth für die Ordens-Sache.

Der Prieſter-Grad hatte, wie Philo berichtete, ſehr viel Anklang gefunden. „Sie können nicht glauben, ſchreibt Spartacus an Cato, wie unſer Prieſtergrad bei den Leuten Auf- und Anſehen erweckt. Das Wunderbarſte iſt, daß große proteſtantiſche und reformirte Theologen, die vom Orden ſind, noch dazu glauben, der darin ertheilte Religions-Unterricht enthalte den wahren und ächten Geiſt der chriſtlichen Religion. O, Menſchen! zu was kann man euch bereden! Hätte nicht geglaubt, daß ich noch ein neuer Glaubensſtifter werden ſollte.“

Chryſippus war, nach dem Briefe Philos vom 20. Januar 83, durch den Prieſtergrad „ohne daß er es ſelbſt wußte, zu einem halben Naturaliſten gemacht worden.“ Feder iſt mit demſelben Grade äußerſt zufrieden und ſchreibt, ſeine ganze Seele hänge daran, weil ſich die heiligſten ſeiner Pflichten in ihm vereinigen; nur wünſcht er, daß gewiſſe Ausdrücke gemildert werden möchten.

Es war noch Vorſicht nothwendig. Der ſüddeutſche Aufklärer, den der Kampf mit der maſſiveren Gewalt des jeſuitiſchen Katholicismus leichter zu dem völligen Bruch mit der Religion geführt hatte, mußte ſeine proteſtantiſchen Verbündete in Norddeutſchland noch ſchonen. „Wenn Ihnen mein Brief an Feder gefallen, ſchreibt Spartacus an Cato, um ſo beſſer; es waren lauter Gedanken, welche in weißen Brod und Milchſuppen ſtecken.“ „Wer hätte das geglaubt, daß ein Profeſſor in Epheſus noch der Lehrer der Profeſſoren in Göttingen und der größten Männer in

Digitized by Google

Deutschland werden sollte." Feder wurde aber etwas stutzig, als Spartacus einmal die Uebereilung beging, ihm die Schriften Boulangers zu empfehlen.

Im Sommer 1782, als der Convent zu Wilhelmsbad in seiner Rathlosigkeit den Verfall der strikten Observanz declariren mußte, hatte Philo den früheren Buchhändler Bode für den Orden gewonnen und mit ihm einen Vergleich geschlossen, wonach er sich verpflichtete, seinen Einfluß auf die Freimaurerlogen des nördlichen Deutschlands dazu anzuwenden, dem Orden in dem neuen System, welches man auf dem Wilhelmsbader Convent in Aussicht gestellt hatte, die Oberhand zu verschaffen.

Philo hatte schon während der Zeit, als der Convent noch über die Zukunft des Freimaurer-Systems berieth, die bedeutendsten Deputirten, die von der Existenz des neuen Ordens schon dunkel gehört hatten und sich alle an ihn wandten, in den Orden aufgenommen und durch dieselben dem Convent die Wendung gegeben, daß man das Verketzern aufgab und darüber einig wurde, mit den Logen der symbolischen Grade anderer Systeme in brüderliche Vereinigung zu treten, daß nur die drei untern Grade der Freimaurerei als wesentlich gelten und die Grundlage für die Verbindung aller Systeme bilden sollten, daß endlich einigen geschickten Brüdern die Ausarbeitung eines neuen Gesetzbuches übertragen und den Logen freigestellt werden sollte, ob sie die höheren Systeme und überhaupt das ganze System annehmen wollten — kurz, man stellte ein eklektisches System in Aussicht, welches von den Illuminaten dazu benutzt werden konnte, ihren alten Plan einer Herrschaft über sämmtliche Logen auszuführen.

Bode war der Angesehenste und Erfahrenste unter denjenigen, denen die Ausarbeitung des neuen Gesetzbuches aufgetragen war. Seine Acquisition schien dafür zu bürgen, daß der Orden eine unerschütterliche Grundlage gewonnen habe, im Januar 83 konnte Philo an Spartacus bereits den Entwurf eines Circulars an die Freimaurerlagen schicken, worin sie zu dem eklektischen System aufgefordert werden, und Spartacus dachte schon daran, eine große Conföderation der Logen zu stiften, die sogar auch Polen umfassen sollte (an Cato den 11. Januar 83).

Der Orden stand auf dem Gipfel seiner Macht. Der Thätigkeit seiner Emissäre war es gelungen, so wohl unter der protestantischen wie unter der katholischen Geistlichkeit eine Schaar von Anhängern für ihn zu gewinnen; er hatte mehrere kleine Fürsten mit lauter Illuminaten umgeben, ihm standen ganze Dekasterien zu Gebote, er hatte mehrere Prinzenerzieher gewonnen, Sonnenfels in Wien, Nikolai in Berlin waren ihm günstig gesinnt, in Bayern gehörten zu den größeren Illuminaten: der Graf Seinsheim, Graf Savioli, Marchese Costanza, die Barone von Montjellas, Ecker, Meggenhofen, der Professor Baader, Canonicus Hertel, die Revisionsräthe Werner und Berger, der Hofrath und Fiscal von Zwackh, die Schulräthe Socher, Fronhofer und Bucher; den ganzen Rhein hinunter bis nach Aachen erstreckten sich seine Colonien und Philo hatte sogar nach Liefland einen vielversprechenden Apostel gesandt.

Zu derselben Zeit aber, als der Orden für die Zukunft vollkommen gesichert schien, führte der Zwiespalt zwischen seinen beiden obersten Führern zu einer Krisis, die für ihn selbst von sehr gefährlicher Bedeutung war.

Mit der Einführung der Ordensgrade hatte man sehr geeilt. Philo hatte die Bestätigung seiner Redaction der Ordensstatuten lange Zeit vergeblich erwartet: trotz seines Drängens zauderten die Areopagiten und waren sie nicht dazu zu bewegen, gemäß

Digitized by Google

dem Receſſe vom December 1781 die Hefte mit ihren Anmerkungen begleitet zurückzugeben. Da Philo ſchrieb, daß er die Norddeutſchen nicht mehr länger hinhalten könne, ſo beſtimmte Spartacus, durch die Faulheit dieſer Menſchen dürfe das Ganze nicht aufgehalten werden und Philo ſolle nur ſeine Grade, ſo wie er ſie ausgearbeitet habe, austheilen. Endlich langte auch die Beiſtimmung der Uebrigen an und Philo erhielt von Spartacus alle Grade ins Reine geſchrieben, mit Spartacus Ordenspetſchaft und Chiffre beglaubigt, zurück.

Obwohl das Weſentliche dieſer Grade das Werk des Spartacus war, ſo konnte es doch nicht ausbleiben, daß er bald darauf an denſelben Vieles auszuſetzen hatte, da er gewohnt war, dieſelbe Arbeit immer wieder von neuem aufzunehmen und von Grund aus zu verändern — ſeine Kritik der Ordensgrade wurde nun aber um ſo bitterer, da die Einführung derſelben Aenderungen erſchwerte und er es vergaß, daß dasjenige, was er tadelte, nicht nur die Arbeit eines Andern ſey.

Philo ferner war nach ſeinem freimaurerſchen Weſen ein Freund von Ceremonien, namentlich von ſolchen, die einen religiöſen Anſtrich hatten — Spartacus hatte zwar auch von vornherein für ſein Werk auf Ceremonien gerechnet, wenn es aber mit ihnen Ernſt werden ſollte, ſo fühlte ſich ſein männlicherer Geiſt von ihnen zurückgeſtoßen und wenn ſie gar zu religiös waren, ſo weckten ſie in ihm ein peinliches Gefühl, da er im Grunde froh war, daß er ſich der Herrſchaft ſeiner Kirche und nach ſeiner Anſicht, der Religion entzogen hatte. Ein Spiel endlich, das im Norden und für die Proteſtanten den Reiz der Mummerei hatte, mußte den Ordensmitgliedern im Süden, die noch ihrer Kirche ergeben waren, als Verſpottung und Blasphemie erſcheinen.

Spartacus ſelbſt hatte ſchon früher daran gedacht, die drei erſten Freimaurer-Grade in ſein Syſtem aufzunehmen. Als es wirklich geſchehen ſollte, war er unzufrieden und vermißte er den Zuſammenhang. „Wer bei uns nach dem Illum. minor Maurer wird, ſchrieb er an Cato den 8. März 82, der avancirt alſo und doch ſtehen dieſe Grade beinahe in keiner Connexion mit den vorhergehenden und folgenden Graden des Ordens: ſie haben auch Nichts ähnliches damit. Ja vielmehr, ſtatt daß jeder neue Grad mehr enthalten ſollte als die vorhergehenden, ſo enthalten ſie wirklich weniger.“ Philo folgte zwar dieſem Winke, aber war nun mit ſeinem ſchottiſchen Rittergrade deſto unglücklicher. Das Liebesmahl machte die Katholiken ſcheu, Feder nannte es jouer la religion, Spartacus gebot dem Cato, er ſolle das Liebesmahl ſammt der von Philo verfaßten „kauderwelſchen halb theoſophiſchen Anrede und Erklärung der Hieroglyphen“ ſtreichen und es wurde überhaupt beſtimmt, daß die religiöſen Ceremonien des ſchottiſchen Rittergrades in katholiſchen Ländern wegfallen dürften.

Der Prieſtergrad erregte die meiſten Unruhen. Im Süden fanden ihn einige zu gefährlich, die Ausdrücke rebelliſch und verlangten, daß er geändert werde. Spartacus ſchob die Schuld wieder auf Philo und nahm mit der Anrede eine Aenderung vor. Als er Philo geſchrieben hatte, da er Eile habe, möge er nur immerhin die Grade nach ſeiner Art austheilen, meldete er ihm, es hätten ſich zwar Bedenken erhoben, doch wolle er ſchon ſorgen, daß die Grade ſo wie ſie wären, angenommen würden. Nachher wurde die Sache anders, Spartacus änderte wirklich und verlangte von Philo, er ſolle die bereits ausgetheilten Hefte zurückfordern. Philo weigerte ſich, da er befürchtete, daß ſeine Autorität gefährdet werde, wenn er auf einmal ſeinen Untergebenen erklären ſolle, daß er ihnen un-

Digitized by Google

vollkommene Aufschlüsse gegeben habe. Spartacus war aber nicht der Mann dazu, einen Befehl zurückzunehmen, und bestand darauf, alle Abschriften selbst zu revidiren und den Leuten zu sagen, es hätten sich unächte Zusätze eingeschlichen, d. h. den Philo — wie dieser sich in seinem Brief an Cato vom 20. Januar 83 ausdrückt, — „zum Lügner zu machen." Philo kündigte ihm nun den Gehorsam auf, da er nicht einsah — wie er in demselben Brief sagt — warum er sich von einem Professor in Ingolstadt wie ein Student soll behandeln lassen. Spartacus fand seine Briefe anmaaßend, Philo nannte seine Antworten grob, Spartacus ließ endlich seine Schreiben ohne Erwiderung und bestand auf der Nothwendigkeit der von ihm beliebten Abänderungen. „Wenn es übel geht, schreibt er unterm 28. Januar 83 an Cato, so wird sich Alles aus der Schlinge ziehen: die Schuld wird sodann auf mich fallen: mich wird man als den Urheber vor die Lücke stellen. Das scheue ich auch gar nicht: werde auch in diesem Falle Allen herauszuhelfen suchen und alle Schuld auf mich nehmen: dort erst sollen Sie mich kennen lernen, was Sie an mir haben: aber nur dieses bitte ich, wenn ich dereinst durch die Unvorsichtigkeit unserer Leute den Kopf verlieren soll: so erlauben Sie mir doch wenigstens, daß ich mich vor der vernünftigen Welt nicht zu schämen habe: daß ich mich zu meinen Verbrechen ohne Schande bekennen kann: daß ich nicht den Vorwurf von Unbehutsamkeit und unklugen, unnöthigen Schmähausdrücken hören muß: daß ich meine Lehre mit aller Ehre vor vernünftigen Menschen mit meinem Tod besiegeln kann."

Vom Regentengrad schreibt Spartacus an Cato den 7. Februar 83, er habe ihn nicht gemacht, obwohl beinahe Alles von ihm sey. Er tadelt an ihm, daß er ungleich unwichtiger als der Priestergrad, nichts weniger als eine Steigerung sey: da es aber ein dirigirender Grad sey, der die ganze Provincial-Instruction enthalte, so wolle er darin, „einige einfältige, niederträchtige Maximen" ausgenommen, Nichts ändern.

Spartacus sah nicht, daß dieser Grad bei der psychologischen Tendenz des Ordens nichts als Klugheits- und Pfiffigkeits-Regeln enthalten konnte. Sein Bruch mit Philo war nothwendig, weil sein edleres Wesen reagirte, wenn der verbündete Mitarbeiter die Gedanken von der Leitung und Benutzung der Menschen, die beiden anfangs gemeinsam waren, als ein fertiges System hinstellte. Der speculative Professor wollte wenigstens mehr und wollte es aufrichtiger als der Verfasser des „Umgangs mit Menschen."

Indem der Orden das Gebäude seiner Verfassung vollendete, errichtete er nur das Symbol seiner Vergänglichkeit oder vielmehr seiner Unmöglichkeit. Die Menschen sind gewohnt, sich zu beugen, einander zu benutzen, hinzuhalten und zu täuschen — aber sie schämen sich doch wenigstens, es offen auszusprechen, daß es recht sey, zu täuschen und hinzuhalten, wäre es auch, daß dadurch ein vermeintlich edler Zweck erreicht werden solle. Die Täuschung und Benutzung in ein System gebracht ist ein Unding, das sich selbst zerstört. Derjenige, der systematisch täuscht und benutzt und von Oberen systematisch darauf angewiesen wird, muß endlich auf den Gedanken kommen, daß er gewiß auch getäuscht und benutzt wird.

Die Menschen haben bis jetzt nur noch den Beweis geliefert, daß sie beherrscht werden müssen. Aber ein reflectirtes und ausgearbeitetes System der reinen Beherrschung ist unmöglich, weil es nicht einmal sicher seyn kann, ob es alle einzelnen Characterzüge und Naturbestimmtheiten seiner Untergebenen kennt, ob diese und die relativen Oberen und Beobachter sich nicht täuschen oder gar absichtlich lügen, ob sie überhaupt jemals dahin gelangen können, sich und Andere bis

Digitized by Google

auf die verborgensten Neigungen zu erforschen. Auch nach dem Zutritte Philo's gerieth die ganze Maschine des Ordens jeden Augenblick in Verwirrung, weil die Provinzialberichte entweder in Eleusis nicht regelmäßig einliefen oder Nichtssagend waren — es war nicht jeder des Enthusiasmus fähig, eine General-Beichte wie z. B. Minos abzulegen, der mit der Darstellung seines Lebenslaufes Anfangs 1782 erst bis zu seinem 17. Jahre gekommen war, wie Sp. triumphirend dem Cato mittheilte, und doch schon 93 Bogen vollgeschrieben hatte — andererseits klagten die Provincial-Oberen, daß ihr General sie über den allgemeinen Zustand des Ordens nicht genug belehre. Spartacus konnte ihnen aber nicht mittheilen, was er der Natur der Sache nach nicht erfahren konnte.

Eine Anstalt endlich, die sich ausdrücklich zum Zweck gesetzt hat, durch die moralische Leitung und policeiliche Beaufsichtigung bestimmter Personen eine Aenderung des Weltzustandes herbeizuführen, muß wegen der natürlichen Unzuverlässigkeit der Mittel, durch welche sie auf die Zukunft einwirken will, jeden Augenblick an den kritischen Punkt kommen, wo sie zur Erklärung des Bankerutts gezwungen ist. So schreibt Sp. Anfangs des Jahres 82 an Cato: „von Theben höre ich fatale Nachrichten: Socrates, der ein Capital-Mann wäre, ist beständig besoffen, Augustus in dem übelsten Rufe und Alcibiades setzt sich den ganzen Tag vor die Gastwirthin hin und seufzet und schmachtet. Tiberius hat in Corinth des Diomedes Schwester nothzüchtigen wollen und der Mann kam dazu. Um des Himmels willen, was sind das für Areopagiten!"

Der General selbst aber hatte sich nach dem Tode seiner Frau im Sommer 83 durch eine „Unvorsichtigkeit" in eine Lage gebracht, wo er seinen Einfluß auf den Orden, also auch diesen selbst verloren gab. In seiner Verzweiflung schreibt er an Marius: „Ich stehe in Gefahr, meine Ehre und Reputation, durch welche ich auf unsere Leute so vieles vermochte, zu verlieren. Denken Sie, meine Schwägerin ist schwanger." Er hatte schon gewaltsame Mittel angewandt, um „Ehre, Ruhe und Macht, zu wirken" sich zu erhalten und zu gleicher Zeit zur Erlangung der geistlichen Dispensation und Heirathslicenz Schritte gethan. Die Sache wurde noch so ziemlich damit vertuscht, daß seine Freunde die Schwägerin nach Sandersdorf schafften und bald darauf Hochzeit und Kindtaufe den Knoten lösten. —

Philo hatte noch heftige Kämpfe mit sich selbst zu bestehen, ehe er sein Verhältniß zum Orden vollständig aufgeben konnte. Cato hatte ihm, als der Bruch mit Spartacus eingetreten war, unter der Hand einen freundschaftlichen Brief geschickt und Philo ihm darauf — in seinem Schreiben vom 20. Januar 83 — alle seine Beziehungen zu dem General auseinandergesetzt.

Bald darauf schüttet er in einem neuen Brief an Cato sein Herz aus. Er möchte nicht gern, schreibt er, daß ihn Spartacus durch sein „unkluges, unedles und hitziges" Betragen zwänge, einen Schritt zu thun, der seinen bisherigen lieben Genossen unangenehm wäre, und doch fühle er in sich nicht Kraft genug, sich ohne Murren mit Füßen treten und beleidigen zu lassen. Man möge also die Sache in Ordnung bringen; seine Freundschaft kämpfe noch mit der Rachlust, aber er könne nicht dafür stehen, daß nicht die letztere siegen würde, wenn die erstere sich ganz und gar zurückgestoßen sähe. Auf Spartacus Geheiß habe er Alles für den Orden gethan, gegen Exjesuiten und Rosenkreuzer geschrieben und Leute verfolgt, „die ihn nie beleidigt haben," die stricte Observanz in Unordnung gebracht, die Besten daraus in den Orden ge-

Digitized by Google

zogen und ihnen von der Macht, Würde, den Vorzügen und dem Alter desselben große Begriffe gemacht, denjenigen, die noch an der Religion hängen, die wahren Absichten des Ordens verborgen: „wenn ich nun, fährt er fort, den Jesuiten und Rosenkreuzern einen Wink geben wollte, wer sie verfolgt; wenn ich die kleine, unbedeutende Erscheinung des Ordens nur einigen Personen entdeckte, wenn ich ihnen erzählte, wie ich mich, nachdem ich so viel für den Orden gethan habe, muß mißhandeln lassen; wenn ich sie mit dem jesuitischen Charakter des Mannes bekannt machte, der uns Alle vielleicht bei der Nase herum führt; wenn ich die, welche Geheimnisse suchen, versicherte, daß sie Nichts zu erwarten haben; die, welchen die Religion theuer ist, mit den Grundsätzen des Herrn Generals vertraut machte; wenn ich die Logen auf die Association bekannt machte, hinter welcher die Illuminaten stecken, und mich wieder mit Fürsten und Freimaurern verbände — ich erschrecke vor dem Gedanken. So weit wird mich nie Rache treiben, aber so viel als nöthig ist, meinen eigenen Ruf zu sichern, wenn man mir nicht Genugthuung gibt, so viel muß ich thun." Er verspricht sodann, wieder Alles für den Orden zu thun und auf dem alten Fuß zu arbeiten, wenn man ihm aufs neue uneingeschränktes Zutrauen zeigen wolle; er würde dann dem Orden neue Kenntnisse und neue Gewalt verschaffen. Spartacus, dem er auch bereits diese Aussicht vorgehalten hatte, war nicht zu bewegen gewesen und hatte ihm durch einen seiner früheren Untergebenen antworten lassen, er kenne diese Lockspeise; wenn er ihm nun aber bis zum 26. April keine andere Antwort, wenn er ihm bis dahin nicht Genugthuung geben wolle, dann werde er, droht Philo, handeln und den Orden zur Pflanzschule für ein Werk seiner eigenen Erfindung benutzen. Ein Orden, der auf diese Art die Menschen mißbraucht und tyrannisirt, als Spartacus die Absicht habt, der würde die Menschen in ein ärgeres Joch bringen als die Jesuiten."

Auf einer Reise während des Februar und März, auf welcher er mit dem Prinzen Carl von Hessen in Cassel und mit dem Herzog Ferdinand — den Häuptern der stricten Observanz — in Braunschweig geheime Conferenzen hatte, schrieb Philo wieder an Spartacus selbst. Er sey über die Eitelkeit hinaus, schreibt er, zu verlangen, daß ein Mann, dessen Verstand dem seinigen überlegen ist, sich gegen ihn demüthigen und ihn um Verzeihung bitten solle. Ihm sey es genug, wenn Spartacus nur einsehen, daß er gegen ihn nicht recht gehandelt habe, und ein uneingeschränktes Vertrauen ihm wieder schenken wolle. Sey Spartacus dazu bereit, dann sey er durch seine jetzigen geheimen Arbeiten und Conferenzen in Stand gesetzt: „die ganze ächte Geschichte von der Entstehung der Freimaurerei und Rosenkreuzerei zu besitzen und in die höheren Mysterien zu legen; dem Orden Natur-Geheimnisse mittheilen zu lassen, die erstaunlich und einträglich sind (obgleich keine Wunder); die ganze stricte Observanz dem Orden unterwürfig zu machen, dem Orden feste Grundlage, Macht und Geld zu verschaffen, einen freien Handel und Privilegien in Dänemark, Holstein u. s. w. wie auch Vorschüsse dazu, eine mächtige Parthei gegen die Jesuiten und eine eben so feste Anstalt gegen die Rosenkreuzer zu schaffen."

Philo hatte diesen Brief am 25. Februar angefangen; als er ihn am 27. März abschicken wollte, erhielt er von Spartacus einen strengen und gebieterischen Verhaltungsbefehl durch einen Untergebenen zugeschickt. Das brachte ihn von neuem auf; in der Nachschrift, die er seinem Schreiben nun anfügt, droht er wieder, „die Entstehungsgeschichte des Ordens und die für die Welt gefährlichen Grundsätze" seines Stifters „gewissen Männern" zu offenbaren. „Ich habe

Digitized by Google

mich aus gutem Herzen, fügt er hinzu, von einem Menſchen zu Allem brauchen laſſen, der mich nun ſo ſchändlich behandelt. — Ich mag nicht daran denken. — O, was ſind die Menſchen! Wie, wenn Sie ſelbſt Jeſuit wären? — Ich zittre bei dem Gedanken. — Aber dann ſoll ſelbſt die Hölle Sie nicht aus meinen Klauen reißen." —

Spartacus blieb unbeweglich. Er wollte Niemanden glauben laſſen, daß er ihm unentbehrlich ſey.

Philo bemühte ſich noch im Auguſt 83 einen Convent der Oberen zur Schlichtung ſeiner Sache zu Stande zu bringen — aber vergebens. Den 1. Juli 1784 trat er endlich aus dem Orden — an dieſem Tage wurde unter Vermittlung einiger National-Dirigenten zwiſchen ihm und dem Orden ein Vergleich abgeſchloſſen, in welchem er Verſchwiegenheit über das Vorgefallene gelobte und ihm, nachdem er die Ordenspapiere ausgeliefert hatte, das ſchriftliche Zeugniß ausgeſtellt wurde, daß er freiwillig austrete und daß man ſeinen bisherigen Eifer für die Ausbreitung des Ordens mit Dankbarkeit anerkenne. —

Philo hatte vielleicht das Gewitter bemerkt, welches faſt zwei Jahre lang drohend über der Geſellſchaft ſtand und im Jahre 1785 die bayriſchen Vorſteher derſelben traf, nachdem einige Verräther im Herbſt des Jahres 83 an allerhöchſter Stelle den Orden denuncirt hatten.

II.

Die Kritik.

Der Kritik noch ferner deſtructive Tendenzen vorwerfen, wie allgemein geſchieht, zeugt von großer Verkennung derſelben. Man bildet ſich ein oder läßt ſich einbilden, ſie habe ihre Luſt und Freude daran, dem Menſchen Alles zu rauben, was auf der Erde und im Himmel bisher ihm Hohes als Leuchtthurm, ihm Tiefes als Anker, ihm Feſtes als Steuer gedient, um ſicher zu ſchiffen und hinüberzuſchiffen; ſie wolle den Menſchen nackend und bloß auf die Straße werfen, daß er dort vor Schaam und Froſt jämmerlich umkomme; ihr ſei der Menſch ſo verachtungswürdig, daß ihm dies verdiente Loos je eher je lieber bereitet werden müſſe. Man ſchließt dann nicht unrecht: wem der Menſch ſo erbärmlich vorkomme, der ſchöpfe dieſe ſchlechte Meinung aus ſeiner eigenen Erbärmlichkeit. Man ſucht, eine natürliche Folge dieſes Schluſſes, der Kritik mit Verachtung zu begegnen.

Liebevoller, menſchlicher wär's, eine ſolche boshafte Luſt am bloßen Zertrümmern, ein ſo gänzlich durchbohrendes Nichtigkeitsgefühl, welches die natürliche Mutter jener Luſt iſt, für gar nicht möglich zu halten, vielweniger beide von Hauſe aus vorauszuſetzen. Denn ein reines Vorurtheil, eine reine vorgefaßte Meinung iſt's nur. — Aber eingeſtehen muß es die Kritik, ſie hat zu dieſem Vorurtheil Veranlaſſung gegeben. Seit dem vorigen Jahrhundert wirkend, jetzt endlich ſo mächtig geworden, daß Keiner ſich ihrer unmittelbaren Gewalt entziehen kann, hat ſie ſich aller Gebiete bemächtigt, ihre junge ſich fühlende Kraft hat herrſchen wollen, hat Diener geſucht und Diener gefunden. Aber ſie hat ſich dabei in Verbindungen ein-

Digitized by Google

gelaſſen, von denen ſie ſich wieder losſagen mußte, um erſt ſelbſt rein und geläutert, läuternd und reinigend in die Hiſtorie und das Leben eingreifen zu können.

Es würde überflüſſig ſein, daß die Kritik ſich noch einmal nachträglich von jenen Verbindungen losſagte, wenn es ihr hier nicht darauf ankäme, ſich ſelbſt auch in der unreinen Geſtalt anzuſchauen, und die Warnung, welche ſich ihr dabei aufdringt, mit auf den Weg in die Zukunft zu nehmen.

Die Kritik bekennt ihre Schuld. Um ſo unerbittlich ſtrenger iſt ſie jetzt gegen ſich ſelbſt. Aber Ihr habt nicht Urſache, Euch über die Erſcheinungen, welche Euch ein Gräul ſind, zu ſehr zu beklagen. Ihr habt der Kritik die ungeheuerſte Macht eingeräumt: Keiner unter Euch iſt, der ſich nicht mehr oder weniger kritiſch nach Innen und nach Außen verhielte. Aber Ihr nehmt noch tauſend Rückſichten, und nur wo es Euch bequem und genehm iſt, da rührt Ihr an. Aber ohne daß Ihr's merkt, iſt die Kritik ebenſo unnachſichtig, als Ihr nachſichtig ſeid. Ihr ſeht nicht, daß ſie Euch ſelbſt immer über den Haufen wirft. Und nur, weil Ihr eine dunkle Ahnung haben mögt, Eurer Unterwerfung Euch übrigens nicht bewußt ſeid, darum bebt Ihr vor dem Zerſtörungswerke zurück, das Ihr doch allein an Euch ſelbſt vollbringt, weil Ihr längſt, nur gedankenlos rückſichtsvoll die Kritik übt. Ihr ſeid die Kinder, aus welchen die reine Kritik erwächſt und erwachſen iſt. Die Kinder haben ihre Luſt daran, zu zerſtören, was ihnen unter die Hände kommt, ohne zu wiſſen, was ſie zerſchlagen und zerbrechen, ohne zu wiſſen, daß ſie's thun. Die reine Kritik giebt Euch darum auch nicht den Vorwurf boshafter Luſt am Verderben zurück. Sie weiß, daß jede Luſt nur eine unſchuldige ſein kann. Was Weſentliches das Kind immer mehr und mehr vernichtet, iſt eben in ſich ſelbſt das Kind, das Unbewußtſein, die Unſchuld. Ihr aber ſeid grade ſo weit gekommen, daß der letzte Schlag geſchehen muß, damit Ihr nun gar und durchaus keine Kinder mehr ſein oder nicht anders mehr ſein könnt als aus Eigenſinn.

Dem Kinde überkommen von den Aeltern die Vorurtheile, und ehe es ganz aus ſich ſelbſt hervorgeht, wächſt es unter den Alten und unter dem Alten auf.

Wir wollen jetzt ſehen, wie die junge unerfahrene Kritik in ihren unpaſſenden Verbindungen ſich ausnimmt, ſehen, wie ſie ihre Kindheit, zunächſt unbewußt, immer mehr und mehr abſtreift.

Kritik und Theologie.

Die Kritik in der Verbindung mit der Theologie — es kommt auf eins hinaus zu ſagen: die kritiſche Theologie oder die theologiſche Kritik — will ſich nicht*) der Unkenntniß der Tagesphänomene oder der unzeitigen Eitelkeit bezüchtigen laſſen, nicht als bekannt vorausſetzen zu wollen, daß es innerhalb der Gränzen der chriſtlichen Kirche, oder des religiös-ſittlichen Inſtituts nicht ſo ſei, wie es ſein ſollte und ſein könnte und ſein müßte. Denn, wie ließe ſich's ſonſt erklären, fragt ſie, daß von Norden nach Süden, von Weſten nach Oſten, kurz ſo weit nur das Kreuz Chriſti erhöhet iſt, daß hier nichts ſei, als Hader und Kampf, Streit und Unfriede? — Die Miſchung von Kritik und Theologie iſt ſo augenſcheinlich, daß es unnütz ſein würde, ſpeciell darauf aufmerkſam zu machen. — Hätte man gleich von vorn herein das Princip des

*) Dr. Kromm: das Urevangelium.

Digitized by Google

Glaubens festgehalten, kritisirt die Theologie, die Kirche Christi wäre nie so zerbröckelt worden, wie sie es jetzt leider! ist. Wir hätten sonach vor Allem die Frage zu fixiren, stellt sich die theologische Kritik zur Aufgabe, was man unter dem hier in Rede stehenden oder dem allein seligmachenden Glauben zu verstehen habe? — Sie versteht darunter das Ergreifen des Ueberſinnlichen, das Festhalten an den ewigen Wahrheiten, ohne welche der Mensch unter die Thierwelt absinkt. Alldurchdringend oder beseligend, setzt sie theologisch als ewige Wahrheit voraus, wird der Glaube, wenn er solche Prädicate in sich volvirt, solche Eigenschaften besitzt, daß dabei alle unsre Bedürfnisse können befriedigt werden, daß der Mensch in jeder Lebensperiode, bei jedem Zeitverhältnisse in seinem Glauben Licht, Rath und Trost findet, und ihn betrachten kann als den untrüglichsten Führer durch der Erde Wallen. Christus allein und abermals Christus, ruft hier die kritische Theologie aus, sein Urevangelium und seine selbsterſonnene Lehre, das ist's, was die Herzen wieder einander zuführen, die schwankende Kirche wieder befestigen muß, so daß aus ihren Hallen die Fahne des alleinseligmachenden Glaubens siegreich emporsteigt und Heil und Frieden zuwehet. Es ist allerdings eine kühne Behauptung, besinnt sich die theologische Kritik, die Behauptung, daß Ein Mensch — welcher Jesus Christus heißt, und Christus war doch auch wohl Mensch, was selbst der christgläubige Luther zugiebt, wenn gleich in höchster Potenz, wiewohl nicht einzusehn, warum man diesem erhabenen Geiste die Gottheit gleichsam einpfropfen will (zumal er sich nirgends für Gott ausgegeben, sondern nur behauptet, seine Tendenz sei eine göttliche), es klingt, sagt die theologische Kritik, kühn, es ist gewagt, wiederholt sie, daß Ein Geist, Ein Individuum, eine für sich isolirt dastehende Person soll den alleinseligmachenden, allen Sterblichen genügenden, alle Bedürfnisse befriedigenden Glauben erfunden, ersonnen und als solchen angepriesen und in die Welt eingeführt haben, in der festen Ueberzeugung, daß dieser Eine Glaube die Basis aller Lehren, das Fundament aller Seligkeit, der Anker alles Trostes sei. — Und doch ist es so! antwortet die kritische Theologie. Wenn noch heut Zwiespalt in der Kirche herrscht, trägt nicht seine, von ihm (Christo) verkündigte Wahrheit die Schuld, sondern Irrthum und Schwäche seiner Verkündiger. Dürfen wir doch selbst den Aposteln, kritisirt die Theologie, den unmittelbaren Anhängern des Herrn, keinen unbedingten Glauben beimessen, wenn der entscheidende Punkt der Lehre Jesu oder der Inhalt unsers Glaubens auf dem Spiele steht. Was sage ich? erschrickt die Theologie, sind denn die Schüler des Meisters keine ehrwürdige Glauben verdienende Männer? Ja, beruhigt die theologische Kritik, das sind sie, das werden sie bleiben, wenn sie auch nicht immer das Reinchristliche wiedergegeben, sondern es mit ihren singulären Meinungen vermengt haben. Indessen, muß sie sich sagen, würden wir sehr irren, wenn wir den Aposteln in den Hauptartikeln unseres Glaubens oder bei der Entscheidung unseres alleinseligmachenden Glaubens gleichen Rang, gleiche Stimme, gleiche Autorität mit dem Meister einräumen wollten, oder ihre Aeußerungen, die eigentlich mehr den Commentar zu dem Texte liefern, den Jesus gab, mit den Jesusworten parallelisiren wollten, da die Jünger gewissermaaßen nur den Planeten gleichen, welche von dem Fixsterne — er heißt Jesus — ihr Licht bekommen. Die theologische Kritik will nur so viel behaupten, daß die Schüler Christi darum den zweiten Rang behaupten, und in Hinsicht auf den alleinseligmachenden Glauben keine entscheidende Stimme haben und weitergegangen

Digitized by Google

sind, als Christus ging, oder daß sie das Menschliche einmischten, wo er nur das Göttliche vorgetragen hatte, und eben deshalb so großartig und einzig dasteht. Man nehme, führt die theologische Kritik als Beispiel an, man nehme nur die einzige sonderbare Aeußerung Petri, wo er von einer „Höllenfahrt" Christi redet: „Er ist, nach seinem Tode, hingegangen und hat gepredigt den Geistern im Gefängniß" und frage dann: ob man bei den Aposteln den Glauben, jenen Weltglauben, jenes Licht der Welt antreffe, wie man es in dem Evangelium Jesu findet. Bekannten sie nicht selbst, die noch nicht Geweihten: „wir wissen nicht, was er redet!" Die kritische Theologie scheidet also von jenen Männern mit dem Bekenntnisse: wir ehren sie als die Organe, durch welche wir den Geist Jesu besitzen, aber wir können sie nicht betrachten als Schiedsrichter in Glaubenssachen, das Richteramt steht nur dem Helden aus Juda zu.

So findet denn die theologische Kritik auf negativem Weg nicht den Probierstein für unsern Glauben, denn sie sieht sich ja selbst bei den Aposteln vergebens um nach dem Schlüssel, der uns das Heiligthum, an dem uns doch so viel gelegen sein muß, aufschließt. Sonach erscheint es ihr in die Augen springend, daß ihre theologisch-kritische Untersuchung nichts Geringes enthalte. Denn wenn mit der Gewißheit unseres Glaubens, kritisirt sie, oder dem Schwanken desselben unser Gottestempel, oder besser gesagt, unser eigenes Selbst steht und fällt, so darf es uns doch auch wahrlich nicht gleichgültig sein, was wir von diesem Glauben zu halten haben, was der Inhalt desselben sei, wo wir ihn zu finden haben, wer, ob ein Mensch oder ein Gott, ein Betrüger, Betrogener oder ein Wahrheitsfreund, wer den Glauben uns brachte und verlangte, daß wir uns ihm ergeben und ihn zur Leuchte unseres Fußes, zum Licht auf unseren Wegen nehmen sollten, ob wir auf dessen ewige Gültigkeit, Dauer, Bestand rechnen können u. s. f. —; so liegt es auf flacher Hand, daß uns nichts näher gehen darf, als nach dem Grunde unseres Glaubens zu fragen oder zu untersuchen, ob der Glaube, dem wir huldigen, auch der wahre, der haltbare, der ewige sei! ob er solche Güter in sich fasse, die unsern für Ewigkeiten geschaffenen Geist befriedigen können. — Natürlich, theologisirt die Kritik, wenn auch der Glaube uns über die Zeit und den Raum erhebt, und wir im Gebiete des Glaubens uns eigentlich in höheren, übersinnlichen Sphären befinden, oder wenn der Glaube auch angesehen werden muß als eine Gabe, die vom Himmel stammt und wieder zum Himmel zurückführt, — so müssen wir doch bei Prüfung unseres Glaubens, oder, was dasselbe heißen will, beim Aufschlagen des Evangelienbuchs, worin das Kleinod des Glaubens als Gottesschatz verwahrt liegt, wir müssen hier doch vom Menschen ausgehen, oder das menschliche Herz zum Maaßstab unsrer Untersuchung nehmen. Sobald — davon muß die theologische Kritik hier ausgehen, wenn sie in's Klare kommen will — sobald die Seele des Menschen ihrer Bestimmung entgegenreift, d. i. sobald der Mensch zum Bewußtsein erwacht, so daß er nicht mehr wie eine Maschine sich fortstoßen läßt, wohin man will, sondern selbstthätig seinen Lebensgang geht, mit Einem Worte, sobald der Mensch denkt, nachdenkt, sobald fühlt und hat er gewisse Bedürfnisse. Und diese geistigen, gewissermaaßen ewigen Bedürfnisse, diese innern Dränge unseres Herzens, dieser Geistesruf — das weiß die kritische Theologie — er stammt „nicht von außen her; das Herz nur giebt davon Kunde." Und was sind denn das für Bedürfnisse oder Requisite meines Herzens? fragt die theologische Kritik und die kritische Theologie antwortet: Es ist eine heilige Trias, oder

Digitized by Google

es sind drei himmlische Grazien, die da rufen: 1) die „Tugend ist kein leerer Wahn," 2) und darum muß ich mehr sein, als das Thier des Feldes und des Waldes, mein Leben im Staube kann nicht meine ewige Bestimmung sein; ich muß einmal mich den Schranken der Zeit entwinden und mich erheben zu den „Unsterblichen, den Reinen, die nicht fühlen, die nicht weinen." 3) Mithin muß ein Wesen (wir nennen es Gott) sein, welches „dem Verdienste seine Kronen" reicht, oder die Congruenz zwischen Wandel und Schicksal herstellt und darum mit Weisheit und Gerechtigkeit über das ihm untergeordnete All der Dinge gebietet. Ein blindes Ungefähr kann es nicht geben, das mit der Welt sein Spiel treibt; der Gang der Weltbegebenheiten ist, wie des Alls Uranfang, ein Werk einer höheren, allmächtig weisen Hand.

Die theologische Kritik erkennt nunmehr als ihre Aufgabe, zu untersuchen, ob die Christusreligion oder der Evangelienglaube gleichfalls jene (gestellten) Requisite enthalte, oder mit andern Worten, ob der Christusglaube alle unsre sittlich-religiösen Bedürfnisse befriedige. Die kritische Theologie nimmt das Urevangelium — darunter versteht sie zwar das im N. T. vor uns liegende Evangelium, allein, wohlverstanden, in seiner ursprünglichen Simplicität, ohne allen fremden Zusatz, wie es über die heiligen Lippen Jesu ging — die kritische Theologie nimmt das Urevangelium zur Hand, schlägt es auf und hört, wie Christus in demselben sich über jene drei Requisite ausspricht!

Die theologische Kritik findet nun richtig im Urevangelium, daß Christus gesagt hat: Es ist ein Gott; unser Geist geht nach der Trennung vom Leibe zu Ihm hin; und der Mensch lebt nach dem Tode nicht bloß fort, sondern die Ewigkeit reicht auch „dem Verdienste seine Kronen."

Die Kritik im Bunde mit der Theologie scheidet daher von Christus mit wahrer inniger Verehrung des Herzens, indem er ihr einen Glauben hinterlassen hat, der in jeder Hinsicht verdient, ein göttlicher, ein alleinseligmachender genannt zu werden, da sein Glaube nicht nur paßt für alle Zonen, alle Generationen, sondern auch alle Bedürfnisse des Geistes und Herzens befriedigt. Ihr kann es also auch kein Wunder sein, daß dieser Christusglaube sich nicht bloß durch alle Stürme der Zeit siegreich durchgewunden und das Wort des Glaubensstifters bewährt hat: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht," sondern daß dieser Glaube auch noch von Tag zu Tag seine Glorie immer herrlicher und herrlicher entfaltet. Aber laßt uns auch nicht verkennen, kann die theologische Kritik nicht umhin hinzufügen, daß das Reich Jesu noch nicht so auf die Erde gekommen ist, wie es Christus, laut der im Urevangelium niedergelegten Idee, bauen wollte: denn es ist eine Schande für unsere Zeitgenossen. . . .

Halt! es ist wahr und offenbar, die Kritik, aber nicht die reine, mit sich klare, sondern die durch die Theologie getrübte Kritik hat ein gewaltiges Zerstörungswerk vollbracht; achtzehnhundert Jahre liegen in Scherben. Sehen wir einmal näher zu, was alles um uns herum in Trümmern gefallen ist. Die theologische Kritik anerkennt, wenn es die entscheidende Frage zu beantworten gilt, wo das Licht der Welt, das in Jesu brennt, zu suchen sei — keinen Romanismus, keine morgenländische Kirche, ja nicht einmal einen Protestantismus, keinen Gregor VII. keinen Michel Cärularius, keinen Luther und Zwingli, keinen Apostel! Der einzige Maaßstab für den allein seligmachenden Glauben sind die geistigen, ewigen, religiös-sittlichen Bedürfnisse. Sie geben uns Gott, Unsterblichkeit und Tugend, zeigen, daß die Quelle des allein-

Digitized by Google

seligmachenden Glaubens von Haus aus im Menschen, sobald derselbe zum Selbstbewußtsein erwacht, liege.

Bis hierher spricht sich der Bund zwischen Kritik und Theologie deutlich genug aus. Hier aber verhindert ihn die Ahnung des nahen Bruchs, welche nothwendigerweise aufsteigen muß, die weiteren Consequenzen zu ziehen. Er verschweigt sich daher die Frage, d. h. die theologische Kritik unterdrückt aus Rücksicht für die kritische Theologie die Frage: warum soll dieser alleinseligmachende Glaube, welchem nach sich Niemand, auch Christus nicht, er am allerwenigsten auf Beweise für das Dasein Gottes, die Unsterblichkeit der Seele einzulassen braucht, weil der denkende und nachdenkende Mensch sich ohne Weitres schon sagen muß: Gott ist! und ich bin für diese Spanne der Zeit zu groß, ich bin für Ewigkeiten geboren, das verbürgt mir mein Gefühl, mein Herz, meine Menschenwürde! warum soll dieser alleinseligmachende Glaube denn nun noch eigends durch Christus erfunden und ersonnen worden sein? Statt dieser Frage läßt die Rücksicht die theologische Kritik hinzufügen: das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele wird mir auch durch mein Jesusevangelium verbürgt. Die theologische Kritik will mit Absicht die auf jene Frage allein mögliche Antwort auszusprechen umgehen; nämlich die: Christus hat den alleinseligmachenden Glauben *nicht* erfunden und ersonnen, Christus hat nichts anders gesagt, als was jeder Denkende und Nachdenkende sich selbst sagt. Dieß für den Frieden der Kritik und Theologie gefährliche Wort verschweigt die theologische Kritik, dagegen ist es der kritischen Theologie eine Kleinigkeit, die ganze Zukunft schon im voraus zu zerbröckeln! sie thut das Bekenntniß, daß wir solchen Glauben auch nicht in der Nachwelt Tagen treffen werden, nirgends anders finden werden als in dem Grunde, den Jesus von Nazareth niedergelegt hat in seinem Urevangelium, dem die kritische Theologie *ihren* Glauben entnommen.

Die theologische Kritik hätte noch manches Andre zu zerstören, aber, was sie meint, giebt sie nur sehr verblümt zu verstehen. Sie findet nämlich ganz natürlich, wenn da die Menschen endlich die Binde vom Gesicht selbst losrissen und das langentbehrte Mysterium selbst entschleierten, da das Urevangelium, die kritische Theologie will, daß wir mit sehenden Augen selbst sehen, mit hörenden Ohren selbst hören, mit fühlenden Herzen selbst fühlen, mit prüfendem Geiste selbst forschen sollen.

Die Weise, wie Kritik und Theologie sich allein zu einem lockeren Ganzen zu vereinigen im Stande sind, ist hiermit hinlänglich characterisirt. Rationalisten und Pietisten, so feindlich sie sich gegenüberstehen mögen, sind doch Eins in ihrer Methode. Sie sind nur darum Rationalisten und Pietisten, weil sie nicht *reine* Theologen mehr sein können, sondern Theologen *und* Kritiker zugleich sein wollen, und darum beides halb, d. h. kindisch, keins von Beidem, sondern die unschuldigen Kinder sind, welche zertrümmern, ohne zu wissen, was sie zertrümmern. — Der Rationalist kritisirt, *wo* der Glaube zu finden, der Pietist kritisirt, *wie* er den Glauben findet. Was Jenem Alles fällt, haben wir aus Obigem ersehen, was Diesem, davon ein kurzes Pröbchen. Der Pietist findet in seiner Gemeine den Glauben nicht und ruft ihr zu: Verflucht Eure Eltern, Eure Kinder, Eure Saat und Eure Erndte — *nur glaubt!* — Die reine Kritik kann hier nicht umhin, die unreine, pietistisch-theologische darauf aufmerksam zu machen, daß sie, was sie sich

Digitized by Google

freilich nicht eingeſteht, wovor ſie ſelbſt, wenn ſie's hört, erſchrecken und darum es nicht anerkennen wird, daß ſie ſtaatsgefährlich, hochverrätheriſch die baare Revolution predigt: wenn es einmal heißen ſoll: nur glaubt! ſo verflucht auch die Obrigkeit u. ſ. w.

Die Schuld aber liegt nicht an der Kritik, ſondern an der unſaubern, durch die Zuſammenknetung mit der Theologie unſauber gemachten Kritik. — Das Reſultat iſt, daß Rationalismus und Pietismus durch ihr conſequentes Auftreten, wie heut zu Tage geſchieht, beweiſen, daß ſie beide nichts taugen, d. h. die Brüderſchaft von Kritik und Theologie nichts werth iſt.

Kritik und Philoſophie.

So grob materiell, ſo auf die bloße Befriedigung von Bedürfniſſen abzweckend als die Verbindung von Kritik und Theologie iſt die der Philoſophie und Kritik nicht. Dieſe hat ein geiſtigeres Band, ſie iſt geiſtreich, weil ſie ſchon nicht mehr ſo trüb iſt — die Philoſophie iſt ja eine gereinigte Theologie. — Aber klar und rein kann ſie ſchon um deswillen nicht ſein, weil ſie eben noch Verbindung und Vermiſchung iſt.

Die kritiſche Philoſophie *) ſtellt dar, daß die Religion das bewußtloſe Selbſtbewußtſein, Gott das ab- und ausgeſonderſte ſubjectivſte Weſen des Menſchen ſei. Ihr iſt der klarſte unwiderſprechlichſte Beweis, daß der Menſch in der Religion ſich als göttlicher Gegenſtand, als göttlicher Zweck Object iſt, daß er alſo in der Religion nur zu ſeinem eigenen Weſen, nur zu Sich ſelbſt ſich verhält — die Liebe Gottes zum Menſchen: der Grund und Mittelpunkt der Religion. Gott entäußert ſich um des Menſchen willen ſelbſt ſeiner Gottheit. Hierin findet die kritiſche Philoſophie den erhebenden Eindruck der Incarnation: daß das höchſte, das bedürfnißloſe Weſen ſich um meinetwillen demüthigt, erniedrigt, daß in Gott daher mir mein eigenes Weſen zur Anſchauung kommt, die göttliche Bedeutung meines Weſens mir offenbar wird. Denn, ſchließt die philoſophiſche Kritik, wie kann der Werth des Menſchen höher ausgedrückt werden, als wenn Gott um des Menſchen willen Menſch wird, wenn der Menſch der Endzweck, der Gegenſtand der göttlichen Liebe iſt? Iſt doch die Liebe Gottes zum Menſchen eine weſentliche Beſtimmung des göttlichen Weſens. Was ich aber liebe, weiß die kritiſche Philoſophie, das iſt mein Herz, das iſt mein Inhalt, das iſt mein Weſen. Liebt alſo Gott den Menſchen, iſt ihr Schluß, ſo iſt der Menſch das Herz Gottes, des Menſchen Wohl ſeine innigſte Angelegenheit. Iſt alſo nicht, wenn der Menſch der Gegenſtand Gottes iſt, der Menſch ſich ſelbſt in Gott Gegenſtand, nicht der Inhalt des göttlichen Weſens das menſchliche Weſen; wenn Gott die Liebe, der weſentliche Inhalt dieſer Liebe aber der Menſch iſt, nicht die Liebe Gottes zum Menſchen, der Grund und Mittelpunkt der Religion, die Liebe des Menſchen zu ſich ſelbſt, vergegenſtändlicht, angeſchaut und die höchſte objective Wahrheit, als das höchſte Weſen des Menſchen? Iſt dann nicht, kommt die kritiſche Philoſophie zum Reſultat, der Satz: „Gott liebt den Menſchen" ein Orientalismus, welcher auf Deutſch heißt: das Höchſte iſt die Liebe des Menſchen?

Einen andern Beweis für ihre Behauptung, daß Gott das in's Jenſeits hinübergetragene Weſen des Menſchen ſei, folgert die kritiſche Philoſophie aus dem Glauben an die Vorſehung. Sie weiß nämlich, denn

*) Feuerbach.

Digitized by Google

sie sieht es, daß die Vorsehung, an welche der Mensch glaubt, nur eine Vorsehung für den Menschen ist, daß nur um seinetwillen die Vorsehung die sonst ewigen Gesetze der Natur aufhebt, nur um des Menschen, nie um der Thiere und Pflanzen willen Wunder thut. Die kritische Philosophie erkennt also in der Vorsehung den Vorzug des Menschen vor dem Thiere, seinen vorzüglichen Werth, seine unendliche Existenz als Ausnahme von allen andern natürlichen Dingen. Der Glaube an die Vorsehung, folgert sie daher, ist der Glaube an den eigenen Werth, der Glaube des Menschen an sich selbst. Denn Gott beabsichtigt mein Glück und Heil, er will, was ich selbst will, daß ich selig werde; mein eigenes Interesse ist also das Interesse Gottes, mein eigner Wille Gottes Wille, mein eigener Endzweck Gottes Zweck; — die Liebe Gottes zu mir nichts als meine vergötterte Selbstliebe. Folglich ist der Glaube an Gott nichts als der Glaube an die menschliche Würde, der Glaube des Menschen an die absolute Realität und Bedeutung seines Wesens, schließt hier wiederum die kritische Philosophie.

Wieder einen andern Beweis findet sie in dem Glauben an die Allmacht des Gebets. Im Gebet redet der Mensch Gott mit Du an; er erklärt also laut und vernehmlich Gott für sein Alter Ego, er beichtet Gott, als dem ihm nächsten, innigsten Wesen seine geheimsten Gedanken, seine innigsten Wünsche, die er außerdem sich scheut, laut werden zu lassen. Aber er äußert diese Wünsche in der Zuversicht, in der Gewißheit, daß sie erfüllt werden. Wie könnte er sich an ein Wesen wenden, das kein Ohr für seine Klagen hätte? Was ist also das Gebet, ist hier nun die Kritik der Philosophie, als der mit Zuversicht in seine Erfüllung geäußerte Wunsch des Herzens? was anders das Wesen, das diese Wünsche erfüllt, als das sich selbst Gehör gebende, sich selbst genehmigende, sich ohne Ein- und Widerrede bejahende menschliche Gemüth? Die kritische Philosophie urtheilt daraus: Gott ist das Jawort des Gemüths — das Gebet die unbedingte Zuversicht, die Gewißheit, daß das Herzensbedürfniß die absolute Nothwendigkeit, das Schicksal der Welt ist. Denn das Gebet verändert den Naturlauf — und bestimmt Gott zur Hervorbringung einer Wirkung, die mit den Gesetzen der Natur im Widerspruch steht. Das Gebet ist also das absolute Verhalten des menschlichen Herzens zu sich selbst, zu seinem eigenen Wesen, und die Allmacht thut nichts weiter, als daß sie den innersten Willen des Gemüths vollstreckt, realisirt. Im Gebet wendet sich der Mensch an die Allmacht der Güte — das heißt also nichts anders, kommt die kritische Philosophie auf's neue zum Resultat, als: im Gebete betet der Mensch sein eigenes Herz an.

Ein letzter, weniger verhüllter Beweis liegt für die kritische Philosophie in der Unsterblichkeitslehre. Diese, weiß sie, ist die Schlußlehre der Religion — ihr Testament, worin sie ihren letzten Willen äußert. Hier spricht sie darum unverhohlen aus, was sie sonst verschweigt. Wenn es sich nämlich sonst um die Existenz eines andern Wesens handelt, so handelt es sich hier offenbar, erkennt die philosophische Kritik, nur um die eigne Existenz. Denn, wenn ich nicht ewig bin, so ist Gott nicht Gott, wenn keine Unsterblichkeit, so ist kein Gott. Der Glaube an das Jenseits ist daher der Glaube des Menschen an sich selbst. Aber, geht die kritische Philosophie weiter, der Glaube an das Himmelreich ist eins mit dem Glauben an Gott — es ist derselbe Inhalt in beiden — Gott ist die reine, absolute, von allen Naturschranken erledigte Subjectivität: er ist schlechtweg, was die menschlichen Individuen nur sein sollen, sein werden. Die kritische Philosophie hat aufs neue die Ueberzeugung gewon-

Digitized by Google

nen, daß der Glaube an Gott der Glaube des Menschen an sein eigenes Wesen, an die Unsterblichkeit seiner selbst sei.

Die kritische Methode der Philosophie philosophirt also nicht über die Geheimnisse der Religion als besondre Mysterien, wie die vom mystischen Schein verblendete Speculation; sie zerstört vielmehr die Illusion, als stecke ein ganz besonderes Geheimniß dahinter, sie kritisirt das Dogma und reducirt es auf seine natürlichen Elemente, auf seinen inneren Ursprung — auf die Liebe, das Gemüth, die Subjectivität, das menschliche Wesen überhaupt.

Die kritische Religionsphilosophie ist aber nur ein Beispiel, eine einzelne Anwendung der kritischen Philosophie überhaupt, welche alle und jede Geheimnisse auf ihre natürlichen Elemente, ihren innern Ursprung zurückzuführen hat. Die kritische Philosophie macht sich an's Werk. Hat sie als das Geheimniß der Religion, welche, ihrer sich nicht bewußt und beruhend auf der Scheidung der Wesenheit von der Wirklichkeit des Wesens des Menschen, dieses Wesen des Menschen erkannt, so gewinnt sie ferner die Ueberzeugung, daß das Geheimniß der speculativen Philosophie die Theologie ist. Der paradoxe Satz Hegels: „das Bewußtsein von Gott ist das Selbstbewußtsein Gottes" kann, von der philosophischen Kritik geprüft, keinen andern Sinn haben als den: das Bewußtsein ist göttliches Wesen. Was nämlich die Religion und speculative Philosophie zum Prädicat machen, das macht die kritische Philosophie immer zum Subject und so als Subject zum Object und Princip. Sie kehrt also die speculative Philosophie nur um, und kommt so in den Besitz der unverhüllten, puren, blanken Wahrheit.

Die kritische Philosophie hat also die Wahrheit, endlich einmal die unverhüllte, pure, blanke Wahrheit. Diese, die neue Philosophie ist der denkende Mensch selbst — der Mensch, der ist und sich weiß als das selbstbewußte Wesen der Natur, als das Wesen der Geschichte, als das Wesen der Staaten, als das Wesen der Religion — der Mensch, der ist und sich weiß als die wirkliche (nicht imaginäre) absolute Identität aller Gegensätze und Widersprüche, aller activen und passiven, geistigen und sinnlichen, politischen und socialen Qualitäten — weiß, daß das pantheistische Wesen, welches die speculativen Philosophen oder vielmehr Theologen vom Menschen absonderten, als ein abstractes Wesen vergegenständlichten, nichts anderes ist als sein eigenes unbestimmtes, aber unendlicher Bestimmungen fähiges Wesen.

Ist nun dieß Wesen bloß ein unendlicher Bestimmungen fähiges Wesen? Bleibt die kritische Philosophie hierbei stehen? Nein, sie kann nicht, sie weiß, daß ein bloß unendlicher Bestimmungen fähiges Wesen ein in der That nicht bestimmtes und als solches kein Wesen sein würde. Sie wirft daher die Frage auf: Aber was ist denn das Wesen des Menschen, diese absolute Identität aller Gegensätze und Widersprüche, das Wesen, dessen sich der Mensch bewußt ist, oder was constituirt die Gattung — Bewußtsein im strengsten Sinne ist, weiß die kritische Philosophie, nur da, wo einem Wesen seine Gattung, seine Wesenheit Gegenstand ist — was constituirt die eigentliche Menschheit im Menschen? — Die Vernunft, der Wille, das Herz, lautet die Antwort. Denn wahr und vollkommen ist nur, was um sein selbst willen ist. Wir denken aber nur, kritisirt die Philosophie, um zu denken, lieben, um zu lieben, wollen, um zu wollen, d. h. frei zu sein. Die Vernunft, der Wille, die Liebe sind also wahr und vollkommen. Sie in ihrer Einheit sind die göttliche Dreieinigkeit im Menschen über dem individuellen Menschen, sind keine Kräfte, welche der

Digitized by Google

Mensch hat — denn er ist nichts ohne sie, er ist, was er ist, nur durch sie — sie sind als die sein Wesen, welches er weder hat, noch macht, constituirenden Kräfte, Elemente oder Principien, die ihn beseelenden, bestimmenden, beherrschenden Mächte — göttliche, absolute Mächte, denen er keinen Widerstand entgegensetzen kann.

Wenn nun das christliche Individuum, der Christ von dem peinlichen Gefühl der Beschränktheit sich in der Anschauung Gottes, des vollkommenen Wesens befreit und in dieser Anschauung besitzt, was ihm außerdem fehlt — er vermißt eben als Individuum die realisirte Einheit von Vernunft, Wille, Liebe — wenn also der Christ in Gott die Anschauung von der unmittelbaren Einheit der Gattung und Individualität, des allgemeinen und individuellen Wesens hat, so enthüllt die kritische Philosophie diese Einheit als eine Illusion, denn, sagt die Kritik, es fehlt hier gänzlich die objective Anschauung, das Bewußtsein, daß das Du zur Vollkommenheit des Ich gehört, die Philosophie fügt hinzu: es fehlt das Bewußtsein, daß die Menschen erst zusammen den Menschen ausmachen, die Menschen nur zusammen das sind und so sind, was und wie der Mensch sein soll und sein kann. Die kritische Philosophie stellt also den Satz auf: es compensiren sich im Moralischen wie im Physischen und Intellectuellen gegenseitig die Menschen, so daß sie im Ganzen zusammengenommen so sind, wie sie sein sollen, den vollkommenen Menschen darstellen.

Die kritische Philosophie vermißt also ebenfalls, wie der Christ, die realisirte Einheit von Vernunft, Wille, Liebe. Sie hilft sich aber nicht, wie der Christ mit der Anschauung der jenseitigen, über den Menschen erhabenen Einheit in Gott; sie schaut dieselbe schon im Diesseits, nämlich in allen Menschen zusammengenommen; sie überschaut die ganze Geschichte, nicht bloß bis hierher, sondern, da alle Menschen zusammen auch die Geschichte, die Menschen der ganzen Zukunft. Die Geschichte aber hat nothwendigerweise noch eine Zukunft, denn der kritischen Philosophie nach muß ja der Wendepunkt der Geschichte jetzt eintreten, das offne Bekenntniß und Eingeständniß muß abgelegt werden, daß das Bewußtsein Gottes nichts anders ist, als das Bewußtsein der Gattung, daß der Mensch sich nur über die Schranken seiner Individualität erheben kann und soll, aber nicht über die Gesetze, die positiven Wesensbestimmungen seiner Gattung, daß der Mensch kein anderes Wesen als absolutes Wesen denken, ahnden, vorstellen, fühlen, glauben, wollen, lieben und verehren kann als das Wesen der menschlichen Natur.

Wirft die kritische Philosophie sich hier nicht die Frage auf, ob diese Zukunft nicht abgewartet werden müsse, um den Menschen, den ganzen Menschen, den vollkommenen Menschen, die Gattung, das Wesen des Menschen erst dargestellt zu sehen, kennen zu lernen? — Nein, diese Frage legt sie sich nicht vor, diese Frage läßt die Verbindung mit der Philosophie gar nicht aufkommen, unterdrückt die Kritik dieser Verbindung zu lieb.

Hier sind wir denn auf den Punct gestoßen, wo die Kritik aus Freundschaft für die Philosophie ihre Consequenz verabsäumt, ihre Unreinheit zum Vorschein kommt, die kritische Philosophie sich als unkritisch beweist. Kritik und Philosophie fangen an, einander zu widersprechen; die Philosophie aber behält nur darum das letzte Wort, weil die Kritik eigentlich gar nicht mehr zu Worte kommt, nicht mehr gehört wird. Ueber kurz oder lang mußte sie sich aber doch Gehör zu verschaffen wissen, freilich erst dann, als sie sich bereits aus dem Bündniß mit der Philosophie herausgerissen hatte. Die Kritik legt sich jetzt jene

Digitized by Google

Frage vor: kann, wenn das Wesen des Menschen erst durch alle Menschen zur Darstellung kommen soll, kann das Wesen des Menschen eher erkannt werden als am Ende aller Geschichte? Die Kritik kann nur Nein! antworten. In der Frage liegt schon die Antwort, und die Inconsequenz der kritischen Philosophie liegt eben und nur darin, daß sie diese Frage sich nicht vorgelegt hat. Die Kritik fragt weiter: kann, da die Wesenheit der menschlichen Natur erst am Ende aller Geschichte offenbar werden kann, das offene Bekenntniß und Eingeständniß, daß der Mensch sich nicht über die Gesetze, die positiven Wesensbestimmungen seiner Gattung erheben kann, früher abgelegt werden, als bis die Menschheit am Schluß aller Geschichte ihr Werk vollbracht hat? — Nein! — Dennoch soll dieß Bekenntniß grade der Wendepunct der Geschichte sein, dieselbe also doch von ihm aus neuen Anlauf zu einer großen Zukunft nehmen. Die kritische Philosophie verbirgt sich, daß sie das Unmögliche verlangt, Wendepunct und Ende der Geschichte solle zusammenfallen. Soll ferner die Gattung, die Vollkommenheit des Menschen in und durch alle Menschen zur Darstellung kommen, und muß, wie wir gesehn haben, ein Wendepunct, ein Ende der Geschichte eintreten, so kann diese Gattung, diese Wesenheit der menschlichen Natur, welche enden muß um vollkommen zu werden, nicht unendlich, ewig, absolut sein, wie sie doch der kritischen Philosophie nach sein soll und sein muß.

Die Consequenz der kritischen Philosophie, also diese auch schon selbst, nur unbewußt, uneingestanden, vernichtet also ihren eigenen obersten Satz, das absolute Wesen des Menschen, das Positive, von dem aus sie beginnt, das ihr als Maaßstab dient, um in der Religions-Philosophie — im Uebrigen ist die Philosophie der Zukunft noch zu erwarten, obgleich ihr Grundsatz, das Prädikat der speculativen Philosophie zum Subject zu machen, bereits ausgesprochen ist — zu beweisen und zu begründen; daß der persönliche Gott, der Gott der Christen, nichts als ein menschlich-persönliches Wesen, die persönliche Unsterblichkeit nichts als ein Wunsch, eine Täuschung sei. Kurz die Kritik der kritischen Philosophie ist noch so unrein, daß sie eines Maaßstabs bedarf und sich diesen von der Philosophie erst muß ausspeculiren lassen, und dann erst fragen und untersuchen kann, inwiefern das Wesen des Christenthums mit dem ausspeculirten Wesen des Menschen übereinstimme oder mit demselben im Widerspruch stehe. Die kritische Philosophie ist also selbst noch speculativ — sie nennt sich selbst die speculativ-rationelle Methode — obgleich sie grade die Illusionen der speculativen Philosophie aufweisen und enttäuschen will.

Dieß Resultat erscheint hier zu überraschend, die Sache ist überhaupt zu wichtig, als daß die Mühe möglichster Gründlichkeit gescheut werden dürfte.

Die kritische Philosophie weiß sehr wohl, daß die *Darstellung* der Gattung das Weitende bedingt. Nur hat sie die Darstellung derselben in *einem* Individuum, im Christenthum in Christus und nicht die Darstellung der Gattung als Darstellung, überhaupt, im Sinn. Sie kritisirt nämlich das Christenthum und sagt: Christus ist dem Christen der existirende Begriff der Menschheit, der Inbegriff aller moralischen und göttlichen Vollkommenheiten, mit Ausschluß aller Negativen, reiner, himmlischer, sündloser Mensch, Gattungsmensch, der Adam Kadmon, aber nicht angeschaut als die Totalität der Gattung, der Menschheit, sondern unmittelbar als Individuum, als *eine* Person. Chri-

stus, d. h. der christliche, religiöse Christus ist daher für die kritische Philosophie nicht der Mittelpunkt, sondern das Ende der Geschichte. Christus selbst prophezeiht in der Bibel klar und deutlich das nahe Weltende. Aber über diese Prophezeihung sind wir seitdem enttäuscht worden; das Weltgericht ist noch nicht gekommen. Die kritische Philosophie weiß, daß Christus nicht wirklich das Weltende bezeichnen konnte, weil das Individuum beschränkt ist, die Gattung dagegen unbeschränkt, weil beide daher nicht in einer Person zusammenfallen, sondern nur in allen Menschen zusammengenommen ihre entsprechende Existenz haben können. Die Darstellung der Gattung durch alle **Menschen soll also auch möglich sein, ohne daß ein Ende der Welt einzutreten braucht. Die kritische Philosophie vergißt hier, daß jede Existenz als Existenz schon etwas Beschränktes ist. Warum anders bestände, wie die kritische Philosophie richtig kritisirt, die Geschichte der Menschheit grade in einer fortgehenden** Ueberwindung von Schranken, — Schranken, die immer der vorangegangenen Zeit für Schranken der Menschheit, und darum für absolute, unübersteigliche Schranken galten — warum enthüllt die Zukunft immer, daß die angeblichen Schranken der Gattung nur Schranken der Individuen waren, warum anders, als weil nicht bloß das Leben der Individuums an eine beschränkte Zeit gebunden ist und das Leben der Menschheit nicht, sondern das Leben, die Existenz der Menschheit, der Geschichte auch? Denn die Menschheit, die Geschichte der Zukunft leben, existiren eben noch nicht. Existenz, führt die kritische Philosophie, als sie den Widerspruch in der Existenz Gottes nachweist, aus, Existenz ist kein anderes als sinnliches, vom Gefühlt-, Geglaubt-, Gedachtsein unterschiedenes sinnliches Sein. Wie sollte nun die Menschheit jetzt, wo noch nicht alle Menschen existiren oder existirt haben, ein sinnliches Sein, d. h. Existenz haben, da die ganze Vergangenheit nur im Gedanken reproducirt, die Zukunft aber erst geahnt, geglaubt, höchstens daran gearbeitet werden kann, die nächste Zukunft in's Leben zu rufen, da also bloß die Gegenwart ein vom Gedacht-, Geahnt-, Geglaubtsein unterschiedenes sinnliches Sein hat? Wie kann die Menschheit, sobald ihre Realisation von allen Menschen erwartet wird, d. h. so lange sie ein auf die Realisation wartender Begriff ist, jemals, selbst am Ende der Welt existiren, da alsdann doch immer noch die ganze Vergangenheit, der größeste Theil der Menschheit, nur ein Gedachtsein haben kann? Es gilt also von der Menschheit dasselbe, was die kritische Philosophie doch als im Widerspruch mit der Existenz Gottes ausspricht: Wenn ich nicht göttlich — hier menschheitlich — gesinnt und gestimmt bin, wenn ich mich nicht erhebe über das sinnliche Leben, so ist mir Gott — hier die Menschheit — gar nicht Gegenstand.

Dabei läßt die kritische Philosophie den Unterschied zwischen Für-mich und An-sich nicht zu. Ich kann also nicht sagen, daß die Menschheit bloß für mich oder für eine bestimmte Zeit noch nicht existire, wohl aber doch an sich für alle Menschen, alle Zeiten. Die Unterscheidung zwischen Für mich und An sich ist der kritischen Philosophie vielmehr nicht bloß den Frieden der Religion störend, sondern eine an sich selbst grund- und haltungslose Distinction. Sie widerlegt die Ansicht, welche räsonnirt: in Beziehung auf Gott sind die ihm beigelegten endlichen, insbesondre menschlichen Bestimmungen und Prädicate freilich ohne objective Bedeutung, aber für mich kann er, weil und wann er für mich sein soll, nicht anders erscheinen als so, wie er mir erscheint, nämlich als ein menschliches oder doch menschenähnliches Wesen. — Sie widerlegt dieses Räsonnement, indem sie kritisirt: Für

Digitized by Google

mich liegt eben in dieſen Prädikaten, unter welchen er für mich iſt, ſein Anſichſelbſtſein, ſein Weſen ſelbſt; er iſt für mich ſo, wie er nur immer für mich ſein kann.

Die Conſequenz davon iſt, daß, wenn Etwas für mich keine Exiſtenz hat, und für mich auch an ſich ſelbſt Nichts iſt, und was ich mir nun dennoch und trotzdem von dieſer nicht exiſtirenden Menſchheit vorſtellte, kann nur Phantaſie ſein.

Aber die kritiſche Philoſophie behauptet erſt, was keine Beſtimmungen hat, das hat auch kein Daſein. Die Menſchheit aber hat doch nur noch nicht alle Beſtimmungen, es fehlen nur noch die Prädikate, welche die Zukunft der Vergangenheit und Gegenwart hinzufügen wird, um mir die Menſchheit ganz und fertig, klar und unzweifelhaft vorzuſtellen. Wenigſtens giebt alſo die kritiſche Philoſophie eine Vorſtellung von der Menſchheit, wenn auch keine klare? — Auch das kann ſie nicht. Weiß ſie nämlich, daß die Geſchichte in ihrem Fortgange nur immer neue Schranken niederzureißen hat, Schranken der Individuen und Zeiten, von denen dieſe ſich einbildeten, ſie ſeien Schranken des Weſens, daß die Beſtimmungen die Schranken des Individuums und der Zeit ſind, ſo müßte ſie auch wiſſen, daß die Beſtimmungen, welche die Zukunft immer wieder negirt und aufhebt, eben nicht die wahren, wirklichen, ſondern nur eingebildete Prädicate, alſo gar keine Prädicate der Menſchheit ſind und ſein können, daß dieſe in Folge deſſen nicht allein ein ungegenſtändliches, ein nichtiges, exiſtenzloſes, ſondern nun auch ein Weſen iſt, von dem ich nicht einmal einmal eine Vorſtellung, das alſo nicht einmal ein Gedachtſein haben kann.

Dem entgegen macht ſich die kritiſche Philoſophie, offenbar aus Rückſicht für die Philoſophie, dennoch die Vorſtellung von der Menſchheit, dem Weſen des Menſchen, daß es Vernunft, Wille, Liebe ſei, und legt ihm die Exiſtenz in allen Menſchen zuſammengenommen bei. Wir haben alſo bloß die rückſichtsvolle Kritik in die rückſichtsloſe zu überſetzen, um jener ihr Urtheil zu ſprechen. Wir können ſagen: Wenn die Kritik (die rückſichtsvolle Kritik ſagt: Religion) an Jahren und mit den Jahren an Verſtande zunimmt, wenn innerhalb der Kritik (Religion) die Reflexion über die Kritik (Religion) erwacht, das Bewußtſein von der Identität des menſchlichen Weſens mit dem individuellen hiſtoriſchen (die rückſichtsvolle Kritik ſagt: des göttlichen Weſens mit dem menſchlichen) zu dämmern beginnt, ſo wird dies urſprünglich unwillkürliche und harmloſe Uebergreifen der Gattung über den Menſchen (die harmloſe Scheidung Gottes vom Menſchen) zu einem abſichtlichen, ausſtudirten Hinausgreifen, einem abſichtlichen, ausſtudirten Umkehren nicht allein der Religion und Speculation, ſondern auch der ganzen Vergangenheit und Geſchichte überhaupt, alſo zu einer abſichtlichen, ausſtudirten Unterſcheidung, welche keinen andern Zweck hat, als dieſe bereits in das Bewußtſein eingetretene Identität wieder aus dem Bewußtſein wegzuräumen.

Die Conſequenz der Umkehrung der Geſchichte iſt auch bereits aus der kritiſchen Philoſophie gezogen worden *). Der Frage: was wird bei der neueſten kritiſchen Richtung der Philoſophie aus der Geſchichte? begegnet die Conſequenz, d. h. die unkritiſche, philoſophiſche Conſequenz, indem ſie den in der Frage liegenden Vorwurf herumdreht in die Antwort: aus ihr und durch ſie wird erſt die Geſchichte, während Hegel ſie abſchließt, fängt die Kritik Hegels und des Chriſtenthums die wahre Geſchichte erſt an. Die Illuſion iſt hier die, daß die wahrhaft hiſtoriſche Anſicht ſogleich Hiſtorie machen würde. Wie es mit dieſem

*) Durch Arnold Ruge.

Digitized by Google

Machen der Historie bestellt ist, davon giebt der erzürnte Ausruf der philosophischen Consequenz einen ungefähren Begriff, der Ausruf: Trotzt nicht zu viel auf die Ewigkeit des Germanismus, er ist noch gar nicht in seiner wahren und freien Form in die Geschichte eingetreten! Die wahrhaft historische Ansicht würde also doch wohl sogleich den Germanismus in seiner wahren und freien Form in die Geschichte eintreten machen (die erzürnte Consequenz spricht ja in Gallicismen, die ächten Germanen verlassen Deutschland und leben in Frankreich) und dann mit Recht auf die Ewigkeit des Germanismus trotzen. So führt die philosophisch consequente Einführung der ewigen absoluten Menschheit in die Geschichte grade zu zur Negation der unbeschränkten Menschheit, sie richtet nämlich die bereits überwundene Schranke der Nationalität, specieller des Germanismus wieder auf.

Aber selbst das Wesen des Menschen ganz im Allgemeinen, wo es zunächst nur den wesentlichen Unterschied des Menschen vom Thier bezeichnet, schlägt der kritischen Philosophie in sein Gegentheil um. Was ist dieser wesentliche Unterschied des Menschen? fragt sie und giebt darauf die einfachste und allgemeinste, auch populärste Antwort: das Bewußtsein — aber Bewußtsein im strengen Sinne. Bewußtsein im strengsten Sinne ist nur da, behauptet die kritische Philosophie, wo einem Wesen seine Gattung, seine Wesenheit Gegenstand ist. Das Thier ist wohl sich als Individuum — darum hat es Selbstgefühl — aber nicht als Gattung Gegenstand — darum mangelt ihm das Bewußtsein, welches seinen Namen vom Wissen ableitet.

Der kritischen Philosophie ist nun, wir wissen es bereits, die Religion das Bewußtsein des Menschen von seinem, und zwar nicht endlichen, beschränkten, sondern unendlichen Wesen. Sie ist davon überzeugt, daß ein wirklich endliches Wesen, z. B. die Raupe, keine, auch nicht die entfernteste Ahnung, geschweige Bewußtsein hat von einem unendlichen Wesen, denn die Schranke des Wesens ist auch die Schranke des Bewußtseins. Bewußtsein im strengen oder eigentlichen Sinne und Bewußtsein des Unendlichen ist identisch. Beschränktes Bewußtsein ist der kritischen Philosophie kein Bewußtsein.

Der Mensch hat Bewußtsein und zwar im strengsten Sinne, er unterscheidet sich ja dadurch vom Thier. Dennoch beweist grade die kritische Philosophie, daß der Mensch nun einmal über sein wahres Wesen nicht hinaus kann, mag er sich vermittelst der Phantasie auch Individuen anderer, angeblich höherer Art vorstellen, von seiner Gattung, seinem Wesen kann er nimmermehr abstrahiren. — Ist das Bewußtsein des Menschen demnach nicht durch seine Gattung, durch sein Wesen beschränkt? Wenn das Bewußtsein des Menschen dennoch Bewußtsein des Unendlichen, Bewußtsein von der Unendlichkeit des Bewußtseins, Bewußtsein von der Unendlichkeit des eignen Wesens sein soll, kann es dieß anders sein, als z. B. der Vogel auch das nämliche Bewußtsein hat? Der Vogel kennt nichts Höheres, nichts Seligeres als das Geflügeltsein. Das höchste Wesen ist dem Vogel eben das Wesen des Vogels, so kritisirt die Philosophie. D. h. doch: dem Vogel ist der Vogel das höchste Wesen, weil er sich einbildet, sein Wesen sei ein unendliches. Und der Mensch, der diese Illusion des Vogels durchschaut, der weiß, daß seine Geschichte von Jahrhundert zu Jahrhundert nichts anderes zu thun hat, als die immer neuen Illusionen, welche Indivi-

Digitized by Google

dnen und Zeiten sich über die Wahrheit, also das Ewige, Unendliche machen, zu zerstören, dieser Mensch, der jetzt auf dem nothwendigen Wendepunkt der Geschichte sich namentlich das offne Bekenntniß ablegen soll, daß er sich nicht über die Gesetze, die positiven Wesensbestimmungen seiner Gattung erheben kann, dieser Mensch soll sich dennoch wieder die Illusion vormachen, in seinem Bewußtsein sei ihm die Unendlichkeit des eigenen Wesens Gegenstand? — Der Mensch soll sich also, die kritische Philosophie legt sich ohne, daß sie's weiß, diese Frage selbst vor, der Mensch soll sich also von dem Vogel, vom Thier nicht unterscheiden? In dieser Frage liegt wieder die Antwort.

Wenn wir hier gesehn haben, daß die Kritik der Philosophie, mit der sie in Bund getreten, die sie auf's neue begründen will, der Philosophie zu lieb, sich selbst aufopfert — Selbstaufopferung einem Andern zu lieb ist aber Großmuth und als solche ein sichres Zeichen von Macht, die sich selbst aus der Anerkennung des Liebedienstes nichts macht — so stellt unsre Zeit andererseits auch ein großes Beispiel factischer, wenn auch unbewußter Anerkennung der Philosophie auf, daß sie sich durch die Kritik bereits überwunden fühlt. Die Philosophie der Offenbarung ist dieses factische Anerkenntniß, nämlich die Verzweiflung der Philosophie an sich selbst, daß sie der zur Weltherrschaft gelangten Kritik gegenüber als reine Philosophie nicht mehr Stich halten kann, daß sie sich also nach irgend welchem andern Beistand umsehen muß, um nur ein Scheindasein fortführen zu können. — Die Philosophie, welche nunmehr Alles gethan hat, was sie nur irgend thun konnte, um noch länger Philosophie zu bleiben, d. h. Hülfe gesucht hat einmal in der Vergangenheit bei der Offenbarung, das andremal in der Gegenwart bei der Kritik, die Philosophie sagt und bekennt damit selbst, daß sie in der Auflösung begriffen ist, ja sich bereits aufgelöst, aufgehört hat, Weltprincip zu sein, was sie doch grade eben werden wollte.

Den Zusammenhang der kritischen Philosophie und des Rationalismus, so wie den der Offenbarungsphilosophie und des Pietismus näher auszuführen, ist hier weiter nicht nöthig, es springt von selbst in die Augen, daß das Geheimniß der kritischen Philosophie der Rationalismus, das der Offenbarungsphilosophie der Pietismus ist.

Alle vier können vor und in sich selbst nicht bestehen, weil sie die Kritik bereits, jedes in seiner Weise, in sich aufgenommen haben. Sie fordern damit die Kritik auf, sich von ihnen, sich überhaupt zu reinigen und abzuklären.

Die reine Kritik.

Wer der Kritik dienen will, kann aus der Lehre, welche er der kritischen Theologie und namentlich der kritischen Philosophie verdankt, nur gewinnen, aber nur Einen Gewinn kann er daraus ziehen, diesen, sich aller und jeder Phantasieen zu entschlagen, sich von allen und jeden Illusionen loszusagen, jeden Gedanken, den er denkt, jedes Wort, das er ausspricht, jede That, die er thut, darauf anzusehn und zu prüfen, ob er durch sie nicht in neue Gefangenschaft gerathe. Freilich ist es eine schwere Arbeit, wenn man sich überall gefesselt sieht, sich der Fesseln zu entledigen,

Digitized by Google

um endlich frei auf die Beine zu kommen. Aber von der Freiheit erwarten, daß sie ein Schooß sein werde, in welchem sich's warm und süß werde ruhen lassen, ein Paradies, in welchem die Menschheit, zur Natur zurückgekehrt, ein glückliches Dasein spielend werde genießen können, dieß von der Freiheit erwarten, heißt sich eine Freiheit träumen. Der Kritiker will nichts als frei *werden*.

Aber das wollen auch wir, frei werden, ohne dabei Kritiker sein zu wollen, hör ich Euch dreinrufen.

Ihr thut nur Unrecht, Euch zu beklagen, daß Ihr nicht frei *seid*, daß Ihr also noch frei *werden* wollt, da Ihr doch die Freiheit *habt*. Und Ihr habt sie ja als Ideal in Euren Gedanken. Wollt Ihr aber einen Unterschied machen zwischen dem Ideal und der Wirklichkeit, so verhaltet Ihr Euch dabei kritisch gegen die Wirklichkeit, nur freilich zugleich ganz gedankenlos unkritisch gegen das Ideal. Ihr erinnert Euch nicht, daß ja das Denken es ist, welches den Menschen erst zum Menschen macht, daß also das Denken das Allerreellste, ja das Einzigreelle, Bestehende, Unvergängliche des Menschen ist, daß die Dinge, so lange sie nicht durch den Menschengeist gedacht, von ihm reproducirt, durch ihn geschaffen werden, noch gar keine wahre Wirklichkeit haben. Dieses, das Ihr doch so oft ausgesprochen und gründlich durchgeführt habt, erinnert Ihr Euch hier nicht. Wie könntet Ihr anders immer von der Verwirklichung des Ideals sprechen? Das Ideal ist in sich selbst verwirklicht, es hat an und in sich selbst als Ideal seine Wirklichkeit, die einzige Wirklichkeit, die es überhaupt haben kann, im Gedanken, es ist Gedanke und erhebt als solcher die Dinge erst zur wahrhaften Realität.

Wenn Euch nun dennoch Euer natürliche Instinct hier einen Widerspruch entdecken lehrt, so sucht Eure Vernunft die Schuld nur wieder am unrechten Ort. Ihr schiebt dieselbe allein auf die Wirklichkeit, welche Eurem Sinne nach durchaus umgestaltet werden muß. Ihr fallt nicht darauf, die Schuld könne auch in dem Gedanken, in dem obersten Grund- und Lehrsatz liegen, daß das Denken, die Abstraction von aller Wirklichkeit, erst die wahre, wahrhafte, höhere, also die wirkliche Wirklichkeit, die Wirklichkeit, welche dann auch keines Prädicats, keiner Qualität und Quantität mehr bedarf, schaffen soll. Ihr fühlt Euch aber nur im Widerspruch, und das Tollste und Quälendste dabei ist, daß Ihr Euch consequenter Weise diesen Widerspruch gar nicht eingestehen dürftet. Denn um das Ideal zu malen und auszumalen, mußtet ihr durchaus Euch selbst sitzen, das Ideal, welches Ihr *habt*, *seid* Ihr also. Und eingestehen, daß Euer Ideal noch nicht verwirklicht ist, heißt demnach zum Bewußtsein Eurer eignen Nichtigkeit kommen.

Zu dieser Schlußfolgerung hat die Kritik den Geist aufgeklärt, zu dieser Erkenntniß die Augen geöffnet. Die theologische und philosophische Kritik, d. h. die mit fremden Bestandtheilen gemischte, also unreine und noch nicht reine Kritik haben nur noch einen größeren oder geringeren Rest von Schlaf in den Augen behalten. Sie sehen nicht einfach und klar, daß sie sich selbst abconterfeit haben, sondern *dieß* sehen sie *so*: Die theologische Kritik erkennt nicht in diesen bestimmten Menschen, welche in der Theologie aufgewachsen sind — immer nur gewisse, bestimmte, und wären sie gleich zu einer gewissen Zeit *alle* Menschen — erkennt nicht in *diesen* das Bedürfniß, ein höchstes Ideal anzuschauen, sondern macht dieß Bedürfniß einer Masse, *der* Masse zum allgemeinmenschlichen Bedürfniß, zu dessen Befriedigung sie dann Einem Menschen die ganze Arbeit des Erfindens und Erfinnens dieses höchsten Ideals überträgt. Die theologische Kritik zieht also das Ideal von seiner un-

Digitized by Google

sichtbaren Höhe herab, herab in die allergröbste Wirklichkeit, nämlich das Bedürfniß. Aber indem sie sich die bestimmten Menschen dabei aus dem Sinn schlägt, sieht sie sich gezwungen, irgend Wen, sie kann nicht anders als einen Menschen das Ideal erfinden und erſinnen zu lassen, damit es doch nur überhaupt da sei. Was nun freilich der Eine erfunden und ersonnen, d. h. was er aus sich selbst geschöpft hat, das ist eben nur der Eine, und die Andern, welche zwar das allgemeinmenschliche Bedürfniß haben, aber die Befriedigung desselben nicht aus ihrem Innern zu schöpfen vermögen, eben weil sie's nicht vermögen, sondern die Erfindung des Einen benutzen müssen, die Andern sind es nicht. Ihnen ist also der Eine, der eine Mensch und zwar ein ganz wirklicher, menschlicher Mensch Ideal, unerreichtes, unerreichbares Ideal. Was dieser Eine gewesen — darauf kommt es der theologischen Kritik an — sollen einst Alle werden, d. h. das Ideal soll in allen Menschen verwirklicht werden. Abgesehn davon, daß dann das Ideal auch niemals wirklicher Mensch gewesen sein könnte, wenn es noch der Verwirklichung bedarf, so weiß doch auch schon die theologische Kritik, daß in achtzehnhundert Jahren noch nicht ein Einziger aufgestanden ist, der in Wahrheit nachgefolgt wäre, der es nämlich so weit gebracht hätte, selbst zu erfinden, was dem menschlichen, also auch seinem Bedürfniß genügte. Wie dürften dies aber auch Einer oder Alle noch einmal erfinden, sie würden ja dadurch nur beweisen, daß jene Erfindung ein für allemal doch nicht ein für allemal genügt hat. Die theologische Kritik bestreitet daher auch der Nachwelt schon imvoraus die eigentliche Nachfolge Christi, welche doch darin bestehen müßte, daß man sich an ihm ein Beispiel nähme, das Ideal, durch welches alle religiös-sittlichen Bedürfnisse befriedigt werden, auch zu erfinden. Die theologische Kritik ist hier theologisch sehr consequent, kritisch desto inconsequenter. D. h. sie ist in Summa summarum die allergrößeste Confusion: Kritik und Theologie stellen in ihr eine Hetze dar, in welcher am Ende Hund und Haase ermüden, auf zehn Schritt vor einander niederfallen und sich matt und scheu anschielen, dem oberflächlichen Anblick aber ganz friedlich und freundlich mit einander erscheinen. So weit ist's aber gar gekommen, daß die Theologie das Bündniß mit der Kritik sucht, die Kritik sich zu nutze zu machen wünscht. Schlägt nun die Kritik in die dargereichte Hand wirklich ein, giebt sie sich dazu her, der Theologie, wie im „Urevangelium" das Feld frei zu machen, so verunreinigt sie sich; aber immer doch, wenn auch Frohndienste leistend, übt sie ihre Kräfte.

Mit der philosophischen Kritik hat es eine ganz ähnliche Bewandtniß. Sie sagt zu denen, welche sich nothwendigerweise getroffen fühlen müssen, nicht: Euer Ideal ist das Abbild von Euch selber, welches Ihr zum Urbild erhebt, als solches anschaut und als dessen Abbild Ihr Euch betrachtet. Ihr seid Euer eigenes Ideal. — Die philosophische Kritik spricht dieß nicht rein und einfach aus, sondern philosophisch: sie sagt: Der Mensch kann über sein eigenes Wesen nicht hinaus, die menschliche Gattung ist das Maaß der Wahrheit. Dennoch ist dieses Maaß, die Gattung, keine Grenze, sie ist das Unendliche, Schrankenlose, Absolute. Der Mensch kann sich also bei der Erschaffung seines Ideals nur bis zu einer gewissen Höhe erheben, über welche hinauszukommen es ihm rein unmöglich ist. Diese Höhe ist aber wieder das Höchste; denn es wäre ein Unsinn, wenn man mit Vernunft etwas denken wollte, was über die Vernunft ginge, es wäre und ist eine Albernheit, jenseits der Gattung noch ein Größeres, Mächtigeres, Weiseres ahnen zu wollen, zu meinen, daß man es ahnen, oder gar sich vorstellen

könne. Das Wesen des Menschen ist also eine Gränze und doch wieder als undegränzt, gränzenlose Gränze keine Gränze.

So lange die philosophische Kritik die Gattung wirklich als Gränze, als Schranke behandelt, in der eigentlichen Religionsphilosophie, sieht sie sich daher gezwungen, den von der Gattung aufgestellten Begriff, nämlich, daß sie Vernunft, Wille, Liebe sei, bei Seite liegen zu lassen, zu vergessen. So lange sie die Gattung als Schranke behandelt, als unwahre Schranke, erkennt sie dieselbe als Persönlichkeit. Die Kritik erkennt hier richtig, daß das Ideal des Menschen, der ein persönliches Wesen ist, nur eine Persönlichkeit, ein persönlicher Mensch sein kann. Nun aber soll doch der Philosophie nach der Mensch im Ideal wirklich seine Gattung, also das über aller Persönlichkeit Erhabene, Allgemeine, wenn auch unbewußt, doch in der That sich vorgestellt haben. Ist aber das der Fall, warum soll dann die Persönlichkeit selbst nicht das Erhabenste, Allgemeine, Absolute sein können? warum soll dann die Gattung noch etwas anders sein müssen als Persönlichkeit? Denn der Kritik nach: Persönlichkeit gleich Ideal; der Philosophie nach: Ideal gleich Gattung, mithin der verbundenen Kritik und Philosophie nach: Persönlichkeit gleich Gattung. Dieß giebt aber trotzdem die kritische Philosophie nicht zu.

Die Philosophie hat hier der Kritik einen Streich gespielt. Was kritische Methode sein will, will doch nicht von der alten Gewohnheit ablassen, allgemein zu sprechen, die Erscheinungen, welche sie gewahrt, auf ein Grundprincip zurückzuführen. Zwar sieht sie schon — damit erreicht sie das große Verdienst, die unreine Kritik bis zur äußersten Gränze getrieben zu haben, wo sie sogleich in die reine übergehen muß — zwar sieht sie schon, wie die Erscheinungen in sich selbst zerfallen, durch und an sich selbst absterben; aber der Puls ihres Lebens, der Keim, welche Tod überlebt, soll doch noch immer nicht in d scheinungen liegen, sondern in sie verpflanzt, hineingesenkt worden sein, er soll, wenn auch n anders als in den Erscheinungen wohnend, do was andres sein, mehr sein als sie, nämlich Leben, Licht, Wärme, während die Erscheinung auch Tod, also nicht das rechte, ewige Leben Nacht, also von Hause aus zweideutiges Licht, merung, auch Kälte, also nicht Sonnen-, Ofenwärme sind, welche der Schürung bedar philosophische Kritik drückt dieß so aus: Die ist Bewußtsein; die Individuen haben aber, der Religion bewußtloses Bewußtsein. — Sie den Menschen aus der Gattung und nimmt do der die Bewußtlosigkeit, das Unbewußtsein, schuld nicht in die Gattung auf; sie meint, wi in dem Feuer der Freundschaft und Liebe die und Mängel der Freunde und Liebenden verb in Rauch und Asche aufgehen und nur die T derselben sich zu einem schönen, festen Meta schmelzen, so sei die Gattung vollkommen, u Unvollkommenheit — Bewußtlosigkeit ist aber kommenheit — gehe unter mit den Individuen, dieselben in die Gatrung aufgehen.

Freilich wär's ein köstlicher, wünschens Zustand für die Phantasie, wenn alle Mensch einander durch Freundschaft, Liebe verbunden und so immer Einer des Andern Fehler süh zuletzt von den Fehlern überhaupt nichts übrig Aber hier ist in die individuelle Freundschaft u schon von Haus aus das Ideal, welches doch ganze Gattung verwirklichen soll, hineingetragen diese Weise können dann die ideale Freundsch Liebe allerdings sehr gut als Beispiel und Mu das Ideal überhaupt, die in der Gattung, aller

Digitized by Google

ſchen zu erreichende Vollkommenheit dienen. Aber die wirkliche Freundſchaft und Liebe, die nicht mehr bloß ideale der Individuen bejaht, ſanctionirt ja ausdrücklich auch die Fehler: meinen Freund, meine Braut, mein Weib will ich nicht anders haben als wie ſie eben ſind, mit ihren Schwächen, denn dieſe ſind mir ſo liebenswürdig, ja noch liebenswürdiger als ihre Stärken, ihre guten Seiten; ich offenbare meine Freundſchaft und Liebe gerade darin, daß ich ſie trage, daß ich an ihnen Geduld und Nachſicht, dieſe weſentlichen Tugenden der Freundſchaft und Liebe, übe kann. Die Schwächen und Fehler haben alſo in der Freundſchaft und Liebe Werth, ja gleichen Werth mit der Tugend. Nach dieſem Beiſpiel müßte alſo in der Gattung die Unvollkommenheit gleichen Raum finden mit der Vollkommenheit, gleich berechtigt mit ihr ſein. Dieß giebt die kritiſche Philoſophie der Kritik in ihr ſelber aber wieder nicht zu.

Die kritiſche Philoſophie hebt daher zwar den Widerſpruch zwiſchen Ideal und Wirklichkeit auf, aber auf Koſten der Wirklichkeit, nämlich der Individualität, der Perſönlichkeit. Die perſönliche Unſterblichkeit iſt ihr nur darum eine Phantaſie, weil ihr die Perſönlichkeit überhaupt nichts als Fehler und Schwäche, welche ſich aufreiben und in der Gattung endlich das wirklich werden, was ſie deshalb eigentlich immer geweſen ſein müſſen, Nichtigkeiten, Nichts, von dem gar nicht einmal die Rede mehr ſein wird und ſchon jetzt nicht mehr ſein kann, ſobald von der Gattung geſprochen wird. — Die kritiſche Philoſophie hebt die Differenz zwiſchen Ideal und Wirklichkeit auf, ſetzt ihre Einheit — darum nennt ſie ſich die kritiſch-ſpeculative Methode — in ein Drittes, in die Gattung, welche weder Ideal noch Wirklichkeit iſt — nicht Ideal, denn ſie iſt nicht die ſchrankenloſe Unendlichkeit, ſondern beſchränkte Unendlichkeit; nicht Wirklichkeit, denn von dieſer hat ſie in der Gattung die Unvollkommenheit ausgeſchieden. Daher konnte denn auch im vorigen Abſchnitt der kritiſchen Philoſophie nachgewieſen werden, daß ihr mit Gott zugleich der Menſch verloren gehe, denn derſelbe unterſcheidet ſich ihrer Conſequenz nach zuletzt nicht mehr vom Thiere, obgleich ſie gerade mit dieſem Unterſchiede zu ſpeculiren beginnt.

Hier erkennen wir jetzt, daß die Schuld nicht allein auf der Philoſophie, oder allein auf der Kritik laſtet, ſondern an und in der Verbindung beider liegt. Die Kritik, d. h. die unreine, alſo auch die Kritik überhaupt — warum hat ſie ſich verunreinigen laſſen? — die Kritik ſoll daher den Vorwurf nicht als ungerecht betrachten, daß ſie Alles, was ihr unter die Hände gerathen ſei, bisher immer zerſtört habe. Sie muß ſich eingeſtehen, daß ſie in ihren Bündniſſen immer noch zu ſehr das praktiſche Intereſſe annahm, die angenommene oder ausgefundene Wahrheit zu haben, zu beſitzen, zu geben, zu verbreiten. Wiederum iſt die kritiſche Philoſophie doch auch zu kritiſch, um direct auszuſprechen, ſie ſchaue die ewige und glorioſe Wahrheit von Angeſicht zu Angeſicht; ſie behauptet nur im Beſitz des Maaßſtabs der Wahrheit zu ſein. Das Maaß der Wahrheit iſt ihr die Gattung, wahr alſo nur, was mit der Gattung übereinſtimmt. Die Wahrheit hat alſo an der Gattung ihr Geſetz, ihre Schranke. Dennoch und demnach zugleich iſt ſie wie die Gattung abſolut, ohne Einſchränkung, d. h. die Wahrheit hat den ganzen Widerſpruch der Gattung, der kritiſchen Philoſophie mit zu erleben. Die kritiſche Philoſophie bringt ja die Wahrheit; denn die Gattung iſt die Wahrheit, wenn ſie das Maaß der Wahrheit iſt. Die Wahrheit iſt, wie die Gattung, das Dritte, welches weder Ideal noch Wirklichkeit iſt, ſondern, trivial, aber doch bezeichnend ausgedrückt, das Beſte von Beidem. Es fragt ſich nur, wie ich dieſes heraus-

Digitized by Google

ſcheide, den Kern herausſchäle, wie weit einerſeits die Phantaſie, wie weit andrerſeits die Mängel und Unvollkommenheiten gehen, welche abzulöſen ſind, und wo ich denn nun endlich auf das reine Abſolute und reine Vollkommene ſtoße. Dieſe Aufgabe zu löſen, bleibt dem Individuum überlaſſen, dem Individuum, welches offenbar über die Schranke ſeiner Subjectivität nicht hinaus kann, denn wie es ausſcheide, wo es finde, in ihm ſelber findet es das Wie und das Wo. Dem kritiſchphiloſophiſchen Subject iſt nun die Vernunft, der Wille, das Herz die Gattung, alſo auch die Wahrheit. Dieß Subject aber bedenkt nicht, daß es nicht die wirkliche Gattung, die es ja ſeiner eigenen Conſequenz nach, wie wir geſehn haben, gar nicht kennen kann, ſondern ſeine ſubjective Gattung, ſein Ideal von der Gattung, von der Wahrheit, von der Vernunft, der Liebe, dem Willen im Sinne hat, bedenkt nicht, daß es die Vernunft von dem Unvernünftigen, die Liebe von dem Geliebten, den Willen von ſeinem Egoismus getrennt hat, alſo ganz willkührlich ſubjectiv verfahren iſt, da die Vernunft vernunftgemäß von dem Unvernünftigen, welches begriffen, gewußt, umgeſchaffen werden muß, die Liebe, ihrer Natur nach, von dem individuellen, mit Mängeln behafteten, nicht die flecken- und makelloſe ideale Liebe realiſirenden Gegenſtand der Liebe, der Willen von ſeinem Object gar nicht abzulöſen ſind, der Wille alſo ſeinen Flecken, ſeinen Egoismus haben muß und nimmer die reine Luſt an allgemeiner Freiheit ſein kann. Wenn alſo die Gattung wirklich das letzte Maaß der Wahrheit iſt, ſo bleibt dem Individuum doch noch immer übrig zu meſſen. Ihm unter der Hand verändert ſich dann auch das Maaß. Es iſt alſo das Individuum das allerletzte Maaß, oder vielmehr das Allerletzte ſchlägt hier in das Allererſte über: das Individuum iſt der Conſequenz der kritiſchen Philoſophie nach das erſte und einzige Maaß der Wahrheit, heißt, ſagt die reine Kritik, welche die philoſ bis in ihre äußerſten Conſequenzen verfolgt, gar kein Maaß und Geſetz und Ziel der W Die kritiſche Philoſophie hat dieß auch ſchon wollen, es nur vergeſſen, weil die Philoſophie i ſo viel zu denken giebt.

Die reine Kritik vergißt die Hauptſach mehr. Sie erkennt, daß die Weltgeſchichte ſ mehr beim Worte nimmt, dem Worte, das di im vorigen Jahrhundert Leſſing ausſprechen „Wenn Gott in ſeiner Rechten alle Wahrheit ſeiner Linken den einzigen inneren regen Trie Wahrheit, obſchon mit dem Zuſatze, mich imm ewig zu irren, verſchloſſen hielte und ſpräche z wähle! ich fiele ihm mit Demuth in ſeine Lin ſagte: Vater gib! die reine Wahrheit iſt ja d für Dich allein.“ Die Weltgeſchichte hat di beim Wort genommen, ſie ruft ihr zu: Wäh Kritik aber hat zu zeigen, ob ſie den Muth h Linke, die Seite, wo das Blut und das Leben und durch alle Adern getrieben wird, der S welche ohne eigne Arbeit das Leben ſich nur men, geben und ſchenken läßt, vorzuziehen den Me

Die Kritik hat bereits gewählt und ſich gereinigt.

Schon durch die Methode, welche die rein befolgt, ſollte man ſich belehren laſſen, daß boshafte Luſt zu vernichten, welche ihr vorgeworfe nicht eigen ſein könne. Der wahre und reine legt ja niemals ſelbſt Hand an, er iſt nicht, we ſo gewöhnlich und gewöhnlich mit einem beda

Digitized by Google

Achſelzucken über unſer Vaterland, mit einem neidiſchen Fingerzeig auf unſern weſtlichen Nachbar, einen Mann der That nennt. Er weiß, daß ſolche That, zu der man das Muſter aus Frankreich herholen möchte, ein raſches zwar, auch ein leckes, aber zugleich gedankenloſes Verſuchen iſt, dem das ſchnell durch einen Handſtreich erreichte Ziel ſich im Augenblick der Erreichung faſt ſchon als eine optiſche Täuſchung zu erkennen giebt. Der reine Kritiker iſt — und er giebt Euch mit dieſer Erklärung gern eine neue Waffe gegen ihn in die Hand, weil er überhaupt keine Waffe ſcheut — der Kritiker iſt nicht Mann der That, weil er nicht ſo gar ſchnell, wie Ihr es ſeid, mit dem Plane zur neuen Geſtaltung der Dinge fertig iſt, und ohne Plan oder nach einem übereilten, phantaſtiſchen, luſtigen den Bau nicht leichtſinnig unternehmen mag. Die reine Kritik, ſich bewußt, daß ihr nur individuell menſchliche Kräfte zu Gebote ſtehen, zerſtört nicht, aus dem einfachen Grunde, weil ſie nicht aufbauen will. Kein neues Ideal ſtellt ſie auf, mit keinem neuen Dogma will ſie die alten verdrängen, mit keinem neuen Syſtem bereichert ſie die Welt; ſie zeigt nicht: dort liegt der archimediſche Punkt, von welchem aus wir endlich wirklich einmal die Welt aus ihren Angeln heben wollen, ſie träumt nicht und will nicht, daß ihre Träume durch raſchen Entſchluß in die Wirklichkeit gezaubert werden. Aber grade dieß, was Euch beweiſen ſollte, daß Ihr es nicht mit eitelen Marktſchreiern oder Zerſtörungswüthigen zu thun habt, ſondern mit prüfenden Männern, dieß, daß dieſelben kein ſogenannt Poſitives allem ſogenannt Beſtehenden gegenüber erheben, ſondern ſich losſagen von Euch Allen, die Ihr Phantaſieen höher achtet als Gott und den Menſchen, die Ihr doch als das Höchſte zu achten vorgebt, Euch einbildet, gerade dieß macht Ihr der Kritik zum Vorwurf, gerade darin wollt Ihr ihre deſtructive Tendenz, ihre Verwerflichkeit und Verworfenheit erkennen.

Nein! der Kritiker iſt nicht Mann der That. Er hat nicht die närriſche Einbildung, den Knoten zu löſen, wenn er ihn durchhaute gleich Alexander. Er nimmt das Schwert daher gar nicht in die Hand; die Hand bleibt ihm überhaupt aus dem Spiele. Nicht mit roher Fauſt ſchlägt er drein, aber das Auge ſchlägt er frei auf und ſieht — und ſieht, wie Ihr ihm die Praxis erſpart und an Euch ſelber genug zernichtet. Er ſieht und zeigt Euch, daß Ihr ſelber die Töpfe zerſchlagen habt, in denen Ihr Euch noch immer ein köſtlich Mahl zuzubereiten glaubt. Er ſieht und freut ſich Eurer kindlich unbewußten Kraftäußerung. Aber das verlangt von ihm nicht, daß er Euch ſchon für Männer halten oder Euch auch nur vorausſagen ſoll, was Ihr, einſt Männer geworden, dann für Ziele zu verfolgen, für Arbeiten zu vollbringen haben werdet. Die Geſchichte hat dergleichen Prophezeihungen noch immer Lügen geſtraft. Fordert alſo nicht mit aller Gewalt Lügen. Seid zufrieden, daß Euch in's Bewußtſein gerufen wird, wie Ihr immer drauf los zerſchlagt und zerbrecht, aber ohne zerſchlagen und zerbrechen zu wollen, weshalb Ihr denn auch immer erſchreckt und Euch vor der Ruthe fürchten müßt, wenn Euch ein kindiſch Meiſterſtück gelungen iſt. Dergleichen ſind heut zu Tage nicht wenige. Es iſt eben, daß das Kind das Kind abwirft.

Dadurch wird zugleich der Irrthum widerlegt, als könne das Menſchengeſchlecht erzogen werden, indem man ihm in der Entfernung große Ziele aufſteckt und es zur Erreichung derſelben durch die Verkündigung köſtlichen Lohnes anlockt. Der Schütze mag eines Zieles bedürfen, der Menſch iſt unendlich mehr als ein Schütze, über alle Ziele hinaus greift ſein Geiſt. Der Unglaube rüttelt nur darum an der Ewig-

Digitized by Google

keit, weil dem ursprünglichen Sinn, in die Ewigkeit hinaus und hinein zu schauen, die überall ausgesteckten nahen und fernen, nächsten und fernsten Ziele die Aussicht beschränkt, die Kühnheit geraubt, ihn kurzsichtig und muthlos gemacht haben. Das Menschengeschlecht wird nicht von Heroen und Systemen erzogen, es erzieht sich selbst. — Erfahrt's an Euren Kindern! Habt Ihr Euch nicht oft genug die größeste Mühe gegeben, ihnen Dieß oder Jenes beizubringen? Vergebens, sie sprangen ab, sie hatten keine Geduld, keine Aufmerksamkeit, sie entschlüpften mit ihren Gedanken ganz wo anders hin, als Ihr dieselben lenken wolltet. Ihr mußtet aufgeben, was Ihr doch so gern in so guter Absicht dem Geist Eures Kindes einprägen wolltet. Bald darauf überrascht Euch Euer Kind mit irgend etwas Richtigem, Treffendem, wie Ihr's von ihm nicht erwarten durftet, wie es Euch vielleicht ganz und gar noch nicht vorgekommen. Wo hat das Kind das her? fragt Ihr voll Verwunderung und Freude. Das Kind hat es nirgends her, in ihm selber sprudelt die ewige Quelle.

Aber freilich, wie Ihr Eure Kinder erzieht, d. h. sie die Ursprünglichkeit ihres Geistes vergessen, sich selbst verlernen lehrt, so wollt Ihr auch die Menschheit heran-, d. h. verbilden.

Die Kritik hat von sich nicht den verwegenen, lästerlichen Glauben, der Welt für die Zukunft das reine und ungetrübte Glück zu bringen. Mit Euch steht sie in der Gegenwart, Ihr aber auf der Seite, wo die Vergangenheit Abschied nimmt, sie, wo die Keime der Zukunft den Boden durchbrechen. Sie weissagt diese Zukunft nicht, aber sie weiß und sagt, was ist, Ihr aber nicht seht, daß es ist, weil Ihr die Arbeiter und Tagelöhner seid und sein wollt, die an dem Lohn keinen Antheil haben, die Frucht deshalb gleichgültig oder neidisch übersehen.

Die Kritik ist also auch nicht zeitgemäß in Sinne. Sie ist in keine Rubrik einzuordnen Schema und der Tabelle, welche Ihr Euch Weltentwicklung auspunctirt und auslinirt h nicht, weil sie etwas Funkelnagelneues wäre, sie ist ja vielmehr von jeher die Begleiterin schichte, der Geist der Geschichte, die Geschich gewesen, was in zwei Worten der kurze Spru die Weltgeschichte ist das Weltgericht — sond sie die Schemas und Tabellen mit ihren überhaupt nicht anerkennt, sie wegwischt von d der Geschichte.

Szel

III.

George Sand.

Zweiter Artikel.

In dem Vertheidigungsschreiben gegen ih censenten Nisard charakterisirt die Sand sich se richtig, wenn sie im wesentlichen Folgendes be

Gegen den Vorwurf, daß ich den Egois Sinne und die Metaphysik der Materie hätte ren bringen wollen, kann Lélia für mich an die vielmehr den Zweifel an den Sinnen den Scepticismus, der den Genuß mit stolz von sich abweist und gegen die Entsagung u behrung sich empört.

Indiana ist keine Apologie des Ehebruc Liebhaber, den man den König meiner Bücher hat, spielt eine schlechtere Rolle als der Ehem gehört zu den charakterlosen Politikern und

Digitized by Google

die zur Befriedigung ihrer Selbstsucht und ihres Leichtsinns die gesellschaftlichen Verhältnisse angreifen. Wenn „die Indiana" der Zweifel an der jetzigen Form der Ehe ist, so ist sie auch der Ausdruck für die Verachtung des Lumpe, der sie zu brechen wagt.

Es ist wahr, ich habe die Liebe als die Religion dargestellt, die in ihrem Gegenstande ihren Gott sieht, im Leone Leoni habe ich aber auch die Macht und Bedeutung der hingebenden Liebe in dem Zauber dargestellt, den gerade der unwürdigste Gegenstand auszuüben pflegt.

Das Ganze, die Substanz, die Liebe, Ehe, Religion, die Gesellschaft will ich nicht aufheben, sondern nur die Mißbräuche, Lächerlichkeiten, die Vorurtheile und Laster der Gesellschaft, die Personen, die bisher die Träger der Substanz waren.

Ich habe gezweifelt, aber mein Zweifel hat nur die Attribute getroffen, nie die Substanz berührt.

IV.

Die Bewegung des Socialismus und Communismus von Th. Oelkers. Leipzig, Fest'sche Verlagsbuchhandlung. 1844.

Die französischen Socialtheorieen haben sich jetzt eines großen Anklanges bei uns zu erfreuen. Enthaltsam freilich in der Untersuchung und Beurtheilung, sind ihre Anhänger desto eifriger in der Verbreitung der neuen Stichwörter, mit denen sie ihren alten Schatz von Redensarten vermehren konnten. Ausgerüstet mit dem neuen Funde stehen sie nicht an, sich als Incarnationen des Zeitgeistes, als Propheten des „neuen Heilandes" und „den Socialismus als den Heiland" selbst zu proclamiren. Aber auch dem Patriotismus zollen sie die gebührende Verehrung. Für Deutschland muß das Bethlehem des neuen Heilandes vindicirt werden. Die Reformation, die Bauernkriege, sollte sich aus ihnen nicht die Quelle der Bewegung herleiten, sollten sich in verschollenen Werken deutscher Belletristen nicht schon den heutigen verwandte Wendungen aufzeigen lassen? (S. 151.)

Auch die deutsche Universitäten-Wissenschaft scheint den modernen frohen Botschaftern besonders geeignet für die Empfängniß der neuen Lehre; Herr Oelkers apostrophirt sie daher auf ihrem Katheder: „sie möge sich nicht mehr damit begnügen, jeden großen Widerspruch theoretisch zu vermitteln und zu verdauen, sondern einmal auch ein klein wenig das werden, was man praktisch nennt." Doch kommt es ihm auf Theorie so sehr nicht an! er läßt es daher wieder dahin gestellt, „ob die deutsche Wissenschaft, die gute Dame," sich dem neuen Heilande hingeben werde; denn sein Standpunkt ist unmittelbar praktischer Natur. „Man braucht einmal auch der lebendigen That, der Gedanke wird uns ohnehin nicht entlaufen." In dieser Sicherheit, die insofern gegründet ist, als wer nichts besitzt, auch nichts verlieren kann, hat der Verf. sein Buch geschrieben, das seinen Zweck, einer „bereits anerkannten Wahrheit größere Ausbreitung zu verschaffen, durch Darstellung der bisherigen Versuche" und durch besondere Andeutungen erreichen soll.

Auf eine Untersuchung der anerkannten Wahrheit und ihrer Voraussetzungen konnte sich der Verf. nicht einlassen; denn er besitzt ja „den Muth, eine Meinung zu haben," eine fertige Meinung, die ihm jedes kritische Verhalten unmöglich machen mußte.

Der doppelte Inhalt hat auch den Eintheilungsgrund abgegeben. In dem ersten Abschnitte, mit der Ueberschrift: Vergangenheit, giebt uns der Verf. die

Digitized by Google

Darstellung der socialen Bestrebungen; seine besonderen Andeutungen aber theilt er uns in einem zweiten mit, welchem er den Titel: Gegenwart und Zukunft voransetzt.

Wie wenig Mühe es macht, Geschichte zu schreiben, wenn man Quellen zu benutzen versteht, zeigt uns der erste Theil, der nichts enthält als ein durchgängig wörtliches Excerpt aus den Arbeiten Anderer. Stein's Buch über den französischen Socialismus ist vorzüglich der Honigstock gewesen, in welchen Herr Oelkers als räuberische Wespe gefahren ist; nur den Gedankengang und die geschichtliche Entwickelung hat er als Nebensächliches zurückgelassen, so daß uns sein Buch in dieser Hinsicht als Vorläufer von den Producten „einer wahrhaft organisirten Arbeit" und als Beweis für die Möglichkeit „einer vermehrten Production" gelten kann.

Doch es hieße dem Verfasser Unrecht thun, wollten wir nicht auch seine autonomen Raisonnements über die von ihm geschilderten Lehren erwähnen, die er in einigen Andeutungen als kostbare Perlen in den historischen Notizenschatz eingestreut hat: Seite 10 sind alle zeitherigen Bestrebungen erst schwanke, halbbewußte Versuche, die er S. 82 zum Theil bedauert, ja verabscheut. S. 84 sieht er „den sonst scharfsinnigen Weitling auf Klippen gerathen." S. 19 werden wir gewarnt, „die Resultate mehr oder minder irriger Lehren nicht mit dem Resultate der ganzen Bewegung zu verwechseln, welches noch nicht erfolgt ist." S. 34. wird von Fourier gesagt: „er sei durchaus materiell, der Genuß werde von ihm als das Höchste, was zu erreichen, dargestellt." Dies ist ein Panegyrikus auf sein System, da er S. 11 die Bestimmung des Menschen definirt hat als bestehend: „in möglichst vollkommener Entwickelung seiner geistigen und sinnlichen Kräfte und freier Anwendung derselben — Befriedigung und Genuß in gleichem Maaße für Alle."

Mit derselben Gründlichkeit und Schärfe des Urtheils geht der Verf. zu Werke, wenn er uns im zweiten Abschnitt Andeutungen über den heutigen Zustand der Gesellschaft giebt. Mit Redensarten, wie: „Mangelhaftigkeit ist das Characteristische von Allem, was wir in unserer Zeit erblicken" (S. 113); „die gegenwärtigen Zustände liegen zu sehr im Argen (S. 111); ein allgemeines Mißtrauen Aller gegen Alle vernichtet das Gute im Keime" (S. 111.) u. s. w. u. s. w., Redensarten, die in allen Modulationen denselben Grundton hören lassen, glaubt der Verf. sich mit dem Bestehenden abgefunden und ein Recht zu haben, sich der Masse gegenüberzustellen, als deren Geistesgenossen er sich doch dokumentirt.

Wird die Region der Gemeinplätze für einen Augenblick verlassen und auf ein herrschendes Princip speziell Rücksicht genommen, so fällt die Darstellung in's Komische. So wird z. B. das bestehende Eigenthumsrecht durch den Ausspruch eines „alten, biblischen Weisen" gestürzt, „wonach dem Geschöpfe nichts wahrhaft zu eigen sein könnte, was es nicht entweder mit seinem Leibe zugleich zur Welt bringt oder später aus sich selber schöpft."

Dieser „Grundsatz" überzeugt den Verf., daß es „kein solches persönliches Eigenthum geben darf, wie es sich der Egoismus denkt," Herr Oelkers aber denkt es sich so, „daß Alles dem Individuum gehört, was es (mit den Sinnen oder Gedanken) wahrzunehmen vermag." S. 143 findet er es eine „sonderbare Erscheinung, daß die Besitzer noch nicht zu der Ueberzeugung kommen wollen, es müsse statt des reinpersönlichen Eigenthums vielmehr eine Verwaltung des Reichthums stattfinden." Es ist für gewiß anzunehmen, daß Herr Oelkers oder der biblische Weise ihnen diese

Digitized by Google

Ueberzeugung einflößen werden. Um aber alle „Klippen" wegzuschaffen, die dem neuen Evangelium noch den Eingang in den Hafen versperren, müssen sich die Völker das verloren gegangene Kleinod des Glaubens wieder erringen. — Die Socialisten bedürfen der Religion! Eine Lehre, die „das Wohl der armen Volksklasse" zu ihrem höchsten Gesichtspunkte hat, kann, wenn sie sich zum dominirenden Princip eines neuen Weltzustandes machen will, ihre Berechtigung im Gedanken nicht finden; sie bedarf höherer Autorität! Die bestimmte Religion aber ist gleichgültig, weil die Religion überhaupt nicht an und für sich seiender Zweck, sondern bloßes Mittel ist; daher für sich keine Bedeutung hat, sondern genügt, wenn der ihr fremde Zweck damit nur erreicht wird. Sie muß die sociale Färbung angenommen haben. So findet der Verf. es „nöthig, daß der sociale wie religiöse Glaube wiedergewonnen werde; für die christlichen Völker bedarf es zwar keiner neuen Religion, wenn es ihnen nur gelingt, sich die christliche in ihrer wahren Reinheit zu retten; doch ist jede Religion gut, welche gemäß dem organischen Princip und somit auch volksthümlich ist."

Für die Nationalität eifert der Verf., die Ueberspringung ihrer Schranke sieht er für die „bedenklichste Klippe an, welche die socialen Systeme scheitern lassen;" doch er hält es „Gott sei Dank für unmöglich, daß es geschähe; denn im entgegengesetzten Falle hätte man den Organismus zerstört."

Fragen wir nun nach der Beschaffenheit des organischen Princips, so erhalten wir nur Orakelsprüche zur Antwort: „Es wird einen neuen vollendenten Zustand begründen; freie Einheit und eine Freiheit, nämlich die ganze, sind seine Bedingungen; das Leben wird sich im neuen socialen Zustande in allen Beziehungen erfreulich entfalten."

Der Weltanschauung des Verfassers liegt das Bestreben zu Grunde, Einheit und Harmonie in die gebrochene Welt des religiösen Bewußtseins zu bringen, den Menschen in seinem irdischen Dasein als werthvoll und berechtigt anzuerkennen: eine Anerkennung und Versöhnung, die von seinem Standpunkte nur zu größerer Geltungslosigkeit und Entzweiung führen konnte. Die Einheit des Menschen mit seinem Wesen ist nur eine genannte, illusorische, die Widersprüche sind nur gewaltsam vereint und daher geblieben, was sie vorher waren.

Gleich in dem ersten Satze wird gesagt. „Es giebt nur eine Welt, nur eine Ewigkeit und die Menschen sind Eins mit Gott." Dann aber sind wir wieder in unserer ewigen Laufbahn begriffen; und damit ist die jenseitige, überirdische und übermenschliche Welt wieder hergestellt.

Der Verf. konnte zu keiner anderen Anschauung kommen; denn die Kategorie der Quantität ist die höchste Form seines Denkens, seine Ewigkeit ist nur die Verstandesunendlichkeit, der unendliche Progreß. Er sagt dies selbst: „so lange wir die Ewigkeit nicht begreifen können, denken wir uns eine Zeit ohne Aufhören dafür." Die reine Bewegung für sich, zugleich als abgeschlossene auf sich bezogen ist Oelkers Gottheit. So sagt er von ihr aus, „daß sie der beiden Aussichten in's unendlich Große und Kleine entbehre, denn sie sei die Unendlichkeit selber," ferner „die Begriffe: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft fallen bei ihr ganz weg oder verschmelzen in Eins."

In der Kategorie der Quantität aber mußte er befangen bleiben, da ihm ihre Momente: Diskretion und Kontinuität, auseinanderfallen.

Wenn er das Moment der Diskretion für sich festhält, führt ihn dies zum unendlich Kleinen, dem er, ungeachtet er es nicht begreifen kann, sinnliche

Digitized by Google

Realität zuschreibt. Atom ist ihm der „nöthige Kunstausdruck" dafür, und er sagt von diesen „kleinen Theilchen, daß sie sich, auch wenn sie den festesten, dichtesten Körper bilden, im freien Raume unter einander getrennt bewegen, in verhältnißmäßig gleichen Distancen wie die Sterne am Himmel." Ebenso besteht ihm die Zeit aus kleinsten Theilchen (S. 130). Bringt er nun das Moment der Kontinuität hervor, so giebt sich auch diesem seine Phantasie ganz hin: „Wir sind Atome des größeren Atom's Erde, welche wieder Atom eines größern oder größten Geschöpfes sein mag. Möglich, daß die Gestirne (im Serum, dem Aether, schwimmend) Körper des Blutgefäßes eines Weltthiers sind — ein solches Gefäß kann die Milchstraße sein, zu der wahrscheinlich unsere Erde gehört — und dann wäre die (keinesweges scherzhafte)" blos einfältige „Frage aufzuwerfen, ob sie eine Vene oder Arterie d. h. ob wir uns zum Herzen oder vom Herzen des großen Wesens bewegen?"

Die Gottheit sehen wir noch in den verschiedensten Farben schillern, sie ist der gordische Knoten, zu dem sich alle untereinander und an sich selbst widersprechenden Bestimmungen verschlingen, und so ein Abbild der zerrissenen und unstäten Anschauungsweise des Verf. Nachdem wir sie als unendlichen Progreß und als thierische Seele kennen gelernt haben, wird weiter von ihr gesagt, daß sie das „All, das Universum selbst sei," welches er sich als vollkommene Kugel vorstellt und darnach „den Alten Recht giebt, wenn sie einen runden Gott," etwa einen Billardball „lehrten." Dann wird die mathematische Vorstellung wieder verlassen, und dafür die reine Abstraction als Fürsichseiende genommen.

Dem Menschen gegenüber, dem nur „Gedächtniß, kein eigentliches Bewußtsein zugeschrieben wird, ist Gott" „höchster bewußter Gedanke, höchstes Bewußtsein;" also der superlative Mensch oder die ...sonderheit fixirte Gattung.

Ferner treibt ihn das Zweckverhältniß ... jedem Gegenstande ist nach einem fruchtbri... nützlichen Zwecke zu fragen" — zur Bestimmu... zwecksetzenden Subjektes, das er mit den Pr... „allmächtig, allweise, allwissend" ausstattet. ... fall, „der ja leicht unnütz sein könnte," wird ... ausgeschlossen und als „Unsinn" erklärt, und ... num durchaus keinen Zufall geben kann, sch... Verf. weiter, muß die Prädestination, daß Al... geschieht, nothwendig so geschehen muß und ... so bestimmt war, richtig sein. Ohne den un... lichen Willen des Allumfassenden müßte do... Zufall sein!" Der Verf. tilgt also den Zufall ... er ihn in die himmlische Potenz erhebt und ... Freiheit, nämlich die ganze, enthüllt ihr Wese... sie die Menschen zu Marionettenpuppen an ... den macht. Da ferner die neue Ordnung sich ... dem höchsten Ganzen entwickeln soll, so mü... der orientalische Despotismus als Form für ... Gesellschaft vorgeschlagen werden.

Des Verfassers Metaphysik läuft in sei... sicht von der Seelenwanderung in ihre Spitze... men: denn er bleibt nicht blos träge bei d... dauern stehen, daß die bisherigen Vorstellung... derselben irrig gewesen, sondern giebt auch sog... richtige. Stufenweise Fortbildung der Indivi... die Himmelsleiter, auf der die Seelenatome zu... heit empor klimmen, Gott ist die oberste Sprc... ganze Leiter und das Conglomerat aller Ato... er „nach seinem tiefen, durch Liebe erzeugten... schlusse aussendet, damit sie zuerst zu Krystall... den" u. s. w.

Wenn der Verf. uns zu wiederholten Ma... sichert, seine Lehre sei vernunftsgemäß, so ist d...

Digitized by Google

bekannte pathologische Erscheinung, der Trunkene behauptet ja auch, er sei nüchtern, und der Narr, er sei weise!

Was aber dies mixed peacle aus allen möglichen Vorstellungen mit dem Christenthum zu schaffen hat, darüber ist uns der Verf. den Nachweis schuldig geblieben.

Noch ist das Verhältniß seiner Weltanschauung zu der praktischen Tendenz seines Buches anzugeben.

Wenn die Individualität nur nach der Seite ihrer Endlichkeit gewußt und in dem Genusse dieser Endlichkeit die Bestimmung des Menschen gefunden wird, so ist damit zugleich ihr wahrhaftes Wesen in ein Jenseits verlegt. Das Gefühl dieser Zerrissenheit giebt die Sehnsucht nach der Erreichung des entäußerten Wesens, doch wird dieselbe erst als eine künftige, über den Tod hinausgeschoben, da das Individuum eben zu indolent und geistesträge ist, dies Jenseits und diese Zukunft zum Diesseits und zur Gegenwart zu erheben. Freiheit heißt dann das Ergehen in der Sphäre der Besonderheit, und damit ist die Zersplitterung in sich abstoßende und ausschließende Atome gesetzt, deren chaotische Auflösung nur durch eine fremde, über ihnen schwebende, äußerlich ordnende Macht verhütet wird, die dann dies Geschäft ebenfalls als ihr besonderes Vorrecht und Genuß ihrer Leidenschaft betreibt.

Der Verf. hätte nur die Augen besser öffnen und die uns als weltumgestaltendes Princip verkündete Freiheit und Einheit, die seiner Weltanschauung nach nur die oben angegebene Bedeutung haben kann, als bereits in Existenz getreten erkennen sollen.

Für die arme Volksklasse aber mußte der Verf. schreiben, weil sie in unmittelbarer Weise die Bedeutung der Auflösung dieses Zustandes trägt und den Untergang der atomistischen Gesellschaft als hereinbrechend anzeigt; doch ist es wieder gänzlich verkehrt, zu meinen, der gesunde Organismus sei hergestellt, wenn die ihn afficirende Krankheit unterdrückt und zurückgetrieben oder über den ganzen Organismus verbreitet und dann als Normalzustand angesehen wird.

Eine totale Reform, die der Verf. fordert, ist nur dann möglich, wenn der Einzelne bei sich anfangend, hier den Grund und die Quelle des Uebels erkennt und in dem Erkennen beseitigt. So lange das Individuum nicht für sich frei ist', ist auch kein objektiv freier, dem Wesen des Menschen adäquater Zustand möglich.

Der Verf. hätte sich dann anders als in Phantasieen und Träumereien ausdrücken müssen.

Wenn er seine Stufenleiter mit einer „kolossalen Schule vergleicht, und die Klasse, deren Schüler Menschen heißen, zwar keine der niedrigsten aber auch keine vorzüglich hohe nennt," so spricht er damit aus, daß er sich noch in keiner höhern Bedeutung weiß, als der eines Schülers, und daß er mit seinen Vorstellungen noch in die Schulstube gehört, ein Geständniß, dem wir gern unsere volle Zustimmung ertheilen.

F. v. G.

Digitized by Google

V.

Berlins Armenwesen.

2. Die Communal-Armenverwaltung.

1. Monatsblatt der Armendirektion. Jahrgänge 1834 — 43.
2. Bericht über die Verwaltung der Stadt Berlin in den Jahren 1829 — 1840 nebst den Rechnungsabschlüssen der einzelnen Jahre.
3. Die öffentliche Armenpflege in Berlin, dargestellt vom Armendirektorium. 1828.

Die reichhaltigen und in's einzelne gehenden Mittheilungen, welche die vorstehenden Veröffentlichungen enthalten, geben zuerst Gelegenheit, die schrankenlose Oeffentlichkeit, die dieser Verwaltungszweig befolgt, rühmend anzuerkennen. Als Grund derselben tritt an verschiedenen Stellen (No. 2. S. 166 u. f. w.) ein Streben hervor, welches dieser Oeffentlichkeit ein nur um so günstigeres Urtheil erwirbt: das Streben nach Verbesserung. Die Schranken aber, innerhalb deren es sich bewegt, sind weiter, als bei der Mehrzahl ähnlicher Institute, und können kaum zum Vorwurf dienen, da sie in Voraussetzungen bestehn, von denen sich zu lösen erst einzelne Richtungen der Geschichte begonnen haben. —

Ueberhaupt haben es meine Kritiken nicht mit Vorwürfen zu thun. Sie sollen nur die Negation des geschichtlichen Inhalts aussprechen, die die fortschreitende Zeit, die reine Negativität selbst, an ihm vollziehen muß. Doch ist dies Aussprechen nicht zum Scherz, es besteht eine Wechselwirkung zwischen der Bewegung der Dinge und dem Zeitgeist, und die Herrschaft des Geistes und das Glück der Gattung besteht darin, daß der letztere sich nicht von der überholen lasse. Wo er zurückblieb, nennt unabweisbare Einwirkung der sachlichen Ue Erfahrung, und glaubt nun fälschlich in geda Unterwerfung unter dieselbe eine überallgültige gefunden zu haben, auf die er sogar wohl könne; und doch ist er eben nur zurückgeblieb muß, gezwungen und leidend, Schritt für eine Entwickelnng durchmachen, die er auf Einer vollenden konnte, wenn er sie nur sich sel danken wollte. Aber dazu gehört eine Will die nur zu oft gescheut wird und deren Anstre von der gleichfalls leicht ermüdenden Aufme den ungerechten Tadel erfahren, zu abstract weil der Weg zum begriffnen Concreten d Abstraktion hindurchgeht. Daher muß ich wied daß es mir ums Einzelne und Allerconcreteste ist, wenn auch diese Absicht zuweilen in a Entwickelungen ihren Ausdruck findet. —

— Die Männer, aus denen das Verw personal für das Berliner Armenwesen zusa setzt ist, und die ganze Eintheilung, in die es sind, nach der Bestimmung der Städte-Ordnu präsentanten der Erfahrung. Mitglieder de gistrats, zu dessen unbesoldeten Stadträthen Männer der Erfahrung genommen werden; M der Stadtverordneten-Versammlung, die ga solchen besteht; Bürgerdeputirte, durch welche etwa fehlende, Erfahrung ergänzt wird; Ar missionsvorsteher, die im Einzelnen gewonn fahrung gebend und eine übersichtliche dafür halten d, bilden die, die Geschäfte leitende, P rektion. Wie die Armendirection den Erfolg ihr getroffenen Einrichtungen beobachtet und weiter verfährt, so beobachten die, ihr untergeo Armencommissionen den Erfolg der einzelnen

Digitized by Google

und richten ſich danach in der weitern Vertheilung der Unterſtützungen. Zu dem Zweck ſind dieſe Commiſſionen aus den ſtädtiſchen Bezirksvorſtehern, zu denen die, mit dem Geſchäftsleben überhaupt und den Verhältniſſen ihrer Nachbarn vertrauteſten, Bürger erwählt werden, und aus Armendeputirten, andern länger anſäſſigen Bürgern gebildet, in hinreichender Anzahl, um bei jedem einzelnen Fall über die vorhergehende Dringlichkeit und den nachherigen Erfolg der Unterſtützung die genaueſten Nachrichten einziehen zu können.

Indem ſich dieſes Syſtem der eigentlichen Beamten ſo viel als möglich enthüllt, glaubt es einen doppelten Vortheil davon zu haben. Zwar kann ich beim Charakteriſiren der, dabei zu Grunde liegenden, Anſicht an keinen beſtimmten Ausſpruch anknüpfen, aber die ganze Einrichtung ſelbſt iſt ein ſolcher, und wird ihn auch ſchwerlich verläugnen. Zuvörderſt verfalle der bloße Beamte, indem der Verkehr mit den Armen ſeine ganze Zeit ausfülle, in jene Schroffheit und Einſeitigkeit, die jeder halben, einförmig ausgefüllten, Exiſtenz eigenthümlich ſei. Er ſetze ſich aus der Mannigfaltigkeit des Betrugs und der ſchlechten Eigenſchaften, die ihm bei den Armen hemmend entgegen träten, ein allgemeines Bild der Menſchen zuſammen, mit denen er es zu thun habe. Und danach verfahrend, mache er den zurückſtoßenden Eindruck der Härte und des Mißtrauens, ſo daß bei den Armen der tröſtliche Gedanke an die Geſellſchaft, die ſie nicht im Stich laſſen werde, verloren ginge. Im Gegentheile gewöhnten ſie ſich daran, die Wohlthat über die Demüthigung inquiſitoriſcher Vorſicht zu vergeſſen, und mit Haß zu vergelten. Dieſes unnatürliche Verhältniß falle bei der jetzigen Form der Armenpflege weg, ohne daß man eine weniger ſcharfe Prüfung vorausſetzen könne, denn der bürgerliche Armendeputirte ſtehe den Armen näher, als der Beamte, habe vielleicht daſſelbe Geſchäft, und bringe den vorliegenden Fall mit ſeinen Erfahrungen in Vergleichung.

Aber eben dieſe Erfahrungen haben das mangelhafte der Erfahrung an ſich, und werden bei jedem anders ſein. Indem ſich die individuellen Verſchiedenheiten in den Amtsverrichtungen geltend machen können, tritt der umgekehrte Fehler als oben ein; die Armen ſchmiegen ſich bald, vielleicht unbewußt, nach dem Nutzen, den ſie daraus ziehn können, und den perſönlichen Mängeln, deren geſetzliche Unterdrückung das Intereſſe der Geſellſchaft erheiſcht, wird ein ſociales Recht gegeben. Auch wird, eben durch ſeine Stellung als Wohlthäter, der dem Armen näher ſtehende Bürger mehr und mehr durch eine geſellſchaftliche Kluft von ihm getrennt, und die Schroffheit des Standesunterſchiedes aus dem Grabe heraufbeſchworen, zu einer Zeit, deren weitere Entwickelung ſie um ſo ſchmerzhafter empfinden muß.

Als Vorzug der bürgerlichen Armenverwaltung gilt ferner die Koſtenerſparniß. Dieſe Täuſchung gehört zu den unzähligen Täuſchungen der gedankenloſen Gewohnheit, die in Geldſummen die letzte und ſicherſte Darlegung der Reſultate ſieht. Für die Stadtkaſſe oder die Armenkaſſe tritt freilich eine Koſtenerſparniß ein, aber auf dieſen imaginairen Durchgangspunkt der Gelder kommt es doch wohl nicht an. Die Kaſſe hat nichts durch ſich ſelbſt; alles was ſie hat, erhält ſie von andern; und nur ob dieſe andern mehr geben oder leiſten müſſen, kann von Intereſſe ſein. Dieſe andern ſind aber eben die Bürger, und indem man die Arbeiten zur Armenverwaltung umſonſt von ihnen verlangt, läßt man ſie nur thatſächlich leiſten, was ſie ſonſt bezahlen müßten. Auch leiſten ſie es nicht einmal umſonſt; die Mehrzahl iſt wohl bereitwillig dazu, aber nur unter der Bedingung, daß die Beſchäftigung für das öffentliche Wohl nicht ſtörend in die für ihr

Digitized by Google

eigenes greife. Es dürfen also nur solche Bürger dazu erwählt werden, die möglichst von Beschäftigungen frei sind, das heißt durch Kapitalbesitz derselben enthoben werden; und schon dadurch, daß derselbe auf diese Weise von der Gesetzgebung als berechtigte Existenz vorausgesetzt wird, findet er eine neue Ursache seines Bestehens. Dann sind aber die, durch ihn den Arbeitern entrissenen, Zinsen die Bezahlung für die öffentlichen Dienste, die er dem Einzelnen möglich macht; und was den Arbeitern entrissen wird, geht den Armen verloren, den Kranken, Greisen und Kindern der großen Arbeiterfamilie, deren Ernährung den noch rüstigen Mitgliedern derselben zur Last fällt. Mithin sind es die Armen selbst, die die Kosten der Verwaltung tragen, sei dieselbe eine besoldete oder unbesoldete.

Die Anhänglichkeit an veraltete Formen, von denen man sich durchaus nur durch die Erfahrung heilen lassen will, geht aber so weit, daß das letztere System, obgleich schon von der Kritik überschritten, noch nicht einmal zu energischer Ausbreitung gelangen konnte. Denn eine wirklich veraltete Form ist das ganze Bürgerthum, ein leerer Name, hinter dem die neuen gesellschaftlichen Unterschiede, unerreicht von der Gesetzgebung, sich verstecken. Das Bürgerthum ist bei uns an den Hausbesitz und an das Geschäft geknüpft und der Hausbesitz und das Geschäft bedeuten wenig mehr für den Wohlstand, seit es Staatspapiere, Ritterschaftspapiere, Stadtobligationen, Hypotheken und Actien giebt. Eine große Menge Wohlhabende sind nicht Bürger, nur Staatsbürger, und da es nicht der Staat, sondern die Stadt mit den Armen zu thun hat, stehen sie gesetzlich ganz außerhalb der gesellschaftlichen Verpflichtung gegen diese, und brauchen kein unbesoldetes Amt anzunehmen. Und so stellt sich neben den Kapitalbesitz, der zufällig an ein Haus oder ein Geschäft geknüpft ist und wegen dieser Zufälligkeit mit den Armen in Berührung kommt, ein zweiter, der in gar keine Berührung mit ihnen kommt, der auch nicht einmal Liebesverrichtungen zu thun braucht für die Wohlthaten, die er in Form des Zinses von der Gesellschaft genießt. Dieser Capitalbesitz wirft dann Bürger und Besitzlose, unter dem Namen des Volks in eine Masse zusammen, die nur in sofern Unterschiede habe, als sie einer gewissen Regelung bedürfe, um nicht unter seinen Füßen in Gährung zu gerathen. Aber diese Regelung gehe ihn nichts an und möge sich selber bewerkstelligen. Darum quält sich das System des unbesoldeten Bürgerbeamtenthums innerhalb so drükkender Schranken ab, daß es beständig krankt. Die Zahl der Männer, die sich allenfalls unter die phantastische Rubrik des soliden Bürgerthums classificiren lassen, wird täglich geringer, und für die beschwerlicheren Stellen mangelt es beständig an passender Besetzung. Unter den dreißigtausend Einwohnern der nördlichen Vorstädte fand sich kein einziger Bürger, dem man das Amt eines Armencommissionsvorstehers aufbürden konnte; man mußte doch zum besoldeten Beamten seine Zuflucht nehmen. Wenn das System durchgreifend wäre, und allen Capitalbesitz, statt des sogenannten bürgerlichen bände, wäre das nicht nöthig. Es stehen da draußen genug drei- und vierstöckige Häuser, und wenn sie auch den nominellen Besitzern vielleicht nichts eintragen, weil sie zu sehr belastet sind, so tragen sie doch eben den Hypothekenbesitzern Zinsen ein. Man könnte also die Hypothekenbesitzer zu den Bürgerpflichten heranziehn; sie sind ja auch Hausbesitzer; und könnte die Vorstädte in so viel Armenbezirke theilen, daß auch ein unbesoldeter Beamter einem davon vorzustehn vermöge. Aber, wie gesagt, das vor dem Gedanken veraltete hätte noch Kämpfe zu bestehn, wenn es nur consequent mit sich selbst sein wollte. —

Digitized by Google

— Unter der Mannigfaltigkeit der Unterstützungen, durch welche die Communal-Armenverwaltung ihren Zweck zu erreichen glaubt, und die ich zuerst in ihren Resultaten untersuchen will, nimmt die Unterstützung in baarem Gelde einen der größesten Posten ein. Von den 320,933 Thlr., die die Ausgabe der Haupt-Armencasse bilden, wurden im Jahre 1840. 107,647 den Armencommissionen zur Vertheilung ordinairer und extraordinärer Unterstützungen gezahlt. Die Zahl der, laufende Unterstützungen erhaltenden Almosenempfänger war im selben Jahre 5138, ein jeder erhielt also jährlich 21 Thlr. Das dabei befolgte Princip erhellt aus Seite 168: „von diesen kann man füglich $\frac{1}{6}$ annehmen, welche hoch bejahrt, gebrechlich und sonst arbeitsunfähig sind." Für solche also, die sich nichts selbst verdienen können, soll es der Repräsentant der nothwendigsten Lebensbedürfnisse sein.

Es erhellt leicht, daß diese Unterstützung für das Bedürfniß nicht ausreicht. Die allereinfachste und billigste Lebensweise, wie sie im Arbeitshaus und im Neuen-Hospital festgesetzt ist, wo noch dazu Ordnung und Einkauf im Großen die Kosten vermindern, und die Wohnung nicht eingerechnet wird, weil diese Anstalten eigne und unbelastete Gebäude haben, beträgt doch, nach den Angaben der betreffenden Publicationen, 50 Thlr. pro Kopf jährlich. Wenn nun fünf Sechstel der Almosenempfänger gar nichts zu ihrer Erhaltung beitragen, so müssen die noch übrigen 30 Thlr., welche nothwendig sind, wenn sie nicht verhungern oder erfrieren sollen, von anderen beschafft werden. Ich weiß wohl, daß dies zuweilen durch Privatwohlthätigkeit geschieht, wo etwa ein früheres Dienstverhältniß dem hülflos gewordenen Alter das Wohlwollen und die Unterstützung einer wohlhabenden Familie zuzieht, ich weiß aber auch, daß es noch öfter der Arme für den Armen schaffen muß. Die arbeitende Klasse erzeugt immer die Mehrzahl der letzteren, und schleppt sie als eine drückende Last am Bande der Verwandtschaft mit sich. Sie muß den Rest decken, den die unzureichende Unterstützung ihr überläßt, und diese verwandschaftliche Hülfe ist die Voraussetzung bei den Unterstützungen in baarem Gelde. Der ganz verlassen dastehende arbeitsunfähige Arme ist dem Hospital oder dem Waisenhaus zu überweisen. Mithin wird die Unterstützung eigentlich den Verwandten des Arbeitsunfähigen, den Arbeitern gegeben, auf welche sonst die ganze Schwere seiner Erhaltung fiele. An einem andern Orte (Englische Tagesfragen. Literat. Zeitung Heft VII.) habe ich aber gezeigt, wie die Concurrenz den Gewinn des Arbeiters stets auf das Minimum der Möglichkeit bringe, und damit zugleich, daß jede ihm gewährte Unterstützung ihre baldige Aufhebung nach sich ziehn müsse, weil sie es ihm möglich mache und damit auch ihn zwinge, für geringeren Lohn zu arbeiten. Was also der Arme an Unterstützung von Seiten der Verwaltung erhält, verliert er an Unterstützung von Seiten seiner arbeitenden Verwandten, ohne daß diesen auch nur die geringste Erleichterung daraus erwüchse, und die ganze Hülfe durch das Geld-Almosen ist nur eine scheinbare.

Außerdem aber, daß das Geld-Almosen von keinem Nutzen ist, wird stets ein gewisser Bruchtheil davon auf eine Weise verwendet werden, die als direkt schädlich anzusehn ist, Die Voraussetzung, daß es zur Anschaffung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse verwendet werde, beruht auf der Macht, die man dem Triebe nach demselben zutraut. Aber die Macht dieser Triebe, die Furcht vor dem Hungertode, wird, eben durch die Gewohnheit des Almosens, von einem gewissen unklaren Vertrauen gelähmt, daß, auch bei leichtsinniger und selbstverschuldeter Entblößung die Erhaltung des Individuums der Gesellschaft obliege. So

Digitized by Google

wird das Almosen häufig zu Zwecken verwendet, die der guten Absicht der Armenpfleger schnurstracks entgegenwirken, und die Erfahrung bewahrt nicht davor, denn da alle Fälle verschieden sind, kommt sie, wie immer, bei jedem zu spät. Der furchtbare Abstand von den Genüssen, die der Reichthum bietet, das kränkende Gefühl der abhängigen Lage beim Almosenempfangen und die potenzirte Sorge und Unsicherheit zu einer Zeit, wo nur das Kapital sorglos macht, treiben den Armen dazu, im Vergessen seiner eigenen Persönlichkeit wenigstens einen negativen Genuß zu suchen, dessen Größe und Reiz nach den Leiden zu messen ist, die er zu vergessen hat. Das Mittel dazu ist der Branntwein, und darf man ihn ein Laster nennen, wo er in solcher Bedeutung auftritt? Ist er nicht bloß der Krampf des unterdrückten Gleichheitstrebens, die schattenhafte und unbewußte Selbstzerstörung der Individualität, worin sich die Gattung ihr Recht bewahrt? Der Branntwein verschlingt stets einen Theil der Unterstützungsgelder, und wenn es auch den Armencommissionen gelingt, diese Summe durch fortgesetzte Wachsamkeit so viel als möglich zu verringern, so geschieht dies nicht ohne Widerstreben von Seiten der Armen, die der schärferen Aufsicht eine schlauere Verheimlichung entgegen setzen. Auch diese ist ein Laster, aber wer verschuldet es? Es ist eine Geburt der gesellschaftlichen Verhältnisse, und kann nicht den Individuen zur Last gelegt werden, wie es die Anhänger des Dogma's von der sittlichen Freiheit thun, die die sittliche Freiheit statt in die freie Gesellschaft in das unfreie Individuum setzen, in das absolute Individuum, das, nur als Abstraktion von den gesellschaftlichen Beziehungen existirend, vom halben Verständniß eine phantastische Wirklichkeit erhält.

Es leuchtet ein, daß eine Geldunterstützung für solche Arme, die sich wenigstens einen Theil ihres Unterhaltes noch durch Arbeit erwerben können, ungefähr an denselben Mängeln leidet, wie die für die gänzlich arbeitsunfähigen. Die Armendirektion macht auch diesen vergeblichen Versuch, wie das übrig bleibende Sechstel bezeugt. Die darunter verstandene Arbeit wird freilich meist eine solche sein, die von der Concurrenz nicht viel zu leiden hat; etwa Dienste, die man den Dienstboten nicht gern zumuthet: Wassertragen, Straßenkehren u. s. w. Aber solche Dienste sind auch so wenig anziehend, daß sich die Bereitwilligkeit dazu nur selten findet, und die Ausgabe dafür ist im Vergleich mit andern Ausgaben so unbedeutend, daß sie ohne Schaden sich erhöhen ließe. Eine solche Erhöhung würde aber die Errichtung von allgemeinen Anstalten dafür möglich machen, wie in der Latrinen-Anstalt schon geschehen, und in einer Wasserversorgungsanstalt und Straßenreinigungsverwaltung wenigstens schon vorgeschlagen ist. (Baeger und Blesson, Bewässerung und Reinigung der Straßen Berlin's). Jedenfalls haben solche Anstalten den Vorzug, vermittelst praktischerer Einrichtungen, weniger Hände zu Arbeiten zu gebrauchen, die unwürdig sind, das ganze Leben des Menschen auszufüllen, und diesen wenigen denn doch eine gesicherte Existenz zuzuwenden, welche jetzt die vielen vereinzelnten nicht dabei gewinnen. Die Erhöhung des Preises solcher Arbeiten müßte aber eintreten, wenn die damit beschäftigten nicht anderweitig unterstützt würden. Die Armendirektion bedient sich eines eigenthümlichen Räsonnements gegen dergleichen Anstalten. Sie sagt: „Aber gesetzt, es sollte eine Behörde organisirt werden, welche die Reinigung der Straßen und Rinnsteine durch die ganze Stadt besorgt, (indem nämlich die jetzt unterstützten Armen dabei verwendet würden), so würde dies, da alsdann alle Hausbesitzer ohne Ausnahme herangezogen werden müßten, eine neue Auflage verursachen,

Digitized by Google

wozu schwerlich die höhere Genehmigung ertheilt werden würde. Angenommen jedoch, daß auch dies beseitigt werden könnte, was sollte geschehen, wenn ein Theil der Arbeiter, die — wohl zu merken — nicht Sträflinge sind, welche arbeiten müssen, sondern die sich freiwillig zur Beschäftigung gemeldet haben, nun plötzlich anderswo Arbeit und höheren Verdienst findet, und folglich wegbleibt?" Als wenn jetzt nicht dasselbe Verhältniß stattfände! Auch jetzt, wenn sich für die Straßenkehrer und Wasserträger plötzlich anderswo Arbeit und höherer Verdienst findet, werden sie ohne Zweifel dorthin gehn. Die unausbleibliche Folge im obigen wie in diesem Falle würde aber das Steigen des Lohns für solche Arbeiten sein, und man begreift eigentlich nicht, wie gerade die Armendirektion dies geltend macht, denn dann wäre ja wenigstens diesen Armen geholfen. Denn, daß dann die Straßen schmutzig blieben, ist nicht zu befürchten, da dies ganz in der Willkür der Polizei liegt, die nur die Ordnungsstrafe zu erhöhen braucht; bei überfüllter Nachfrage und steigendem Lohn werden aber die Armen schon wieder zur Straßenarbeit zurückkehren. So etwas findet immer seine Ausgleichung, und man sollte fast denken, daß die Armendirektion bei ihren Befürchtungen nur auf das Interesse der Hausbesitzer sah.

Zu den baaren Geldunterstützungen, welche hierher gehören, sind auch noch die Zinsen von ungefähr 70000 Thlr. zu rechnen, welche von verschiedenen Erblassern, ohne besonders angegebne Kategorie, zu milden Unterstützungen vermacht wurden, und die sich unter 2) und 3) bei den zur Stiftungscasse gehörigen Kapitalien vorfinden. Der Rest dieser Capitalien hat dagegen von den Erblassern besondere Bestimmungen erhalten, und ist demnach auch besonders zu behandeln.

Diese Bestimmungen beziehen sich einestheils auf die Art der Unterstützung, anderntheils auf die, zu unterstützenden Personen. Bei den ersten ist überwiegend auf zwei Lebensbedürfnisse, auf Holz und Miethe Rücksicht genommen, wahrscheinlich weil die Erblasser das zuerst sicher stellen zu müssen glaubten, zu dem sich die zerstreute Privatwohlthätigkeit schwerer versteht, als eben zu einer Unterstützung mit Speise und Trank oder Kleidern. Um aber die beabsichtigte Sicherstellung wirklich zu erreichen, ist eine genaue Beaufsichtigung der unterstützten Armen nöthig, und diese geschieht, wie die Vertheilung dieser Unterstützungen überhaupt, so viel ich weiß nicht durch die Armencommissionen, sondern durch die Armendirektion selbst. Diese Anordnung ist eigentlich mit dem System im allgemeinen in Widerspruch, und es müßten wenigstens die Vorschläge zu den Unterstützungen durch die Armencommissionen geschehen, so wie die nachherige Beaufsichtigung; der Armendirektion dürfte höchstens die Auswahl zwischen den Vorschlägen verbleiben, denn so würde die größeste Masse von Erfahrung geltend gemacht. Jetzt tritt noch dazu der Uebelstand ein, daß die Armencommissionen nicht einmal wissen, wer schon von der Stiftungskasse aus unterstützt ist, indem nur bei wenigen Stiftungen Mittheilungen darüber gemacht werden.

Zu diesen Widersprüchen innerhalb des Systems tritt noch die Kritik von außen. Der größeste Theil der, bei den allgemeinen Geldunterstützungen folgenden Erscheinungen tritt auch hier ein; den arbeitenden Verwandten der Armen erwächst eine Erleichterung, die sich selbst wieder aufhebt durch die Concurrenz, den Ausdruck der Uebermacht und Centralisation des Eigenthums. Darum ist es auch gleichgültig, ob durch Beaufsichtigung des Armen und Beschränkung seiner Willkür in Verausgabung der Unterstützung, eine Sicherung und Vermehrung dieser Erleichterung, eine

Ersparniß bewirkt wird, denn jedes Mehr, jede Ersparniß bereitet sich selbst ihren Untergang.

Andere Fonds sind mit Bestimmungen über die Personen behaftet, die berücksichtigt werden sollen. Darunter finden sich hauptsächlich Wittwen, Waisen, Kranke, Bürgerwittwen und Waisen, Kaufmannswittwen und Waisen u. s. w.; endlich auch Bevorzugung bestimmter Familien. Es sind also diese Bestimmungen theils dem natürlichen Schema der Gesellschaft entnommen, und dann als Correkturen der Mängel desselben zu betrachten, wie bei den Wittwen, Waisen und Kranken, bei welchem sie andeuten, daß die Hospitäler und Waisenhäuser nicht für den Bedarf ausreichen; theils dem geschichtlichen, indem sie bestimmte Stände, wie den Bürger- und Kaufmannsstand absondern, aber deßwegen auch auf den Namen wahrer und allgemeiner Wohlthaten verzichten müssen, indem gerade die Anerkennung und Aufrechterhaltung der Unterschiede den niedrigsten der unterschiedenen Stände, den Armen setzt und erzeugt. Der letzte Fall endlich, die Bevorzugung einzelner Familien, ist schon eine vollkommene Annäherung an das Erbverhältniß, in welchem die Individualität sich sogar ohne zeitliche Schranke gegen die Allgemeinheit abschließt, und steht in direktem Widerspruch mit der Anerkennung socialer Verpflichtungen. Auf diese Weise bilden die, in Rücksicht auf die Person, mit Beschränkungen behafteten Unterstützungen nichts, als den Uebergang von einer nutzlosen Allgemeinheit zur schädlichen Besonderheit, zur Starrheit des individuellen Besitzes und dürfen sich am wenigsten als Kampf gegen den letzteren betrachten.

Aber die auf beide Arten beschränkten Unterstützungen bestehen noch unter einer andern Form, in welcher sie einen weit größeren Umfang einnehmen, daher auch von größerer Wichtigkeit sind. Indem die Verpflichtung der Gesellschaft gegen Alter, Jugend und Krankheit, da, wo der Tod die verwandschaftliche Hülfe wegnahm, von vorne herein anerkannt wurde, bildeten sich in den Hospitälern, Waisen- und Krankenhäusern allgemeine selbstständige Institute für dieses Verhältniß. In ihnen stellt man also ein Princip der Erfahrung voran, und läßt ihr erst die nachträgliche Untersuchung. Das Waisenhaus soll vorerst nur Waisen aufnehmen, und erst nach dieser Voraussetzung folgt die Bestimmung, daß es nur die hülfloseren und ärmeren darunter seien. Ebenso das Krankenhaus. Aber die vorangesetzte, dem Familienverhältniß entnommene Bestimmung, und die darangeknüpfte, die aus dem gesellschaftlichen Verhältniß des Vermögens hergeleitet ist, sind sich nicht so untergeordnet, wie eine solche Vereinigung bedingt, sondern unabhängig von einander, und führen darum zum Widerspruch. Was ist eine Waise? Ein Kind, das keinen Vater hat, der für es arbeitet, keine Mutter, die es wartet und für es sorgt. Aber das Kind des armen Stuhlarbeiters, der sechs dergleichen hat, hat das einen Vater, der für es arbeiten kann? Das Geld, das er verdient, reicht kaum zu seiner und seines Weibes Erhaltung aus. Darum muß das Weib gehen und ebenfalls arbeiten: und vielleicht wird dann von beiden noch nicht einmal der Bedarf geschafft! Haben aber dann die Kinder eine Mutter, die sie wartet, und für sie sorgt? Sind sie dann nicht auch Waisen? Wenn es auf die Erhaltung und Ernährung der Kinder ankömmt, muß man ihr Waisenthum nach der Fähigkeit der Eltern dazu abmessen, und da wird es wachsen oder fallen, je nachdem die Familie des Armen größer oder kleiner ist. Denn eine natürliche Ausgleichung dafür giebt es nicht; der Arbeiter, der keine Kinder hat, setzt den Preis, der für ihn ausreicht, und der Vater der hungernden Familie muß sich dem unterwerfen.

Digitized by Google

Das Waisenhaus trägt also den Mangel an sich, von einer Voraussetzung auszugehn, die einen Theil seines Zweckes, des Schutzes der hülflosen Jugend, unerfüllt läßt. Diesen Mangel decken die Kleinkinderbewahranstalten, und die Geld-Almosen, bei denen besonders zahlreiche Familien bedacht werden, bei Weitem nicht zu. Die Kleinkinderbewahranstalten ersetzen nur die mütterliche Pflege, und haben mit der Ernährung nichts zu thun. Und die Kritik braucht auch hierbei nicht stehn zu bleiben; die Abnahme der mütterlichen Sorgen macht es den Müttern möglich für den Verdienst zu arbeiten, und zwingt sie dadurch dazu, denn der Arme ist beständig in der Lage alles thun zu müssen, was er thun kann. Das Geld-Almosen fällt wie ich schon oft erwähnte, derselben Paralyse anheim, und überall zeigt sich dieselbe schreckliche Bewegung, die aus dem Mißverhältniß der Verwaltung und eines Zustands entsteht, den sie selbst geschaffen, der aber ihrer Herrschaft entglitt, ihr weit vorauseilte, und nun ihre ohnmächtigen Versuche, auf ihn einzuwirken, verspottet.

Soll ich auch noch die Zufluchtsstätte des Alters, die Hospitäler in der bunten geschichtlichen Mannigfaltigkeit ihrer Einrichtungen heranziehn? Ich glaube, es ist nicht mehr nöthig — wer dies las, ist entweder mit Gedanken gefolgt, und für ihn könnte ich nur mit geringen Abschatten wiederholen, oder er gehört zu denen, die von vorn herein über den Gedanken hinaus sind, nnd da wäre es weggeworfene Mühe.

Der letztere ist vielleicht ein Wohlthäter der Armen, und will sich in diesem schönen Bewußtsein nicht stören lassen. Er braucht es auch nicht; ein guter Wille ist eine gute That, und jedenfalls erntet er den warmen Dank des Armen. Denn so wenig wie er und die Communal-Armenverwaltung, und die Privatvereine weiß es der Arme selbst, daß seine Armuth das Faß der Danaiden ist, bei dem dieses Mal redliche Männer den traurigen Anblick gewähren, in unablässigem Schöpfen mit nutzlosem Schweiß ihre warme Menschenliebe zu thätigen.

Und ihr Schweiß ist noch nutzloser, ihr Wirken noch blinder, als das der Danaiden. Die Danaiden schöpften das Wasser, das sie in's Faß gossen, an einem andern Ort. Die Unterstützungen, die so vergeblich durch die Finger des Armen rinnen, wo sind sie geschöpft?

Die angeführten Publicationen weisen drei Hauptquellen nach, aus denen das Einkommen für die verschiedenen Zweige der Armenpflege stammt.

Zuerst sind es die Zinsen von Kapitalien, die von Seiten der Haupt-Armenkasse, der Stiftungskasse und der speciellen Institute in Hypotheken und Staatspapieren angelegt sind und zwar

bei der Haupt-Armenkasse . . .	85487	11	3
der Stiftungskasse	171105	16	8
der Kasse des Fr. Waisenhauses .	115576	19	6
— des Arbeitshauses . .	36525	—	—
— des Neuen Hospitals .	24650	—	—
— des Dorotheen Hospitals	1800	—	—
— Koppeschen Hospitals .	3166	27	6
— des Spielhauses . . .	4300	—	—
— der L'Abayeschen Stiftung	45008	—	—
	487619	14	11

ferner, von Stiftungen, die unter dem Patronat des Magistrats stehen, aber nicht zum Ressort des Armendirektorii gehören, sind solchergestalt angelegt.

vom Nicolaus-Bürger-Hospital .	38225		
— Heilgen Geist- u. Georgs-Hosp.	43050		
— Hollmanns Wilhelminen Amalien Stiftung	36350		
— Gertraut. Hospital	25000		
— vom Jacobs-Hospital . . .	7300		
— Jerusalemshospital	26530		
	176455		
Dazu obige	487619	14	11
sind zusammen	664074	14	11

Digitized by Google

Der Zinsfuß der Hypotheken und Staatspapiere ist im Durchschnitt 4%, das giebt für jene Summe einen jährlichen Zinsabwurf von ungefähr 26500 Thlr. Mithin ist dieser Posten, in welchem das Armenthum als Capitalist auftritt, immer noch der kleinste im Einkommen. Und auch er verliert allen Schein der Geltung, wenn man daran denkt, wer die Zinsen zu bezahlen habe. Der Bürger, der eine Hypothek auf sein Haus nimmt, um sie als Capital in sein Geschäft zu stecken, macht eben dadurch das Geschäft zu einem solchen, das vom Arbeitslohn vorne weg zur Bezahlung der Zinsen einen Abzug bedingt, zu dem noch der Abzug für den Gewinn des Unternehmers hinzugefügt werden muß. Die Zinsen der Hypotheken werden mithin von den Arbeitern bezahlt, und fallen mit ihrer ganzen Schwere auf eben den Pauperismus, der aus ihnen unterstützt werden soll.

Die Zinsen der Staatspapiere dagegen werden durch einen Steueraufschlag bezahlt; sie sind daher mit dem zweiten Einnahmeposten des städtischen Armenwesens zusammenzufassen, dem Zuschusse der Stadt, der ebenfalls Steuern zur Quelle hat, und dem Zuschusse aus Königlichen Kassen. Beide letzteren betrugen im Jahre 1840 zusammen die bedeutende Summe von 253100 Thalern. Aber es ist mit den Steuern dasselbe, wie mit den Zinsen der Hypotheken, der Arme ist es, der sie allein bezahlt. Was der Reiche bezahlen muß, setzt sich bald als allgemeiner und nothwendiger Zinsabzug von seinen Kapitalien fest, und da das Verhältniß des Reichen und Armen durch den Eigenthumsunterschied überhaupt gesetzt ist, und zu immer weiterer Spaltung getrieben wird, so muß sich der Zinsabzug durch ein Steigen des Zinsfußes ausgleichen, denn der Zinsfuß ist die Aeußerung der Macht des Eigenthums, durch die es jeden Versuch des Widerstandes niederschlägt. Darum ist endlich auch der dritte Posten, die freiwilligen Beiträge, die sich ungefähr auf 40000 Thlr. jährlich belaufen, so sehr sie auch als direkter Gewinn erscheinen, ebenfalls von den Armen selbst gegeben, denn sie sind auch so ein durch die Sitte eingeführter Zinsabzug, der im Schwanken des Zinsfußes seine Ausgleichung findet. —

Somit schließt diese kurze Andeutung, wie unsere Armenverhältnisse zu kritisiren seien, durch eine Vervollständigung des oben benutzten Bildes, und zeigt, daß der Guß der Unterstützungen nicht allein vergeblich sei, weil er auf einen durchlöcherten Boden treffe, sondern auch, weil er eben da geschöpft wurde, wo er hineingegossen wird.

D. J. Faucher.

Verlag von Egbert Bauer in Charlottenburg. Berlin, gedruckt bei F. Rietack.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google